Des

Herrn Dúport dú Tertre

Geschichte

der sowohl

alten als neuen Verschwörungen,

Meutereyen und merkwürdigen

Revolutionen.

Nach der Fortsetzung des Herrn Desormeaux

aus dem Französischen übersetzt.

Neunter Theil.

Breßlau,

verlegts Wilhelm Gottlieb Korn, 1770.

Vorbericht.

Hier ist der **neunte** und **zehnte** Theil von der Geschichte der berühmtesten Verschwörungen, Meutereyen und Revolutionen, die Herr **Düport dü Tertre** angefangen, und bis auf den achten Theil inclusive fortgesetzt hat. Ein frühzeitiger Tod, der ihn im April des Jahres 1759 hinweg nahm, hat ihn an der weitern Fortsetzung dieses Werkes gehindert, in welchem er die sonderbarsten und merkwürdigsten Begebenheiten der alten und neuern Geschichte erzählet. Die Gütigkeit, womit das Publicum diese Geschichte aufgenommen hat, von welcher die ersten Theile aufs neue gedruckt worden, giebt zu der Hoffnung Anlaß, daß man die Fortsetzung

 derselben

derselben mit gleicher Gütigkeit aufnehmen werde. Der Plan des Herrn du Tertre ist beybehalten worden. Nachdem er den Leser fast in allen Theilen der Welt herum geführt hatte, so war ihm nichts mehr zu durchlaufen übrig, als Ostindien; und an diese ziemlich wenig bekannte Geschichte hat man sich gehalten.

Um den Leser nicht verdrießlich zu machen, hat man für gut befunden, die Namen der mogolischen Prinzen nicht so zu gebrauchen, wie man sie bey den arabischen Schriftstellern findet, weil ihre Aussprache ein wenig schwer fallen möchte. Wie soll man die Thaten der Helden behalten, auf deren Namen man sich kaum besinnen kann? Man hat sich daher ihrer Namen bedienet, unter denen sie in Europa bekannt sind: Anstatt **Dgelaleddin Mohammed Akbar** hat man bloß **Akebar** geschrieben; anstatt **Dgihanghir**, **Jehanguire**; anstatt **Schachdgihan**, **Chajehan**, und so in andern.

Man wird vielleicht nicht ohne Vergnügen sehen, daß die Sitten, das Genie, die Gewohnheiten, der Charakter und die Regie-

Regierungsart der Nationen, die hier auf den Schauplatz geführet werden, dasjenige ist, worauf man sich am meisten und am sorgfältigsten eingelassen hat. Die Schlachten, die Belagerungen, die Schandthaten, die Schwachheiten, die Revolutionen, kurz alle Begebenheiten stürzen sich fast allezeit in die Nacht der Zeiten; es ist demnach die Pflicht eines klugen Schriftstellers, jenen kostbaren Theil der Geschichte, der die Philosophie am meisten angehet, und der ohne Zweifel dem menschlichen Geschlechte nützlicher ist, als die meisten Regeln, welche die Gelehrten mit so vielem Stolze und so wenigem Nutzen vorschreiben, aus dem allgemeinen Schiffbruche, wenn es möglich ist, zu retten.

Man hat sich alles zu Nutze gemacht, was die Alten und Neuern über die Geschichte von Indien geschrieben haben: unter den letztern sind die, aus denen das meiste genommen ist, der Pater Catrou, der vor einigen Jahren, nach den Memoiren des M. Manouchi, eine sehr wohl geschriebene Geschichte der Mogoln herausgegeben hat; der Arzt Bernier, ein Augenzeuge der Revolution, die dem Chaje-

han den Thron kostete, und wovon er uns eine Beschreibung gegeben; der Abbé **Guion**, Verfasser einer Geschichte von Indien; der Abbé **le Mascrier**, Verfasser der neuerlichen Revolutionen in den mittäglichen Provinzen Indiens, woran die Engländer und Franzosen so großen Antheil gehabt haben; des Herrn **Otters** Reise nach Indien; ingleichen die verschiedenen Geschichten des **Tamerlan**, des **Thamas Koulikan**, der Hunnen u. s. w.

Da ich übrigens überzeugt bin, daß das Interesse die Seele der Geschichte sey, so habe ich mich bemühet nichts vorzubringen, als was gefallen und unterrichten kann. Den Lesern kommt es zu, über diese Arbeit zu urtheilen; wenn er sie nützlich findet, so werde ich auf diese beyden Theile noch ein Paar folgen lassen, in denen ich die Verschwörungen und Revolutionen erzählen will, die Herr **du Tertre** übergangen hat.

Staatsveränderungen in Indien.

Man begreift unter dem Namen von Ostindien, jene weitläuftigen Länder Asiens, die sich von Persien und der Tartarey bis an China erstrecken, vom hundert und sechsten Grade der Länge, bis zum hundert und funfzigsten, und vom siebenten der Breite bis zum ein und vierzigsten. Dieser ungeheure Theil unserer Erdkugel, der weit beträchtlicher ist, als Europa, kann als eine ganz andere Welt angesehen werden, in welcher die Natur, Gewächse und Thiere hervor bringet, die von den unserigen weit unterschieden sind. Man kennet daselbst die fast unmerkliche Abwechselung der Jahreszeiten, so wie in unsern Ländern nicht: die Sonne, glänzender und bren-

nender, als bey uns, wird daselbst nie in die dicken Wolken gehüllt gesehen, die uns in Europa dieselbe den besten Theil des Jahres verbergen; anhaltende und warme Regen machen die Monate Junius, Julius, August und September sehr traurig; und deswegen wird auch diese Jahreszeit Winter genennet: man kennet daselbst weder Frühling noch Herbst. Uebrigens hindert die Hitze und der Regen nicht, daß die Luft nicht überhaupt sehr gesund und sehr rein seyn sollte. Die Menschen, die größtentheils nackend und schwarz sind, haben keine andere Speise, als Reis und Hülsenfrüchte, und leben lange sehr gesund. Sie würden ihr Leben noch höher bringen, wenn sie es nicht durch Unenthaltsamkeit verkürzten.

Die vornehmsten Reiche dieser neuen Welt, welche größtentheils erst seit dreyhundert Jahren entdeckt worden ist, sind Indostan, oder das eigentlich so genannte Indien, die Halbinsel disseits des Ganges, und die Halbinsel jenseits des Ganges, welche ein jedes eine Menge Königreiche und Provinzen enthalten, als Visapur, Golconda, Decan, Bengala, welche den Tartarn, als Herrn von Indostan, unterworfen sind; ferner die Königreiche Ava, Pegu, Arracan, Siam, Cochinchina, Tunquin, welche alle ihre eigenen Herren haben. Wir sagen nichts von jener erstaunlichen Menge von reichen und fruchtbaren Inseln, womit das indianische Meer bedeckt ist, als die Insel Ceylan, die maldivischen,

die

die philippinischen, die moluccischen, die japonischen Inseln; auch nichts von dem weitläuftigen Reiche China, welches einige Geschichtschreiber mit Unrecht unter dem Namen von Ostindien verstehen.

Diese weitläuftigen Länder werden von unzähligen Nationen bewohnet, die alle dem Ursprunge, der Religion, den Sitten und der Figur nach unterschieden sind; einige werden von sehr mächtigen Königen beherrschet, die andern sind kleinern Herren unterworfen; alle aber seufzen unter der Last des Unglücks und der Unterdrückung, weil der Aberglaube und der Despotismus, die beyden härtesten Geißeln der Menschheit, ihre Herrschaft daselbst auf immer befestiget zu haben scheinen.

Unter allen in diesem Theile der Welt bekannten Staaten sind ohne Zweifel Japan, China und Indostan diejenigen, welche die Aufmerksamkeit am meisten auf sich ziehen, sowohl wegen ihrer Macht und Größe, als auch wegen der Sitten, der Gesetze und der Denkungsart der Völker, welche dieselben bewohnen; man kann auch noch die Thaten und das Ansehen der Könige hinzusetzen, welche sie erobert oder vergrößert haben. Die Staatsveränderungen von Japan und China findet man im sechsten und siebenten Theile dieses Werkes: wir werden uns daher nur an das halten, was in dem eigentlich so genannten Indien, oder in Indostan,

stan, sich von dergleichen Veränderungen zugetragen hat.

Indostan ist eines der weitläuftigsten und reichsten Länder der Welt. Es bekömmt seinen Namen vom Flusse Indus, der gegen Abend durch dasselbe fließt; gegen Mitternacht gränzet es an die große Tartarey, von welcher es durch die Gebirge des Caucasus abgesondert wird. China liegt ihm gegen Morgen, und gegen Mittag stößt es an das morgenländische oder indianische Meer; gegen Abend hat es Persien zur Gränze. Man theilet diese mächtige Monarchie in drey Theile: in das mitternächtige Indien, die Halbinsel gegen Abend disseits des Ganges, und die Halbinsel gegen Morgen jenseits dieses Flusses; so daß es in der Länge, von Morgen gegen Abend, sechs hundert und funfzig, und mehr als vier hundert und funfzig Meilen, von Mitternacht gegen Mittag in der Breite haben kann. Man zählet über vierzig große Provinzen, die zu diesem Reiche gehören. Die meisten sind sehr volkreich und fruchtbar: sie bringen nicht allein alles, was zum Unterhalte der Menschen nöthig ist hervor; sondern die Natur hat sie so gar von andern Theilen der Welt unterschieden, dadurch, daß sie in ihren Schooß Specereyen, Perlen und Diamanten gelegt hat; köstliche Schätze, welche zu allen Zeiten den Geiz der Seefahrer rege gemacht, und nicht wenig beygetragen haben, den Geschmack der gesittesten Nationen zum Luxus zu verleiten.

Die

Die angenehmsten von diesen weitläuftigen Ländern sind die, die zwischen den beyden Flüssen Indus und Ganges liegen. Der erste dieser Flüsse entspringt auf dem Gebirge Paropamisus, welches einen Theil von der ungeheuren Kette von Bergen ausmacht, welche man den Caucasus nennet; er läuft von Norden gegen Süden; und nachdem er in einem Laufe von beynahe tausend Meilen ohngefähr vierzig Flüsse zu sich genommen, verlieret er sich, durch fünf ungemein große Ausflüsse ins indianische Meer.

Der Ganges, einer der größten Flüsse in der Welt, scheint aus den Gebirgen Imaus, an den Gränzen der Tartarey zu entspringen; er läuft durch ganz Indostan, ohngefähr eben so hoch, als der Fluß Indus; der Sand, über den er sein Wasser fortwälzt, ist mit Goldkörnern und Edelsteinen vermenget; seine geringste Breite ist ohngefähr eine Meile; er fällt, vermittelst vieler Ausflüsse in den Meerbusen von Bengala, und macht verschiedene Inseln, die ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit wegen berühmt sind. Dieser so nutzbare Fluß ist für alle Indianer ein Gegenstand der Verehrung und des Aberglaubens. Das Volk und die Könige baden sich beständig darinne, in der Einbildung, daß sein für heilig gehaltenes Wasser nicht allein die Unreinigkeiten des Leibes, sondern auch der Seele wegnehme. Außer diesen berühmten beyden großen Strömen, welche diese Länder befeuchten und fruchtbar machen, giebt es noch

eine Menge kleiner Flüsse und Canäle, die von den Händen der Natur und der Kunst gegraben sind, und die theils die übermäßige Hitze, dasiger Gegenden in etwas dämpfen, theils den Transport der Lebensmittel aus einer in die andere erleichtern.

Diese glücklichen Gegenden wurden anfänglich von ägyptischen Colonien bewohnet; wenigstens waren die Religion, die Sitten, die Gewohnheiten der ersten Indianer denen ziemlich ähnlich, die bey den alten Einwohnern Aegyptens im Brauche waren, und deren Andenken sich bis auf uns fortgepflanzet hat. Die Seelenwanderung, diese alte und abgeschmackte Lehre, die Pythagoras in Aegypten lernte, macht noch heut zu Tage einen der vornehmsten Glaubensartikel der Indianer aus. Die Nahrung dieses Volkes blieb lange Zeit auf die Früchte der Erde eingeschränkt, und ihr Trank war Wasser. Die Schwelgerey und die Pracht, die seit der Zeit in Indien eingerissen und gemein geworden sind, waren damals daselbst ganz unbekannt. Diese Völker trugen lange weiße Kleider, ein Sinnbild der Unschuld und der Redlichkeit. Ordnung, Friede, Menschlichkeit, Liebe zur Arbeit, Ehrfurcht gegen Gott, gegen die Könige und die Priester schienen erbliche Tugenden bey den Indianern zu seyn. Die weisen Gesetzgeber, denen diese Nationen so viele Tugenden und Glückseligkeit zu danken hatten, waren so sorgfältig gewesen, daß sie in allen Städten ehrwür-

dige Bürger ausgelesen, und zu Aufsehern oder Censoren gesetzt hatten, die nicht allein das Laster und die Schwelgerey bestrafen, sondern auch auf die Beförderung der Künste, der Handlung, des Fleißes und der Tugend ein wachsames Auge haben mußten. Man richtete den Todten keine Denkmäler auf, weil man überzeugt war, daß der Ruhm, welcher gute Handlungen und die Tugend begleitet, ein weit dauerhafter Denkmal sey, als eitle Mausoläen.

Dieses Volk, das ohne Widerrede unter allen Völkern, die damals den Erdboden bewohnten, das glücklichste war, bezeigte gegen seine Könige eine so große Treue und Ergebenheit, daß ihm so gar der Name von Aufruhr und Empörung unbekannt war. Sein Dichten und Trachten gieng dahin, sich seinem Könige gefällig zu machen, als dem leibhaften Bilde der Gottheit. Kein Indianer trat vor seinen Monarchen mit leeren Händen; insgemein waren es Blumen, oder abgezogene Wasser, die sie ihm mit der rührenden Anrede überreichten: „Sey beglückt, „Prinz, der du unserer Verehrung würdig bist, „glänzendes Gestirn, dessen Glanz von keinem „andern entlehnet ist, du, der du, wie die „Sonne, nur aufgehest, um Licht und Freude über „das Herz deiner Unterthanen zu verbreiten! „du giebst der Erde die Kraft und die Frucht„barkeit, womit sie die Menschen ernähret; du „leuchtest uns auf unsern Wegen; du lehrest „uns Klugheit und Bescheidenheit: der Gott

„des

„des Himmels hat die Kennzeichen seiner Ge-
„walt in deine Hände gegeben; du bist das Bild
„des himmlichen Lichtes.„

Hundert und achtzehn Nationen wohnten in dem heutigen Indostan; fast alle hatten ihren eigenen König, der bisweilen unabhängig, meistentheils aber einem mächtigern zinsbar war, der seinen Ruhm darinne suchte, daß er seine Vasallen beschützte, und den Krieg vom Reiche entfernte.

Die Könige waren Eigenthümer von allen Länderenen ihrer Staaten; sie überließen aber ihren Pachtern den vierten Theil der Aerndte. Das größte Verbrechen bey den Indianern, und das am meisten als eine Verletzung des Völkerrechts angesehen wurde, war, wenn man den Landmann in seinen nützlichen Arbeiten störete. Dieses Gefühl des Rechts war so in aller Herzen gegraben, daß die Soldaten, selbst mitten in den grausamsten Kriegen, doch des Landmannes schonten. Es war keine Seltenheit, auf einer Seite zwo Armeen einander gegen über im heftigsten Kampfe, und gleich daneben ruhige Landleute ohne Furcht mit der Arbeit beschäfftigt zu sehen, womit sie sich und andern den Unterhalt verschaffen.

Die Religion dieser Völker bestand lange Zeit in der Verehrung des höchsten Wesens, mit keiner Abgötterey vermischt; nach und nach aber gerieth sie ins Verderben, und die Indianer wur-

den,

den, so wie ihre Stammältern, die Aegypter, das abergläubischte Volk auf dem Erdboden. Sie nahmen zwey Grundwesen an, deren einem sie alles Böse, so wie dem andern alles Gute, beyden aber eine fast gleiche Gewalt, und eine unüberwindliche Feindschaft zuschrieben. Das eine Grundwesen, von dem alles Gute herrühren sollte, ist nichts anderes, als Gott; aber die Indianer leisteten ihm keinen besondern Dienst, weil es, wie sie glaubten, seinem Wesen nach mit nichts andern, als mit der Glückseligkeit der Menschen beschäfftiget wäre und beschäfftiget seyn könnte. Das Grundwesen des Bösen aber fürchteten sie, und suchten es durch einen förmlichen Dienst, durch Gebethe und Opfer zu versöhnen; sie richteten ihm Tempel auf, in welchen sie ihn unter den schrecklichsten Gestalten vorstelleten. Die Religion der Indianer bestand also viele Jahrhunderte nach einander in der Erkenntniß der Gottheit, und der Anbethung des Teufels; und eben diese Religion hatten auch die meisten Völker in Asien und Africa.

Endlich trat ein Lehrer unter ihnen auf, den sie Brama nennen, und von dem einige Schriftsteller mit Unrecht behaupten, daß er aus Europa gekommen sey, um die Indianer zu unterrichten. Brama, der die alte Religion nicht verwarf, predigte die seinige mit unglaublichem Erfolge: er wärmte die Lehre von der Seelenwanderung wieder auf, welche in Vergessenheit gekommen zu seyn schien; er gab vor, die Seele,

wenn

wenn sie den menschlichen Körper verließe, begäbe sich in einen andern, und setzte ihre Reise von einem Körper zum andern so lange fort, bis sie in den Körper eines Braminen käme. In diesem letztern erlangte sie endlich einen Grad der Reinigkeit, der sie würdig machte, in den Himmel einzugehen, und in dem Schooße der Gottheit eines ewigen Ruhms und einer unveränderlichen Glückseligkeit zu genüßen. Brama nahm diese Lehren zum Grunde, da er, um die Indianer zum sanftmüthigsten und menschenfreundlichsten Volke zu machen, ihnen verbot, Menschen, oder andere lebende Geschöpfe zu tödten; er verbot ferner den Ehebruch, die Hurerey, den Diebstahl und die Lügen.

Die neue Lehre des Brama wurde einstimmig von allen angenommen; man fieng an den Urheber der allgemeinen Glückseligkeit, als einen aus dem Schooße der Gottheit herab gekommenen Menschen zu verehren, und räumte ihm bald eine unumschränkte Gewalt ein. Er bediente sich dieser Ehre zur Gründung seiner Religion auf dauerhafte Grundsätze. Zuförderst theilte er die Indianer in verschiedene Tribus oder Zünfte. Er trug das Priesterthum, die Staatsverwaltung, das Studiren der Wissenschaften, und das Recht, sie zu lehren, den Braminen auf, seinen Nachfolgern oder Schülern, aus denen er die erste Zunft machte. Er untersagte ihnen den Krieg, die Handlung und die mechanischen Künste, und band sie an die strengsten Gesetze;

es

es war für sie ein Verbrechen, Fische, Vögel, vierfüßige Thiere, und selbst Hülsenfrüchte zu essen, wenn sie rothe Flecken hatten; die Braminen durften auch nicht mehr, als eine Frau, heyrathen. Diese Einschränkung in dem Vergnügen der Liebe, die der Natur und der Vernunft so gemäß ist, wurde als sehr heroisch angesehen, in Ländern, wo die Vielweiberey stets geherrschet hat, und wo es leichter ist, zehn tausend Männer zu finden, die sich nie betrinken, als die mit einer Frau zufrieden sind. Aber die Weiber mußten die Ehre, einen Braminen, einen Mann aus der vornehmsten Classe der Nation, allein zu haben, sehr theuer bezahlen; denn Brama befahl, daß die Wittwe eines Braminen sich auf eben dem Holzstoße verbrennen sollte, auf welchem der Körper ihres Gemahls verbrannt wurde, wenigstens mußte sie Zeit Lebens eine Wittwe bleiben. Es ist zum Erstaunen, daß ein so weiser und sanftmüthiger Gesetzgeber als Brama auf den grausamen Einfall hat kommen können, tausend unschuldige Frauenzimmer ums Leben zu bringen, oder für den Staat unbrauchbar zu machen; aber man sagt, er sey zu diesem grausamen Mittel durch die abscheuliche Gewohnheit gezwungen worden, die unter dem indianischen Frauenzimmer eingerissen war, daß sie ihre Männer durch Gift aus dem Wege schafften, wenn sie von ihnen nicht genug geachtet wurden. Uebrigens kann man nicht glauben, wie viel Frauenzimmer sich ums Leben

gebracht haben, in Hoffnung der großen Glückseligkeit, welche Brama dieser freywilligen Aufopferung verhieß, und aus Furcht vor der Schande, womit er diejenigen belegte, welche das Leben dieser rühmlichen That vorzogen. Nur seitdem der Alcoran, und vornehmlich das Evangelium in Indien geprediget worden sind, hat diese wilde Gewohnheit nach und nach abgenommen.

Aber die Braminen, die ehemals in ganz Asien so sehr verehret, und von den Griechen und Römern für die größten Weltweisen der Morgenländer angesehen wurden, sind jetzt in Unwissenheit und Verachtung herab gesunken; kaum einer verstehet noch die Sprache der Gelehrten, in welcher Brama, und ihre besten Schriftsteller geschrieben haben. Sie geben die Welt für ungeheuer alt, und beynahe für ewig aus; sie halten sie mit Gott selbst für einerley, und sagen, die Schöpfung sey nichts anders, als eine Erweiterung und Ausdehnung der ewigen und allgemeinen Substanz; so wie sie den Untergang der Welt für nichts weiter, als eine Zurückkehr dieser Substanz in sich selbst ausgeben. Eben so abgeschmackt sind die übrigen Meynungen dieser vorgegebenen Philosophen. In der Stadt Benares, am Ganges gelegen, trifft man übrigens die meisten Gelehrten an; sie wird daher für das Athen in Indien gehalten. Man studieret hier nicht, wie in Europa; es giebt da weder Collegia noch Universitäten. Nichts

gleichet den Schulen der alten Philosophen so sehr, als die Schulen der Braminen: die Lehrer sind in den Vorstädten herum zerstreuet, und haben nicht über zehn bis zwölf Schüler, welche funfzehn bis zwanzig Jahre bey ihnen im Hause wohnen; aber sie lernen alle wenig und nichts, wegen ihrer Langsamkeit und Trägheit, woran das Clima Schuld ist, als auch wegen des Mangels an Nacheiferung.

Die zweyte Zunft oder Classe bestehet aus den Kriegesmännern; sie beschäfftigen sich bloß mit dem Kriege, und denen dazu gehörigen Uebungen. Aus ihrem Mittel werden die Könige gewählet. Brama erlaubet ihnen mehrere Weiber zu haben, weil man dem Staate nicht Soldaten genug verschaffen kann, da immer so viele im Kriege bleiben. Es ist ihnen erlaubet, das Fleisch der Thiere zu essen, wenn sie ihnen nur nicht selbst das Leben genommen haben. Man nennet diese Kriegeszunft Ragaputes, von dem Namen Raja, den man in Indien einer Menge kleiner Könige giebt, die zum Theil Vasallen der Mogoln, zum Theil unabhängig sind. Die Ragaputen leben von einigen Stücken Landes, die ihnen die Rajas geben. Uebrigens giebt es wenig Soldaten in der Welt, die tapferer und ihrem Herrn mehr ergeben wären. Sie leisten einen Eid, daß sie in der Schlacht zu seinen Füßen sterben wollen. Sie umarmen sich, um gleichsam auf ewig von einander Abschied zu nehmen, wenn sie in ein Treffen gehen.

Man sagt, sie nähmen allemal vor der Schlacht eine starke Dosis Opium zu sich, wodurch sie im Kampfe bis zur Raserey gebracht würden; selten geben oder nehmen sie Pardon; es fehlet ihnen nichts, als Ordnung und Zucht, um furchtbar zu seyn.

Nach dieser Zunft sind die Banianen oder die Kaufleute die vornehmsten. Sie werden für die eifrigsten Beobachter der strengen Gesetze des Brama gehalten, und vermeiden sehr sorgfältig Fleisch und Fische zu essen. Ihre Freygebigkeit hat keine Gränzen, indem sie außer den vielen und reichen Hospitälern für Kranke, alte Leute und Waisen, noch eine Menge anderer für Kühe, Vögel, Affen u. s. w. unterhalten. Aber wie ungleich sind sich die Menschen in ihrer Aufführung! Eben diese Banianen, die so mitleidig, so menschenfreundlich, so großmüthig sind, gehen mit den Fremden nie aufrichtig um, und betrügen sie, wo sie wissen und können.

In der vierten und letzten Zunft sind die Handwerksleute und Künstler. Brama hat sie, in Ansehung der sauern Arbeit, womit sie sich beschäfftigen, von der strengen Beobachtung verschiedener Gesetze frey gesprochen. Diese Zunft ist wieder in so viel Classen abgetheilet, als es Handwerke und Künste giebt. Es ist aber einem Handwerksmanne nie erlaubt, aus einer Classe in die andere zu gehen, und er ist so gar genöthiget, seine Kinder in eben der Profeßion

zu

zu erziehen, die er selbst treibt. Brama hat sich in der Befreyung von den Gesetzen nach der Art der Arbeit gerichtet, welche diese Handwerksleute thun: die, denen das meiste erlaubt ist, sind die geringsten und verachtesten von der Nation.

Die Indianer wichen übrigens gar bald von ihrer ersten Einfalt ab. Kaum war es in dem übrigen Asien bekannt worden, wie reich dieses Land wäre, als eine Menge Fremder sich daselbst einfand, und nebst den ausländischen Künsten auch die Schwelgerey und die Laster der Ausländer mit dahin brachte. Die Nation wurde gesitteter, sie bekam Einsicht in die Wissenschaften; sie lernte mit den Waffen umgehen, und fieng an die Regierung, als eine Kunst zu studiren; aber sie verlor darüber ihre Unschuld und ihre Tugenden. Die Indianer, die unter einem gelinden Himmelsstriche ohnedem schon weichlich waren, und es durch das ansteckende Beyspiel der Ausländer noch mehr wurden, arteten, nicht etwan nach und nach, und stufenweise, sondern auf einmal, auf die unbegreiflichste Weise, in das wollüstigste Volk Asiens aus. Nichts ist so ausschweifend, als die übertriebene Schwelgerey, welche die alten Schriftsteller ihren Königen vorwerfen. „Sie gehen niemals aus,„ sagt Quintus Curtius, „ohne sich von Frauenzimmern „begleiten zu lassen, deren Reden, Stellungen, „Gesänge und Blicke nichts als Weichlichkeit „und Wollust einhauchen; eine Menge Hofbe-

„diente gehen mit dem Rauchfasse in der Hand
„voraus, und beräuchern den Weg. Der Kö-
„nig wird auf einem goldenen und mit Edelstei-
„nen besetzten Sessel getragen, und mit einem
„langen mit Golde und Purpur durchwebten nes-
„seltuchenen Kleide bedeckt. Hinter ihm folget
„mit gleicher Pracht ein zahlreiches Heer der
„schönsten Beyschläferinnen; die Wache des
„Prinzen gehet mit Zweigen in der Hand neben
„her, auf welchen Vögel von verschiedener Art
„und Schönheit sitzen, die durch ihren Gesang
„den Ohren der Indianer ein angenehmes Con-
„cert aufführen.„

„Das einzige Geschäfft dieser unthätigen Kö-
„nige ist die Jagd, die sie in einem mit wilden
„Thieren besetzten Garten anstellen. Sie schies-
„sen von ihrem Wagen herab nach denen vor
„ihnen versammelten Thieren. Die Frauen-
„zimmer, mit denen sie stets umgeben sind, su-
„chen ihnen, auf diese beschwerliche Arbeit, wie-
„der ein Vergnügen mit ihrem Gesange zu ma-
„chen, und besingen ihre Siege mit großem Ent-
„zücken. Der Eingang ihres Pallastes bestehet
„in einem auf Marmorsäulen ruhendem Saale,
„welche mit goldenem Laubwerke umflochten sind,
„und das mit silbernen Vögeln besetzet ist; in
„diesem Vorhofe oder Saale giebt der König
„mitten unter seinen Weibern, den Abgesandten
„Audienz; er schämet sich auch nicht, sich in
„ihrer Gegenwart von seinen Weibern die Füße
„und die Hände salben, oder den Bart und die
„Haare

„Haare kämmen zu lassen. So weit gehet der
„Stolz und der Despotismus dieser gekrönten
„Ungeheuer, daß es einem jeden das Leben ko-
„stet, der sich unterstehet seine Concubinen starr
„anzusehen, oder ihnen zu nahe zu kommen.„

Wir haben eine Nachricht von den Gesetzen, Gewohnheiten und der Religion der alten Indianer um so viel mehr für nöthig gehalten, da sie heut zu Tage fast noch eben so sind, ohne sich durch die verschiedenen Revolutionen verändert zu haben, welche diese Völker erfahren, und die wir zu erzählen uns vorgesetzet haben.

Die Fruchtbarkeit Indiens, die Diamanten, die Perlen und die Seide, woran es einen Ueberfluß hat, besonders aber die unermeßlichen Schätze, welche diese reichen Producte aus allen Theilen der Welt in seinen Schooß zusammen gebracht hatten, reizten den Geiz und die Herrschsucht jener glücklichen Räuber, welche das unwissende Volk mit dem Namen der Helden und großen Männer beehret hat. Bacchus, Semiramis, Sesostris, Darius, des Hystaspis Sohn, kamen zu verschiedenen Zeiten nach Indien, und verheereten es mit Feuer und Schwerdt. Sie durchzogen die weitläuftigen Provinzen desselben als Sieger und Eroberer; ihre Eroberungen waren aber von keiner Dauer, und kaum erinnert man sich noch der Feldzüge dieser Unterdrücker der Menschen.

Das gilt aber nicht von dem Einfalle eines Eroberers, der lange nach ihnen kam, und sie durch seinen glänzenden Namen alle verdunkelte. Alexander der Große ist es, der, da er auf den Titel eines Weltbezwingers Anspruch machte, ohngefähr dreyhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, die Indianer angriff, welche ihre weite Entfernung von Macedonien gegen seine Wuth nicht sicher stellen konnte. Die Unternehmungen Alexanders, seine Schlachten und Siege sind bekannt; man weiß, daß er an dem Porus, einem der mächtigsten Prinzen in Indien, einen Gegner fand, der seiner würdig war, und daß er, so viel Glück er auch hatte, doch seine Eroberungen nicht weiter als bis an den Fluß Hiphasus brachte. Uebrigens störete er doch nirgends, wo er auch mit seinen Waffen hindrang, die Reihe der indianischen Erbkönige, und es scheint bloß, daß er einige dem Porus unterworfen habe, dem er die Freyheit, und sein Reich wieder gegeben hatte. Alexander schonete auch der Gesetze, der Gewohnheiten und der Religion der Indianer; kurz er ließ die höchste Vorstellung von seiner Großmuth und von seiner Tapferkeit unter ihnen zurück. Ob es gleich schon mehr als zwey tausend Jahre sind, daß Alexander von der Welt Abschied genommen hat, so spricht man doch noch heut zu Tage seinen Namen in Indien und ganz Asien nicht ohne Ehrerbietung aus. Die Indianer sahen so gar den Einfall dieses Prinzen, als nützlich an, weil ihnen dadurch

durch der größte und einträglichste Handel geöffnet wurde. Nach der Erzählung der Macedonier, welche den Alexander auf diesem Feldzuge begleitet hatten, trugen die Syrer, die Araber, die Aegypter, die Griechen, von den reichen Producten Indiens geblendet, ihr Gold und Silber zu ihnen, um alles zu kaufen, was dem Luxus zur Nahrung dienet, womit diese Nationen sich damals fast eben so sehr beschäfftigten, als mit den Bedürfnissen des Lebens. Man weiß, daß nach der Zeit die Römer dem Beyspiele aller dieser Völker folgten.

Vom Alexander bis auf den Gengis-Kan, das ist, innerhalb funfzehn Jahrhunderten ohngefähr, genoßen die Indianer eines langen Friedens, wenigstens ward ihre Ruhe durch keine Einfälle von Auswärtigen gestöret. Man sahe in diesen weitläuftigen Ländern eine große Anzahl Könige im Frieden auf dem Throne ihrer Voraltern regieren; sie waren zwar von einem mächtigern Monarchen abhängig, dem sie einen Tribut bezahlten; aber dieser König, der vom Porus abstammete, und dessen Nachkommen *) noch heut zu Tage eine ansehnliche Gewalt in

*) Diese vom Porus abstammenden Prinzen regieren unter dem Namen Rana, welches einen schönen Mann bedeutet. Ihre Staaten sind sehr ansehnlich; sie können, wie man saget, funfzig tausend Mann Cavallerie, und zweymal hundert tausend Mann Infanterie auf die Beine stellen; vielleicht bewaffnen sie alle ihre Unterthanen.

Indien haben, suchte seine Ehre bloß in der Vertheidigung und Beschützung seiner Vasallen.

Um das Jahr 1200 nach Christi Geburt erhob sich endlich in dem nördlichen Asien ein Mann, der noch mehr Unheil stiftete, als Alexander. Er ist in der Geschichte unter dem Namen Zengis oder Gengis-Kan bekannt. Er war aus der großen Tartarey gebürtig, aus den weitläuftigen Ländern, die an der Gränze von China und Indien liegen, und sich bis ans caspische Meer erstrecken. Dieser Mann, der bis in sein vierzigstes Jahr im Verborgenen gelebet hatte, wußte als ein kühner und listiger Kopf sich einen Anhang zu machen, mit dem er verschiedene Horden der Tartarn unter seine Bothmäßigkeit brachte, aus welchen er hernach vortreffliche Soldaten bildete. Er eroberte mit ihnen bald darauf fast die ganze Tartarey, und ließ sich zum Kan oder Kaiser derselben ausrufen. Die Völker dieses Landes, die bisher ganz unbekannt gewesen waren, wurden unter seiner Anführung die berühmteste und furchtbarste Nation in Asien. Gengis-Kan machte den prächtigen Entwurf, die ganze Welt zu erobern, und dieses große Project setzte die Barbaren nicht in Erstaunen, die der neue Kaiser zu Strapazen und zum Kriege abgerichtet hatte. Sie kamen aus allen Gegenden des Reichs unter seine Fahnen, und machten eine Armee von achtmal hundert tausend Mann zusammen aus, die nur nach Blut und Beute begierig waren. Die Ueberschwemmung

zog sich nach der Halbinsel disseits des Ganges zu, aus welcher Gengis-Kan eine Einöde machte. Der unglückliche König, der in diesen sonst angenehmen Gegenden regierete, ward überwunden, gefangen, und ums Leben gebracht. Von hier drang der wilde Gengis-Kan in China ein, verheerete und eroberte den besten Theil desselben. Auf dem Zurückzuge ward ihm Indien zur Beute, sodann Persien, und endlich unterwarf er fast ganz Asien seiner Herrschaft. Der Tod übereilte den Gengis, da er kaum die Hälfte seines Projects ausgeführet hatte. Die letzten Worte, die er sterbend sprach, waren ein Befehl an seine Kinder, die Eroberung der Welt zu vollenden.

Seine Kinder, die eben den Ehrgeiz hatten, waren dem Befehle ihres Vaters sehr getreu. Der eine von seinen Söhnen eroberte vollends China; ein anderer Indien; ein dritter kam bis an die Ufer der Donau, und drohete Europa mit der fürchterlichsten Sclaverey. Asien bekam damals eine andere Gestalt: es ward fast ganz in drey große Reiche getheilet, welche alle drey in den Händen der Kinder des Gengis waren. Diese Reiche aber, die auf die Trümmer so vieler andern gebauet waren, erhielten sich nicht lange in blühendem Zustande. Die Weichlichkeit, der Abgott fast aller orientalischen Monarchen, war die einzige Gottheit, der die Nachkommen des Gengis opferten; fast alle erfuhren auf dem Throne die Schande, die Demüthigung

thigung und das traurige Schicksal so vieler von dem grausamen Gengis überwundener, gefangener und umgebrachter Könige; eine gerechte und schreckliche Strafe, welche die Gottheit stets gegen die Geißeln des menschlichen Geschlechtes oder ihre Nachkommen aufhebet.

Die Tartarn, die unterdeß in den Wollüsten weich geworden waren, hatten fast alle ihre Eroberungen wieder verlohren, und die Indianer waren nicht die letzten, die das verhaßte Joch dieser Barbaren abschüttelten. Kaum ward man noch einige Spuren von der Herrschaft des Gengis und seiner Kinder in Indien gewahr, als einige arabische Kaufleute, die sich an den indianischen Küsten niedergelassen hatten, sich die Schwachheit der Könige und der Völker, von denen sie waren aufgenommen worden, zu Nutze machten, sich eines großen Theils der reichen Provinzen dißseits des Ganges bemächtigten, und die Lehre Mahomeds nebst einer neuen Herrschaft daselbst einführten. Diese Fremden, denen die Ueberwundenen den Namen Patanen gaben, erstaunten über die Leichtigkeit, mit welcher sie so viele Provinzen erobert hatten, und rückten in die Länder zwischen dem Indus und Ganges weiter fort. Allenthalben war ihr Glück außerordentlich: nicht als ob es den Indianern an Muth gefehlet hätte; sondern weil sie sich nie mit einander zu vereinigen wußten, um sich gemeinschaftlich den Eroberern zu widersetzen. Die Patanen stifteten, nachdem sie verschiedene Könige

nige überwunden hatten, ein mächtiges Reich, dessen Hauptstadt Dehly, am Flusse Gemna, war.

Die Patanen wuchsen ungemein an; ihr Staat ward reich und furchtbar, weil sie als eine Colonie von Kaufleuten den Geist der Verwüstung und der Intoleranz, welcher sonst den Schülern des Mahomets ganz eigen zu seyn scheint, nicht mit nach Indien gebracht hatten. Die Patanen ließen den überwundenen Völkern ihre Gesetze, ihre Gebräuche und ihre Religion; sie hatten daher auch von einer biegsamen, schwachen und zur Sclaverey gebohrnen Nation wenig Aufruhr zu besorgen. Die Eroberer, die sich in dem ruhigen Besitze eines weitläuftigen und sehr volkreichen Landes sahen, wandten alle ihre Kräfte gegen die indianischen Könige, die sich bisher, durch die Lage ihrer Staaten, indem einige mit hohen Gebirgen, andere mit undurchdringlichen Wäldern umgeben waren, in der Unabhängigkeit erhalten hatten. Die gemeinschaftliche Gefahr vereinigte diese kleinen Monarchen noch nicht, so daß sie sich alle zugleich ihren Feinden widersetzt hätten; jeder von ihnen hatte den Grundsatz, daß er nie der angreifende Theil seyn wollte. Diese schlechte Aufführung, die man nicht sowohl einem allgemeinen Abscheu am Blutvergießen, als vielmehr der natürlichen Trägheit der Indianer zuschreiben muß, schaffte den Patanen ungemeine Vortheile. Sie öffnete nach der Zeit den schleunigen Progressen der

Mogoln

Mogoln den Weg, welche auf die Trümmer des Reichs der Patanen eine Herrschaft gründeten, die noch heut zu Tage in Indien fortdauret.

Der Urheber dieser neuen Revolution war der berühmte Timur oder Tamerlan. Dieser Mann, gebohren in Transoxana, einer Provinz der großen Tartarey, im Jahre der christlichen Zeitrechnung 1335 und der türkischen 736, war mit dem Gengis-Kan von einerley Familie, ein Unterthan des Houssain, welcher damals den Thron in Turquestan besaß, von welchem Transoxana abhängig war. Er ward auf dem Lande erzogen, und man brauchte ihn, nach der Gewohnheit der Nation, zum Hüten des Viehes. Dieser Viehhirt sollte mit der Zeit einer der größten Eroberer des Erdbodens werden. Man ward, von seiner Kindheit an, Züge des Stolzes und der Kühnheit an ihm gewahr, welche seine zukünftige Größe voraus sagten. Er erlangte über die jungen Hirten der Nachbarschaft eine Gewalt und ein Ansehen, das er nachher über alle Menschen zu behaupten wußte. Sein Vergnügen war sie zusammen zu nehmen, und in verschiedenen kleinen Kämpfen zu üben. Diese so unschuldigen Spiele gereichten in der folgenden Zeit ganz Asien zum Verderben. Die jungen Tartarn gewöhnten sich, den Tamerlan, als ihren Anführer zu betrachten. Dieser, der nun nicht mehr bloß Kinderspiele treiben wollte, führte seine Cameraden in die Felder der benachbarten Horden, und ließ sie da rauben und plündern.

Das

Das Glück dieser kleinen Streifereyen ermunterte den Tamerlan zu größern Unternehmungen. Es gieng ihm alles glücklich von statten, und aus allen Gegenden von Transoxana liefen die Straßenräuber dem Tamerlan zu, um Antheil an der Beute zu haben. Der glückliche Tartar sahe in kurzer Zeit eine Armee zu seinen Diensten, der es weiter an nichts, als an Waffen fehlte, um furchtbar zu seyn. Die Progressen dieses Räuberhaufen kamen dem Könige Houssain zu Ohren; er vernahm es nicht ohne Erstaunen und Unwillen, daß ein Prinz von seinem Stamme sich durch verhaßte Räubereyen hervorthun wollte. Es schienen ihm indeß andere Projecte, als bloße Plünderungen, im Tamerlan zu stecken, und er glaubte, daß er die Mühe, ihm Einhalt zu thun, selbst übernehmen müsse. Er versammelte also seine Truppen, und führte sie selbst gegen den Tamerlan. Dieser hatte das Herz, sich dem Könige entgegen zu stellen, und seine Kühnheit ward durch den glücklichen Erfolg gerechtfertigt. Nichts schien ungleicher, als dieses Gefecht: auf der einen Seite ein rechtmäßiger König, voll Erfahrung, kriegerische Soldaten, in großer Anzahl, und mit den benöthigten Waffen versehen; auf der andern Seite ein junger Mensch, bloß durch seine Bubenstücke bekannt, ein Haufen Hirten und Räuber, die weiter keine Waffen hatten, als Stöcke mit Eisen beschlagen; aber die Ueberzeugung, daß sie der härtesten Lebensstrafe nicht

anders,

anders, als durch den Sieg entgehen könnten, diente ihnen statt aller Vortheile, welche die Feinde über sie hatten. Ihr Anführer, der entweder siegen oder sterben wollte, theilte ihnen allen seine Entschlossenheit mit, und ein jeder von ihnen focht, als ob er eine Krone durch den Sieg zu erlangen wüßte. Das Glück erklärte sich für den Tamerlan; der König Houssain verlohr das Leben; der Sieger befahl, der Ueberwundenen zu schonen, indem er sie schon als seine Unterthanen betrachtete. Er ließ seine Soldaten die auf dem Schlachtfelde liegenden Waffen nehmen, und erschien nach einigen Tagen vor den Thoren der Stadt Samerkand. Die Einwohner öffneten ihm dieselben sogleich, und riefen ihn um so viel freywilliger zum Könige aus, da sie gern einen kriegerischen Herrn haben wollten, und außerdem auch Tamerlan von königlichem Geblüte war. Das ganze Königreich folgte dem Beyspiele der Hauptstadt, und in weniger als sechs Monaten sahe sich der glückliche Tamerlan im ruhigen Besitze eines der vornehmsten Reiche von Asien.

Der neue König that die Erklärung, daß er in die Fußstapfen des Gengis-Kan treten, und dem tartarischen Reiche seinen alten Glanz wiedergeben wolle. In dieser Absicht warb er eine zahlreiche Cavallerie an. Er übte sie anfänglich in verschiedenen kleinen Kriegen, die er mit seinen Nachbarn führte. Diese Vorsicht und Mühe war nicht ohne Nutzen; denn seine Cavallerie

war

war es vornehmlich, der er in der folgenden Zeit alle seine Siege zu danken hatte. Nachdem er die ganze Tartarey unter sich gebracht hatte, besann er sich einige Zeit, nach welcher Seite er seine Waffen wenden sollte, und die Vorsehung, die fast immer die Eroberer des Mittags aus Norden schickt, führte ihn in die an Transoxana gränzenden Provinzen. Er zog von Samerkand mit viermal hundert tausend Mann aus, und eroberte, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, alle Länder, von der Tartarey an, bis an den Fluß Indus.

Die Völker zwischen dem Indus und Ganges erschracken, da sie hörten, daß ein Eroberer aus Norden, mit einer Armee von Tartarn, angezogen käme, einem Volke, das schon zwey hundert Jahre vorher die Gestalt von Asien verändert hatte. Die Patanen und Indianer ließen, bey dem Anblicke der Gefahr, die ihnen drohete, den gegenseitigen Haß fahren, und vereinigten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind; Tamerlan aber, zufrieden, daß er mit Indien einen Anfang gemacht hatte, verschob die völlige Eroberung dieser weitläuftigen Länder auf eine andere Zeit. Er führte seine siegreiche Armee nach Persien, und unterwarf es seiner Bothmäßigkeit. Nie war ein Prinz in Siegen und Eroberungen unersättlicher. Aus Persien zog Tamerlan in die Provinzen der Tartarey, die seiner Herrschaft noch nicht unterworfen waren. Allenthalben kam das Glück seiner Tapferkeit zu

statten, und kein Volk des Erdbodens war im Stande seinen Siegen Einhalt zu thun. Nachdem er als Sieger fast die ganze Tartarey durchzogen hatte, war seine erste Sorge, den Kern der jungen Mannschaft, die er in den eroberten Provinzen fand, seiner Armee einzuverleiben. Ein gefährlicher Aufruhr zog ihn aufs neue nach Persien, und er stillete ihn durch Ströme von Blut. Er zog hierauf nach Assyrien, und in die angränzenden Länder, wo er eine Menge Emire zu bekämpfen hatte, die sich, auf den Trümmern des Reichs der Caliphen zu Bagdad, zu kleinen Fürsten erhoben hatten. Alles wich seiner unwiderstehlichen Gewalt; er ward aber mitten in seinem Laufe durch die Nachricht aufgehalten, daß die Indianer in Cabulistan sich empört hätten. Er gieng sogleich durch Persien zurück, und stellte sich den Feinden entgegen, welche über seinen geschwinden Marsch erschracken, sich schlecht vertheidigten, und überwunden wurden. Alles unterwarf sich aufs neue; Tamerlan aber hielt sich dadurch noch nicht für schadlos. Er faßte damals eben den Entschluß über den Indus zu gehen, und die reichen Provinzen, welche Indostan ausmachen, seinem Reiche beyzufügen. Die Epoche dieser Unternehmung muß man in das Jahr Christi 1400, und in das Jahr 801 der Hegyra setzen.

Tamerlan hatte sich geschmeichelt, daß ihm die Eroberung Indiens nicht mehr, als einen Marsch kosten würde, oder höchstens einen von

den

den drohenden Briefen, die er immer voraus schickte, und die ihm bisweilen ganze Reiche unterwarfen, ohne daß es ihm einen Tropfen Blut kostete. Er ward in seiner Einbildung durch die Vorstellung bestärkt, die er sich von den Indianern machte. Er hielt sie für ein weichliches und wollüstiges Volk, das durch die Patanen schon ziemlich geschwächt, und keinesweges mit den Tartarn und Persianern zu vergleichen wäre, die er schon überwunden hatte; aber er irrte sich: die Indianer, mit den Patanen vereinigt, machten eine Armee zusammen aus, deren Reuterey allein sich über hundert tausend Mann belief. Die Infanterie konnte man gar nicht zählen. Sie führten auch einige hundert zum Streite abgerichtete Elephanten bey sich. Mit dieser furchtbaren Zurüstung stellte sich der Raja, ein Abkömmling des Porus, welcher, wie es scheint, die ganze Armee commandirte, dem Tamerlan entgegen. Die Anzahl, der Stolz, und die Drohungen der Indianer, besonders aber ihre Elephanten, verursachten ein großes Schrecken im Lager der Tartarn. Sie beschwerten sich unter einander über den unbändigen Stolz ihres Heerführers, der sie aus einem Treffen ins andere führte, ohne daß ein Sieg seine Ruhmbegierde stillen könnte. Von diesen geheimen Klagen kam es bald zu Schmähungen und Drohungen; endlich erklärten sie sich laut, daß sie über die Officiere herfallen wollten, die es wagen würden, sie gegen eine Fluth von Menschen und Un-

geheuren anzuführen, die nur zu ihrem Verderben bewaffnet wären.

Der stolze Tamerlan sahe jetzt ein, daß er zu viel auf den Muth seiner Unterthanen gerechnet habe, und daß er auf einen Zurückzug denken müsse, der noch gefährlicher als schimpflich wäre. Er gab schon mit Verdruß den Befehl zum Abzuge, als ein Mauleseltreiber, der ohne Zweifel von ihm heimlich angestellt war, die Stimme vor der ganzen Armee erhob, und dem Tamerlan seine Schwachheit vorwarf, mit welcher er dem Geschrey der Soldaten nachgäbe. Er stellte außerdem die Schande und Gefahr der Flucht so lebhaft vor; er übertrieb die Feigheit und Ungeschicklichkeit der Indianer im Kriege so sehr, und versprach endlich einen leichten und entscheidenden Sieg mit solcher Zuversicht, daß die Tartarn sogleich andere Menschen geworden zu seyn schienen, nicht anders als ob sie eine göttliche Stimme gehört hätten. Sie verlangten mit oft wiederholtem Geschrey, daß man sie gegen den Feind anführen sollte, um in dem Blute desselben die Schande zu tilgen, die sie sich durch ihre Empörung zugezogen hätten. Tamerlan, voll Freuden, daß ihm sein Kunstgriff gelungen war, glaubte, er müsse den Eifer seiner Truppen nicht erkalten lassen, und gab sogleich das Zeichen zum Angriff. Die Indianer, die von der Niedergeschlagenheit der Tartarn durch Ueberläufer waren benachrichtigt worden, hatten mehr Anstalt gemacht, sie zu verfolgen,

folgen, als sich mit ihnen zu schlagen. Die unvermuthete Entschlossenheit der Feinde setzte sie in nicht geringe Verlegenheit, so daß sie dieselben mit großer Unruhe erwarteten. Die Schlacht gieng an, und man focht von einer und der andern Seite mit vieler Tapferkeit. Tamerlan trug endlich den Sieg davon, und hatte ihn bloß seinen Talenten zu danken, in Ansehung deren er dem Generale der Indianer weit überlegen war. Dieser Sieg verschaffte dem Tamerlan den besten Theil von Indostan; die vornehmsten Festungen fielen in seine Hände, und er versicherte sich derselben durch eine zahlreiche Besatzung. Der Raja, der König der Patanen, und die andern indianischen Monarchen verstanden sich zu einem ansehnlichen Tribute gegen den Uberwinder, der ihnen dafür ihre Staaten, ihre Gesetze und ihre Religion ließ.

Tamerlan, nachdem er hier Ruhm und Beute genug erobert hatte, kehrte nach Samerkand zurück, welche er zur schönsten Stadt in Asien gemacht hatte. Er zog im Triumphe in dieselbe ein, und alle Künste, die er daselbst in Aufnahme gebracht hatte, beeiferten sich um die Wette, seinen Ruhm zu feyern. Er ruhete einige Zeit von seinen Arbeiten aus, gab prächtige Feste, und breitete Geschmack und Nacheiferung überall aus; denn obgleich dieser Prinz in Kriegen und Schlachten grau geworden war, so liebte er doch die Wissenschaften und Künste, und hatte immer die geschicktesten Männer seiner Staaten

bey sich; aber der unruhige Stolz des Eroberers wachte bald wieder bey ihm auf. Er beschloß, die schon gesammelten Lorbern mit neuen zu vermehren; er wollte sie aber in Gegenden holen, die weit von denen entfernt waren, wo er bisher seinen Kriegsschauplatz aufgeschlagen hatte: Kleinasien war es, wohin er seine Schritte wandte; Schrecken und Entsetzen giengen vor ihm her; alle Hindernisse verschwanden vor ihm, und er kam bis vor Ancyra in Galatien, so daß er sich selbst über sein Glück wundern mußte.

Bajazeth Ilderim, Kaiser der Türken, ein für Europa eben so gefährlicher Mann, als Tamerlan für Asien, war schon seit langer Zeit unruhig und eifersüchtig wegen der Vergrößerung der tartarischen Macht. Er, der dem Tamerlan weder an Muth, noch an Stolz, noch an Talenten etwas nachgab, hatte zwanzig verschiedene Völker unter sein Joch gebracht. Seine Herrschaft erstreckte sich von den Ufern der Donau bis an die Ufer des Euphrats; es fehlte ihm nur noch Constantinopel, und einige kleine Provinzen des griechischen Reichs, um einen eben so weitläuftigen Staat zu haben, als ihn die ersten morgenländischen Kaiser gehabt hatten. Er war schon im Begriff, sich von dem allen Meister zu machen, als Tamerlan, den die Griechen zu ihren Beschützer genommen hatten, die Wuth des Bajazeth aufs höchste brachte, indem er ihn bat, daß er ein schwaches und unglückliches Volk in Ruhe lassen möchte. Der trotzige Sul-

tan antwortete dem Tamerlan nur durch Drohungen; und es geschahe eigentlich, um sich wegen dieser beleidigenden Drohungen zu rächen, daß Tamerlan den Feldzug, von dem wir jetzt reden, unternahm. Bajazeth, der noch mit andern Kriegen beschäfftigt war, wandte anfänglich keine großen Kräfte gegen ihn an.

Endlich aber, nachdem er mit seinen andern Feinden Friede gemacht hatte, kam er mit einer Armee von dreymal hundert tausend Mann, und suchte in den Ebenen bey Ancyra seinen Nebenbuhler auf. Jedermann weiß den Ausgang dieser Schlacht, einer der merkwürdigsten, deren in den Jahrbüchern der Geschichte Meldung geschiehet. Man weiß, daß Tamerlan seinen Ruhm aufs höchste trieb, indem er einen Sieg über die Türken erhielt, welche damals für die besten Soldaten in der Welt gehalten wurden; man weiß auch, daß Bajazeth dem Ueberwinder in die Hände fiel; aber es ist falsch, wie die griechischen Geschichtschreiber, aus Haß gegen den Bajazeth vorgeben, daß Tamerlan seinen Gefangenen in einen eisernen Käfich gesperrt, dem Volke zum Schauspiel ausgestellet, mit den Brosamen von seinem Tische ernährt, und sich von der Gemahlinn dieses unglücklichen Sultans halb nackend habe bedienen lassen. Es ist dagegen gewiß, daß der tartarische Kaiser dem Ueberwundenen mit aller seiner Würde gebührenden Achtung begegnete, und ihn selbst wegen seines Unglücks zu trösten suchte. Nicht

weniger gewiß ist es, daß Bajazeth sich selbst gewaltsamer Weise ums Leben brachte, aus Schaam und Verzweiflung, die sich von einem stolzen Prinzen leicht denken lassen, der sich nicht ohne Abscheu als eine Zierde des Triumphs ansehen konnte, da ihn Tamerlan mit sich durch ganz Asien herum führte.

Tamerlan entwarf alle Tage größere Projecte. Es schien, als ob er mit seinen Siegen nicht eher aufhören würde, bis er die ganze Welt erobert hätte. Er war im Begriff China zu erobern, als ihn der Tod zu Otrar, im Jahre Christi 1405, wegnahm. Alles, was man uns von der Person und dem Charakter dieses Eroberers hinterlassen hat, ist voller Ungewißheit und Widersprüche. Die arabischen Geschichtschreiber vergleichen ihn mit dem Alexander, in Ansehung seiner glänzenden Siege, seiner vielen Eroberungen, und seiner Liebe zu den Künsten und Wissenschaften; sie ziehen ihn dem macedonischen Könige in Ansehung der Mäßigkeit, der Enthaltsamkeit, der Bescheidenheit und Gütigkeit noch vor. Andere hingegen stellen ihn als einen Blutdürstigen, nach Beute begierigen, unerträglich stolzen, untreuen, ehrlosen, und kurz so vor, wie wir uns einen Tartar vorstellen, der kein anderes Gesetz kennt, als das Gesetz der Gewalt und der Tyranney. Die Geschichtschreiber sind wegen seiner Religion eben so wenig einig: einige behaupten, daß er, nach dem Beyspiele des Gengiskan, dessen Nachahmer

mer er in allen Stücken seyn wollte, keine andere Religion gekannt habe, als das natürliche Recht, und daß er zwar einen einigen Gott angebethet habe, aber ohne alle religiösen Gebräuche; vielleicht aber war er einer von den eifrigsten Muselmännern. Es sey indeß mit der Religion, den Sitten, dem Charakter und den Talenten des Tamerlan, wie es wolle, so muß man ihn doch immer als eine der fürchterlichsten Geißeln ansehen, von denen das menschliche Geschlecht ist heimgesucht worden. Viel Millionen Menschen verlohren durch seine Herrschsucht das Leben, und noch viel mehrere brachten ihre unglücklichen Tage fern von ihrem Vaterlande, im Elende und in Dürftigkeit zu. Es wäre nur eine kleine Anzahl gekrönter Räuber, von eben dem Glücke und eben der Gewalt, wie Tamerlan nöthig, um das ganze menschliche Geschlecht auszurotten.

Die große Monarchie, die Tamerlan auf den Trümmern so vieler danieder gestürzter Thronen aufgerichtet hatte, ward von seinen Kindern in viel kleinere Theile zerrissen; aber diese Erben des Tyrannen kamen meistens auf eine elende Art ums Leben, da die göttliche Rache jetzt sie verfolgte. Ihr mit Blut beflecktes Scepter kam in andere Hände, und dieß verhaßte Geschlecht verschwand vom Erdboden, bis auf eine einzige Linie, die den Miracha, den dritten von den Söhnen des Tamerlan zum Stifter hatte. Dieser hatte die gegen Morgen liegenden Provinzen

von Persien, und die in Indostan gemachten Eroberungen zu seinem Antheile bekommen. Er wählte Herat zu seiner Residenz; seine Regierung ward aber durch beständige Kriege beunruhigt. Man kann es kaum glauben, was er sich für Mühe gab, die Herrschaft in Indien, wozu Tamerlan den Grund gelegt hatte zu befestigen. Jedes Jahr mußte er einmal über den Indus gehen, um entweder einen Aufruhr zu stillen, oder die Rajas mit Gewalt zur Bezahlung des Tributs anzuhalten, wozu sie sich gegen die Tartarn anheischig gemacht hatten, dessen sie sich aber jetzt immer zu entledigen suchten. Er fand bey den Indianern mehr Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit, mehr Muth und Hoheit der Seele, als sie jemals gezeigt hatten; sie machten dem Miracha viel zu schaffen, der auf einem seiner Feldzüge selbst einmal dem Könige von Cascar in die Hände fiel. Der indianische Prinz begegnete dem Tartar mit einer Großmuth, von welcher die Geschichte Asiens sonst fast kein Beyspiel aufzuweisen hat. Er gab ihm die Freyheit wieder, unter der einzigen Bedingung, daß er ihm den Tribut erlassen sollte, dem er durch das Schicksal der Waffen ehemals wäre unterworfen worden.

Miracha aber, der von der Schande, durch einen seiner Vasallen überwunden und gefangen zu werden, mehr gerührt ward, als von der Großmuth, mit welcher er war auf freyen Fuß gestellt worden, kam aufs neue in die Staaten

von

von Cascar, und brannte von Begierde sich zu rächen. Nie hatte sich Tamerlan so barbarisch und räuberisch aufgeführt, als sein Sohn auf diesem Feldzuge; er verwüstete mit Feuer und Schwerdt Dörfer, Städte und Flecken; verbrannte die Aerndten und fruchttragenden Bäume, und ermordete alle Indianer in Cascar, die in seine Hände fielen. Der unglückliche König, der keine so schlechte Belohnung seiner Wohlthat erwartete, hatte anfänglich beschlossen, das Ungewitter vorbey zu lassen, und sich unterdeß in den Gebirgen zu verschanzen; aber er blieb nicht lange bey diesem weisen Entschlusse. Das Geschrey seiner Unterthanen, und der Verdruß, seine Staaten mit Blut überströmt zu sehen, bewogen ihn, dem Feinde entgegen zu gehen; aber das Glück unterstützte seinen Muth nicht: er ward überwunden, und vom Miracha gefangen genommen.

Die erste Sorge des Tartars, der so wenig verdiente zu siegen, war, daß er dem Ueberwundenen die Augen auszustechen befahl. Er ließ ihn mit Ketten belegen, mit alten Lumpen bekleiden, und so zum Gespötte der ganzen siegreichen Armee ausstellen. Er nahm hierauf seinen Weg zurück nach Herat, allwo er auf einem Triumphwagen einzog, an welchen der König von Cascar angebunden war, den man hernach in ein finsteres Gefängniß sperrte; Miracha aber genoß seiner Barbarey nicht lange.

Dieser

Dieser in Ketten gelegte, geblendete, in ein tiefes Gefängniß gesteckte indianische König war das Werkzeug, dessen sich die Gottheit bediente, die Undankbarkeit des Tartars nachdrücklich zu bestrafen. Als er hörte, daß sein Gefangener, der Blindheit ungeachtet, so geschickt im Pfeilwerfen sey, daß er das ihm gegebene Ziel nie verfehlte, wenn man nur ein Geräusch um dasselbe machte, wollte er sich mit eigenen Augen von einer Sache überzeugen, die er für unmöglich hielt. Er gab daher Befehl, den indianischen Prinzen in sein Serail zu bringen; er ließ ihm die Fesseln abnehmen, gab ihm einen Bogen und Pfeile, und befahl ihm, nach einem gewissen Ziele zu schießen, so bald er ihn reden hörte. Der König von Cascar machte sich die Gelegenheit zu Nutze, und schoß, bey dem ersten Laute, den er hörte, den Pfeil dem Miracha ins Herz. Die Leibwache hieb den Mörder auf der Stelle in Stücken, dessen letzte Worte eine Danksagung waren, daß ihm der Himmel Gelegenheit gegeben habe, sich an dem Tyrannen zu rächen.

Dem Miracha folgte sein ältester Sohn Abuchaid, im Jahre 1451 nach. Dieser Prinz vergaß im Schooße der Wollüste den Ruhm und die Thaten seiner Vorfahren. Er regierte mit einem eisernen Scepter; aber es war weniger sein Stolz, seine Grausamkeit und seine Wollüste, welche die Tartarn zu einem Aufruhre bewogen, als vielmehr die Unthätigkeit,

in welcher Abuchaid seine schönsten Tage zubrachte, und wodurch er die Tapferkeit einer Nation in Fesseln legte, die nur nach Krieg und Plünderung dürstete. Das Misvergnügen brach zuerst in ein heimliches Murren, hernach in kühne Vorwürfe aus; da aber die Emire sahen, daß der Kaiser bey den Beschwerden des Volks ganz unbeweglich blieb, hetzten sie auf einmal die Armeen und die Bürger auf. Der Pallast ward von dem zusammen gelaufenen Pöbel umringt, welcher ohne Aufhören schrie: Es sterbe der Tyrann! Abuchaid, der über die Drohungen, die Wuth und den allgemeinen Aufstand erschrack, entflohe aus dem Pallaste, ganz allein und in der Kleidung eines gemeinen und schlechten Faquirs; er durchzog jetzt das ganze Reich, dessen Monarch er gewesen war, als ein Bettler. Die äußerst elenden Umstände, in denen er war, gewährten ihm noch für sein Leben Sicherheit, so daß er denen, die ihm nachgeschickt waren, und ihn umbringen sollten, entgieng. Niemand suchte den Kaiser der Mogoln unter einer elenden und verachteten Mönchskutte.

Unterdeß war ein Bruder des entflohenen Prinzen an seiner Statt auf den Thron gesetzt worden. Die Tartarn aber fanden in ihm einen noch verzagtern und grausamern Tyrannen, als der war, den sie verjagt hatten. Es erhob sich abermals eine Parthey gegen den neuen König, die aber nicht eher etwas zu unternehmen wagte,

als bis sie irgend einen vom Tamerlan abstammenden Prinzen bey der Hand hätte. Nun schien die Nachkommenschaft Tamerlans im Königreiche Herat gänzlich auf die beyden Brüder eingeschränkt. Man spührte daher im Geheim dem Abuchaid nach, nicht mehr, um ihm das Leben zu nehmen, sondern um ihm die Krone wieder zu geben. Diese Nachspührungen waren auch glücklicher als die ersten, und Abuchaid, ob er sich gleich auf eine so seltsame Art verkleidet hatte, um dem Tode zu entgehen, ward gefunden, erkannt, nach Herat geführt, und wieder auf den Thron gesetzt, ohne daß bey dieser Revolution weiter jemand ums Leben kam, als der Usurpator.

Das Unglück hatte den Abuchaid geändert, und seine Sitten verbessert; es hatte aus einem weichen, wollüstigen, unthätigen, grausamen und habsüchtigen Tyrannen einen arbeitsamen, thätigen, tapfern und unermüdlichen König gemacht. Die Tapferkeit des Prinzen weckte auch den Muth der Nation wieder auf. Abuchaid ward der größte Monarch in Asien; seine Regierung ward eine zusammen hängende Reihe von Siegen und Eroberungen. Er vereinigte unter seiner Herrschaft fast alle Staaten, die sein Großvater Tamerlan erobert hatte.

Seinen ersten Versuch machte er mit der Eroberung von Transoxana, welche er eben so sehr seiner List als seiner Tapferkeit zu danken hatte.

Er

Er verlegte den Sitz des Reichs wieder nach Samerkand, allwo er, nach dem Beyspiele des Tamerlans, die Künste und Wissenschaften in Flor brachte. Er gieng hierauf nach Indien, wo er in eben dem Glanze erschien, als vormals Alexander. Alle Emirs, in denen von seinen Vorfahren eroberten Festungen, kehrten bey seiner Ankunft zu dem Joche zurück, das sie unter der letzten Revolution abgeworfen hatten. Die indianischen Könige, die ihren Tribut nicht bezahlt hatten, erkauften mit ihren Schätzen seine Gnade. Abuchaid konnte jetzt, wenn er wollte, seine Eroberungen weiter treiben, als sie Tamerlan getrieben hatte: der Ruf seines Namens hatte durch ganz Indien Schrecken und Unruhe verbreitet; aber während daß er hier seinen Ruhm ansehnlich vergrößerte, beschimpften ihn seine Weiber zu Samerkand auf die empfindlichste Weise. Eine von ihnen, die erste Sultane, setzte ihren Liebhaber auf den Thron, und krönte ihn mit eigener Hand. Samerkand, und die Hälfte des Reichs erklärten sich für diesen Usurpator. Abuchaid gerieth, als er davon Nachricht erhielt, in abscheuliche Wuth, und schwor seinen Schimpf mit Strömen von Blut zu tilgen; aber die Rache war so gar leicht nicht. Der Emir, den die Weiber des Abuchaid an seine Stelle gesetzt hatten, war ein Mann von Muth und Verstande. Er hatte eine furchtbare Armee auf die Beine gebracht, und mit dieser mußte man sich schlagen. Der Sieg, nachdem

er

er lange zweifelhaft gewesen war, erklärte sich endlich für die Parthey, die das Recht auf ihrer Seite hatte. Der rebellische Emir ließ sich umbringen, und die Weiber, die an der Empörung Schuld waren, entzogen sich der Rache des beleidigten Siegers durch Gift oder durch Dolch. **Abuchaid** konnte an niemand seine Rache ausüben, als an den Bedienten des Serails, die nicht Herz genug gehabt hatten, dem Beyspiele der Sultanen zu folgen.

Der Krieg und die Eroberungssucht hatten damals so viel Gewalt über den **Abuchaid**, daß die Furcht vor einem ähnlichen Aufruhre, als der gegenwärtige gewesen war, ihn doch nicht in seinen Staaten aufhalten konnte. Er gieng auf neue Eroberungen aus: der Sieg war ihm allezeit günstig; keine Macht konnte es mit der seinigen aufnehmen. Es hätte von ihm abgehangen, die Tage, die der Himmel ihm zugezählt hatte, in dem Schooße des Friedens und des Ruhms zu genüßen; aber er hatte sich vorgesetzt, alle Kronen, die Tamerlan an sich gerissen hatte, auf seinem Haupte zu vereinigen. Es fehlte ihm nur noch Persien; und hier war es, wo ihn der Himmel erwartete, um der Welt in seiner Person den Fall eines Königs zu zeigen, der seine Talente und seine Gewalt zum Schaden des menschlichen Geschlechts gemisbraucht hatte.

Uzum-Cassam, ein mogolischer Prinz, und Abkömmling vom Tamerlan, so wie Abuchaid,

hatte

hatte den persischen Thron geerbt, und ihm seinen alten Glanz wieder gegeben, indem er die Emire bey Seite geschafft hatte, die sich, unter der schwachen Regierung seiner Vorfahren, in ihren Provinzen unabhängig gemacht hatten. Es sey nun, daß der Ruhm des Uzum-Cassam den Abuchaid verdroß, weil er gern der einzige große Mann in Asien seyn wollte, oder daß er alle Völker und Könige als Trophäen seines Ruhms und seiner Macht ansahe: genug, er that einen Einfall in Persien, mit einer Armee von viermal hundert tausend Mann, die unter seiner Anführung von seinen drey ältesten Söhnen commandirt ward. Uzum-Cassam, der sich von dieser Seite nicht mit dem Abuchaid messen konnte, nahm seine Zuflucht zu Bitten und Anerbietungen. Er schickte Abgesandte an seinen Feind, ließ um Friede bitten, und erbot sich zu einem Tribute; Abuchaid aber ließ ihm zur Antwort sagen, seine Absicht wäre, alles unter seiner Herrschaft zu vereinigen, was ehemals zum Reiche des Tamerlan gehört habe. Der tapfere Uzum-Cassam war kein Mann, der so leicht nachgab, und einen Thron fahren ließ, der ihm so viel Mühe und Blut gekostet hatte: er setzte sich also vor, ihn nicht anders, als mit dem Leben zugleich zu verlassen. In dieser Absicht plünderte er selbst das Land rein aus, durch welches der Feind ziehen mußte, und begab sich mit dem Kern seiner Truppen in die engen Wege, und auf die Gebirge. Abuchaid,

 dessen

dessen Untergang der Himmel beschlossen hatte, war unvorsichtig und verwegen genug, ihm überall nachzufolgen. Die Lebensmittel fiengen der ungeheuren Menge, die er mit sich führte, bald an zu fehlen, und er hatte den Verdruß, die alten Soldaten, mit welchen er halb Asien erobert hatte, vor seinen Augen von Hunger, Durst und Strapazen aufreiben zu sehen. Er mußte endlich mit Schimpf, und in aller Eil auf den Zurückzug bedacht seyn; diese Flucht aber rettete ihn nicht von seinem traurigen Untergange. Uzum-Cassam sahe, daß sich die Feinde zurück zogen, und eilte ihnen nach. Die ausgehungerten und entkräfteten Mogoln ließen sich in kein ordentliches Gefechte ein, so daß die Perser nichts weiter thun durften, als todschlagen; wie sie denn auch nicht eher Pardon gaben, als bis sie vom Morden müde waren. Abuchaid und seine drey Söhne fielen lebendig in die Hände der Feinde. Man brachte sie zum Uzum-Cassam; anstatt aber, daß sich Abuchaid vor seinem Ueberwinder hätte demüthigen sollen, machte er ihm den Vorwurf, daß er sich, wie eine feige Memme, vor der Gefahr verkrochen habe. Der König der Perser, der sich von den Vorwürfen und anzüglichen Reden seines Gefangenen beleidigt fand, verurtheilte ihn zum Tode, und ließ ihn vor dem Angesichte seiner Armee hinrichten. Die drey mogolischen Prinzen ließ er blenden, und in verschiedene Festungen sperren.

Das

Das traurige und schimpfliche Ende eines Vaters, der, nachdem er lange Zeit der mächtigste und glücklichste Monarch in Asien gewesen war, endlich sein Leben unter den Händen des Scharfrichters beschlossen hatte, machte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Seick-Omar, des vierten Sohnes des Abuchaid, der ihm nun in der Regierung folgte, da seine drey ältern Brüder des Gesichts beraubt, und in der Gefangenschaft der Perser waren. Er verabscheuete den Ruhm eines Eroberers, der sich nur auf Ungerechtigkeit und Unterdrückung gründete. Es ist nicht zu verwundern, daß ein so friedliebender Prinz alle Eroberungen des Abuchaid wieder verlohr. Er behielt von dem Reiche seines Vorfahrers nichts, als Transorana, und den Theil von Indien, den Tamerlan sich unterworfen hatte.

Uebrigens waren die Unterthanen des Seick-Omar unter einem so gerechten Prinzen sehr glücklich; aber die Annehmlichkeiten eines langen Friedens machten sie weichlich; sie vergassen die Kunst des Krieges, und hörten auf, eine kriegerische und furchtbare Nation zu seyn. Nichts glich den Tartarn, die unter dem Tamerlan und Abuchaid das Schrecken Asiens gewesen waren, weniger, als die Tartarn unter den Seick-Omar. Eine so schleunige Veränderung in den Sitten und dem Charakter eines Volks ist fast immer ein Vorbote seines Verfalls; Seick-Omar aber erlebte das Unglück

 nicht,

nicht, wozu er durch seine Weichlichkeit den Grund gelegt hatte. Er starb von einem Falle, den er unglücklicher Weise in den Graben seines Pallasts zu Samerkand that, und hinterließ den Ruhm, daß er mehr die Tugenden eines Derwisch als eines Königs gehabt habe.

Babar, sein Sohn und Erbe, im Jahre 1493, war nicht im Stande, eine Armee den usbeckischen Tartarn entgegen zu stellen, die sogleich im ersten Jahre seiner Regierung in Transoxana einfielen; so sehr waren seine Unterthanen von ihrer alten Tapferkeit abgekommen. Der junge Prinz sahe sich von allen Seiten verlassen; er hatte kaum noch Zeit genug übrig, nach Cabul in Indien zu flüchten, und die Schätze des Tamerlans, das einzige, was ihm noch übrig blieb, mitzunehmen. Das Glück aber hatte ihm in diesen Gegenden einen weit glänzendern Thron aufgehoben; und einem seiner Freunde, einem weit kostbarern Schatze, als der Schatz des Tamerlan, hatte Babar den Ruhm zu danken, den er sich in Indien erwarb.

Dieser Freund war ein Philosoph, Namens Ranguildas, der, außer der weitläuftigsten und erhabensten Wissenschaft, auch noch die Eigenschaften eines Staatsmannes, die Talente eines Generals, und die Klugheit eines Weisen besaß. Seick-Omar, der den Ranguildas sehr hoch schätzte, hatte ihm die Regierung von Cabulistan aufgetragen, und diese glückliche

Wahl

Wahl war der Grund zu dem Glücke seiner Nachkommen. Ranguildas, weit entfernt sich den Strom der Revolution hinreißen zu lassen, nahm vielmehr den Sohn seines Wohlthäters als seinen König auf, und hielt ihn für alle seine Widerwärtigkeiten schadlos. Babar sahe sich durch seine Veranstaltung bald an der Spitze einer zahlreichen Armee. Die Begierde, sich zu rächen, die Hoffnung, sich eines Thrones wieder zu bemächtigen, von welchem Babar war vertrieben worden, zogen ihn schon nach Samerkand, als Ranguildas folgende Anrede an ihn hielt: „Nein, Herr, nach Norden ist „es nicht, wohin du deine Schritte wenden „mußt. Die Rache, die du zu nehmen ge„denkst, ist ohne Zweifel gerecht und billig; „aber schickt es sich für einen weisen und verstän„digen König, daß er den Bewegungen seiner „Leidenschaften Raum verstattet, wenn sie ihn „zum Untergange führen wollen? Du hast nicht „voraus gesehen, wie verwegen es seyn würde, „mit einer durch die Wollüste geschwächten Ar„mee die Indianer, durch ihre Tapferkeit und „ihre Siege berühmte Eroberer, anzugreifen. „Wisse, daß alle deine Soldaten erzittern, wenn „sie nur die usbeckischen Tartarn nennen hören. „Der Himmel, der die Thronen giebt, wem er „will, hat den Thron von Samerkand deinem „Feinde bestimmt; aber eben der Himmel hat „dich aus keiner andern Absicht von so vielen „Gefahren gerettet, und dich an die Ufer des

„Indus geführt, als um dich in den Besitz
„eines der mächtigsten Reiche der Welt zu setzen.
„Wirf die Augen auf Indostan: dieses uneini-
„ge, durch die beständigen Kriege der Patanen
„und Rajas geschwächte Reich, wird dir eine
„weit leichtere Eroberung seyn. In diesen schö-
„nen Gegenden kannst du eine neue Monarchie
„gründen, und dir einen gleich großen Ruhm,
„als dein Aeltervåter Tamerlan erwerben, der
„mit der Eroberung einen so glücklichen Anfang
„gemacht hat.„

Babar, dem ein so weiser Rath gefiel, ließ seine Rachgier verschwinden, und dachte nur einem Unternehmen nach, das seinem Stolze und seinem Muthe auf eine so angenehme Weise schmeichelte. Ehe er aber den Feldzug unternahm, der die Herrschaft der Mogoln auf immer in Indien auf einen dauerhaften Fuß setzen sollte, setzte er sich vor, den Zustand der Festungen, die ihm jenseits des Indus gehörten, selbst in Augenschein zu nehmen, und sich unter die Nation zu begeben, die er angreifen wollte, um ihre Kräfte, ihre Sitten, ihre Regierung, und die Beschaffenheit ihrer vornehmsten Plätze zu untersuchen. Er machte seinen Entschluß dem einzigen Ranguildas bekannt. Sie verkleideten sich beyde in indianische Mönche, und durchstreiften mit einander das ganze Land, das der Schauplatz des Krieges werden sollte.

Auf dieser verwegenen Reise, die im Jahre 1516 geschahe, bemerkte **Babar**, daß Indien von drey Nationen bewohnt würde, die an Genie, an Muth, in der Religion, in den Sitten und Gesetzen sehr von einander abgiengen. Die erste Nation bestand aus ursprünglichen Indianern, von denen einige den Patanen, und andere besondern Prinzen unterthänig waren, welche ihre Freyheit gegen alle Gewalt und Tapferkeit dieser arabischen Colonie vertheidigt hatten. Diese Patanen, die zweyte Nation, wovon hier die Rede ist, waren reich, mächtig und zahlreich. Die dritte Völkerschaft, unter dem Namen der Parsis bekannt, aber weniger ansehnlich als die beyden erstern, war meistens in den Provinzen an der See herum zerstreut, und mußte sich zu den beschwerlichsten Arbeiten brauchen lassen, weil sie durchgängig arm, verachtet, und entweder den Patanen oder den Indianern völlig unterworfen war. Diese Unglücklichen, die man nicht anders als Sclaven betrachtete, stammten von einer Menge alter Perser ab, welche, da sie ihr Vaterland von den Caliphen, den Nachfolgern des **Mahomets** erobert sahen, lieber dasselbe nebst ihren Gütern verließen, als den Alcoran annahmen, den ihre Ueberwinder mit Feuer und Schwerdt einführten. Sie flohen nach Indien, wo sie der Religion und den Gesetzen des **Zoroasters** getreu blieben. Ihre Nachkommen kennen noch bis auf den heutigen Tag keinen andern Gottes-

dienst, als die Verehrung der Sonne und des Feuers, denen sie Opfer schlachten. Ihre vornehmste Sorge ist, Tag und Nacht auf ihrem Herde ein großes Feuer zu unterhalten. Wenn jemand dieses Feuer, das man für heilig hält, verlöschen läßt, so hält man ihn des größten Verbrechens schuldig, und er hat kein anderes Mittel, es auszusöhnen, als daß er zu einem Priester der Nation läuft, und mit großem Geschrey ihm seine Schande und sein Unglück gestehet. Der Priester läßt es nie an einer harten Strafe fehlen, worauf er den Verbrecher los spricht, ihm ein brennendes Stück Holz in die Hand giebt, welches dieser in Begleitung seiner Freunde und Anverwandten, und unter dem Klange musicalischer Instrumente, nach Hause trägt.

Diese ruhige und unglückliche Nation zog die Blicke des Babar nicht so sehr auf sich, als eine andere, die seit kurzer Zeit aus Europa herüber gekommen war, und sich alle Tage durch außerordentliche Thaten hervor that. Die Portugiesen waren es, eins von den schwächsten Völkern in Europa. Sie hatten es gewagt, um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum zu fahren, und hatten sich in denen an der See liegenden Provinzen von Indien ausgebreitet, nachdem sie die wichtigsten Plätze derselben erobert hatten. Sie hatten eine Menge Siege erhalten, weswegen man sie für unüberwindlich hielt. Sie hatten an den Küsten in Africa, und

in Asien über zwey tausend Meilen inne, und ihr Handel erstreckte sich ungemein weit. Das Beyspiel einer Handvoll von Europäern, die von ihrem Vaterlande durch ungeheuere Meere abgesondert waren, und die ganze indianische Macht bezwungen hatten, ermunterte den Babar, und machte ihm zu einem schleunigern und noch entscheidendern Glücke Hoffnung. Er bestärkte sich in dieser angenehmen Einbildung, da er die ewigen Kriege sahe, wodurch die Patanen und Indianer einander geschwächt hatten.

Als er im Jahre 1519 nach Cabul zurück kam, war seine erste Sorge, von dem Könige der Patanen, Amuvira, zu verlangen, daß er den Titel eines Königs ablegte, der einem den Mogoln unterworfenen und zinsbaren Prinzen nicht gehörte. Amuvira, der dem Babar an Macht und Gewalt gleich war, antwortete, ein zinsbarer König höre nicht auf König zu seyn, und weil ihm Babar einen Titel streitig machen wolle, den er von Gott selbst habe, so werde er auch künftig einem flüchtigen und des Throns entsetzten Prinzen keinen Tribut mehr bezahlen. Nach einer so trotzigen Antwort war nichts mehr übrig, als daß es zum Gefechte kam.

Babar, der seit langer Zeit Anstalten gemacht hatte, gieng mit hundert tausend Mann über den Indus, in der Hoffnung, die Patanen zu überfallen; diese aber schliefen nicht, und ihr König hatte Zeit gehabt, mehr als dreymal

hundert tausend Mann, nebst einer großen Anzahl Elephanten zusammen zu bringen. Man muß über eine solche Macht nicht erstaunen, weil die Rajas, die das Joch der Tartarn verabscheuten, nicht allein in den Frieden mit Amuvira gewilligt, sondern ihm auch ansehnliche Hülfstruppen zugeschickt hatten. Die Patanen, deren Armee um zweymal stärker war, als die Armee der Tartarn, glaubten, sie müßten kein Treffen anders, als im freyen Felde liefern, um den Feind einzuschließen; sie erwarteten daher den Babar auf einer weiten Ebene, am Ufer der Gemna, und vor den Thoren von Dehly.

Babar, der sich mit ungemeiner Leichtigkeit von den Provinzen zwischen dem Indus und Dehly Meister gemacht hatte, verachtete den Feind, und eilte ihm nahe zu kommen, um ihm ein Treffen zu liefern. Kaum standen die Armeen einander im Gesichte, als die Tartarn, auf Befehl des Ranguildas, unvermuthet den Degen zogen, die Indianer überfielen, in ihre Haufen eindrangen, die kaum in Ordnung gestellt waren, und überall Schrecken und Tod mit sich brachten. Die Elephanten, auf welche die Patanen das meiste rechneten, dienten ebenfalls den Feinden nur zum Werkzeuge des Sieges. Diese ungeheuern Thiere, die von den empfangenen Wunden in Wuth gerathen waren, stürzten sich in die Glieder neben und hinter sich, und brachten vollends alles in Unordnung und Bestürzung. Amuvira, der schon überwunden

und

und verlassen war, ehe der Streit recht angieng, wollte lieber sein Leben verlieren, als den Verlust seiner Krone überleben; er stürzte sich mitten unter die Feinde, und starb als ein König.

Der glückliche Babar, der den Sieg erhielt, ohne daß es ihm einen Tropfen Blut kostete, zog im Triumphe zu Dehly ein, und bemächtigte sich der Weiber und Schätze des Ueberwundenen. Die Patanen, die über hundert tausend Mann von den tapfersten ihrer Nation verlohren hatten, stellten sich dem Schicksale nicht hartnäckig entgegen, sondern flüchteten fast alle auf die Gebirge gegen Norden, wo sie ihre Freyheit gegen alle Bemühungen der Mogols behaupteten. Was die den Patanen unterworfenen Indianer betrifft, diese ergaben sich dem Sieger mit derjenigen Gleichgültigkeit, die einem unterdrückten und zur Sclaverey gebohrnen Volke eigen ist. Die Rajas, die ihren Sitz in den Gebirgen aufgeschlagen hatten, nahmen in Ansehung der Mogoln eben das politische System an, das den Patanen so nützlich gewesen war. Sie machten sichs zum Gesetze, die neuen Eroberer nie anzugreifen, und nicht einmal die Vertheidigung derer zu übernehmen, die von Gewalt und Tyranney unterdrückt zu werden schienen. Dieser Schwäche und Dummheit der indianischen Prinzen hat man den ungeheuren Anwachs der mogolschen Macht hauptsächlich zuzuschreiben, als welche sich in wenig Jahren fast über das ganze feste Land von Indien ausbreitete.

Man

Man hätte in der That tausend Indianer auf einen tartarischen Soldaten rechnen können.

Babar, der nun durch einen einzigen Sieg von einem viel weitläuftigern und blühendern Reiche Herr geworden war, als das, das er verlohren hatte, suchte jetzt nur seine neue Herrschaft durch Gesetze zu befestigen, wie sie sich zu dem Genie der Völker schickten, die er erobert hatte. Ranguildas, durch dessen Hände er gesiegt hatte, entwarf ihm den Plan seiner künftigen Regierung. Er gab dem Kaiser zu verstehen, daß man weniger Ruhm in der Eroberung eines Königreichs, als in der gewissenhaften Verwaltung der Gerechtigkeit suchen müsse. Dem zufolge ward fest gesetzt, daß der Kaiser selbst seinen Unterthanen das Recht sprechen, ihre Klagen anhören, und über ihr Schicksal nach der natürlichen Billigkeit den Ausspruch thun solle.

Diese Gewohnheit ist auf einen so festen Fuß gesetzt worden, daß keiner von den Nachfolgern des Babar es gewagt hat, sich davon loszumachen. Uebrigens kann man nichts größers und prächtigers sehen, als den Aufzug, wenn der Kaiser öffentliche Audienz giebt. Es geschiehet in einem großen Saale, der von allen Seiten offen, und mit einer doppelten Reihe von Säulen geziert ist. An diesen Saal stoßen zween große freye Plätze, auf deren einem die Armee, die dem Kaiser zur Leibwache dient, in der besten Ordnung campirt; auf dem andern, der mit Arcaden

raden eingeschlossen ist, befindet sich das Volk, das entweder aus Neugier oder seiner Geschäffte wegen herbey kömmt. Der Saal wird durch ein silbernes Gegitter in zween Theile unterschieden, und dadurch werden die Großen vom gemeinen Volke abgesondert. Die Omrhas, die Prinzen vom Geblüte, die Rajas, die Söhne des Sultans, stehen nach dem Range, mit niedergeschlagenen Augen, und kreuzweis über den Leib gelegten Aermen, und erwarten in einem tiefen Stillschweigen die Ankunft des Kaisers. So bald diese durch den Klang der Instrumente verkündigt wird, wird ein Vorhang in die Höhe gezogen, hinter welchem der Kaiser auf einem goldenen Throne sitzt, und durch die Menge von Perlen, Rubinen und Diamanten, die er an sich hat, die Augen blendet. Die Großen nähern sich, nach einem gegebenen Zeichen, dem Monarchen, und tragen ihm die Verbrechen und Processe vor. Der Kaiser thut den Ausspruch; und sein Urtheil wird auf der Stelle vollzogen. Denen Missethätern, die den Tod verdient haben, wird insgemein der Kopf abgeschlagen, oder sie werden gegen Elephanten geschickt, oder man läßt eine Schlange gegen sie los, deren Stich sie augenblicklich tödtet. Man kann nicht glauben, wie viel Sachen der Kaiser in einer solchen Audienz von zwo Stunden entscheidet: denn es giebt hier keine geschriebenen Gesetze, keine Verordnungen und Mandate, keine Diener der Gerechtigkeit, denen daran gele-

gen

gen seyn könnte, die Processe zu verlängern. Der Kaiser hat in dieser wichtigen und vornehmsten Ausübung seiner Würde weiter keine Gehülfen, als ein Paar Minister, von denen der eine die Policeysachen, und der andere die Processe des gemeinen Volks zu besorgen hat. Diese beyden obrigkeitlichen Personen sind hier in eben so volkreichen Städten, als Paris, lange nicht so beschäfftigt, als unsere Dorfrichter.

Die Vicekönige und Statthalter der Provinzen haben eben so, wie der Kaiser die Verwaltung der Gerechtigkeit zu besorgen: sie sprechen das Urtheil über Leben und Tod, lassen es auf der Stelle vollziehen, und es findet dawider keine Appellation Statt.

Babar folgte der in Indien seit undenklichen Zeiten eingeführten Gewohnheit, und eignete sich alle Ländereyen seines Reichs zu. Er theilte sie unter seine Soldaten, die ihm dieselben hatten erobern helfen, doch so, daß sie nach ihrem Tode an ihn wieder zurück fielen, und er sie aufs neue an solche vergeben konnte, die dem Staate Dienste geleistet hatten. Der Kaiser theilte die Nation in zwo Classen: die erste, die aus den Vicekönigen, Generalen, Statthaltern und Ministern bestand, ward die Classe der Omrhas genannt. Jeder von ihnen ist verbunden, auf seine Kosten ein Corps Cavallerie zu unterhalten, das auf jeden Befehl des Monarchen bereit seyn muß. Dieses Corps ist mehr oder weniger

beträcht-

beträchtlich, nach Beschaffenheit des Soldes oder der Ländereyen, die dem Omrha angewiesen sind. Es giebt Herren von dieser Art, die bis auf sechs Millionen jährlich vom Monarchen bekommen. Die Gewalt und die Güter der Omrhas erben nicht auf ihre Söhne: der Kaiser ist der einzige Erbe von allen. Es geschiehet sehr selten, daß die Verdienste eines Vaters auf die Glücksumstände seines Sohnes einen Einfluß haben. Die Kinder eines Generals bleiben gemeine Soldaten, arm und verachtet, wenn sie sich nicht durch eigene Verdienste, durch eigene Tapferkeit hervor thun.

Die zweyte Classe, die unter dem Namen der Masebdars bekannt ist, bestehet aus niedrigern Officieren bey der Armee, oder geringern Bedienten am Hofe. Man kann aus dieser Classe in die erste kommen, wenn man sich durch irgend eine große und merkwürdige That berühmt macht.

Uebrigens fehlt es doch diesen mogolschen großen Herren, die aus dem Staube und der Sclaverey hervor gezogen werden, an Erziehung, an Einsichten, an Empfindungen von Ehre. Sie machen sich fast durch nichts, als ihre Laster und ihre Verschwendung berühmt. Man siehet sie selten ausgehen, daß sie nicht auf einem mit königlicher Pracht ausgerüsteten Elephanten ritten, oder auf Palanquins, die von Gold und Edelsteinen blitzen, getragen würden. Sie haben stets einen Haufen Reuter und

Sclaven,

Sclaven, in Seide gekleidet, vor und hinter sich. Kurz, nichts ist prächtiger, als diese elenden Hofmänner. Ihr geborgter Glanz aber verschwindet gänzlich vor dem Kaiser dem sie täglich zweymal die Aufwartung machen müssen. Sie liegen entweder auf dem Angesichte, oder stehen in der Stellung der Sclaven vor ihm. Wenn der Kaiser den Mund öffnet, und in dem Tone eines Monarchen spricht, verschwenden sie gegen ihn die übertriebensten Lobsprüche; öfters heben sie die Augen und die Hände gen Himmel, und schreyen aus vollem Halse: **Wunder! Wunder! er hat Wunder geredet!** Ihre Erniedrigung ist so groß, daß sie nichts Eigenthümliches haben, nicht einmal einen eigenen Familiennamen: sie sind unter keinem andern Namen bekannt, als wodurch die Aemter, Titel und Würden, die sie führen, oder ihre Eigenschaften, sie mögen gut oder schlecht seyn, angedeutet werden. Sie verändern diesen Namen oft, wenn sie zu einer andern Bedienung gebraucht werden, bisweilen auch nur, weil es dem Monarchen beliebt, fast allezeit aber, wenn sich etwas mit ihnen zuträgt, wovon gesprochen wird.

Babar führte an seinem Hofe die persianische Sprache ein, welche die Indianer weder verstehen, noch zu schreiben wissen. Endlich befahl er auch, daß eine Armee von hundert tausend Mann stets um seinen Pallast campiren sollte, um die Großen und Kleinen durch eine gewisse Furcht im Zaume zu halten.

Diese

Diese Regimentsverfassung, die sehr nach dem Despotismus und der Sclaverey schmeckt, muß als sehr fehlerhaft angesehen werden: ihr hat man alle die Veränderungen zuzuschreiben, denen Indostan, seit drey hundert Jahren ausgesetzt gewesen ist. Was man dem Babar am wenigsten zu gute halten kann, ist, daß er die Thronfolge durch kein ausdrückliches Gesetz festgesetzt hat. Er ließ es bey der Gewohnheit aller Völker bewenden, welche die ältesten Prinzen zu Kronerben bestimmen; wir werden aber sehen, daß diese Gewohnheit bey den Mogoln öfters der Gewalt oder dem Eigensinne weichen mußte. Die kaiserlichen Prinzen glaubten alle ein gleiches Recht zur Krone zu haben, und sahen, von Kindheit an, einander als Nebenbuhler und Feinde an. Daher entstanden bürgerliche Kriege, und die blutdürstige Politic des Ueberwinders, der niemals ermangelte, seine Brüder durch das Schwerdt oder durch Gift aus dem Wege zu räumen, um sich des Throns und des Lebens zu versichern.

Diese Regimentsverfassung, so despotisch sie auch scheint, ward von den Siegern und Besiegten sehr mit Beyfall aufgenommen, weil Babar, der durch den Rath des Ranguildas stets unterstützt ward, die Strenge sehr zu mässigen wußte, und sich bescheiden, billig und gütig aufführte. Indostan hob sich durch den Handel, den er in Flor brachte. Der Mangel an Menschen, der durch die Schlacht bey Dehly,

und die Zerstreuung der Patanen auf die Gebirge war verursacht worden, ward durch eine ungeheuere Menge Tartarn, Persianer und Araber ersetzt, welche alle Tage aus ihrem Vaterlande entliefen, um ihr Glück in Indien unter einem Könige zu suchen, der gegen die Auswärtigen ein großes Vertrauen bezeigte. Die bezwungenen Völker gaben damals zuerst den Namen der Mogoln den Ueberwindern, und allen denen, die aus allen Theilen Asiens ihnen zuliefen, so daß dadurch der Name der königlichen Familie auf dieses neue Volk gebracht ward.

Indeß erhielten die Mogoln kaum zwey oder drey Menschenalter hindurch die Tapferkeit und den Muth, den sie von ihren Voreltern geerbt hatten: sie wurden wollüstig, und nach und nach eben so schwach, als es die Eingebohrnen des Landes waren. Uebrigens sind es nicht allein die Menschen, die, wenn sie nach Indien kommen, wegen der großen Hitze dieser Länder, die Stärke und Tapferkeit, die ihnen sonst eigen ist, verlieren, sondern man merkt auch an, daß die Luft des Landes eben den Eindruck auf die Pferde macht, so daß sie sich in ihrer Art verschlimmern. Um den Folgen dieser Verschlimmerung vorzukommen, nehmen die Kaiser immer so viel Tartarn, Persianer, Türken und Europäer in Sold als sie können, um ihren Feinden durch eine an Muth und Kriegszucht überlegene Miliz eine Furcht einzujagen. Aus eben dem Grunde lassen sie

auch

auch jedes Jahr auf hundert tausend Stück Pferde in Arabien, Persien und der Tartarey aufkaufen.

Der Urheber dieser Gesetze aber, die nur von Sclaven konnten angenommen werden, Ranguildas, der den Plan zur Eroberung von Indien gemacht, und so viel zur Ausführung desselben beygetragen hatte, war das erste Opfer des auf seinen Rath eingeführten Despotismus. Babar war ihm zu viel schuldig, daß er nicht hätte undankbar seyn sollen. Der Anblick eines Mannes, der ihm die Krone aufgesetzt hatte, ward ihm unerträglich, und er suchte sich denselben durch einen Mord vom Halse zu schaffen. Eine schleunige Flucht, unter der Kleidung eines Faquirs, entzog den tugendhaften Minister der Grausamkeit seines Herrn. Ranguildas flohe in ein Dorf an der äußersten Gränze des Reichs, allwo er ruhig und glücklich lebte, der undankbare Babar erfuhr, daß die unumschränkte Gewalt, Schätze und Armeen öfters nicht so viel werth sind, als ein Freund. Sobald er einen Mann nicht mehr hatte, dessen Kopf und Arm seit so langer Zeit seine Stütze gewesen war, thaten sich allerhand Verschwörungen gegen ihn empor; der Thron ward erschüttert; das Volk, das verdrüßlich und misvergnügt geworden war, schrieb der Undankbarkeit Babars alle sein Unglück zu, und schrie über ihn, da das Erdreich in einigen Jahren den gewöhnlichen Tribut nicht gab. Um einer allgemeinen Empörung zuvor zu

kommen, willigte der Kaiser endlich in das Begehren seiner Unterthanen, und ließ den Ranguildas aufsuchen, um ihm die Verwaltung der Staatsangelegenheiten zu übergeben; aber dieser Philosoph, der entweder der gezwungenen Freundschaft nicht trauete, oder die Einsamkeit und das Landleben dem Glanze und den Würden des Hofs vorzog, blieb auf seinem Dorfe verborgen; und nur nach langem Nachsuchen, und durch eine besondere List, hatte Babar das Glück seinen alten Freund wieder zu finden.

Er befahl nämlich durch ein Edict allen Einwohnern seiner Staaten, die Bazards oder Märkte ihrer Flecken und Dörfer nach Dehly zu bringen. Dieses seltsame Edict setzte jedermann in Verlegenheit. Die Bauern, die um den Ranguildas herum wohnten, zogen ihn darüber zu Rathe, und er sagte zu ihnen: „Gehet „nur zum Kaiser, und sagt ihm, der Bazar „euers Dorfs stünde zu seinem Befehle; da er „aber den Weg nach der Hauptstadt nicht wüßte, so möchte er so gut seyn, und ihm den Bazar „von Dehly zum Wegweiser schicken.„ Die Bauern folgten dem Rathe des Philosophen. Babar, dem die sinnreiche Antwort der Bauern gefiel, zweifelte nicht, daß sie ihnen vom Ranguildas eingegeben wäre. „Gehet nach Hause,„ sagte er, „und bringt mir das Orakel, das euch „sowohl unterrichtet hat.„ Die Freude des Babar war ungemein, als er seinen Minister unter der Kleidung eines Faquirs erkannte.

Er

Er wandte ihm sein ganzes Vertrauen wieder zu, und trug ihm volle Macht und Gewalt in der Regierung auf. Der Philosoph stellte als Minister die Ruhe im Reiche bald wieder her. Die Erde bekam unterdeß auch ihre vorige Fruchtbarkeit wieder. **Ranguildas** starb in einem glücklichen Alter, und nahm das Bedauern des Volks, des Hofes und seines Herrn mit ins Grab. **Babar** folgte ihm einige Jahre darauf nach. Dieser Prinz wird in der Geschichte der Mogoln als der Beste von den Nachkommen des Tamerlans vorgestellt.

Das Reich erfuhr, nach dem Tode **Babars**, sehr sonderbare Veränderungen. **Amayum**, oder der Glückliche, sein Sohn und Nachfolger, schenkte sein Vertrauen einem jungen Patan, der **Chira** hieß, und von denen vom **Babar** abgesetzten Königen herstammte. **Chira**, voll Muth und Stolz, sahe die Krone seiner Vorfahren mit Betrübniß auf dem Haupte des **Amayum**. Die Wohlthaten des Kaisers, die Freundschaft, mit welcher er ihn beehrte, schienen ihm zur Schadloshaltung für einen verlohrnen Thron nicht genug: kaum sahe er das Commando der Truppen in seinen Händen, als er nur auf Empörung und Aufruhr dachte; Liebkosungen, Verschwendung und Familiarität waren die Mittel, deren er sich bediente. Sobald er nun sich der Officiere und Soldaten hinlänglich versichert hatte, zog er die Larve ab, und verwandelte seinen Namen **Chira** oder Löwe in den Na-

men Chircha, welches einen königlichen Löwen bedeutet.

Die Binde fiel dem Amayum von den Augen, als er von der Empörung seines Favoriten Nachricht bekam. Er sahe den Abgrund, den er sich dadurch selbst gegraben hatte, daß er, wider die Regeln der Klugheit, seine Armee einen kühnen, tapfern und um so viel furchtbarern Prinzen anvertrauet hatte, da derselbe gegründete Ansprüche an den Thron machen konnte. Der Kaiser verlohr indeß den Muth nicht. Er nahm Truppen zusammen, und schickte sie gegen den Rebellen; dieser aber hatte schon viele Vortheile gehabt: seine Parthey war durch die Reste von Patanen, die aus allen Provinzen seinem Lager zuliefen, und durch die Hülfsvölker, die er von verschiedenen Rajas erkauft hatte, ansehnlich verstärkt worden. Man kam zum Handgemenge: die Truppen des Amayum wurden geschlagen, und Dehly, die Hauptstadt des Reichs, fiel dem Sieger in die Hände. Amayum verließ seinen Pallast voll Wuth, und mit dem Vorsatze, alle Tartarn, Perser und Araber zusammen zu nehmen, die unter der vorigen Regierung nach Indien gekommen waren. Er stellete sich im Jahre 1541 selbst an die Spitze dieser neuen Armee, und suchte seinen Feind selbst unter den Mauern von Dehly auf. Chircha stellte ihm eine Armee entgegen, die noch von dem vorher erhaltenen Siege voll Muth und Feuer war.

Amayum ritt auf einem großen Elephanten, so daß er von beyden Armeen gesehen werden konnte, und hielt, ehe es zum Handgemenge kam, eine Anrede an seine Tartarn: er erinnerte sie an den Ruhm des Tamerlan, an den Glanz und die Menge seiner Siege, an die weitläuftigen Eroberungen dieses Prinzen: Mit einem Rebellen, sagte er, der sich der Strafe zu entziehen sucht, sollt ihr jetzt zu thun haben. Glaubet nicht, daß die Indianer, die er wider ihren Willen ins Treffen führt, den Ueberwindern des Orients widerstehen werden; als feige Sclaven werden sie, bey dem Anblicke ihrer bewaffneten Herrn, verschwinden, und ihre Errettung auf eben den Gebirgen suchen, die ihnen zur Zuflucht dienten, als mein Vater Babar sie durch eure Hände überwand. Der Ausgang dieser Schlacht sey indeß wie er wolle, so wird man mich doch als einen würdigen Sohn des Tamerlans streiten oder sterben sehen.

Dieser kühne Muth des Amayum that keine Wirkung auf das Herz seiner Soldaten. Es waren nicht mehr die unüberwindlichen Tartarn, von denen eine Handvoll unter dem Babar Indien erobert hatte. Sie waren von den Indianern durch nichts unterschieden, als daß sie nicht so schwarz aussahen. Der erste Sieg des Chircha hatte ihnen den Muth genommen; sie machten sich zum Siege keine Hoffnung, und stritten

bloß, weil sie es für Schande hielten, den Kaiser zu verlassen. Die Sache lief auch so ab, wie man sie erwarten konnte: die Tartarn hielten nicht lange Stand; sie wurden geschlagen, und nahmen die Flucht. Die Perser bezeigten sich tapferer, wurden aber eingeschlossen, so daß von ihnen nur eine ganz kleine Anzahl davon kam, die sich mit dem Degen in der Hand durchschlug.

Amayum, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, stürzte sich unter einen Haufen Indianer, um den Verlust seiner Krone nicht zu überleben; er ward aber von einigen Persianern gerettet, die ihn mit sich fortnahmen, um ihn auf bessere Zeiten zu sparen. Amayum wollte anfänglich nicht mit fort; als man ihm aber von dem Charakter des Schach Abas, Königs in Persien, einen Begriff machte, entschloß er sich, seine Zuflucht an diesem Hofe zu suchen. Er erreichte demnach den Indus, ohne eine andere Begleitung als mit einigen persianischen Reutern. Nichts heiterte ihn auf dieser traurigen Flucht mehr auf, als eine gewisse seltsame Begebenheit. Er war am Mittage, da die Sonne am heißesten schien, auf einem grünen Rasen, vor Müdigkeit eingeschlafen. Ein Adler schwebte über seinem Haupte in der Luft, und bedeckte ihn mit den ausgebreiteten Flügeln vor den Sonnenstrahlen. Einige von seinen Begleitern, die in der Wahrsagerkunst erfahren waren, welche der Aberglaube noch heut zu Tage im Oriente

in

in Ansehen erhält, machten daraus die glücklichste Vorbedeutung, und prophezeyhten dem vom Throne verjagten Prinzen, daß ihn die Indianer einst mit größerm Glanze und Glücke würden regieren sehen. Amayum öffnete sein Herz der Hoffnung, und begab sich an den Hof des Königes in Persien, um ihn um seinen Schutz anzuflehen.

Die erste Unterredung der beyden Könige geschahe in einem großen Garten, in welchem sich nicht mehr als ein einziger Sopha fand, vielleicht weil es von ohngefähr so kam, oder um vielmehr dem unglücklichen Mogol den großen Unterschied zu zeigen, der sich zwischen einem vom Throne gestürzten Prinzen, und einem in seinen Staaten mächtigen und sichern Monarchen befindet. Zorn und Betrübniß mahlten sich lebhaft auf dem Gesichte des Amayum; sein Stolz ward beleidiget, als er sahe, daß der König in Persien, ohne Achtung vor seinem Stande und vor seinem Unglücke zu haben, ihn in der Gestalt eines Supplicanten vor sich wollte stehen lassen. Er ergriff indeß, mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes eine Partey, die sich für seinen Stand und seine gegenwärtigen Umstände schickte. Er ersuchte den König in Persien, sich auf seinen Sopha niederzusetzen, und er setzte sich indeß zur linken Hand, welches im Oriente der oberste Platz ist, auf seinen Köcher. Er trug hierauf sein Unglück in wenigen Worten vor, und bat den König von Persien, ihm eine

Armee zu geben, damit er seinen Thron wieder-erobern könnte. Cha-Abas, der die große Seele seines Geistes bewunderte, sprach ihm Trost zu, und versicherte, daß er ihm aus allen Kräften beystehen, und wieder zum Besitze einer Krone verhelfen wolle, die ihm ein undankbarer Unterthan geraubt hätte. Bis zur Erfüllung dieses Versprechens wies er ihm einen Pallast an, gab ihm Bediente, Geld und Frauenzimmer; kurz, er begegnete ihm als einem Könige.

Chircha, der indeß auf dem indianischen Throne saß, zeigte sich seines Glücks würdig durch Tugenden und Talente, die das Andenken der Könige heiligen. Er vergab allen, die es mit dem Amayum gehalten hatten; er that noch mehr, und schickte diesem Prinzen, so unerhört auch eine solche Großmuth in Asien war, die vornehmste Sultaninn zu, welche für das schönste Frauenzimmer in Indien gehalten ward, und damals schwanger war. Amayum, in der Einbildung, daß ein Unterthan, der sich unterstanden hätte, ihm die Krone zu rauben, auch wohl eines andern Unternehmens fähig gewesen wäre, wollte die Kaiserinn nicht annehmen. Diese verlassene Prinzeßinn nahm indeß ihre Zuflucht zu der Königinn in Persien, und schrieb von hier aus an den Monarchen in Indien, daß er ein Zeugniß von ihrer Tugend ablegen solle. Chircha schwur einen Eid auf den Alcoran, daß er nicht allein der Kaiserinn, sondern auch allen Frauenzimmern des Amayum mit der ihrem

Stande

Stande und Geschlechte geziemenden Achtung begegnet wäre. Amayum ward dadurch bewogen, die Kaiserinn, die er ungemein liebte, zu sich zu nehmen. Sie gebar ihm bald darauf einen Sohn, welcher nach der Zeit in Indien, unter dem Namen Akebar geherrscht hat.

Uebrigens blieb die Revolution in Indostan für den Amayum doch immer ein unglücklicher Umstand. Chircha suchte seinen Ruhm darinne, daß er die Anzahl und den Reichthum seiner Unterthanen vermehrte. Er erstreckte seine Hauptabsichten auf den Ackerbau und die Künste; und nie hat ein Prinz diese Quellen des Ueberflusses und des Glücks mit mehrerm Nutzen verpflegt. In Ansehung der Handlung machte er Einrichtungen, welche die Pracht der größten Könige in Europa beschämen. Er legte an den öffentlichen Straßen, von einer Tagereise zur andern, und in allen Städten des Reichs Caravanseras oder öffentliche Wirthshäuser an, wo die Reisenden und ihre Waaren sicher untergebracht werden konnten. Er unterhielt auf eigene Kosten, in diesen Wirthshäusern eine gewisse Anzahl Indianer, welche den Reisenden umsonst aufwarten mußten. Er setzte die Lebensmittel für Menschen und Pferde auf den wohlfeilsten Preis, und verbot, von Leuten, die zu Fuße giengen, etwas zu nehmen. Er legte Bäder bey diesen Caravanseras an, und ließ große Alleen umher pflanzen, in denen die Reisenden Schatten suchen konnten.

Nichts ist angenehmer und bequemer, als diese öffentlichen Wirthshäuser, in denen man stets einen Haufen Kaufleute, Musikanten, Tänzer, Comödianten, Künstler und Aerzte antrifft. Es giebt viel reiche Muselmänner, die dem Beyspiele des Prinzen folgen, und den ansehnlichsten Theil ihres Vermögens zur Verbesserung und bequemern Einrichtung dieser milden Stiftungen hergeben, die ihnen im Alcoran so nachdrücklich empfohlen werden.

Die Verbesserung des Maaßes und Gewichts, die Einführung der Wage, die Bemühung, die nützlichsten Entdeckungen der Ausländer im Reiche bekannt zu machen, brachten seinen Ruhm vollends aufs höchste. Zum größten Glück ward auch der Friede während seiner Regierung gar nicht unterbrochen. Er wußte seine Feinde durch eine starke und geübte Armee, imgleichen durch seine gute Artillerie, die als die beste in ganz Asien angesehen ward, in Furcht zu halten. Chircha kannte kein anderes Vergnügen, wenn er den Pflichten der königlichen Würde Genüge gethan hatte, als daß er seine Truppen musterte, sie ihre Handgriffe machen ließ, und daß er selbst mit seiner Artillerie Versuche anstellte; aber der Eifer, womit er sich diesen Uebungen ergab, gereichte ihm zum Verderben. Es war ihm eine ungeheuer große Canone aus Bengalen geschickt worden. Er wollte damit selbst einen Versuch machen; da er sie aber zu stark geladen hatte, sprang sie entzwey, und ein Stück davon sprang

ihm

ihm an den Kopf, so daß er auf der Stelle des Todes war.

Nach dem Tode des Chircha, im Jahre 1551, fiel das Reich in bürgerliche Kriege. Die Patanen wollten eine Krone nicht fahren lassen, welche eine lange Reihe von Königen aus ihrem Volke hinter einander getragen hatte. Auf der andern Seite glaubten die indianischen Rajas eine bequeme Gelegenheit gefunden zu haben, alle Fremden aus dem Reiche zu jagen, und schlugen sich zu dieser Absicht zusammen. Das ganze Land von Persien an bis an den Ganges war ein Schauplatz von Schlachten, Räubereyen, Mordthaten und mannichfaltigen Verbrechen. Jede Provinz bekam ihren Antheil von diesem Kriege. Das Unglück dieser Völker rührte meistens daher, daß sich weder unter den Indianern noch unter den Patanen ein Mann fand, der die verschiedenen Parteyen hätte vereinigen, und sich mit ihrer Genehmigung der Krone bemächtigen können.

Amayum, der sich nun zehn Jahre am persischen Hofe aufgehalten hatte, erfuhr sogleich den Tod des Königs in Indien, und die Anarchie, die auf denselben folgte. Ein Faquir, Namens Chadaula, schrieb ihm, daß das gedrückte und verlassene Volk seine Zurückkehr sehr wünsche, und daß er sich nur sehen lassen dürfe, um schwache und uneinige Nebenbuhler zu verdrängen, von denen keiner eine so rühmliche Krone zu tragen verdiente. Er gab ihm ferner von

allen

allen Anhängern Rechenschaft, die er ihm schon durch seine Intriguen gewonnen hätte.

Man wird leicht begreifen, wie groß die Freude des Amayum bey einer so unvermutheten und angenehmen Nachricht gewesen sey. Es ist wahr, daß er die Hoffnung, in seine Staaten zurückzukehren, nie hatte fahren lassen; aber der König von Persien hatte es, seines Versprechens ungeachtet, nicht gewagt, den Chircha anzugreifen, weil er sich vor seinen Talenten und vor seiner Macht fürchtete, und Amayum fieng schon an alle Geduld zu verlieren. Da er nun endlich von einer Begebenheit Nachricht erhielt, nach der er lange vergebens geseufzt hatte, begab er sich in den Pallast seines Beschützers, und redete ihn folgendergestalt an: „Der, der mir meine „Krone nahm, ist todt. Die Gottheit hat die „Waffen gegen ihn selbst gekehrt, die er zu seiner „Vertheidigung gebrauchte. Es ist Zeit, deinen „Freund und Gast wieder auf den Thron seiner „Vorfahren zu setzen. Mein Volk streckt die „Arme nach mir aus: laß ihren Eifer nicht erkalten! Ich bitte dich nur um eine geringe Anzahl von deinen tapfern Soldaten: mit ihrer „Hülfe sollen mich die Indianer triumphirend „sehen. Uebrigens sollen deine Wohlthaten von „mir nie vergessen werden: ein ewiger Friede „zwischen deinem und meinem Reiche soll unsere „Unterthanen dauerhaft glücklich machen. Zur „Belohnung deiner mir geleisteten Dienste trete „ich dir, von heute an, die Provinz Kandahar „ab,

„ab, in deren Besitz ich dich setzen will, so bald
„ich in meine Staaten zurückgekehrt seyn werde.
„Ich schäme mich außerdem nicht, meinem
„Wohlthäter und dem Größten der Könige einen
„Tribut anzubieten, den du selbst nach deinem
„Gefallen bestimmen kannst.„

Der König in Persien nahm das Anerbieten, das ihm der König in Indien that, von ganzem Herzen an; besonders gefiel ihm die Provinz Kandahar, welche immer ein Zankapfel zwischen beyden Völkern gewesen war. Cha-Abas reichte dem Amayum die Hand, und sagte: „Prinz,
„gebiete über meine Armee, und über meine
„Schätze. Eile, ein Reich wieder zu erobern,
„dessen dein Muth dich noch würdiger macht,
„als deine Geburt. Ich nehme dein Anerbieten
„an. Höre meinen Rath, und mache dir ihn
„zu Nutze: So bald du die Krone deiner Vor-
„fahren wirst wieder erlangt haben, (und deine
„Tapferkeit, deine rechtmäßigen Ansprüche und
„die Liebe deiner Völker versichern mich, daß
„dein Unternehmen gelingen werde,) so suche
„einen unversöhnlichen Haß zwischen den Pata-
„nen und den Rajas zu unterhalten. Nur als-
„dann wirst du Ruhm und Sicherheit auf dem
„Throne finden, wenn du aufrührische und hart-
„näckige Unterthanen sich unter einander selbst
„aufreiben lässest.„

Amayum wußte sich den Rath und den Beystand seines Freundes sehr gut zu Nutze zu machen. Er setzte sich mit zwölf tausend persischen Reu-

Reutern in Marsch, und eilte nach dem Indus zu. Alles unterwarf sich seinen Waffen: die Eroberung der Provinzen von Persien bis nach Lahor kostete ihm kaum einige Scharmützel. Seine Armee wuchs alle Tage stärker an, da ihm die Tartarn aus allen Theilen Indiens zuliefen, um unter ihrem alten Könige zu fechten. Alles schien sich zu einer allgemeinen Revolution zu bequemen, als Lahor, die reichste, volkreichste und festeste Stadt im Reiche, nach Dehly, die Thore vor ihm verschloß. Ein vornehmer Patane hatte sich dieses wichtigen Platzes bemächtiget, und eine Herrschaft angelegt, welche sich über die ganze Provinz Pingiab, oder der fünf Flüsse, erstreckte. Amayum befand sich in der grausamsten Verlegenheit: eine Belagerung unternehmen, welche nicht anders als langwierig und gefährlich seyn konnte, hieß den Patanen und Rajas Zeit geben, sich zu besinnen, ihre Streitigkeiten beyzulegen, und sich gegen ihn als ihren gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen; weiter gehen, war eben so viel, als sich den Zusammenhang mit Persien und den schon überwundenen Provinzen, und folglich alle Mittel zum Zurückzuge abschneiden, im Falle ihm eine Widerwärtigkeit begegnen sollte. Amayum wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte, als die Kühnheit von hundert jungen Persern ihn aus dieser Verlegenheit riß. Diese Handvoll Soldaten verließ das Lager, theils als Faqvirs, theils als Santarons gekleidet; sie theilten sich

in

in verschiedene kleine Haufen, entfernten sich von der Hauptstraße, und kamen auf verschiedenen Wegen, gegen Abend, zu Lahor an. Die ersten kamen ohne Schwierigkeit in die Stadt; die andern aber fanden die Thore verschloßen. Sie baten, daß man sie einließe; da ihnen aber keine Antwort gegeben ward, fiengen sie ein klägliches Geschrey an, und droheten den Einwohnern mit der Rache Gottes, der ein Beschützer der Armen, und ein Freund der Gastfreyheit wäre. Der Beherrscher von Lahor, durch ihre Klagen gerührt, öffnete ihnen die Thore, und ließ reichliche Almosen unter sie austheilen. Diese vereinigten sich nun sogleich mit ihren Cameraden, und begaben sich mit einander ins Schloß, gleich als ob sie sich bey dem Prinzen für seine Gunstbezeugungen bedanken wollten; aber kaum wurden sie ihn ansichtig, als sie ihn mit ihren Dolchen anfielen, und mitten unter seiner Garde ermordeten, ohne daß einer von ihnen verwundet ward, weil das Schrecken, das ihr kühner Entschluß in allen Gemüthern verursachte, allen die Hände band. Nachdem dieß geschehen war, führten sie den Kayser, der an den Thoren mit Ungeduld auf den Ausgang ihres Unternehmens wartete, in das Schloß. Amayum versicherte sich seiner Eroberung durch eine gute Besatzung, und rückte nun kühn gegen Dehly an.

Alle Hindernisse verschwanden vor ihm. Das Glück, das ihm so lange zuwider gewesen war, dachte jetzt nur darauf, ihn wegen der bisherigen Widerwärtigkeiten schadlos zu halten. Die

Patanen und die indianischen Könige, die nicht wußten, was sie von einem so schleunigen Glücke denken sollten, und es für ein Wunderwerk hielten, unterwarfen sich einer nach dem andern. Einige zwar, die hartnäckiger waren, schlugen sich zusammen, und stellten eine Armee ins Feld, die, mehr in Ansehung der Anzahl als der Tapferkeit beträchtlich war. Amayum ließ sich auf ein Treffen ein, und erhielt mit leichter Mühe einen vollständigen Sieg. Dehly öffnete ihm die Thore, rief ihn zum Könige aus, und *alle* Einwohner von Indostan, Patanen und Indianer, unterwarfen sich seinen Befehlen.

Amayum zeigte sich durch seine Gnade des Sieges würdig. Er erwies sich besonders erkenntlich gegen den Faqvir Chadaula, und überschüttete ihn mit Wohlthaten. Es ist gewiß, daß Chadaula durch seine listigen Veranstaltungen zu dieser Revolution eben soviel beytrug, als der König in Persien durch seine Schätze und Truppen. Der Kayser setzte ihm ungemein große Einkünfte aus, und gab sie ihm, wider die Gewohnheit der Reichsverfassungen, erb- und eigenthümlich. Die Nachkommen des Chadaula sind noch heut zu Tage im Besitz großer Güter in Indostan, und haben den nächsten Rang nach der königlichen Familie. Der Faqvir selbst wird als ein Heiliger verehrt; man hat ihm ein prächtiges Grabmal gesetzt, zu welchem die Kayser und das Volk öftere Wallfarthen thun. Amayum verewigte seine Dankbarkeit, indem er einen getreuen Unterthan mit Ehre und Gütern über-

überhäufte; aber er hätte auch zugleich seine und der Mogoln Schande zu verewigen geglaubt, wenn er sich dem Tribute unterworfen, den er dem Cha-Abas versprochen hatte, und ihm die Provinz Kandahar abgetreten hätte, welche dem Reiche zu einer Grenzveste diente. Er that noch mehr: er behielt die Perser in Indien bey sich, die ihm zur Eroberung deßelben behülflich gewesen waren. Worüber man sich am meisten wundern muß, ist, daß der König in Persien sich nie wegen einer solchen Undankbarkeit zu rächen Lust bezeigte.

Amayum indeß machte sich den Rath des Königs in Persien zu Nutze, so wie er sich seiner Waffen bedient hatte. Er demüthigte die Patanen, schwächte sie, und nahm ihnen ihre Güter und Würden. Auf einer andern Seite schickte er die Rajas fort, daß sie sich des Königreichs Guzarate bemächtigen sollten, deßen Eroberung er mit indianischem Blute zu erkaufen Willens war. Er nahm in seinen Rath und unter seine Armee lauter Ausländer, auf die er sich verlassen konnte. Man sagt, dieser Kayser, der dem Scheine nach ein Muselmann, im Grunde aber, so wie fast alle Könige in Asien, ein Deist war, sey entschloßen gewesen, aus Staatsabsichten, und sich dem größten Haufen seiner Unterthanen gefällig zu machen, die Religion des **Brama** anzunehmen. Man sahe ihn öfters in den Pagoden an den Festen und Ceremonien der Braminen Antheil nehmen. Er gieng jeden Morgen, vor Anbruch des Tages, auf das Dach

seines Palasts, um die aufgehende Sonne anzubeten. Seine Absicht war unstreitig, sich die Parsis zu Freunden zu machen. In dieser Gleichgültigkeit gegen alle Religion erzog er auch seinen Sohn Akebar, der noch ein größerer Prinz ward, als sein Vater.

Amayum genoß endlich die Herrschaft nicht lange, die er mit soviel Ruhm und Glück wieder erobert hatte. Im Schooße des glänzendsten Glücks, bey vollkommener Gesundheit und den muntersten Jahren verlohr dieser Prinz den Tod nie aus den Augen, die traurige Klippe, an welcher endlich alle menschliche Hoheit scheitert. Er hatte sich, vor dem Thore der Stadt Dehly, ein prächtiges Grabmal bauen lassen, wozu er selbst den Plan angegeben hatte. Es war mit dem schönsten und seltensten Marmor geziert. Eines Tages, als er dieses Gebäude besahe, stieg er auf einen hervorragenden Rand desselben, der noch nicht genug befestigt war, und unter ihm einbrach, so daß dieser Prinz in dem Grabmale, das er sich hatte erbauen lassen, den Tod fand, ehe es ganz fertig war.

Akebar, das ist, der Prinz, der nicht seines gleichen hat, hatte nichts von der Barbarey der Tartarn an sich. Man kann ihn als den größten unter den mogolschen Kaysern betrachten. Er kam im J. 1556 zur Regierung, und vereinigte in seiner Person alle große Eigenschaften seiner Vorfahren, fast ohne etwas von ihren Fehlern zu haben. Er besaß den Muth und die Thätigkeit des Tamerlan, die Billigkeit des Seick-Omar,

die

die Staatsklugheit des Babar, die Gütigkeit und Hoheit der Seele des Amayum; alle diese Prinzen aber übertraf er durch seine großen und weitläuftigen Einsichten. Er rief die europäischen Wissenschaften und Künste in sein Reich, und füllte Indien mit nützlichen und prächtigen Denkmälern an; der Ruhm dieses Prinzen aber ward durch Stolz, Herrschsucht, Gottlosigkeit und Grausamkeit sehr verdunkelt, die gegen das Ende seiner Regierung am meisten zum Vorschein kamen. Ein Monarch von dem Character des Akebar konnte seinen Nachbarn nicht anders als schädlich seyn. Seine erste Sorge war, sich erst fest zu setzen, und hernach Anstalten zu machen, das ganze indianische Reich zu erobern. Er führte dieses doppelte Project aus, mit einer Geschicklichkeit und tiefen Ueberlegung, die man seiner Jugend kaum hätte zutrauen sollen; denn Akebar war nicht älter, als vierzehn Jahre, da er zur Regierung kam. Er folgte standhaft der Aufführung des Amayum, welcher fast alles darinne gesucht hatte, daß er die Patanen von Militärdiensten ausschloß, und sie feig und träge machte. Da nun Akebar auf die Unterstützung der Patanen, eines sonst kriegerischen und zahlreichen Volks, nicht rechnen mochte, so glaubte er, daß er die Rageputen an sich ziehen müsse: denn die Tartarn, Perser, Araber und Türken, aus denen seine Armee bestand, waren nicht zahlreich genug, daß er mit ihnen seine großen Projecte hätte ausführen können. Er bediente sich gegen die Ragaputen aller Mittel, sie zu gewinnen,

nen, war freygebig gegen sie, begegnete ihnen sehr schmeichelnd, und that ihnen alle Ehre an. Er zeigte viel Neigung zur Religion des Brama, von welcher er einige äußerliche Gebräuche fleissig beobachtete. Er suchte die Verwandschaft der indianischen Könige, indem er ihre Prinzeßinnen heyrathete, oder ihnen die von seiner Familie zu Gemahlinnen gab.

Diese mogolschen Frauenzimmer, die im Serail erzogen waren, dienten dem Akebar zu seinen Absichten vortreflich. Sie rühmten ohn Unterlaß gegen ihre Gemahle die Tugenden, die Tapferkeit, die Freygebigkeit und Leutseligkeit des Kaysers. Sie gaben ihnen zu verstehen, daß es, nach den Gesetzen des Brama, Indianern nur erlaubt sey, Indianer zu bekriegen, und daß ein Volk, das nicht so edeln Ursprungs wäre, als das indianische, ihres Zorns ganz unwürdig sey. Akebar hatte diese Vorstellungen den mogolschen Frauenzimmern selbst in den Mund gelegt, und er verspürte den Nutzen davon. Die unvorsichtigen Könige der Indianer ließen den Akebar in Ruhe sich verstärken und in Bereitschaft setzen. Sie sahen das Ungewitter aufziehen, und die patanischen Könige in den mittäglichen Provinzen Indiens treffen, ohne daß sie sich dagegen regten. Diese patanischen Könige unterwarfen sich alle dem Tribute, den ihre Vorfahren dem Tamerlan gegeben hatten; die meisten verließen sogar ihre Staaten, und wandten sich zu dem Akebar, bey dem sie Hofmänner vorstellten,

ohne

ohne voraus zusehen, daß dies der sicherste Schritt zur Sclaverey sey.

Nachdem dem Akebar seine Staatslist so gut gelungen war, und er eine Million Menschen zu seinem Gebote sahe, wandte er sich mit seinen Waffen gegen den Mittag, in der Absicht, sich einiger Seehäfen zu bemächtigen, und dadurch den Handel seiner Unterthanen zu erweitern. Das von seinen Vorfahren geerbte Reich, ob es gleich gar ansehnlich war, begriff doch nur die Provinzen Kandahar, Cabul, Multan, Pingiab, Dehly und einige andere in sich; es war dies der Theil von Indien, wo der Reichthum, die Diamanten, die Seide, das Gold und Silber nicht so überflüßig waren, und dem es gänzlich an Seehäfen fehlte. Der Theil gegen Mittag, welcher die fruchtbarste Quelle aller dieser Schätze ist, und den einträglichsten Handel hat, war noch zu erobern. Amayum hatte mit Guzurate blos einen Versuch gemacht, die wirkliche Eroberung aber war dem Akebar vorbehalten.

Das Königreich Guzurate erstreckt sich von dem Fluße Tapte, an welchem die berühmte Stadt Surate liegt, bis an den Ausfluß des Indus. Es ist von allen indianischen Ländern dasjenige, das die meisten Gold- Silber- Seiden- und Zeugmanufacturen hat; der Boden desselben ist sehr fruchtbar. Die Portugiesen hatten sich, seit einigen Jahren, durch ihre Eroberungen und Tyranney auf den Küsten von Guzurate bekannt gemacht. Einige andere europäische Völker fiengen nach der Zeit an, die Häfen dieses Kö-

nigreichs zu besuchen, und daselbst ihren Handel aufzuschlagen.

Der Sultan Badur, ein Patan von Geburt, (denn die Patanen hatten die Unabhängigkeit und die Herrschafft in dem mittäglichen Theile von Indien noch immer behauptet,) herrschte über Guzurate. Dieser Prinz, der durch die langen und schweren Kriege mit den Portugiesen ziemlich geschwächt war, wie sie ihm denn kürzlich erst die wichtige Stadt Diu weggenommen hatten, erschrack nicht wenig bey der Annäherung des Akebar, der mit einer furchtbaren Armee gezogen kam. Er stellte sich das Glück der Mogoln gegen die Patanen von Dehly, ihre große Anzahl, ihren Stolz, ihre Grausamkeit, ihre Drohungen, die Ansprüche ihres Haupts an die Herrschafft von ganz Indien vor, und alles setzte ihn in Furcht und Schrecken. Auf der andern Seite durfte er auch den Portugiesen nicht trauen, die seinen Vorfahren schon soviel Schaden gethan hatten; doch glaubte er von dieser Nation weniger zu befürchten zu haben, da ihr König, und die Macht desselben durch ungeheuere Meere von ihm abgesondert wär, als von den Mogoln, die in Indostan sehr mächtig waren. Er eilte daher, seine Streitigkeiten mit den Portugiesen beyzulegen, welche sogar ihre Truppen zu den seinigen stoßen ließen, um sich dem Akebar zu widersetzen; deßen Muth und Eroberungssucht sie eben sosehr fürchteten, als Badur selbst.

Die Mogoln, die den Badur allein zu überraschen und zu bekriegen glaubten, erschra-

cken,

cken, als sie von der neuen Verbindung der Patanen und Portugiesen hörten. Sie wagten es nicht, gegen diese letztern zu fechten, indem sie dieselben für unüberwindlich hielten. Es ist wahr, daß diese Nation sich durch Thaten gezeigt hatte, die Wunderwerke zu seyn schienen; aber das Gerücht hatte auch die Sache sehr über die Grenzen der Wahrheit hinaus getrieben. Die Eingebohrnen des Landes, die noch von dem Schrecken voll waren, womit die so schnellen Eroberer sie erfüllt hatten, hörten nicht auf, sie den Soldaten des Akebar als Männer vorzustellen, die vom Himmel herab, oder aus dem Wasser hervor gekommen wären, von einem Geschlechte, das den asiatischen Völkern an Muth, Genie und Einsichten weit überlegen wäre. Das Schrecken der Indianer hatte sich unter der ganzen Armee der Mogoln ausgebreitet; sie lag ihren Generalen an, sich nach Dehly zurück zu führen; und da diese sich weigerten, brach sie in Klagen und Drohungen aus, von welchen es endlich zu einem allgemeinen Aufruhre kam. Akebar führte damals einen besondern Trupp an. Kaum hatte er diese betrübte Nachricht erhalten, als er sich zur großen Armee begab, und eine Rede an dieselbe hielt. Er sagte, das Gerücht der Siege und Eroberungen der Portugiesen sey ihm ebenfalls zu Ohren gekommen; aber es habe, anstatt ihn furchtsam zu machen, seinen Muth nur noch mehr vergrößert; er wäre sicher ein Volk zu schlagen, das durch die Schwelgerey, die Reichthümer, die Wollüste und die

Hitze in Indien weich geworden wäre; sie wären durch ihren Stolz, ihre Raubereyen und Grausamkeiten dem Himmel und der Erde verhaßt geworden, und es wären dieser Fremdlinge auch nur eine Handvoll, so daß er Asien bald von ihnen reinigen wolle. Er gab das Zeichen zum Marsche, und die Armee, die durch den Zuspruch des Kaysers wieder Muth bekommen hatte, gieng mit vollem Vertrauen darauf los.

Akebar ließ diesen Muth nicht erkalten: er lieferte den nächstfolgenden Tag eine Schlacht. Die Portugiesen, denen die Indianer schlechten Beystand leisteten, wurden eingeschloßen, und in Stücken gehauen. Der Sultan Badur flohe, und ließ sich nie wieder sehen; seine Schätze, seine Weiber und Kinder fielen dem Akebar in die Hände. Dieser Prinz, der stets einige Ueberbleibsel von dem Character der Tartarn an sich behielt, besudelte seinen Sieg damit, daß er alle Prinzen des vom Throne gestoßenen Königs ums Leben bringen ließ. Alle Städte von Guzurate, die voll Schrecken waren, öffneten den Mogoln die Thore. Akebar hätte sich auch gern der Städte bemächtigt, die den Portugiesen gehörten; er wagte sich aber nicht an dieselben, weil er besorgte, daß er seine besten Soldaten vergebens vor diesen Plätzen lassen könnte, die auf europäische Art befestigt waren, und durch Portugiesen vertheidigt wurden. Er führte lieber seine siegreiche Armee nach Dekan, allwo er sich einen weit leichtern Sieg versprach.

Dekan

Dekan ist ein eben so weitläuftiges, fruchtbares und bevölkertes Königreich, als Guzurate; es ist aber nicht so reich als dieses, weil es nicht soviel Handlung und Manufacturen hat. Dieses Reich war unter drey Herrn vertheilt, welche alle Patanen von Geburt waren; diese Könige, die vor dem Einfalle der Mogoln nicht aufhörten mit einander zu kriegen, vereinigten sich jetzt gegen den gemeinschaftlichen Feind, und brachten eine Armee zusammen, von der sich blos die Reuterey auf mehr als funfzig tausend Mann belief. Die Sultane Mustapha, Ambar, und die Königinn Cande, die damals in Dekan regierten, commandirten in Person diese zusammengesetzte Armee. Sie säumten nicht, mit den Mogoln handgemein zu werden; aber das Glück unterstützte ihren Muth nicht. Die Indianer, die von Natur feig sind, flohen beym ersten Angriffe, und verließen ihre Könige; jeder von ihnen ward in der Flucht mit fortgerissen; sie retteten sich in ihre Hauptstädte, um ihre Kronen bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Der erste, den der Sieger angriff, war der Sultan Mustapha, der sich mit den Trümmern seiner Armee in den festen Platz Acer geworfen hatte. Nie hat man von den Indianern einen so tapfern Widerstand gesehen, als er that. Seine zahlreiche Artillerie, deren er sich mit Glück bediente, seine öfftern Ausfälle, und noch mehr die Hitze des Monats May, der in diesen Gegenden heißer ist, als die andern Monate, machten es

den Belagerern sehr sauer. Die mogolsche Armee, die durch Gefechte und Krankheiten sehr geschwächt war, seufzte nur nach dem Zurückzuge. Der trotzige Akebar war schon im Begriffe, die Belagerung aufzuheben, als ihn ein Ueberläufer benachrichtigte, daß es in der Stadt an Wasser fehle. Diese Nachricht machte ihm und der ganzen Armee wieder Muth.

Mustapha indeß, der keine Mittel mehr sahe, sich zu vertheidigen, schlich sich in der Nacht allein und verkleidet aus der Stadt, um einem Feinde nicht in die Hände zu fallen, von dem er keine Gnade erwartete; er ward aber gefangen genommen, und vor den Kayser gebracht. Wer bist du? fragte ihn Akebar. Ich bin der König, antwortete Mustapha mit einer bewunderswürdigen Gegenwart des Geistes; ich bin vorsetzlich aus meiner Vestung herausgegangen, dich um einen Rath zu fragen: es fehlt in derselben an Wasser; was muß ich thun, um den Banden zu entgehen, die meiner bey dir warten? Akebar, den diese Erhabenheit der Seele in Verwunderung setzte, stellte sich sehr großmüthig. Gehe wieder in den Platz zurück, sagte er zu ihm, den du mit so vielem Muthe vertheidigt hast; wenn dem Himmel an deiner Erhaltung gelegen ist, wird er dir auch Wasser geben. Akebar glaubte nichts zu wagen, wenn er seinem Feinde erlaubte, sich zurück zu begeben: die Zeit des Regens, die allhier nur in der Mitte des Junius ihren Anfang nimmt, war noch weit

ent-

entfernt; aber er that sich mit seiner Großmuth und noch mehr mit seiner Sicherheit den größten Schaden: denn es fiel in der darauf folgenden Nacht ein so starker Regen, daß alle Brunnen der Stadt mit Wasser angefüllt wurden. Akebar bestand nicht länger auf seinem Vorsatze: er verwandelte die Belagerung in eine Blocade, und eilte mit der Verstärkung, die er bekommen hatte, neuen Eroberungen zu. Alle andern Städte des Reichs des Mustapha, die ihn nicht selbst zum Vertheidiger hatten, thaten nur einen geringen Widerstand. Mustapha, der endlich seinem unglücklichen Schicksale nachgab, übergab die Stadt Acer, legte den königlichen Titel ab, und nahm bey der Armee des Ueberwinders Dienste, der ihn zur Würde eines Omrha erhob.

Die Königinn Cande vertheidigte sich mit nicht geringerm Muthe in der Hauptstadt ihrer Staaten; als aber Aimbar, ihr Alliirter, der ihr zu Hülfe gekommen war, überwunden, und in der Schlacht getödtet ward, sahe diese Prinzeßinn ein, daß sie den Händen der Mogoln nicht entgehen könne. Damit sie nun wenigstens ihre Schätze nicht bekämen, ließ sie alles Gold und Silber schmelzen, und Kugeln zu zehn bis zwölf Pfund daraus gießen, auf welche die schrecklichsten Verwünschungen gegen den Akebar gegraben wurden; sie lud dieselben sodann in Feldschlangen, welche über eine Meile weit trugen, und welche diese kostbaren Metalle um Amanadagar herum in Sträuche und Gebüsche zerstreu-

ten.

ten. Nachdem sie nun auf diese Weise ihre Reichthümer fortgeschaft hatte, übergab sie die Stadt, und erschien vor dem Feinde, den sie so sehr verabscheuet hatte. Bey Erblickung des jungen Siegers aber fühlte Cande ganz andere Empfindungen als Haß und Verachtung. Der Kayser, der von der Schönheit, dem Muthe und der Betrübniß der jungen Königinn in gleicher Maaße gerührt ward, verliebte sich heftig in sie; er nahm sie unter die Zahl seiner Weiber auf, gab ihr den Titel einer Kayserinn, und blieb ihr, bis an das Ende ihres Lebens mit der größten Zärtlichkeit zugethan.

Die Eroberung zweyer so mächtigen und so reichen Länder befestigte die Herrschaft der Tartarn in Indien auf eine lange Zeit. Nichts hätte dem Ruhme und dem Glücke des Akebar gemangelt, wenn dieser Prinz eben so bescheiden als tapfer gewesen wäre: aber der Glanz seiner Hoheit, die Unermeßlichkeit seiner Schätze, und kurz der Stolz verdarben seine Seele. Er machte lauter weitschweifige, chimärische und oft närrische Projecte. Unter die Zahl dieser letztern gehört das, da er sich vorsetzte, eine neue Religion einzuführen, und sich selbst göttliche Ehre erzeigen zu lassen. Dieser Ausschweifung, oder vielmehr Gottlosigkeit muß man alle die bürgerlichen Kriege, die Revolutionen und Unglücksfälle zuschreiben, die das Reich gegen das Ende seiner Regierung zerrütteten. Ehe wir aber davon Rechenschaft geben, wollen wir vorher diesen Monarchen, einen der seltsamsten, den es auf der

Welt

Welt gegeben hat, durch seine merkwürdigsten Thaten kenntlich machen.

Sobald er von Dekan zurück kam, war sein erstes Unternehmen, daß er die Stadt Dehly, die schönste in seinen Staaten, niederriß, ohne eine andere Ursache zu haben, als seinen Nahmen durch Erbauung einer neuen Residenz unsterblich zu machen. Er wandte sich dem zufolge, nach Fetipour, und bauete daselbst mit unbeschreiblichen Kosten einen Palast, und eine Moschee. Alle Großen des Reichs folgten ihm nach dieser neuen Residenz nach. Sie erschöpften ihre Schätze, indem sie prächtige Häuser aufbauen ließen, und Fetipour ward dadurch in kurzer Zeit eine der größten Städte in Indien. Luft und Wasser aber, welches hier beydes sehr ungesund war, nöthigten den Akebar bald, seine neue Residenz wieder zu verlassen. Er verlegte sie nun wieder an das Ufer der Gemna, nicht weit von Dehly, deren Ruinen man zur Erbauung der neuen Stadt anwandte, welche an Pracht und Glanze bald die alte übertraf. Der unbeständige Akebar aber ward auch diesen Aufenthalt bald überdrüßig.

Er wollte, daß die neue Residenzstadt seinen Nahmen führen sollte, und wählte in dieser Absicht eine bisher wenig bekannte Stadt, Agra, ebenfalls am Fluße Gemna, und ungefähr vierzig Meilen von Dehly. Er führte allhier den prächtigsten Palast auf, den man in Indien findet: das Mauerwerk ist mit rothen gehauenen Steinen gemacht, die an Schönheit dem Marmor nichts

nichts nachgeben; sie sind so künstlich auf einander gesetzt, daß man gar keine Fugen zwischen ihnen gewahr wird. Er wandte zur Verschönerung dieses Palasts alle Schätze von Guzurate und Dekan an. Die Großen, die Akebar durch Geschenke unterstützte, vergrößerten und zierten diese neue Stadt mit schönen Häusern und Palästen; und in kurzer Zeit zählte man über eine Million Einwohner in derselben, die aus Mogoln, Indianern, Patanen, Persern, Chinesern, Arabern und Europäern bestanden. Sie ließen sich auf den Ufern des Flußes zu beyden Seiten nieder, so daß die Länge dieser Stadt von beyden Seiten sich auf ohngefähr drey Meilen erstreckt, da hingegen die Breite sehr ungleich, und überhaupt der Länge nicht proportionirt ist. Akebar gab dieser Stadt seinen Nahmen, und man nannte sie, so lange er lebte, Akebarabad, oder Akebarsstadt; kaum aber hatte er die Augen geschloßen, als sie ihren alten Nahmen Agra wiederbekam. So werden fast allzeit die eitlen Anschläge und Unternehmungen der mächtigsten Monarchen durch eine alte Gewohnheit über den Haufen geworfen.

Der Geschmack an seltsamen und lächerlichen Unternehmungen, ward bey diesem Prinzen von Tag zu Tage stärker. Er befahl, daß man ihm ein Palast von Erz bauen solle, um sich vor der Hitze zu schützen, welche um Agra noch hefftiger ist, als in andern Gegenden von Indien. Er sahe nicht eher ein, wie abgeschmackt sein Begeh-

ren wäre, als bis man ihn fragte, wo er denn alles Erz dazu herzunehmen gedächte.

Unter die Reihe solcher unsinnigen Unternehmungen muß man indeß die Verschönerung des Weges von Agra bis Lahor nicht rechnen. Die Entfernung dieser beyden Oerter erstreckt sich auf hundert und funfzig Meilen. Akebar hat diesen ganzen weiten Weg auf beyden Seiten mit Bäumen besetzen lassen, welche durch ihre schattenreichen Aeste den Wanderer gegen die brennenden Strahlen der Sonne schützen. Es ist dieß das angenehmste und nützlichste Werk, das man in Indien antrifft.

Die Regierung des Reichs, die Ausführung der jetztgedachten Projecte, und noch vieler andern, beschäfftigten den großen und unruhigen Geist des Akebar noch nicht genug. Er war mit der Stadt Agra noch nicht einmal fertig, als er gegen einen indianischen König, der ein Abkömmling des Porus war, einen Feldzug unternahm. Die Staaten dieses Prinzen waren beträchtlich und sehr volkreich, weil er, wie man sagte, mehr als zweymal hundert tausend Mann auf die Beine stellen konnte. Seine Residenz hieß Chitor, und war von Dhely nur zwölf Tagereisen entfernt; sie lag auf einem sehr hohen Gebirge, um welches rings herum nichts als eine weite Ebene war. Ein breiter und tiefer Fluß lief nahe an dem Gebirge hin, und machte dasselbe fruchtbar. Die Stadt war mit reinem und gesunden Wasser reichlich versehen; sie schloß sogar einige Felder mit ein, welche soviel Reiß

und Früchte hervor brachten, daß eine mäßige Besatzung davon erhalten werden konnte. Kurz, man hielt diese Stadt für unbezwinglich, und mehr war nicht nöthig, um den Akebar zur Belagerung derselben zu verleiten. Er hatte keine gegründete Ursache, den Rana oder König anzugreifen, weil er den Tribut, zu dem er sich verstanden hatte, sehr ordentlich und richtig bezahlte; aber Akebar brannte immer von der Begierde, sein Glück gegen die stärksten Hindernisse zu versuchen. Er verlangte daher, ohne weitere Vorbereitung, von dem Rana, daß er ihm seine Gemahlinn Padmanni, welche für das schönste Frauenzimmer in Asien gehalten ward, abtreten sollte, mit der Bedrohung, daß wenn er sich weigerte, er mit Feuer und Schwerdt in seine Staaten einfallen würde. Der Rana liebte seine Gemahlinn sehr, und ward von ihr geliebt. Die unverschämte Anforderung des Akebar, und seine hinzugefügten Drohungen verdroßen ihn; er gab zur Antwort, kein Mensch auf dem Erdboden sollte ihm seine Gemahlinn nehmen, und er lache nur über solche Anfoderungen und Drohungen.

Akebar, der eine solche Antwort vermuthet hatte, brachte eine furchtbare Arme zusammen, und fiel in die Provinz Chitor ein. Der König derselben schlief indeß auch nicht; er hatte mit andern indianischen Königen Unterhandlung gepflogen, und ihnen die Augen über den Raubereyen der Mogoln geöffnet, dieser Tyrannen, die, wie er sagte, nur aus den Winkeln der Tartarey

tarey hervorgekommen wären, um sich mit dem Blute der Indianer zu mästen, von denen ihnen doch nie ein Leid zugefügt worden wäre. Es ist Zeit, setzte er hinzu, daß wir von dieser unseligen Schlafsucht erwachen, welche unserer Tapferkeit so lange Zeit Fesseln angelegt hat, und die Tartarn lehren, daß wir Nachkommen jener tapfern Indianer sind, die sich den berühmtesten Eroberern zu widersetzen gewußt haben. Wir müssen nur unsere Kräfte vereinigen, so werden wir gewiß Feinde überwinden, die ihr Glück und ihre Siege in nichts anderem gefunden haben, als in unserer Zwietracht und Unthätigkeit.

Von allen Königen, die damals in Indien herrschten, hatten nur zween das Herz, sich ins Feld zu stellen. Akebar erhielt einen vollkommenen Sieg über sie, und erschien nun in allem Glanze seines Ruhms und seiner Macht vor Chitor. Seine Soldaten bedeckten das Land auf viele Meilen weit. Die Zelte des Kaisers und der vornehmen Officiere glänzten vom Gold und Diamanten. Ein so prächtiger und kriegerischer Anblick erschreckte den Rana von Chitor nicht; er vertheidigte sich herzhaft. Das Geschütze des Akebar that dem Platze, wegen seiner Höhe, nicht den geringsten Schaden; dieser Prinz wandte seine Bemühungen zwey Jahre lang vergebens an. Endlich, da es ihm mit Gewalt nicht gelingen wollte, nahm er seine Zuflucht zur List, und schrieb an den indianischen König,

daß er bereit wäre, die Belagerung aufzuheben, und ihm seine Staaten wieder einzuräumen, wenn er ihm nur erlaubte, die Prinzessin zu sehen, und in die Festung zu kommen, um einen Platz in Augenschein zu nehmen, den er für den einzigen in der Welt hielte, der fähig wäre, sich seiner Macht zu widersetzen. Der König von Chitor, in Hofnung, bald einen Feind los zu werden, der so lange schon seine Staaten verheerte, und durch den Schwur sicher gemacht, den Akebar auf den Alcoran that, daß er die Belagerung aufheben wolle, willigte in sein Begehren, und nahm ihn in dem Platze auf, in welchen er mit funfzig Mann einzog. Man begegnete ihm mit gebührender Ehrerbietung; es ward ein prächtiges Gastmal für ihn angestellt, und gegen das Ende desselben kam Padmanni zum Vorscheine. Ihre Reize machten sogleich auf das Herz des Kaisers den empfindlichsten Eindruck; er hielt indeß an sich, und ließ sich nicht viel mit Lobsprüchen über ihre Schönheit heraus. Ehe er von dem Könige Abschied nahm, beschenkte er ihn mit einem kostbaren, mit Diamanten besetzten Säbel. Der König, der von der Freymüthigkeit und Bescheidenheit des Akebar eingenommen ward, begleitete ihn bis unter das Thor der Stadt. Die beyden Monarchen nahmen schon zum letztenmale von einander Abschied, als der Kaiser der Mogoln, der sich stellte, als ob er den indianischen König nicht verlassen könnte, ohne ihm einen neuen Beweis von seiner Erkenntlichkeit und Freundschaft gegeben

ben zu haben, ihm sein Halsband von Perlen, die er mit Vorsatz an einen festen Strick hatte reihen lassen, um den Hals warf, und ihn damit zum Thore hinaus zog. Die funfzig Mann, die den Kaiser begleiteten, trieben indeß die schwache Bedeckung des indianischen Königes aus einander.

Akebar hätte bey dieser Gelegenheit Chitor selbst erobern können, wenn er einige auserlesene Mannschaft rings herum gestellt gehabt hätte; aber er hielt sich schon für glücklich genung, daß er den König so ohne Hindernisse fortführen konnte, und glaubte gewiß, daß ihm Padmanni den Platz lieber übergeben, als das Leben ihres Gemahls in Gefahr setzen würde; aber er mochte die Prinzessin auffodern wie er wollte; er mochte den König vor die Belagerten hinstellen, nackend, mit auf den Rücken gebundenen Händen, auf den Knien, und den Scharfrichter mit bloßem Säbel daneben, Padmanni glaubte beständig, daß der, den man so hinstellte, der König nicht wäre, weil sie ihn schon für ermordet hielt, und ihn in keiner andern Absicht überleben wollte, als um ihn zu rächen. Der stolze Akebar, der den Muth dieser Königinn nicht besiegen konnte, sahe sich endlich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Er nahm seinen Gefangenen mit nach Agra, und nöthigte ihn, an die Padmanni zu schreiben, daß sie dem Begehren des Kaisers willfahren möchte, um ihn aus der Gefangenschaft zu befreyen. Der mogolische Prinz begleitete dieses Schreiben mit den kostbarsten Ge-

schenken. Padmanni stellte sich endlich, als ob sie von der Standhaftigkeit des Kaisers gerührt wäre; sie schläferte ihn durch Versprechungen ein, und gab ihrem Gemahle Mittel an die Hand, seine Wächter zu hintergehen, und aus dem Gefängniße zu entkommen.

Sobald der Rana sich wieder in den Armen seiner getreuen Padmanni sahe, warf er dem Akebar seinen Betrug und seine Verrätherey vor; die Vorwürfe waren mit Schimpfworten, Drohungen und Ausforderungen vermischt. Der Kaiser der Mogoln gerieth in die äußerste Wuth, und am meisten darüber, daß er sich von einer indianischen Frau hatte hintergehen lassen. Er raffte in Eil alle seine Truppen zusammen, und kam noch einmal vor Chitor, mit dem festen Entschlusse, eher das Leben zu verliehren, als sich von dem Platze nicht Meister zu machen. In dieser Absicht ließ er ungeheuere Arbeiten unternehmen: man warf Schanzen von erstaunlicher Höhe auf; man pflanzte eine furchtbare Artillerie auf dieselben, mit welcher man die Stadt und den Berg beschoß. Der Rana vertheidigte sich seiner Seits wie ein Mann, der seine Staaten, sein Leben und seine Gemahlinn zu verliehren hatte. Er war Tag und Nacht auf den Wällen. Eines Tages, als er auf denselben einige Anstalten machte, erblickte ihn der Kaiser von einer seiner Schanzen; er schoß eine Flinte auf ihn los, und traf ihn, daß er todt zur Erden fiel.

Man

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr sich Padmanni darüber werde betrübt haben; sie nahm aber weder zu Klagen noch zu Thränen ihre Zuflucht. Sie befahl mit einem trocknen Auge, daß man den Körper mit der größten Pracht verbrennen sollte; sie riß sich aus den Armen ihrer Weiber, und stürzte sich in die Flammen. Nicht sowohl aus Gehorsam gegen das Gesetz des Brama, als vielmehr den unzüchtigen Begierden des Mogols ein Opfer zu entreissen, vermischte diese zärtliche Gemahlinn ihre Asche mit der Asche ihres Gemahls. Der Urheber dieser unglücklichen Begebenheiten, der unbändige Akebar, erndtete die Frucht seiner Bosheit. Chitor fiel in seine Hände. Die unnützen Thränen, die er über das unglückliche Ende eines Paars vergoß, das eines bessern Schicksals würdig war, können sie wohl die Schande tilgen, die er sich durch seine Ungerechtigkeit zuzog?

Der Aufruhr der indianischen Bauern und der Patanen, die in den schönen Feldern zwischen Agra und Dehly wohnen, entriß den Akebar bald wieder den Vergnügungen seines Serails. Er marschirte in Person gegen die Rebellen, und gab in diesem Kriege merkwürdige Beweise von seiner Unerschrockenheit. Er griff einen Platz an, in welchen sich eine Menge der kühnsten Bauern geworfen hatte. Voll Hitze und Ungeduld befahl er die Thore mit Elephanten, die zu dieser Art von Angriffe abgerichtet waren, aufzubrechen, weil er die Zeit nicht mit Warten auf seine Artillerie verderben wollte; es wollte aber

keiner von den Officieren diesen gefährlichen Auftrag über sich nehmen. Der Kaiser, der sich über ihre Feigheit entrüstete, zog einen Soldatenrock an, setzte sich auf einen Elephanten, und führte ihn, mitten unter einem Hagel von Kugeln und Pfeilen, an das Thor, das er einbrach, und durch welches er seiner Armee einen freyen Weg verschaffte, die keinen Mann in der Stadt verschonte. So tapfer sich auch Akebar überall bezeigte, konnte er doch diesen Krieg nicht völlig endigen: die Bauern zerstreuten sich hin und her, und lebten vom Rauben; ihre Anzahl wuchs mit der Zeit, und in den Gegenden von Agra und Dehly fanden sich lange noch dergleichen Räuber, ob man ihnen gleich sehr eifrig nachstellte. Um sie zu vertilgen, bediente man sich gegen sie der äußersten Strenge, und brachte alle ohne Barmherzigkeit um, die man auf den Straßen, und in den Dörfern bewaffnet fand; ihre Köpfe hieng man an Bäume, oder an Galgen, die deßwegen an den öffentlichen Straßen aufgerichtet waren.

Der glückliche Erfolg dieses Feldzugs machte den Akebar zu einem andern und weit gefährlichern geneigt. Das Reich litt seit langer Zeit schon von den Streifereyen und Plünderungen der Patanen, die, da sie ehemals den Verfolgungen des Babar entgangen waren, sich auf die Gebirge gegen Norden, jenseits des Indus, begeben hatten. Sie hatten sich hier von verschiedenen unbezwinglichen Posten Meister gemacht, von welchen sie der Macht der Tartarn Troz boten.

Jedes

Jedes Jahr that dieses kriegerische Volk einen Einfall in die schönsten Provinzen Indiens, und verheerte sie mit Feuer und Schwerdt. Der Kaiser hielt es seiner nicht würdig, in Person gegen Räuber, Rebellen und Flüchtlinge zu fechten; er gab daher einem seiner Generale Befehl, mit einer Armee von achtzig tausend Mann gegen sie zu marschiren, und sie alle über die Klinge springen zu lassen. Dieser Befehl war leichter zu geben, als auszuführen. Die Patanen ließen die Mogoln zwischen ihre Berge kommen, versperrten ihnen den Rückweg, und rieben sie alle mit Feuer und Schwerdt, oder auch mit Hunger auf. Sie machten hierauf ihren Sieg selbst bekannt, indem sie sich bis mitten im Reiche sehen ließen, und überall raubten und plünderten.

Diese That der Patanen war das Signal zu einer fast allgemeinen Empörung. Ihre Brüder, die durch ganz Indien zerstreut, oft besiegt, aber nie gebändigt waren, streckten allenthalben die Fahne des Aufruhrs auf. Der Bruder des Akebar machte sich Meister von Cabulistan. Man hörte allenthalben nur Klagen und Verwünschungen gegen den Akebar: der Thron ward erschüttert, und es hatte das Ansehen zu einer Hauptveränderung im Regimente.

Die geheimen Urheber dieser Empörungen waren die muselmännischen Mullahs und Faquire, die seit langer Zeit gegen den Akebar aufgebracht waren, und das zwar seines Stolzes,

seiner Verachtung gegen den Alcoran, seiner Neigung zum Gesetz des Brama, und besonders seines Schutzes wegen, den er den Christen in seinen Staaten gab, wie er ihnen denn erlaubt hatte, ihre Religion in denselben frey und ungehindert auszuüben.

Akebar hatte auf seinem Feldzuge gegen Guzurate Gelegenheit gehabt, die Europäer genauer kennen zu lernen, deren Nahme und Ruhm ihm schon seit langer Zeit merkwürdig geworden war. Er ward diesen Ausländern gewogen, die den Indianern an Muth, Kriegszucht und Geschicklichkeit in den Künsten so sehr überlegen waren, und er wandte Schmeicheleyen und Geschenke an, um sie in seine Dienste zu ziehen. Verschiedene Engländer, und noch mehrere Portugiesen kamen aus allen indianischen Hafen herbey, um ihr Glück am Hofe eines so großmüthigen und prächtigen Königs zu suchen. Akebar trug ihnen die Sorge für seine Artillerie, für seine Juwelen, und selbst für seine Gesundheit auf. Er brachte öfters ganze Tage mit ihnen zu, und erkundigte sich nach den Gewohnheiten, Gesetzen, Geschichten und Künsten der Europäer. In diesen Unterredungen lernte er zugleich die christliche Religion kennen. Die vortreffliche Sittenlehre, und die erhabenen Geheimniße derselben gefielen ihm; die Merkmale ihres göttlichen Ursprungs fielen ihm so deutlich in die Augen, daß er glaubte, oder wenigstens sich zu glauben stellte, daß sonst keine Religion wahr sey, als die Religion Jesu Christi.

Ein

Ein portugiesischer Gesandte, dessen Sitten und Wandel mit der Heiligkeit der christlichen Religion überein kamen, bestärkte den Akebar in diesen Vorstellungen, und machte ihm den Grund des Christenthums besser bekannt, als jene Herumläufer, mit denen sich der Kaiser darüber besprochen hatte. Eine genauere Erklärung, sagte dieser Gesandte, müsse der Kaiser von einem Priester fodern; da nun deren genug in Indien wären, welche die Einwohner des Landes gern bekehren wollten, so solle der Kaiser nur einen an seinen Hof kommen lassen. Akebar, der ganz Wißbegierde war, folgte diesem Rathe, und ließ einen portugiesischen Priester in seinen Palast holen, von dem er zuförderst die Sprache, mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit lernte. Es kostete dem Missionar nicht viel Mühe, dem Akebar das Abgeschmackte des Alcorans begreiflich zu machen; aber die unbegreiflichen Geheimniße der christlichen Religion machten ihn stutzig. Der portugiesische Priester, der sich schon mit der Hoffnung, schmeichelte, den mächtigsten Monarchen in Asien, und sein ganzes Reich zu bekehren, rief einige Jesuiten zu Hülfe, unter denen der Pater Aquaviva, aus einem der besten Häuser in Italien, war.

Man kann nicht glauben, mit welchen Ehrenbezeugungen Akebar diese, in den Wissenschafften eben so erfahrne Männer, als in der Religion, aufnahm. Er ließ sie in seinem Palaste wohnen, trug ihnen die Erziehung seines zweyten

zweyten Prinzen Pacharri auf, und verlangte, daß er alles lernen sollte, was königliche Kinder in Europa zu lernen pflegten. Es ward ihnen bald darauf auch der Prinz Jehan-Guire, der Erbe des Reichs, übergeben. Akebar kam seinen europäischen Gelehrten fast nicht von der Seite; er ließ sie öffters in seiner Gegenwart mit den Mullahs über die eine und die andere Religion disputiren. Die Vertheidiger der bessern Sache triumphirten leicht in den Augen eines Prinzen, der schon unterrichtet war; er sprach ihnen auch öffters selbst den Sieg zu.

Der Vortheil, den die Missionare dadurch erhielten, war zwar nicht die Bekehrung des Kaisers, ob er ihnen gleich beständig dazu Hoffnung machte, aber doch die Erlaubniß, im ganzen Reiche den christlichen Glauben öffentlich zu lehren; ein Vortheil, der in den Augen eines rechtschaffenen Christen immer von hohem Werthe ist. Die Mullahs, die darüber in die äußerste Wuth geriethen, theilten ihre Rachgier dem Herzen aller eifrigen Muselmänner mit, und dieß gab zu dem allgemeinen Kriege im Reiche Anlaß.

Akebar sahe sich genöthigt, seine europäischen Priester vorjetzt zu verlassen, so angenehm ihm auch der Umgang mit denselben war; er eilte aus einer Provinz des Reichs in die andere, mit eben der Behendigkeit, die man in seiner Jugend an ihm bewundert hatte. Allenthalben erschien er wie ein Bliß, und kam entweder den Rebellen zuvor, oder warf sie zu Boden. Der

Kaiser

Kaiser schien unter diesem Sturme die christliche Religion, und die Diener derselben, die sie ihm geprediget hatten, ganz zu vergessen; sein Glück, und noch mehr die verstellte Vergessung des Christenthums, entwaffnete die Mullahs; sie bliesen das Feuer des Aufruhrs nicht weiter an, und das Reich genoß wieder der größten Stille, nachdem es von dem hefftigsten Ungewitter war beunruhigt worden.

Diese Stille aber war nicht von langem Bestande. Die Herren und Diener, die Akebar dem Prinzen Jehan-Guire zu seiner Hofstatt gegeben hatte, verhetzten schon seit langer Zeit diesen Prinzen gegen den Kaiser, welcher dem Jehan-Guire, ihrer Meynung nach, nicht genug Antheil an der Regierung gab. Diese Aufwiegler, die dem Vater in keiner andern Absicht die Krone zu rauben trachteten, als um im Nahmen des Sohns selbst zu regieren, sagten zu diesem: *Was soll das seyn? Man lässet den Erben der Krone im Müssiggange eines Serails schmachten; ein eifersüchtiger Vater schränkt deine aufkeimende Tapferkeit ein, er der dich zur großen Kunst des Krieges und der Regierung dadurch anführen sollte, daß er dich daran Antheil nehmen ließe. Wie werden die Völker wissen, daß du würdig bist, ihnen Gesetze zu geben, wenn ein unbarmherziger Vater dich von allen Gelegenheiten entfernt, wo du Beweise deines Muths, und deines Verstandes geben könntest?* Da nun der Kaiser, der

den

den Scepter unfehlbar für den Pocharri bestimmt, dir alle Gelegenheiten entziehet, wo du Ruhm erwerben könntest, so erkläre dich gegen ihn, und zeige ihm, wie sehr er deine Rache zu fürchten habe. Er hat für seinen Ruhm lange genug, und für die Glückseligkeit des Reichs zu lange gelebt; er kann nun immer den Thron verlassen, und einem Prinzen Platz machen, der das Vergnügen seiner Völker seyn wird.

Jehan-Guire, der in der Düsternheit des Serails erzogen, ohne Erfahrung, ohne Talente, und ohne eine andere Tugend war, als die Tapferkeit, folgte dem Rathe seiner Hofleute: der Glanz des Throns blendete ihn, und er legte im Geheimen eine Revolution an, welche die Natur nicht weniger beleidigen sollte, als die Gerechtigkeit. Als seine Rathgeber ihm eine beträchtliche Anzahl von Anhängern verschaft hatten, stellte sich der junge Prinz an ihre Spitze, und fieng diesen gottlosen Krieg mit entsetzlichen Räubereyen an. Akebar reiste damals noch in allen Provinzen herum, um die Ruhe und die Ordnung wieder herzustellen, die durch die vorigen Empörungen waren zerrüttet worden. Man kann nicht beschreiben, wie erbittert er ward, als er die Nachricht von einer weit schlimmern und gefährlichern Rebellion erhielt, als alle die gewesen waren, die er mit so vielen Ströhmen von Blut getilgt hatte. Ach! rief der unglückliche Kaiser aus, soll denn jeder Tag neue Ver-

schwö-

schwörungen gegen mich ausbrechen sehen?
Ungetreue Unterthanen, eine verrätherische
Familie, bewaffnen sich gegen mein Leben!
Kaum habe ich einen barbarischen Bruder
entwaffnet und bestraft, da noch ein un-
menschlicherer Sohn mir die Krone zu
rauben trachtet. O Jehan-Guire! o
mein Sohn! Habe ich dich darum mit so
vieler Sorgfalt erzogen, daß du der Welt
das schreckliche Schauspiel eines Sohns
geben sollst, der seine Hände in das Blut
seines Vaters zu tauchen sucht? Du erken-
nest also das geheiligte Zeichen, das die
Gottheit auf die Stirn deines Vaters und
Königs gedrückt hat? Unbarmherziges
Ungeheuer, komm, eile diesen Leib zu zer-
stücken, ehe der Schmerz einem Leben ein
Ende macht, das mir zum Abscheu wird,
da ich dich des höchsten Verbrechens
schuldig sehen muß; aber der Himmel, der
die heiligen Rechte der Väter und Könige
schätzt, wird mich rächen, und ich werde
vielleicht noch einen Sieg zu beweinen und
zu verabscheuen haben.

Akebar besiegte indeß seinen Schmerz, und
machte sich gegen den Jehan-Guire auf. Nie
hat man einen schleunigern und geschwindern
Marsch gesehen. Er war in wenig Tagen über
Flüße und Berge weg, die ihn von den Rebellen
schieden; er überfiel sie unvermuthet, brachte sie
in Unordnung, und trieb sie aus einander. Der
Sieg des Akebar war vollkommen. Jehan-
Guire

Guire fiel nebst den vornehmsten Verschwornen lebendig in des Kaisers Hände, welcher ihn selbst in die Festung Goualeor, nicht weit von Dehly, brachte, wo er ihn sechs Monate zwischen Furcht und Hoffnung sitzen ließ. Akebar beschloß diese Zeit über nichts wegen des Schicksals seines Sohns; endlich aber siegte die Natur über die Rache. Er schenkte ihm das Leben, gab ihm aber zugleich eine so schreckliche Lection, daß sie dem Jehan-Guire nie wieder aus dem Sinne kam.

Der Kaiser holte ihn einst früh Morgens selbst aus dem Gefängnisse, und führte ihn in einem nahe gelegenen Wald, unter dem Vorwande, ihm ein Vergnügen mit der Jagd zu machen; kaum aber waren sie etwas tief in den Wald hinein gekommen, als Akebar anhielt, und seinem Sohne von hundert der vornehmsten Verschwornen die Köpfe zeigte. Jehan-Guire erkannte seine unglücklichen Freunde, und fiel dem Kaiser, voll Furcht und Schrecken, zu Füßen. Akebar redete ihn sodann mit diesen Worten an: „Du hast vergessen, Undankbarer, daß ich „dein Vater bin; aber ich erinnere mich; daß „du mein Sohn bist. Dieser Anblick sagt dir, „daß du den Tod verdienst; aber ich schenke dir „das Leben, das ich dir ehemals gegeben habe, „und das du mir zu rauben gesucht hast. Indeß „sollst du, meiner Zärtlichkeit und Gnade ungeachtet, doch gestraft werden: man soll es in „den Jahrbüchern des mogolschen Reiches lesen, „daß unter allen Nachkommen des Tamerlan,

„Jehan-

„Jehan-Guire der erste gewesen sey, der seinem „Vater nach dem Leben trachtete. Diese Lection „verwahre dich wenigstens vor der Schande einer „zweyten Verschwörung.„ Jehan-Guire, der von Betrübniß durchdrungen war, antwortete nur durch Seufzer und Thränen; er machte in der folgenden Zeit durch eine unverletzliche Unterwürfigkeit das entsetzliche Verbrechen wieder gut, dessen er sich schuldig gemacht hatte.

Der Kaiser hatte viel Ruhm erworben; aber dieser mit dem Blute seiner Unterthanen erkaufte Ruhm kam ihm zu theuer zu stehen. Er hatte ohne Abscheu so viele Personen nicht können hinrichten lassen; die Nothwendigkeit aber, ein störriges Volk in der Unterwürfigkeit zu erhalten, zwang ihn dazu. Die Mogoln waren zwar alle ziemlich zum Gehorsam gebracht; aber Abscheu, Unruhe und Furcht zeigten sich auf jedem Gesichte. Sie naheten sich nicht ohne Zittern dem Kaiser. Es sey nun, daß dieser den heimlichen Verdruß, der ihn nagte, vertreiben wollte, oder daß er seinen Unterthanen das Vergangene aus den Gedanken zu bringen suchte, oder daß er sie lieber mit einem auswärtigen Kriege beschäfftigt sahe, oder, welches das wahrscheinlichste ist, daß er seiner grenzenlosen Herrschsucht Genüge leisten wollte: Akebar machte im ganzen Reiche bekannt, daß er das Königreich Kachemire erobern wolle, und daß alle Omrhas ihm alle die Corps von Reuterey bringen sollten, die ein jeder auf seine Kosten zu halten verbunden war. Es kamen, auf diesen Befehl, Truppen aus allen Provinzen

zusammen, und Akebar sahe sich bald an der Spitze einer zahlreichen Armee, welche im Jahr 1583 ihr Lager am Indus aufschlug.

Das Königreich Kachemire, das unter allen indianischen Reichen am meisten nach Mitternacht zu sich erstreckt, liegt am Fuße des Gebirges Caucasus. Es hat nicht über dreißig Meilen in der Länge, so wie in der Breite nicht über zehn oder zwölf Meilen, und ist, eigentlich zu reden, nichts, als ein großes Thal, das von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche befeuchtet wird, deren Wasser heller als Cristall ist. Es ist rings herum mit hohen Gebirgen umgeben. Die Luft daselbst ist rein, gemäßigt, und vielleicht die gesundeste in der Welt; ein ewiger Frühling herrscht in dieser angenehmen Gegend. Die Erde ist daselbst zu allen Zeiten mit Blumen und Früchten bedeckt; alles, was die Nothdurft erfodert, selbst alles, was zum Vergnügen gehört, kömmt da im Ueberflusse hervor. Europäische Bäume und Blumen kommen hier eben sogut fort, als die indianischen. Sogar die Menschen, die in diesem angenehmen Lande gebohren sind, haben mehr Stärke, mehr Tapferkeit, mehr Geschick und Genie als ihre Nachbarn. Sie sind schön, wohlgewachsen und sehr behende. Ihre Weiber, die durch ihre Reize, durch Verstand, Talente und Munterkeit berühmt sind, werden für die größten Schönheiten in Asien gehalten. Alle Seraille der orientalischen Fürsten werden von ihnen angefüllt; kurz Kachemire ist das Paradies in Indien. Die Eroberung eines so schönen

Reichs

Reichs kostete den Akebar weiter nichts, als einen Marsch. Er ließ sich nur sehen, so beugten sich schon alle Völker unter sein Joch. Man hätte sagen konnen, daß dieser Prinz blos eine Reise nach einer Provinz seiner Staaten gethan habe.

Soviel Ruhm und Glück machte den Akebar seinen Unterthanen noch ehrwürdiger. Sein Geschmack an den Wissenschafften und Künsten der Europäer wachte aufs neue wieder auf. Er rief die Missionäre zurück, die sich während den letzten Unruhen nach Goa begeben hatten. Er sagte ihnen, daß er jezt geneigter sey, als jemals, die christliche Religion anzunehmen. Der Pater Xavier, ein Nefe des Apostels der Japaner, eilte zu ihm mit eben dem Eifer, von welchem sein Onkel so merkwürdige Beweise gegeben hatte; er hatte aber die Ehre nicht, wie dieser, Könige zu bekehren; alles was er erhielt, waren eitle Ehrenbezeugungen. Akebar räumte ihm Vorzüge ein, die er weder den Prinzen vom Geblüte, noch den Abgesandten, noch den Königen erlaubte, die ihm Tribut gaben. Er wieß ihm einen Platz zur Erbauung einer prächtigen Kirche an, und öffnete ihm dazu seine Schätze. Er wohnte den heiligen Gebräuchen der Religion bey, und verrichtete selbst verschiedene äußerliche Handlungen des Christenthums; aber er verließ doch deßwegen den Alcoran und das Gesetz des Brama nicht. Die bloße Neugier trieb ihn bald zu dieser bald zu jener Religion. Die Sultaninnen indeß, die über die neuen Freundschafts-

beweise, die er den Christen gab, unruhig wurden, sparten weder Liebkosungen, noch Thränen, noch heimliche Anstellungen, um zu verhindern, daß er sich nicht zu einer fremden Lehre bekennen möchte, die nicht mehr als eine Frau zu haben erlaubte.

Keine von ihnen sahe die geheimen und verborgenen Absichten des Akebar ein. Er gieng schon seit langer Zeit mit einer großen Veränderung der Religion schwanger, oder ward vielmehr von dem Stolze geplagt, eine ganz neue einzuführen. Was! sagte er, Mahomet, ein bloßer Bürger von Mecca, hat der Schöpfer einer Religion seyn können, die er theils von den Juden, theils von den Christen entlehnt, und mit den verworrenen Einfällen seines eigenen Kopfes aufgestutzt hat; seine Religion ist in der halben Welt die herrschende geworden: und ich, ein Kaiser, ein Eroberer, ein unumschränkter Herr meiner weitläuftigen Staaten sollte das nicht wagen, was ein gemeiner Mann mit so vielem Ruhme und Glücke unternommen hat? Soll Mahomet mich an Macht, an Genie und an Klugheit übertreffen?

Der stolze Monarch ward in seinem Vorhaben durch einen Mullah bestärkt, der ein Deist war, und dadurch sein Glück zu machen suchte, daß er seiner Neigung schmeichelte: Herr, sagte dieser zu ihm, warum bist du unentschlossen, dich bey der Nachwelt durch eine heilsame

Ver-

Veränderung in der Religion berühmt zu machen? Dieses rühmliche Unternehmen, ein sicherer Beweis von der Herrschafft, die du über die Gemüther deiner Unterthanen zu erhalten gewußt hast, würde dich unsterblicher machen, als deine Eroberungen und Siege. Befiehl, und du wirst sehen, daß das ganze Reich sich deinem Willen unterwirft, die Vorurtheile ablegt, und mit Ehrerbietung die Religion annimmt, die du ihm zu geben für gut befindest. Die Indianer haben einen unüberwindlichen Haß gegen den Alcoran gefaßt; sprich, und das Evangelium wird auf den Trümmern des Mahomedanischen Glaubens und der Abgötterey empor steigen.

Akebar war zu klug, daß er nicht hätte einsehen sollen, daß es nicht sowohl der Eifer für das Christenthum, als vielmehr das Verlangen, sich empor zu schwingen war, was dem muselmanischen Mönche den Mund öffnete; er glaubte daher auch nichts zu wagen, wenn er ihm sein Geheimniß vertraute. Der Mullah, Namens Abdulfasil, gab mit Entzücken seinen Beyfall, und erbot sich gegen den Kaiser, ihm zum Werkzeuge der Revolution zu dienen.

Die Religion übrigens, die Akebar einführen wollte, war nichts, als ein seltsamers Gemisch von Lehren Jesu Christi, Mahomeds und des Brama. Die Taufe, die Beschneidung, die Seelenwanderung, die Anbetung des Heilandes, der Dienst, den die Indianer dem

Brama und der Sonne leisteten, die Vielheit der Weiber, das waren die vornehmsten Artikel, und das seltsame Gemisch der Religion des Akebar. Seine Absicht scheint gewesen zu seyn, alle Völker zu einerley Glauben zu bringen, indem er einem jeden das ließ, was zuvor den Grund seiner Religion ausgemacht hatte. Die Schwärmerey des Akebar fällt dadurch am deutlichsten in die Augen, daß er vermöge eines besondern Artikels selbst göttliche Ehre verlangte, und sich für den Gott seiner Unterthanen erklärte.

Nachdem nun Abdulfasil die Gemüther zu einer solchen Veränderung vorbereitet hatte, zog Akebar mit einer furchtbaren Armee gegen Lahor, um zu gleicher Zeit den Feinden des Staats, und denen, die sich der Annehmung seiner neuen Religion widersetzen würden, ein Schrecken einzujagen; er hatte aber nicht nöthig, Gewalt zu brauchen: die neue Religion, die zu Lahor, am Hofe und bey der Armee zu gleicher Zeit verkündigt ward, fand nicht den geringsten Widerstand. Ein unwissendes Volk gerieth über den Stolz eines Prinzen, der sich Gott gleich setzte, in keine Verwunderung.

Man weiß, daß unter allen Völkern auf dem Erdboden die asiatischen am meisten zur Sclaverey gebohren zu seyn scheinen. Schon ehemals hatten sich die assyrischen und persischen Monarchen von ihren Unterthanen anbeten lassen. Die Ehrenbezeugungen, welche die morgenländischen Könige noch heut zu Tage fodern, sind von

von der göttlichen Verehrung nicht weit unterschieden. Die verschlagensten Hofleute giengen mit ihrem Beyspiele voran, theils weil sie das meiste zu verliehren hatten, und theils weil sie Wohlthaten und Belohnungen dafür hofften. Sie nahmen die neue Religion an, und erwiesen dem Akebar alle Ehrerbietung, die er verlangte. Der Kaiser, der schon den Titel Cha-Geladin, d. i. mächtiger König des höchsten Gesetzes, angenommen hatte, erschien jeden Tag auf dem Balcon seines Palasts, vor dem vor ihm niederfallenden Volke. Er ward hier wie ein Gott angebetet; es wurden Gebete und Bitten an ihn gerichtet; er erhörte sie, und erwies Gnade. Abdulfasil, die Minister und Hofleute, die ihren Vortheil dabey hatten, unterließen nicht das Volk zu versichern, daß der neue Gott auch Wunder thäte, aber nur für die, die recht von seiner Gottheit überzeugt wären.

Da es nun Akebar so weit gebracht hatte, daß ihm selbst göttliche Ehre erwiesen ward, war er auf die nicht eifersüchtig, die man Jesu Christo, dem Brama und der Sonne erwies. Er wohnte öffters den Religionsübungen der Christen und Braminen bey, und wenn vorher der Weyhrauch gegen ihn war entweihet worden, so kam er alsdann ihn noch selbst dem wahren Gotte und dem Brama zu streuen.

Der Stolz dieses elenden Sterblichen, der sich für einen Gott ausgab, ward durch einen der außerordentlichen Streiche beschämt, welche ein Wunderwerk zu seyn scheinen. Der Kaiser

hatte auf einer weiten Ebene bey Lahor seinen Hof, seine Armee, und das Volk versammelt, um ein Fest der Sonne zu Ehren zu feyern. Der Altar, der in Form eines Throns aufgerichtet, vom Kaiser, von seinen Söhnen, und den Prinzen vom Geblüte umgeben war, stellte die Sonne vor, mit Diamanten besetzt, welche einen so hellen Glanz von sich warfen, als die Strahlen des Gottes selbst, den man anbetete. Die mogolische Pracht, die hier in ihrer Größe erschien, der Klang der musicalischen Instrumente, das Geschrey des von Freude und Vergnügen trunkenen Volks, die Schönheit des Tages, kurz alles machte dieses Fest glänzend und froh, als sich auf einmal ein Donner in den Wolken hören ließ, ein Blitz den Altar traf, das Götzenbild über den Haufen warf, und in Staub verwandelte. Das Feuer kam bis in das Zelt des Kaisers, ergriff alle die übrigen Zelte im Lager, breitete sich bis in die Stadt aus, und verzehrte den Pallast mit allen Schätzen des Akebars, die er durch Raub und Tyranney zusammen gebracht hatte. Das geschmolzene Gold, Silber und Erz floß auf allen Gassen; und das Feuer hörte nicht eher auf zu wüten, als da es nichts mehr zu verzehren fand. Schrecken und Entsetzen äußerten sich auf allen Gesichtern. Der Kaiser war äußerst bestürzt über einen so schrecklichen Zufall, den er dem Zorne Gottes zuschrieb, da er vielleicht eine bloße Wirkung des Clima war. Der Aufenthalt zu Lahor ward dem Kaiser unerträglich,

lich, und er gieng, seine Schande im Königreiche Kachemire zu verbergen.

Reue und Gram folgten ihm nach. Er dachte mit Betrübniß daran, wie er das Christenthum verworfen hatte, um eine eigene Religion zu schaffen. Er verabscheuete den ausschweifenden Stolz, mit welchem er sich göttliche Ehre zugeeignet hatte; seine Hartnäckigkeit gieng indeß doch so weit, daß er weder seine selbst erfundene Religion unterdrücken, noch den unheiligen Dienst, den er sich erweisen ließ, abschaffen wollte. Welche Schande für einen so großen König, daß er seine Betrügereyen selbst gestehen mußte! welch ein Schimpf für einen auf seine Einsichten so stolzen König, daß er sich selbst für einen Schwärmer ausgeben mußte! Er blieb, wie schon gesagt, bey seiner Gottlosigkeit, und suchte seine Unruhe durch den Umgang mit Frauenzimmern und andern Geschäfften zu zerstreuen.

Gott indeß, dessen Macht er trotzte, machte seine Hand über dem Kaiser und dem Reiche immer schwerer. Das Leben des Akebar war nichts mehr, als eine Reihe von Unglücksfällen und Erniedrigungen. Mustapha, der König eines Theils von Dekan, den der mogolsche Kaiser ehemals überwunden, und vom Throne gestoßen hatte, schlich sich vom Hofe weg, und flohe in seine alten Staaten, die er in Aufruhr brachte. Die Patanen, die stets unruhig, und zur Empörung geneigt waren, die eifrigen Muselmänner, welche die auf den Trümmern des

Alcorans errichtete neue Religion stets verabscheuet hatten, begaben sich Haufenweise unter die Fahnen des Mustapha, und machten eine furchtbare Armee zusammen aus. Es war zu befürchten, daß das Feuer des Aufruhrs sich von Dekan in alle Provinzen des Reichs ausbreitete, die mit Mullahs und Faquiren angefüllt waren, welche nie aufhörten, den Kaiser öffentlich wegen seines Stolzes, seiner Gottlosigkeit und Grausamkeit zu tadeln. Akebar, um dem ihm drohenden Unglücke zuvor zu kommen, schickte einen Theil seiner zahlreichen Truppen in die Provinzen, die am meisten gegen ihn aufgebracht waren; den andern Theil schickte er, unter der Anführung des Sultans Paharri, seines zweyten Sohns, gegen den Mustapha.

Man versprach sich sehr viel von diesem Paharri; der Kaiser hatte ihn in allen europäischen Wissenschafften unterrichten lassen, und der junge Prinz hatte beständig gezeigt, daß die Sorgfalt seines Vaters nicht vergebens bey ihm angewandt wäre. Er hatte einen erhabenen Geist, ein empfindliches Herz, und eine edelmüthige Seele. Die Ehrerbietung und Zärtlichkeit gegen seinen Vater waren keiner Heucheley verdächtig. Akebar liebte ihn von seiner Seite wiederum zärtlich, und schon seit langer Zeit gieng er damit um, ihn in die Rechte des Jehan-Guire zu setzen, der bisher in der Dunkelheit gesteckt hatte. Seit dem Aufruhre dieses letztern wartete Akebar nur auf eine Gelegenheit, daß sich sein zweyter Sohn durch eine große

und

und merkwürdige Handlung hervor thäte, um die Absichten, die er mit ihm hatte, bekannt zu machen. Sein Name Paharri ward in den Namen Morad verändert. Der junge Prinz erhielt, da er zu Felde gieng, die lebhaftesten Liebkosungen von seinem Vater, dem Kaiser: er schloß ihn in seine Arme, benetzte ihn mit seinen Thränen, gab ihm gute Vermahnungen, und beschloß seinen Abschied mit den Worten: „Gehe, mein Sohn! zeige deine Tapferkeit gegen „diese Rebellen! unterwirf sie meiner Herrschaft! „Die Lorbern, die du sammeln wirst, sollen „nicht die einzige Belohnung des Sieges seyn.„

Morad, für Freuden außer sich, fiel dem Kaiser zu Füßen: Herr, sagte er zu ihm, deine Gütigkeit dringt mir ins Herz; du sollst bald entweder den Sieg, oder den Tod deines Sohns erfahren. Er setzte sich hierauf zu Pferde, begab sich zur Armee, ließ sie geschwinde Märsche thun, und kam in kurzer Zeit in den Ebenen bey Cambair an, wo ihn Mustapha erwartete. Beyde Generale wußten ihren Soldaten Muth zu machen; man focht auf beyden Seiten mit einer geheimen Wuth, welche immer das Kennzeichen bürgerlicher Kriege ist; Morad aber, der die verheissene Belohnung des Sieges nie aus den Augen verlohr, verdoppelte seine Bemühungen, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Es gelang ihm, die Feinde zu trennen, und einen Theil derselben in die Flucht zu jagen; da er aber den Sieg mit zu vieler Hitze verfolgte, ward er umringt, und

getödtet.

getödtet. Sein Kopf, der auf einer Lanze ausgesteckt ward, machte, daß die Mogoln die Waffen fallen ließen, und keiner bedacht war, diesen Prinzen zu rächen; alle ergriffen die Flucht, und mehr als vierzig tausend kamen an diesem unglücklichen Tage ums Leben.

Dem Kaiser fiel dieses Unglück, das schrecklichste, das die Mogoln in Indien erfahren hatten, sehr zur Last. Der Tod seines Sohns preßte ihm alle Augenblicke Seufzer und Thränen aus. Er erkannte darinne den Zorn des Himmels, der ihn auf der empfindlichsten Seite seines Herzens traf. Er schaffte von der Zeit an den abgöttischen Dienst ab, den er für sich selbst eingeführt hatte. Man sahe ihn nicht mehr die Sonne anbeten; er gieng auch nicht mehr in die Moscheen und Tempel der Indianer; er nahm aber auch die Religion Jesu Christi nicht an, indem er alle sein Unglück der Rache desselben zuschrieb. Er fürchtete außerdem, daß die Muselmänner und Indianer ihm deßwegen die Krone und das Leben rauben möchten. Seine einzige Sorge war, wie er den durch die letzte Niederlage erlittenen Schimpf wieder gut machen sollte.

Er verließ in dieser Absicht das Königreich Kachemire, und kam mit starken Tagereisen nach Agra, wo er Befehl gab, daß man eine starke Armee zusammen brächte, die er selbst anführen wollte, weil er nur sich allein im Stande zu seyn glaubte, seinen Sohn zu rächen. Unterdeß bis alles in Bereitschafft war, brachte

Akebar

Akebar seine Zeit meistentheils auf dem Lande zu, unter dem Vorwande, sich mit der Jagd zu vergnügen, in der That aber, um dem Gedränge der Hofleute zu entgehen, denen er, seit der Empörung des Mustapha, nicht mehr trauete. Eines Tages, als er sich aus Gram und Verdruß unter einen Baum gelegt hatte, um ein wenig auszuruhen, sahe er eine große Raupe gekrochen kommen. Er stand auf, schoß einen Pfeil nach ihr, und tödtete sie. In dem Augenblicke kam ein Widder, nach welchem Akebar mit eben dem Pfeile schoß, womit er die Raupe getödtet hatte. Der Widder war zwar getroffen; aber an einem Orte, wo es nicht tödlich war, und doch fiel er tod zur Erde nieder. Sein Fleisch ward schwarz und faul; alle Hunde die davon fraßen, starben auf der Stelle, so daß Akebar einsahe, die Raupe sey giftig gewesen, und habe den tödlichstem Gift bey sich gehabt. Er ließ sie in seinen Palast tragen, und setzte sich vor, alle, denen er nicht trauen dürfe, damit aus der Welt zu schaffen. Er setzte einen in das Amt eines Giftmischers ein; ein abscheuliches Amt, das nur in den unglücklichen Ländern Statt finden kann, wo das Leben der Menschen ganz von dem Eigensinne und der Barbarey eines despotischen Monarchen abhängt. Durch diesen neuen Staatsdiener schaffte sich Akebar alle die Großen vom Halse, die seine Gnade nicht hatten. Das Gift, dessen er sich bediente, würkte einen langsamen, aber unfehlbaren Tod; kein damals in Indien bekanntes Mittel konnte zum

zum Gegengifte wider dasselbe gebraucht werden. Akebar hatte es in Pillen bringen lassen, die er selbst denen gab, welche er zum Tode bestimmt hatte, da er sie sodann nöthigte, dieselben in seiner Gegenwart zu nehmen. Man kann nicht glauben, wieviel Menschen er mit diesem von der Raupe genommenen Gifte ums Leben brachte.

Der Himmel aber rächte endlich alle diese unglücklichen Opfer, indem er den Urheber dieser abscheulichen Erfindung auf eben die Weise umkommen ließ. Akebar trug beständig eine goldene Dose bey sich, die drey Abtheilungen hatte: in der einen war Betel, ein rothes Kraut, das die Indianer beständig kauen; in der andern herzstärkende Pillen, und in der dritten endlich vergiftete Pillen. Er versahe es eines Tages, vergriff sich in den Pillen, und brachte sich auf diese Art selbst ums Leben. Er versuchte alle Gegenmittel; aber es war billig, daß sie ihm eben so wenig halfen, als sie seinen unglücklichen Hofleuten geholfen hatten. Dieser Prinz starb also nach einer drey und funfzigjährigen Regierung.

In dem prächtigen Grabmale, das er sich selbst hatte errichten lassen, fand man nach der Zeit einige Bilder, welche den Heiland und die heil. Jungfrau vorstellen. Verschiedene Schriftsteller haben damit beweisen wollen, daß Akebar als ein Christ gestorben sey; aber vielleicht hatte er sein Grabmal mit diesen Bildern nur als mit europäischen Kunststücken und Seltenheiten aus-

ausgeschmückt. Und könnte auch der christlichen Religion die Bekehrung eines Prinzen viel Ehre machen, der so verwegen war, sich Gott gleich zu achten, und seinen Stolz, seine Rachgier, von der er endlich selbst das Opfer ward, bis ans Ende seines Lebens beybehielt?

Wie es nun aber auch mit der Religion des Akebar beschaffen seyn mag, der wahrscheinlicher Weise keine andere hatte, als die natürliche, so kann man doch nicht läugnen, daß er einer der größten Könige seiner Zeit gewesen sey. Er wußte mit dem Muthe und der Unerschrockenheit, die er von den Tartarn, seinen Vorfahren geerbt hatte, die Sanftmuth, Höflichkeit und Pracht der Indianer zu verbinden. Nie verwaltete ein Prinz die Gerechtigkeit mit mehr Billigkeit, Eifer und Fleiß. Er gab des Tages zweymal seinen Unterthanen Audienz, von welchem Stande sie auch seyn mochten; er hörte sie stets stehend, und mit viel Geduld und Gütigkeit an. Sein Verlangen, der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung zuvor zu kommen, war so groß, daß er an die Thore seines Palasts eine goldene Glocke hängen ließ, welche der Geringste seiner Unterthanen zu jeder Stunde des Tages nur anziehen durfte, um sogleich beym Kaiser zur Audienz zu gelangen, dem er seine Klagen vorbringen konnte, da ihm dann sogleich Bescheid gegeben ward. Er verbot den Obrigkeiten, einen Missethäter hinzurichten, wenn er ihnen nicht an drey verschiedenen Tagen den Befehl dazu gegeben hätte.

Er

Er schützte die Handlung, und brachte sie in Flor. Die gute Aufnahme, die er den Gelehrten und Künstlern bewies, zog die geschicktesten Leute Asiens an seinen Hof. Er ehrte sie mehr, als die Prinzen vom Geblüte, mehr als die indianischen Könige. Er selbst beschäfftigte sich auf dem Throne mit den Wissenschafften, und war der gelehrteste, so wie der tapferste seines Reichs. Sein größtes Vergnügen war, sich mit Fremden, besonders mit Europäern zu unterhalten, und sich bey ihnen nach den Gesetzen, Gewohnheiten, Sitten, Kriegsverfassungen und Künsten ihres Vaterlandes zu erkundigen. Uebrigens liebte er auch die Mäßigkeit eben so sehr, als er die Gerechtigkeit, die Pracht, und die Wissenschafften liebte. Er enthielt sich fast seine ganze Lebenszeit hindurch vom Fleische, und nahm keine andere Nahrung zu sich, als Reiß, Milch, Wasser und Zuckergebackens. Kurz, Akebar ist der größte unter den indianischen Königen gewesen, wenn man seinen Stolz und seine Vermessenheit in der Religion ausnimmt.

Jehan-Guire, dessen Name einen Herrn der Welt bedeutet, hatte das Reich der Bescheidenheit seines ältern Sohnes, des Sultan Cosrou zu danken, der im Testamente des Akebar zum Throne ernennt war. Wenn der junge Prinz dem Jehan-Guire den Thron aus Bescheidenheit, aus Großmuth, um sein Vaterland in keinen bürgerlichen Krieg zu verwickeln, oder keinen sträflichen Krieg gegen seinen Vater zu führen, abtrat, so verdient er in die Reihe der

größ-

großmüthigsten Helden gesetzt zu werden; wenn aber Jehan-Guire ihn mit Gewalt von demselben verdrängte, so hätte er doch deßwegen nicht als ein Usurpator angesehen werden können. Konnte Akebar, mit Hintansetzung der Gewohnheiten und Gesetze der Mogoln, mit dem Throne machen, was er wollte? Das Verbrechen eines überhin gehenden Aufruhrs, das man dem Jehan-Guire vorwarf, reichte nicht zu, ihn um eine Krone zu bringen. Sein Vater hatte ihm vergeben, und außerdem hatte er auch nach der Zeit den Fehler durch eine strenge Unterwürfigkeit gut gemacht.

Dem sey indeß wie ihm wolle; (denn es scheint nicht, daß Akebar je eine solche testamentarische Verordnung gemacht habe.) die Regierung des neuen Kaisers war noch unruhiger, als die vorhergehende. Die Indianer, wenn sie mehr Muth, Politic und Einigkeit unter sich gehabt hätten, würden ihre Unterdrücker jetzt selbst leicht haben unterdrücken, und ihre Freyheit wieder erlangen können; aber es ist mit diesem Volke wie mit den Griechen in Absicht auf die Türken. Obgleich das eine und das andere Volk zahlreicher, tapferer, fleissiger ist, als die wilden Nationen, von denen sie unterdrückt werden, so hat es doch nie etwas für seine Freyheit unternommen. Es hat nie anders als für die Wahl, und die Vergrösserung seiner Tyrannen gefochten. So wahr ist es, daß die Sclaverey die Vernunft erstickt, den Muth schwächt, und die Triebfedern der Seele schlaff macht.

Die Schwäche, eine Tochter des Müssigganges und der Faulheit, die soviel Könige ins Verderben gestürzt hat, war die Quelle der Widerwärtigkeiten des Jehan-Guire. Die Tapferkeit, die Gerechtigkeitsliebe, die Pracht, Erbtugenden der mogolschen Prinzen, glänzten an dem neuen Kaiser; aber sie wurden durch seine Neigung zur Trunkenheit, durch seinen Eigensinn, durch seine Unbeständigkeit, durch seine Ausschweifungen in den Wollüsten, und besonders durch seine Unterthänigkeit gegen eine Frau, die ihm bey seinen Kindern und Unterthanen verächtlich machte, gar sehr verdunkelt. Jehan-Guire, dem es an der Stärke der Seele, an der Standhaftigkeit des Geistes fehlte, welche die Fehler der Könige bedeckt und verbessert, erfuhr auf dem unumschränktesten Throne der Welt Unglück, Verachtung und Schande.

Die ersten Jahre seiner Regierung waren ruhig und glücklich. Die mogolischen Generale eroberten Dekan wieder. Verschiedene indianische Herren, die sich empört hatten, wurden überwunden, und zum Gehorsam gebracht; aber die Spöttereyen des Jehan-Guire, über den Alcoran, die Freundschafft, die er nach dem Beyspiele seines Vaters den Europäern bezeigte, die Absicht des Akebar, alle seine Völker zu einem neuen Glauben zu bringen, eine Absicht, die er sehr eifrig betrieb, alle diese Dinge zogen ihm den Haß der Moullahs zu, die durch ihr Lärmen und Schreyen das Gemüth der Mogoln vom

vom Kaiser abwendig machten, und Krieg und Aufruhr in Indostan erregten.

Jehan-Guire, der entweder mit seiner Gewalt Aufsehen machen wollte, oder einen wirklichen und ansehnlichen Vortheil dabey fand, verlegte den Sitz des Reichs von Agra nach Lahor, woselbst die Luft reiner und gemäßigter ist. Diese Stadt, welche die Gunstbezeugungen der mächtigsten Monarchen des Orients erfuhr, nahm ungemein zu: neue, breite und regelmäßige Gassen, mit prächtigen Häusern, und einem Palaste geziert, der zwar nicht so weitläuftig, als der zu Agra, aber weit bequemer war, schöne Gärten, und dergleichen, verschönerten diese neue Residenz. An diesem angenehmen Orte brachte Jehan-Guire die Zeit seiner Regierung meistentheils zu; hier vergaß er, daß er König war, und überließ sich gänzlich den Vergnügungen. Sein Palast, der voller Musikanten, Comödianten und Tänzer war, welche in Indien mehr geliebt werden, als an einem Orte in der Welt, erschallte Tag und Nacht von Musik und Lustbarkeiten. Die Europäer, von welcher Nation sie auch seyn mochten, hatten bey allen Lustbarkeiten des Kaisers freyen Zutritt. Er brachte öfters ganze Nächte mit ihnen zu, trank, und aß Fleisch, das nach dem Alcorane verboten war. Diese Gastmäler waren nie größer und prächtiger, als während den Fasten der Muselmänner; er lud alsdann die Mullahs dazu ein, und zwang sie, das Gesetz der Mahomet zu übertreten, indem er ihnen drohete,

daß er, wenn sie sich weigerten, sie von zween ungeheuern Löwen wolle zerreissen lassen, die unter den Fenstern seines Zimmers an Ketten lagen.

Diese Ausschweifungen brachten die Diener des Alcorans sehr auf, und sie machten dem Jehan-Guire ins Angesicht Vorwürfe darüber. Der Kaiser gab ihnen frostig zur Antwort, die christliche Religion erlaubte den Menschen alles, was die Natur zum Nutzen und Vergnügen hervorbringt, zu brauchen; sie sey also die wahre, und man müsse sie annehmen. Die mahomedanischen Priester, die über eine solche Gesinnung, welche ihrer Religion große Gefahr drohete, erschraken, sahen einander an, giengen mit sich zu Rathe, und thaten endlich den Ausspruch, die Gebote des Alcorans erstreckten sich nicht bis auf den Regenten. Dieser Ausspruch aber vermehrte bey dem Prinzen die Verachtung, die er gegen den Alcoran gefaßt hatte. Er brachte von dem Tage an die Missionare und die Moullahs beständig mit einander in Streit, und sprach allemal den christlichen Kämpfern den Sieg zu. Das Oberhaupt der muselmannischen Lehrer endlich, der so vieler Beleidigungen und Demüthigungen überdrüßig war, behauptete eines Tages gegen seine Widersacher, daß die Bücher der Bibel, die den Grund des christlichen Glaubens enthalten, verfälscht wären. Der Jesuit Acosta sagte daher zum Kaiser: „Herr, „befiehl ein großes Feuer anzuzünden, und daß „der Mullah, mit dem Alcoran in der Hand,

„von

„von einer Seite in dasselbe gehe, da ich indessen, „mit dem Evangelio in der Hand, von der andern „Seite in dasselbe gehen will, so wirst du sehen, „für welche Religion sich der Himmel erklärt.„ Diese schreckliche und unerwartete Ausfoderung machte den Muselmann für Schrecken ganz starr. Jehan-Guire, der ihn in dieser Verlegenheit sahe, wagte es nicht, die Sache aufs Aeußerste zu treiben, weil er Folgen befürchtete. Er schlug sich daher ins Mittel, um den Streit beyzulegen, und konnte sich nicht entbrechen, dem christlichen Priester die höchste Achtung zu bezeigen; er gab ihm den Namen Ataxa, oder **Vater des Feuers**.

Ob er sich nun gleich durch diese Begebenheit nicht bewegen ließ, ein Christ zu werden, so willigte er doch darein, daß verschiedene Prinzen von seinem Geschlechte sich taufen ließen. Er für seine Person zeigte stets einen großen Abscheu gegen den Alcoran, bekannte sich aber zu keiner Religion. Man glaubt, dieser wollüstige Prinz sey der christlichen Religion aus keinem andern Grunde gewogen gewesen, als weil sie den Gebrauch des Weins, und aller Arten des Fleisches erlaubt, und weil er hoffte, daß die Christen, aus Erkenntlichkeit, ihm die schönsten europäischen Mägdchen zuführen würden, mit denen er sein Serail anfüllen wollte.

Dem sey indeß wie ihm wolle, die Reize einer Persianerinn, die er kannte, machten, daß er alle europäische Schönheiten vergaß, und trugen nicht wenig zu der Gleichgültigkeit gegen

alle Religionen bey. Sie allein war die Gottheit, der er bis an sein Ende opferte. Die Gelegenheit, bey welcher sie der Kaiser zu sehen bekam, war folgende.

Jean=Guire, gieng vor seinem Palaste am Fluße spatzieren, und sahe auf einem Fahrzeuge ein Frauenzimmer von blendeter Schönheit. Ihr Anblick erregte in ihm eine Unruhe, ein Feuer, und Bewegungen, die er unter den sclavischen Schönen seines Serails vielleicht nie empfunden hatte. Er erkundigte sich genau nach dem Namen und dem Glück dieser Frau. Man sagte ihm, sie hieße Nurmahal, sey in Persien von armen Eltern gebohren, und ihr Mann, der anfänglich ein Cameeltreiber gewesen wäre, habe sich durch seine Tapferkeit zu den vornehmsten Würden bey der Armee erhoben; die Talente und der Geist dieser Persianerinn überträfen übrigens noch ihre Schönheit. Diese Entdeckung, die den wollüstigen Monarchen noch mehr entflammte, machte ihm Hofnung, daß er bald über die Tugend dieser Frau siegen wolle. Er schickte ihr kostbare Geschenke, und schrieb verliebte Briefe an sie; aber Nurmahal, die eben so listig als stolz war, schlug die Geschenke aus, verschanzte sich hinter die eheliche Treue, und erklärte sich, daß kein gekrönter Liebhaber im Stande wäre, sie zur Untreue gegen ihren Mann zu verleiten. Diese Sprache setzte den Kaiser in Erstaunen, welcher nicht glaubte, daß eine Frau in der Welt wäre, die die Eroberung eines Mannes, wie er, ausschlagen konnte.

Der

Der Kaiser hätte seine Leidenschaft ersticken sollen, er suchte aber lieber das Hinderniß, das seinen Wünschen entgegen stand, aus dem Wege zu räumen. Der General der Armee erhielt den grausamen Befehl, den Gemahl der Nurmahal ums Leben zu bringen. Sobald der Befehl vollzogen war, fand sich der Kaiser bey der Witwe ein, und verlangte von ihr den Lohn des begangenen Verbrechens; Nurmahal aber empfieng ihn mit den Vorwürfen und Schmähungen, die er verdiente. Sie vergoß Thränen, und vermischte sie mit den rührendsten Klagen. Die Standhaftigkeit und Zärtlichkeit der Nurmahal reizten die Liebe des Kaisers noch mehr, und eben das suchte sie durch ihre Thränen zu bewirken; denn der Glanz der Krone hatte sie schon geblendet, und sie that den Widerstand nur, um den Jehan-Guire auf die Probe zu stellen, dem sie seines Eigensinns, seiner Unbeständigkeit und Leichtsinnigkeit wegen nicht trauete. Nachdem sie ihn nun einige Monate hatte schmachten lassen, glaubte sie, es sey Zeit, sich zu ergeben. Sie gieng demnach in sein Serail, mit der Bedingung, daß sie für die erste Königinn erklärt würde; daß man ihrem Vater die Stelle eines Etmadoulet, die vorzüglichste im Staate, gäbe, und daß ihre Brüder und Anverwandten zu andern angesehenen Würden bey Hofe und bey der Armee befördert würden. Der Name dieser neuen Königinn ward in Nurjaham verändert, welches ein Licht der Welt bedeutet.

Der Kaiser triumphirte über die Eroberung dieser Frau mehr, als wenn er ein Königreich erobert hätte. Es folgten beständige und glänzende Feste auf ihren Einzug in das Serail; mehrentheils waren es prächtige Gastereyen, dergleichen man an dem wollüstigsten Hofe der Welt nicht leicht gesehen hatte. Die neue Kaiserinn aber sorgte dafür, daß bey diesen Gastmalen nicht zusehr ausgeschweift ward, indem ihr der Kaiser versprechen mußte, nicht mehr, als neunmal zu trinken. Bisweilen belustigte sich der Hof mit Comödien, mit Tänzen und Feuerwerken untermengt, weit abwechselnder und glänzender als in Europa. Ein andermal fuhr man auf dem Fluße spatzieren, oder jagte in den Wäldern, bey welchen Gelegenheiten alle Pracht zum Vorscheine kam, welche die indianischen Monarchen umgiebt. An Verschwendung übertraf indeß die Kaiserinn den Kaiser noch. Bey einem Feste, das sie gab, ließ sie einen ziemlich großen Canal graben, welcher mit Rosenwasser angefüllt ward; der Kaiser und die Sultaninn fuhren in Barken auf demselben herum, und badeten sich zum Vergnügen darinne.

Es folgten aber auf diese kurze Vergnügungen sehr lange Ungemächlichkeiten. Fünf Sultaninnen, die schönsten im Serail, die der Kaiser ehemals sehr geliebt hatte, starben bald hintereinander, und man schrieb ihren Tod der Eifersucht der neuen Kaiserinn zu. Der Kaiser, der ein Sclav der Nurjaham geworden war, bemerkte kaum das Leere, das ein solcher Verlust

in

in seinem Serail verursachte. Einige von seinen Ministern, die ihm über einer so unanständigen Sclaverey die Augen öffnen wollten, wurden der Rachgier der Nurjaham zum Opfer. Jehan-Guire selbst erfuhr den Stolz des Tyrannen, den er erhoben hatte. Er mußte ihr zu Füßen fallen, und um Vergebung bitten, wenn er etwas nicht nach ihrem Sinne gemacht hatte.

Dieser letzte Umstand brachte die Tartarn auf. Sie konnten nicht begreifen, wie Jehan-Guire die kaiserliche Majestät vor einer Sclavinn so erniedrigen könne; und dieses Volk, das stets geglaubt hatte, die Weiber wären nur zum Vergnügen der Männer erschaffen, und müßten sich nach dem Eigensinne derselben bequemen, schrieb die Gewalt, die Nurjaham über den Sultan hatte, nicht ihren Reizen und ihrem Verstande, sondern der Zauberey zu. Indeß wagte es doch kein einziger von diesem sclavischen Volke, sich dem Willen des Sultans im geringsten zu widersetzen; das ganze Reich schwieg in seiner Gegenwart; man seufzte im Geheim, und erwartete von der Zeit, daß endlich Jehan-Guire die verächtliche Rolle überdrüßig werden sollte, die man ihn spielen ließ.

Aber Jehan-Guire befand sich in einer beständigen Trunkenheit. Die Annehmlichkeiten, die Schönheit der Kaiserinn, vornehmlich aber die Kunst, ihn zu unterhalten, die sie in hohem Grade besaß, hatten ihm den Gebrauch der Vernunft selbst geraubt. Die Ketten, die

er trug, machte die Liebe ihm zu Blumenfesseln, und er hätte sie gern ewig getragen.

Nurjaham würde die Herrschaft, deren sie sich so geschickt zu bemeistern gewußt hatte, zeitlebens besessen haben, wenn sie dieselbe nicht auch in ihrer Familie hätte fortpflanzen wollen. Der großen Liebe ungeachtet, welche der Kaiser zu ihr hegte, bekam sie doch keine Kinder von ihm. Sie hatte nur eine einzige Tochter von ihrem ersten Manne, die sie gern auf den Thron gesetzt hätte; es wollte ihr aber nicht gelingen, wenn sie es nicht dahin brachte, daß der Sohn des Kaisers, dem die Thronfolge bestimmt war, ihre Tochter heyrathete.

Von allen Weibern des Kaisers, die sehr zahlreich sind, werden nur sechs mit dem Titel Königinnen beehrt. Es sind dieß insgemein die Töchter der indianischen Könige, die der Kaiser mit den gewöhnlichen Solennitäten heyrathet. Bisweilen erhebt er auch aus Liebe einige Concubinen, Sängerinn oder Tänzerinn, mit denen das Serail angefüllt ist, zu dieser Würde: denn nur die Söhne dieser Königinnen können auf den Titel Sultan, und auf die Thronfolge Anspruch machen. Der Kaiser Akebar hatte indeß die Gewohnheit eingeführt, daß, wenn vier Prinze vorhanden sind, er die übrigen Söhne, die er mit den Königinnen und Concubinen zeigt, alle im Serail und in der Dunkelheit läßt. Man sagt sogar, sie würden sogleich nach der Geburt umgebracht, um die Zahl der Prinzen vom Geblüte nicht zu groß werden zu lassen.

Die

Die jungen Sultane bleiben im Serail bis ins vierzehnte Jahr, und ihr Unterricht bestehet in Kriegsübungen, in Erlernung der mogolischen und persischen Sprache, des Alcorans, der Moral, der Geschichte der Indianer und Tartarn, und in der Politic.

Man setzt diesen jungen Prinzen bey ihrer Geburt einen Gehalt von sieben bis acht Millionen aus, und man legt das Capital bey Seite, bis sie aus dem Serail kommen, da sie sodann zum Besitze dieses Schatzes gelangen. Man giebt ihnen einen Palast, eine große Menge Bediente, eben soviel Weiber als der Kaiser hat, und ihr Hof ist eben so glänzend, als der Hof ihres Vaters. Sie haben dadurch alle Mittel zu Empörungen in den Händen. Wenn sie sechs oder sieben Jahr um den Kaiser gewesen sind, versiehet man sie mit einträglichen, aber weit von der Residenz entfernten Statthalterschafften, wo sie als unumschränkte Herrn gebieten; eine neue Gelegenheit zu bürgerlichen Kriegen. Der älteste Sohn hat dreißig Millionen Einkünfte. Da er meistentheils der bestimmte Kronerbe ist, (denn es ist kein Grundgesetz da, das ihm mit Ausschluß seiner Brüder die Krone versichert), so verläßt er selten den Hof, und verwaltet die Provinz, die ihm zufällt, durch seine Unterstatthalter. Diese Ausschweifung war nöthig, um die Staatsveränderungen besser zu verstehen, von denen wir nun reden wollen.

Die

Die vier Söhne des Kaisers hießen Cosrou, Perviz, Chorrom und Scheriar. Der erste besaß außer einer großen Herzhafftigkeit und einer erhabenen Seele noch eine sehr angenehme Gestalt, und eine sehr fließende Beredsamkeit. Er hielt sein Versprechen sehr genau; man fand an ihm nichts von dem Eigensinne, dem Unbestande und der Leichtsinnigkeit, die man seiner Nation vorwirft. Seine Seele war empfindlich, großmüthig, und auf alle Pflichten sehr bedacht; er war aber stolz, stürmisch, hitzig und unbescheiden. Er beschwerte sich ohn Unterlaß über den Kaiser, und schien ihm immer den Vorwurf zu machen, daß er ihm eine Krone vorenthielte, die sein Großvater, Akebar, für ihn bestimmt hatte. Man muß sich nicht wundern, daß ein Prinz von diesem Character den Hofleuten angenehmer war, als den Kaiser.

Dem zweyten Sohne, Namens Perviz, fehlte es nicht an Tapferkeit; sein Verstand aber war nicht so groß als sein Muth. Sein Character war sanft, oder besser zu sagen schwach. Er nahm alle Eindrücke an, welche die Hofleute bey ihm machen wollten. Er that nichts von sich selbst, außer wenn er sich der Wollust überließ, zu welcher er einen sehr starken Hang hatte.

Der Sultan Chorrom, der dritte Sohn des Jehan-Guire, der nach der Zeit unter dem Namen des Cha-Jehan regierte, war voll Geist, Tapferkeit, Stolz, List und Verstellung; der Verschwendung und der Wollust

war

war er nicht minder ergeben, sonst aber sehr angenehm im Umgange. Kein Prinz verstand die Kunst, das Volk zu verführen, und auf seine Seite zu ziehen, besser als er. Uebrigens waren ihm alle Mittel, sich auf den Thron zu schwingen, gleichgültig. Tugenden und Laster waren für ihn einerley, und nichts hielt er für heilig, als seinen Eigennutz. Wegen der Absichten, die er auf den Thron hatte, heyrathete er die Nichte der Kaiserinn, die Tochter des Ethmadoulet.

Der letzte von den Söhnen des Kaisers war in Ansehung der Talente, des Genies und des Muths am schlechtesten versorgt. Er hatte nichts vorzügliches an sich, als eine gute äußerliche Gestalt. Nurjaham, die unumschränkte Beherrscherinn des Kaisers und des Reichs, warf die Augen auf den Cosrou, um ihn zu ihrem Eidam zu machen. Sie verlangte von ihm, daß er eine indianische Prinzeßinn, von ungemeiner Schönheit, und die er sehr liebte, verstoßen sollte; der junge Prinz aber, der es schon längst mit Verdruß gesehen hatte, wie das kaiserliche Ansehen von einer herrschsüchtigen Frau erniedriget würde, verwarf die Verbindung mit Stolz und Verachtung, und sagte, er werde seine geliebte Gemahlinn nicht eher verlassen, als bis ihn das Leben verliesse. Diese Weigerung entzündete ein bürgerliches Kriegsfeuer, welches nicht einmal mit dem Blute des unglücklichen Cosrou gelöscht ward. Die wüthende Sultaninn schwor, sie wolle den ihr

ange-

angethanen Schimpf rächen; der Kronerbe, wenn er auch schon vom Kaiser dazu ernennt wäre, solle den Thron nicht besteigen, sondern sie wolle den von den Söhnen des Kaisers darauf erheben, der sich mit ihr verbinden, und ihre Tochter heyrathen würde.

Ihre Wahl mußte natürlicher Weise auf den Sultan Perviz fallen; aber das schwache Betragen, und das lüderliche Leben dieses Prinzen, machten die Kaiserinn besorgt, daß ihr Eidam auf dem Throne, auf welchem sie ihn setzen wollte, sich nicht werde zu erhalten wissen. Sultan Chorrom würde gewiß den Vorzug gehabt haben; aber er hatte die Taige-Mahal, die Tochter des Ethmadulet Asaph-Cham, ihres Bruders, geheyrathet, und sie wagte es nicht, von ihm zu begehren, daß er ihre Nichte verstoßen sollte, weil sie sich dadurch den Haß ihres Bruders Asaph-Cham zuzuziehen, und eine Art von bürgerlichem Kriege in ihre Familie zu erregen befürchtete. Sie richtete daher ihr Absehen auf den Sultan Scheriar, dessen Gestalt, angenehmes und sanftes Wesen ihrer Tochter die glücklichste Ehe zu versprechen schienen; es war ihr außerdem nicht unbekannt, daß dieser Prinz, der jüngste von den Söhnen des Kaisers, wenig Muth und Geist besaß. Sie setzte sich vor, ihn in der Regierungskunst selbst zu unterrichten; vielleicht hatte die herrschsüchtigte Kaiserinn auch sich selbst mit in den Plan gebracht, und die Einrichtung so gemacht,

daß

daß sie im Namen ihres Eidams die Regierung selbst führen könnte.

Die Heyrath kam zu Stande, und ward mit großer Pracht vollzogen. Die Kaiserinn wandte nun bey dem schwachen Jehan-Guire alles an, daß er die drey ältern Söhne von sich entfernen sollte. Der Prinz Cosrou erhielt Befehl, sich in das Königreich Guzurate zu begeben; Perviz ward nach Bengalen, und Chorrom nach Dekan geschickt. Der Sultan Scheriar blieb am Hofe, um die Residenzstadt und die Armee zu gewöhnen, ihn als ihren künftigen Herrn zu betrachten.

Die drey vom Hofe entfernten Prinzen giengen in ihrem Betragen sehr von einander ab. Perviz ergab sich den Wollüsten. Chorrom machte heimlich Anstalten zu einer Empörung, die nach mancherley abwechselnden und unglücklichen Begebenheiten, ihn endlich auf den Thron von Indien setzte. Cosrou aber, der nicht mehr zweifelte, daß alles von der Kaiserinn angestifftet sey, um ihn von der Krone zu entfernen, war kaum in der Residenz seines Reichs angelangt, als er in Klagen, Murren und Drohungen ausbrach. Seine Günstlinge trieben ihn noch mehr an, so daß alle Anstalten zu einem bürgerlichen Kriege gemacht wurden. Er hatte eine zahlreiche Armee, eine reiche und weitläuftige Provinz, große Schätze, und viel indianische Herren zu Vasallen. Was aber den Hof am meisten beunruhigte, war, daß die vornehmen Tartarn, die durch die Anverwandten

wandten der Kaiserinn von allen Staatsbedienungen waren verdrängt worden, sich haufenweise zu dem Cosrou begaben, und ihm viel Cavalerie zuführten. Selbst die, die am Hofe blieben, waren von den Talenten des ältesten Prinzen so eingenommen, und über die Ungerechtigkeit, womit man ihn verfolgt hatte, so aufgebracht, daß sie laut sein Schicksal beklagten, und auf die Kaiserinn loszogen. Diese, die ihre getreuen Spione überall hatte, war voll Argwohn, Furcht und Mißtrauen.

Von allen Großen, die für Freunde und Anhänger des Cosrou gehalten wurden, hatte keiner mehr Ansehen, als Mahobet-Cham. Dieser Mann hatte sich vom Staube zu den höchsten Würden empor geschwungen, und doch hatten weder Betrug noch Laster an seiner Erhebung Antheil gehabt, so wie bey den meisten andern Omrhas. Er hatte sich stets durch eine glänzende Tapferkeit, eine unverletzliche Treue, und einen großen Verstand hervor gethan; seine Ehrlichkeit, seine Uneigennützigkeit, hatten sich nie, weder am Hofe, noch in der Stadt verläugnet. Die Soldaten sahen ihn als ihren Vater, und das Volk als den Vertheidiger des Reichs an. Dieser große Mann, der noch mehr seiner Tugend, als seiner Talente und seines Ruhms wegen geschätzt zu werden verdiente, war stets ein Freund des Prinzen gewesen. Er hatte ihm mehr als einmal sein Vermögen, und selbst sein Leben angeboten, um ihm zum Throne beförderlich zu seyn; er hatte

aber

aber an der Empörung des Cosrou keinen Antheil genommen. Nichts war seiner Denkungsart mehr entgegen, als das Scepter einem Vater zu entreißen, um es dem Sohne zuzuwenden.

Die Kayserinn, die entweder die große Seele des Mahobet-Cham nicht genug kannte, oder die Krone auf dem Haupte ihres Eidams nicht sicher genug glaubte, so lange dieser für die Gerechtigkeit eifernde Omrha lebte, beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Es ward einer listigen Frau nicht schwer, dem Kayser vorzustellen, daß Mahobet der geheime Anstifter der Empörung des Cosrou sey, und daß er in keiner andern Absicht am Hofe geblieben wäre, als um ihn einem rebellischen Sohne in die Hände zu liefern. Jehan-Guire, der nur mit den Augen der Kayserinn sahe, glaubte der Verläumdung, und gab ihr den General Preiß.

Die Sultaninn, die es für gefährlich hielt, den Mahobet vor den Augen einer Armee, bey der er in großem Ansehen stand, in Verhaft zu nehmen, beschloß, ihn ermorden zu lassen. Sie trug es einigen Soldaten auf, daß sie ihn ums Leben bringen sollten, wenn er aus dem Palaste käme, wo er alle Tage Befehle vom Kayser holte. Eines Tages, als er von der Audienz mit einigen Freunden zurück gieng, ward er auf einmal von einem Trupp Soldaten umringt, die ihn mit großem Geschrey anfielen. Sein Muth verließ ihn in so gefährlichen Umständen nicht. Er setzte sich zur Wehr, und trieb die Soldaten auseinander; da er aber sahe, daß sich ihre Anzahl

zahl immer vermehrte, faßte er einen seines Muths würdigen Entschluß. Er kehrte, von seinen Freunden noch immer begleitet, zurück, drang mit Gewalt in das Serail ein, trieb die Weiber und Verschnittenen aus einander, die sich ihm widersetzen wollten, und erschien vor dem Kayser mit dem Dolche in der Hand, womit er ihn zu durchbohren drohete, wenn er nicht mit ihm gienge. Jehan-Guire, der für Schrecken außer sich war, stand auf, und ward vom Mahobet fortgeführt, mit der Bedrohung, ihm den Dolch in die Brust zu stoßen, wenn die Hofleute oder die Soldaten nur die geringste Bewegung machten, ihn aus seinen Händen zu reißen. Mahobet ließ den Kayser auf einen Elephanten setzen; er selbst setzte sich, immer noch mit dem Dolche in der Hand, hinter ihm, und erreichte so, ohne weiteres Hinderniß, sein Haus. Zum Glück erklärte die Armee, die stets vor den Thoren der Hauptstadt campirt, sich für ihn.

Der unglückliche Jehan-Guire, der jetzt ein Gefangener seines Generals war, erwartete alle Augenblicke, daß er seinem rebellischen Sohne würde ausgeliefert werden; seine Klagen und Thränen rührten den Mahobet, daß er ihm zu Füßen fiel, und zu ihm sagte: „Gnädigster Kayser, wenn ich die geheiligte Freystadt deines Palasts verletzt, so habe ich es nur „gethan, um mein Leben zu retten, an dem man „sich auf Befehl einer grausamen Weibesperson „vergreifen wollte, nicht aber, um dich deinem „unge-

„ungerathenen Sohne in die Hände zu liefern.
„Ich war sein Freund; ich habe seine Rechte
„vertheidigt, so lange er dir treu blieb; seitdem
„er sich aber gegen dich, seinen Vater, empört
„hat, verlasse ich ihn, und sehe ihn blos als ein
„Ungeheuer an, das ich alle Augenblicke zu be-
„kämpfen, und dir zu Füßen zu legen bereit bin.
„Wenn du dem Rathe eines getreuen Dieners
„folgen, und dem Reiche die verlohrne Ruhe
„wiedergeben willst, so jage die Furie aus dei-
„nem Palaste, die die Fackel der Zwietracht in
„deiner Familie entzündet hat; du wirst dadurch
„die Kinder wieder an dich ziehen, die sie dei-
„nem väterlichen Schooße entrissen hat.„

Jehan-Guire, auf den diese Rede Eindruck machte, schien den Rath des Mahobet zu genehmigen, und setzte einen Tag fest, an welchem er die Kayserinn fortschicken wollte. Mahobet freuete sich sehr darüber. Er verließ den Kayser nicht, sahe aber, daß er verdrüßlich, tiefsinnig und traurig war, und da ihn Mahobet fragte, was ihm fehle, erhielt er zur Antwort: „Die Kayserinn, und Wein.„ So gut auch Mahobet den Kayser bey sich gehalten hatte, war es ihm doch nie eingefallen, sich Wein geben zu lassen, um das Gesetz des Mahomet nicht zu übertreten, das er sehr streng beobachtete.

Mahobet sahe wohl, daß die Neigungen des Kaysers zu lebhaft und zu eingewurzelt waren, als daß sie auf einmal konnten heraus gerissen werden. Er schämte sich, seinen Herrn

so lange in einer Art der Gefangenschaft zu halten; er gab ihm die Freyheit wieder, und zog gegen den rebellischen Cosrou zu Felde, der schon bis vor die Thore der kayserlichen Residenz mit seiner Armee gekommen war.

Cosrou mochte nun entweder geglaubt haben, daß sein Freund es noch mit ihm hielte, und in dieser Absicht nicht alle Maaßregeln ergriffen haben, welche die Klugheit sonst einem Generale an die Hand giebt, oder Mahobet mochte ihm vielmehr an Talenten überlegen seyn: genug, der Sultan zeigte sich an diesem Tage der Vorstellung, die man sich von seiner Tapferkeit machte, nicht gemäß. Er ward verschiedenemal geschlagen. Er verlohr die vortheilhaftesten Posten, und begieng große Fehler, unter denen der größte der war, daß er mit zusammengeraften und muthlosen Truppen einer auf ihre Siege stolzen, und vom Vertraun auf ihren General erfüllten Armee die Spitze bot. Der Erfolg war so, wie man ihn erwarten konnte. Cosrou ward überwunden, und fiel dem Mahobet lebendig in die Hände, der ihn zum Kayser führte. Der Kayser nahm den General, der ihm einen so wichtigen Dienst geleistet hatte, sehr gnädig auf, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, und dem Cosrou, auf Vorbitte des Generals, das Leben, indem er ihn mit seinen Weibern und Kindern in die Festung Goualeor einsperren ließ.

Die Standhaftigkeit, mit welcher Cosrou sein widerwärtiges Schicksal ertrug, rührte den ganzen

ganzen Hof. Selbst die Kayserinn blieb nicht unempfindlich, da sie es eigentlich war, die ihn in diese traurigen Umstände gebracht hatte; und in Vergleichung gegen den Scheriar, der nicht aus seinem Serail heraus gekommen war, anstatt an einem Kriege Antheil zu nehmen, der nur, um ihn auf den Thron zu setzen, war angefangen worden, ward die Verachtung, die sie schon gegen ihren Eidam gefaßt hatte, nur noch stärker; da sie hernach überlegte, daß die Prinze, Perviz und Cosrou das väterliche Erbe nicht, ohne bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen, einem Bruder abtreten würden, der weniger Recht dazu hatte, als sie: so erschrack sie über die fortdauernden bürgerlichen Kriege, über die vielen Schlachten, die geliefert werden müßten, die endlich sehr unglücklich für sie ablaufen, und ihr ganzes Glück über den Haufen werfen könnten. Nach langen Ueberlegungen beschloß sie daher, den Cosrou aus seiner Gefangenschaft zu befreyen, und ihn in seine Rechte wieder einzusetzen; aber noch immer unter der Bedingung, daß er ihre Tochter heyrathen sollte.

Diesen Plan auszuführen mußte sich Scheriar von der Prinzeßinn, und Cosrou von der Indianerinn scheiden, die er so sehr liebte, und die der Kayserinn und ihrer Tochter verdächtig war. Man trug zuerst dem gefangenen Sultan die Bedingungen vor, unter welchen er auf freyen Fuß kommen könnte, und man ließ ihm zwischen dem Throne und dem Tode die Wahl; aber die Seele des stolzen Cosrou ward nicht erschüttert.

schüttert. Er verwarf die vorgeschlagene Verbindung mit eben dem Stolze, als er schon vor seiner Empörung gethan hatte. Die Kayserinn ließ sich indeß nicht abschrecken: sie nahm Bitten und Flehen zu Hülfe; aber vergebens. Cosrou ließ sich zu nichts bewegen, und die indianische Prinzessinn, die von einem so heroischen Verfahren gerührt ward, zeigte sich einer solchen Treue und Standhaftigkeit würdig. Sie ermahnte ihren Gemahl, eine unnütze und gefährliche Zärtlichkeit dem Glanze einer Krone aufzuopfern; da sie aber sahe, daß ihre Bitten und Thränen keinen Eindruck bey ihm machten, nahm sie die Kinder, die sie von ihm hatte, fiel ihm, nebst ihnen, zu Fuße, und bat, daß er ihnen das Leben retten, und in die Anerbietungen der Kayserinn willigen möchte; aber jemehr die Prinzeßinn sich Mühe gab, destomehr fand er sie seiner Liebe würdig, und konnte um soviel weniger bewogen werden, sie zu verstoßen. Endlich, da sie ihm drohete, daß sie sich vor seinen Augen ermorden, und dadurch das Hinderniß aus dem Wege räumen wolle, das ihn vom Throne entfernte, schien Cosrou etwas nachzulassen. Die Kayserinn hätte ihre Absichten beynahe erfüllt gesehen, als ein unvermutheter und tragischer Zufall ihr Project auf einmal über den Haufen warf.

Sultan Chorrom hatte sich, wie wir oben gesagt haben, in Dekan in gute Verfassung gesetzt, und wollte nur sehen, wie es mit der Empörung seines Bruders abliefe. Als er nun die

Nach-

Nachricht von der Niederlage und Gefangenneh-
mung desselben erhielt, eilte er an den Hof, um
seinem Vater seine Kräfte und Schätze anzubie-
ten, weil er dadurch auf das Herz des Kaysers
einen Eindruck zu machen hoffte, da dieser eine
besondere Zärtlichkeit gegen ihn hegte, und ihn
leicht zu seinem Nachfolger erklären konnte.

Jehan-Guire nahm ihn in der That mit
großen Liebkosungen auf; der ganze Hof schien
seine Parthey zu nehmen, und er wartete von
Tag zu Tage darauf, daß er zum Thronfolger
ernennt würde, als er von der geheimen Unter-
handlung der Kayserinn mit dem Cosrou Nach-
richt bekam. Chorrom gerieth darüber in
Wuth, und beschloß, seinen Bruder ums Leben
zu bringen; ein so abscheuliches Verbrechen hat-
te nichts schreckliches für ihn. Er verschwendete
Gold und glatte Worte an den Gouverneur der
Festung Goualeor, und brachte es endlich so
weit, daß er seinen Bruder Cosrou durch die
Hände dieses Mannes ermordete.

Eine solche Mordthat ward dem ganzen Ho-
fe ein Abscheu. Die väterliche Liebe des Je-
han-Guire gegen diesen grausamen Sohn ver-
wandelte sich in einen unversöhnlichen Haß. Er
wollte ihn anfänglich sogleich wieder ums Leben
bringen lassen; da indeß die väterliche Zärtlich-
keit wieder bey ihm erwachte, so ließ er es bey
einer Verbannung in sein Königreich Dekan be-
wenden; und damit ihm seine Schandthat nichts
helfen solle, ließ er den Sultan Bolaqui, den
ältesten Sohn des Cosrou, an den Hof holen,

und ihn als den Erben des Reichs erziehen. Dieser Prinz, der nicht älter war, als siebzehn Jahr, hatte bisher nichts als Unglück gekannt. Er befürchtete stets, mit seinem Vater gleiches Schicksal zu haben, da er eben so wie er im Gefängnisse hatte sitzen müssen. Das Unglück hatte indeß seinen Verstand und sein Herz gebildet; er hatte alle Tugenden seines Vaters, ohne die Fehler desselben zu haben; ob er gleich die Menschen schon kannte, und ihnen nicht traute, so verbarg er doch seinen Argwohn, und suchte sich ihnen nur gefällig zu machen. Seine Tugenden, sein angenehmes Betragen, seine Klugheit, wurden noch mehr durch eine gute äußerliche Figur erhoben, Bolaqui gewann bald aller Herzen; er ward das Vergnügen des Hofes. Sein Großvater, Jehan-Guire, die Kayserinn, Mahobet, der fast eben so viel vermochte, als der Kayser selbst, alle Omrhas, bis auf den Asaph-Cham, den Schwiegervater des Chorrom, nahmen seine Parthey.

Diese Begebenheit kam dem Chorrom bald zu Ohren, und er gerieth in die äußerste Wuth, daß er sich so die Frucht seiner Schandthat solle rauben lassen. Er griff zu offenbaren Gewaltthätigkeiten, und sein kühnes Vorhaben gieng dahin, seinem Vater den Scepter, und seinem Nebenbuhler das Leben zu entreißen.

Zweyerley Nachrichten, die er zu gleicher Zeit erhielt, beschleunigten seinen Entschluß. Er hörte, daß der König von Persien in die Provinz Kandahar, die man ehemals an seine Vorfahren

fahren abgetreten hatte, eingefallen sey, und daß Jehan-Güire den Schatz, unter der Aufsicht des Asaph-Cham, seines Schwiegervaters, von Agra nach Lahor bringen ließe. Dieser General hatte ihm selbst geschrieben, daß er ihm nur mit einem Corps Cavallerie auf dem Wege entgegen kommen solle, da er ihm denn die Schätze, die er fortschaffen solle, in die Hände liefern wolle.

Voll Ungeduld, eine Beute bald in seinen Händen zu sehen, die ihm den Weg zur Krone bahnen konnte, gieng Chorrom geschwind von Amenabad mit einigen auserlesenen Völkern ab, marschirte Tag und Nacht, und kam zu Fetipour an, das zwanzig Meilen von Agra liegt; aber seine allzugroße Eilfertigkeit schadete ihm. Der Verschnittene, dem die Aufsicht über den Schatz anvertrauet war, weigerte sich, denselben in die Hände des Asaph-Cham kommen zu lassen, da er hörte, daß Chorrom in der Nähe wäre. Er trauete dem einen so wenig als dem andern, und wollte nicht aus der Citadelle zu Agra heraus.

Chorrom marschirte indeß von Fetipour aus mit starken Schritten auf die Hauptstadt los, in Hoffnung, den Schatz, den man ihm versprochen hatte, alle Augenblicke kommen zu sehen; er kam aber bis nach Agra, ohne daß ihm so etwas unterwegens aufgestoßen wäre. Hier erfuhr er, daß die Vorsicht des Verschnittenen an seiner fehlgeschlagenen Hoffnung Schuld wäre. Er schämte sich, und seine Seele brannte

von Wuth. Er ließ seine Reuterey absitzen, griff Agra an, eroberte es mit Sturm, und gab es der Plünderung preiß; aus Mangel der Artillerie aber konnte er die Citadelle nicht angreifen. Er blieb am Ufer der Gemna stehen, erwartete seine Canonen, und den Rest der Armee, die mit starken Märschen aus Dekan angezogen kam.

Der rebellische Sultan hatte seine ganze Macht nöthig, um sich dem Ungewitter zu widersetzen, das sich gegen ihn zu Lahor zusammen zog. Die Persianer, nachdem sie die Provinz Kandahar erobert hatten, waren wieder zurück gezogen, und hatten dadurch den Jehan-Guire in den Stand gesetzt, alle Truppen des Reichs gegen seinen Sohn anzuwenden. Mahobet war mit einer starken Armee schon im Marsche; der Kayser, an der Spitze der auserlesensten mogolischen Truppen, die zu seiner Leibwache bestimmt waren, und ebenfalls eine gar ansehnliche Armee ausmachten, folgten ihm nach. Endlich hatte auch der Sultan Perviz Befehl erhalten, mit seinen Truppen sich bey Dhely einzufinden. Unter den Mauern der kayserlichen Residenzstadt kamen also die drey Armeen zusammen, von denen die kleinste über hundert tausend Mann stark war.

Alle Truppen des Chorrom zusammen genommen, machten kaum die Hälfte der feindlichen Armee aus; aber die geschwinden Märsche, die er gethan hatte; die Kühnheit, mit welcher er dem Kayser den halben Weg erspart hatte; sein

sein Lager, das er unbefestigt ließ; das Gerücht, daß er mit den vornehmsten Officieren des Jehan-Guire in einem geheimen Verständnisse stehe; alle diese Umstände machten den Rebellen Muth, und verstärkten ihre Hoffnung.

Da Chorrom seine Armee in einer solchen Verfassung sahe, hielt er es für rathsam, eine Schlacht zu liefern. Er theilte seine Armee in drey Corps. Jehan-Guire that, nach seinem Beyspiele, eben dasselbe. Er selbst nahm seinen Posten in der Mitte, wo er auf einem Elephanten focht, und den Sultan Bolaqui und Sultan Perviz zur Seite hatte. Asaph-Cham, der Schwiegervater des Chorrom, auf den man sehr genau Achtung gab, commandirte den rechten, und Mahobet den linken Flügel. Chorrom hatte seine Truppen so gestellt, daß er den Mahobet, dessen Muth und Klugheit ihm bekannt war, zum Gegner bekam; ein indianischer Raja stieß auf den Kayser, und ein persianischer General auf den Asaph-Cham.

Man brachte auf beyden Seiten einen Theil des Tages damit zu, daß man sich in Ordnung stellte, und das Treffen gieng ziemlich spät an. Jehan-Guire hielt vorher eine Anrede an seine Truppen, und erweckte bey ihnen einen solchen Haß gegen den Feind, daß sie mit großem Geschrey den Angriff eines Rebellen, der vom Himmel und der Erde verabscheuet würde, begehrten. Zu gleicher Zeit berichtete man dem Kayser, daß er dem Abdul-Cham, einem der vornehm-

vornehmsten Omrhas, der zehn tausend Mann Reuterey zu commandiren hatte, nicht trauen solle. Jehan-Guire schickte ihm durch einen Officier Köcher und Pfeile zu, welches eine Ermahnung war, daß er sich als ein ehrliebender Mann aufführen solle; der Verräther aber war in dem Augenblicke, als der Officier ankam, im Begriff, zu den Feinden überzugehen. Der Abgeschickte des Kaysers, wollte diese Untreue nicht gestatten, und schoß auf ihn, verfehlte ihn aber. Abdul-Cham führte also sein Vorhaben aus, und gieng mit seinen zehntausend Mann zum Chorrom über, welcher ihm seinen Posten im Mitteltreffen anwies.

Diese Verstärkung machte den Rebellen neuen Muth. Sie hofften, Asaph-Cham, der Schwiegervater ihres Generals, würde dem Beyspiele des Abdul-Cham folgen, und den Jehan-Guire mitten im Gefechte verlassen. Chorrom gab daher das Zeichen zum Angriff; man ward handgemein, und auf beyden Seiten hielt man sich sehr tapfer. Das Schlachtfeld war in kurzer Zeit mit todten oder verwundeten Menschen, Pferden und Elephanten bedeckt. Abdul-Cham that sich mehr hervor, als alle andere. Er griff das Corps an, das der Kayser commandirte, warf alles nieder, und trieb auseinander, was sich ihm widersetzte, bis er dem Kayser selbst vor die Augen kam, und Victorie rief. Der Kayser, und die beyden Sultane Bolaqui und Perviz vertheidigten sich als Helden, und sie wären ohnfehlbar getödtet

tet oder gefangen worden, wenn Chorrom mit eben dem Glücke gefochten hätte, als Abdul-Cham.

Dieser Prinz hatte sich an dem Mahobet, als dem fürchterlichsten Feind gehalten. Er griff mit unglaublicher Stärke an, und erhielt anfänglich einige Vortheile, aber der kluge Mahobet stellte dem Chorrom alle Augenblicke frische Truppen entgegen, so daß dieser kaum einmal fertig zu seyn glaubte, als es sogleich wieder vom neuen angieng. Die Rebellen, die darüber müde, durstig und geschwächt wurden, ließen den Muth und ihre Hoffnung allmählig sinken. Mahobet sahe, daß dieß der Augenblick wäre, wo er den Sieg erhalten könne. Er fiel den Chorrom abermal mit neuen Truppen an, und trieb ihn zurück. Die Rebellen flohen, und ließen ihren Anführer in der Gefahr fast ganz allein zurück. Chorrom, der müde war, gegen eine stärkere Macht, und gegen das Glück zu kämpfen, sparte sich auf eine bessere Zeit, und flüchtete in die Gebürge zu einem Raja, den er auf seine Seite gebracht hatte.

Mahobet gab sich die Mühe nicht, ihn zu verfolgen. Man hatte ihn von der Gefahr benachrichtigt, in welcher sich die Kayser und die Prinzen befanden. Er eilte also ihnen zu Hülfe, fiel dem Abdul-Cham in den Rücken, und warf ihn in einem Augenblicke über den Haufen. Alles, was der Verräther thun konnte, der den Sieg schon zu haben glaubte, war, daß er sich einen Weg durch die Feinde machte, die ihn umringten,

ringten, und sich mit seinen besten Leuten auf die Flucht begab.

Asaph-Cham, auf dem rechten Flügel, konnte seinem Eidam nichts zu Gefallen thun, wenn er auch den Vorsatz gehabt hätte. Mahobet hatte dem Kayser gerathen, ihm tapfere Officiere an die Seite zu stellen, die ihm das Leben nehmen sollten, wenn er seine Schuldigkeit nicht thäte. Chorrom, der auf eine Verrätherey von seiner Seite rechnete, hatte ihm die schwächsten und schlechtesten Truppen entgegen gestellt; sie wurden daher auch sogleich überwunden, und in die Flucht geschlagen. Der Sieg war auf Seiten des Kaysers vollkommen: von hundert und funfzig tausend Mann, die Chorrom ohngefehr gehabt hätte, blieben mehr als vierzig tausend auf dem Platze; eine noch größere Anzahl ward gefangen genommen, und der Rest fand sich nicht eher, als einige Tage darnach wieder zusammen. Denn Jehan-Guire kostete der Sieg über dreyßig tausend Mann.

Der Kayser schickte den Sultan Bolaqui mit sechzig tausend Mann ab, daß er Dekan, Guzurate, und die andern Provinzen, in denen sich Chorrom unabhängig gemacht hatte, wieder unterwerfen sollte. Der junge Prinz, dem viel daran gelegen war, den Rebellen vollends zu unterdrücken, siegte überall, indem sich alles ihm unterwarf. Amadabat, die Haupt- und Residenzstadt des Chorrom ward mit stürmender Hand erobert; seine Schätze wurden ein Raub des Siegers; sein Thron ward zerschlagen,

gen, und die Juwelen, deren er einen großen Vorrath hatte, fielen dem Bolaqui in die Hände, welcher sie großmüthig an die Officiere seiner Armee vertheilte. Die Tapferkeit und Freygebigkeit des Bolaqui machte ihn bey den Truppen sehr beliebt, wie sie ihm denn auch sehr deutliche Merkmale ihrer Liebe und Erkenntlichkeit gaben. Abdul-Cham hatte sich mit den Trümmern der Armee des Chorrom nach Guzurate gewandt; aber er verlohr eine Schlacht, und diese Niederlage war das Werk der Soldaten des Bulaqui, welche den Feind fast ohne Ordnung angriffen, und keinem einzigen Quartier gaben.

Der unglückliche Chorrom, den dieser neue Zufall zu Boden schlug, flehete aus seiner Einsamkeit das Mitleid des Kaysers an, der ihn, vom Sultan Perviz und Mahobet begleitet, aufsuchte; Jehan-Guire aber, der einmal gegen den Rebellen aufgebracht war, erklärte sich, daß er ihn nicht anders, als auf Gnade und Ungnade annehmen könne, und erwartete seine Antwort zu Lahor. Chorrom hatte nicht Lust, sich in die Hände eines Vaters zu begeben, den er so sehr beleidigt hatte. Er konnte nichts anders erwarten, als die Strafe, die er verdient hatte, oder wenigstens eine ewige Gefangenschaft. Indeß stellte er sich doch, als ob er nicht abgeneigt wäre, sich der Gnade des besten Königs und Vaters zu überlassen, und er war nur für das Schicksal seiner Anhänger besorgt, und bat für sie um Gnade. Während

dieser

dieser Unterhandlung aber warb der listige Sultan eine neue Armee an, und führte sie gegen den Perviz und Mahobet; aber auch dießmal richtete er nichts aus. Er ward überwunden, mußte über den Fluß Nerbda gehen, und flüchtete nach Brampour, allwo er bald darauf den Abdul-Cham in einem eben so kläglichen Zustande ankommen sahe. Sie hatten zusammen nicht mehr, als noch sechs tausend Mann übrig; unglückliche Trümmern zwo zahlreicher Armeen; und zum Unglück fehlte es ihnen an Waffen, Lebensmitteln, Gelde und Kleidern.

Diese vielen und großen Widerwärtigkeiten schlugen indeß den Muth des Chorrom nicht nieder. Er hoffte noch immer mit der Zeit Herr vom Reiche zu werden; so viel Vertrauen hatte er zu seinem Muthe, oder vielmehr zu den Sterndeutern, die ihm vorher gesagt hatten, daß das Scepter von Indostan in keine andere Hände, als die seinigen kommen würde. Er nahm seine Zuflucht zu denen an den benachbarten Küsten wohnenden Portugiesen, und that ihnen große Versprechungen, um von ihnen Truppen und Artillerie zu erhalten; die Portugiesen aber wollten sich mit einem unglücklichen Prinzen nicht einlassen, und spotteten über seine Versprechungen. Daher rührte der unversöhnliche Haß, den er gegen diese Nation faßte, und welcher alle Christen zugleich mit betraf.

Chorrom hatte nun kein ander Mittel, so groß auch sein Muth war, und soviel ihm die

Orakel

Orakel versprachen, als daß er dem Kayser einen Fußfall that. Mahobet, Perviz, und Bolaqui kamen ein jeder mit einer Armee angezogen, um ihn entweder gefangen zu nehmen, oder todt zu schlagen, und dadurch eine Parthey zu zerstöhren, welche seit langer Zeit Indostan verheerte. Chorrom, der den Abgrund vor seinen Füßen offen sahe, fand es endlich für gut, sich zu demüthigen. Er schrieb an die Kayserinn, deren Nichte er zur Gemahlinn hatte. Er schob die Schuld seiner Vergehungen auf die schlimmen Rathgeber, die er um sich hätte, und bat, daß sie für ihn beym Kayser um Gnade bitten möchte. Nurjaham, die ihn nicht verderben lassen wollte, gab den Generalen, die ihn aufsuchten, Befehl, Halte zu machen, und ließ sich auf eine geheime Unterhandlung mit ihm ein; aber die Sache ward verrathen. Abdul-Cham, der der Favorit und Minister des Prinzen geworden war, für den er alles aufgeopfert hatte, sahe es nicht gern, daß man sich ohne ihn in Tractaten einließ, weil er dem Jehan-Guire in die Hände zu fallen, und den verdienten Lohn eines Verräthers zu erhalten befürchtete, begab sich zum Chorrom, und stellte ihm nachdrücklich die Gefahr vor, in die er sich begäbe, wenn er sich mit dem Hofe einließe. „Nur im Lager, oder im Exilio, sagte er, kann „Chorrom seine Sicherheit hoffen; er muß eine „Art des Krieges bis an den Tod des Jehan-„Guire fortzusetzen suchen; dieser alte, schwache „und abgelebte Prinz wird kaum die Augen ge-

„schlossen haben, so werden die Mogoln, von „deinem Muthe, von deiner Standhaftigkeit „und deinen Talenten bezaubert, dich auf den „Thron rufen. Bis dieser Tag kommt, den „ich nicht fern mehr sehe, wollen wir uns an „den Hof des Königs Melec-Ambar begeben, „der uns eine Freystadt anbietet; und nie wol„len wir uns auf Tractaten einlassen, von de„nen wir nichts, als Tod oder Schande zu ge„warten haben.„

Dieser Rath, der mit dem Muthe und dem Stolze des Chorrom so einstimmig war, gefiel ihm. Er brach die angefangene Unterhandlung ab, und zog sogleich von Brampour aus. Es war Zeit; denn der Sultan Perviz, der durch einen Verräther von den schlechten Umständen des Chorrom war benachrichtiget worden, stand vor dem einen Thore der Stadt, da indeß dieser zu dem andern hinaus flohe.

Die Flucht des Chorrom war dem Jehan-Guire um soviel angenehmer, weil er damals fürchterliche Feinde auf dem Halse hatte. Es waren die usbeckischen Tartarn, welche über die Gebirge gekommen waren, die Indien von der Tartarey scheiden, und in Cabulistan erschrecklich hauseten. Die Mogoln würden dieses Reich auf immer verlohren haben, wenn der Sohn des Mahobet nicht gewesen wäre, welcher mit einer nicht sehr zahlreichen Armee gegen diese Barbaren geschickt ward. Der junge General, der sich in kein Treffen einließ, und bloß dem Feinde die Lebensmittel abzuschneiden, ihn

in die Enge zu treiben, und ihm die vortheilhaften Posten wegzunehmen suchte, brachte ihn bald in die äußerste Verlegenheit. Die usbeckischen Tartarn begaben sich in ihr Vaterland zurück, nachdem sie die Hälfte von ihrer Armee verlohren hatten, und Cabulistan ward gerettet. Es war die Bestimmung des Mahobet und seiner Familie, alle einheimische und auswärtige Feinde des Reichs zu besiegen.

Chorrom fieng an, sich wieder auf dem Schauplatze sehen zu lassen. Er hatte eine neue Armee zusammen gebracht, die aus Rageputen bestand, mit denen er in das Königreich Bengalen einfiel, und überall alles ausplünderte. Er gieng hierauf über den Ganges, griff einen von den Generalen des Perviz an, und schlug ihn. Perviz wäre ihm beynahe selbst in die Hände gefallen, welcher nichts that, als daß er sich nach seinem Siege in der Stadt Brampour lustig machte.

Er ward aber durch den fürchterlichen Mahobet aufgehalten, welcher im Besitz war, ihn allenthalben zu schlagen. Chorrom kehrte in der That wieder um, und ließ den Vorsatz, sich des Sultans Perviz zu bemächtigen, fahren, als er hörte, daß Mahobet, mit einer ansehnlichen Armee, nur noch einige Meilen von ihm wäre. Er verschanzte sich hinter dem Thoner, welcher ein Arm des Ganges ist, und gab auf die Bewegung der kayserlichen Armee genau Achtung, die sich ihm schon näherte. Da er nun sahe, daß er mit Gewalt gegen einen Feind,

wie Mahobet, nichts werde ausrichten können, beschloß er, seine Zuflucht zur List und zur Verstellung zu nehmen. Besonders gab er sich Mühe, Mißtrauen und Eifersucht unter den kayserlichen Generalen zu erregen.

Er schrieb an den Cham-Canna, der ehemals sein Premierminister gewesen war, und ihn seitdem verlassen hatte, solche Briefe, aus denen man noch ein geheimes Verständniß zwischen ihm und dem Omrha muthmaßen konnte. Diese Briefe fielen dem Perviz und Mahobet in die Hände, wie er vorher gesehen hatte; sie thaten auf die beyden Generale die Wirkung, die er vorausgesehen hatte. Der Verdacht, den man gegen den Cham-Canna gefaßt hatte, ward dadurch bestärkt; man nahm ihn in Verhaft, und setzte ihn nebst seinen Kindern in die Citadelle zu Agra.

Mahobet aber bestritt den Chorrom mit seinen eigenen Waffen. Er verführte den berüchtigten Abdul-Cham, der schon den Vater verrathen hatte, und, wenn ihm dieses Verbrechen vergeben würde, auch den Sohn zu verrathen versprach. Sobald er sich dieses Bösewichts versichert hatte, rieth er dem Perviz, ebenfalls über den Ganges zu gehen. Die kayserliche Armee ließ sich bald an dem Ufer des Canals sehen, an welchem der Feind verschanzt war; der Uebergang aber über denselben schien nicht leicht, im Angesichte einer Armee, deren Standhaftigkeit Ehrfurcht erweckte, und die außerdem von Schanzen bedeckt ward, auf welchen über

hundert

hundert Canonen standen. Man konnte eben so wenig in dem Posten bleiben, den man zuerst genommen hatte, weil die feindliche Artillerie Tag für Tag das entgegen stehende Lager beschoß, und eine Menge Menschen und Pferde entweder tödtete oder verwundete. Mahobet wußte indeß diesem nachtheiligen Umstande bald abzuhelfen. Er fand in einiger Entfernung vom Lager einen seichten Ort; er machte sich die Finsterniß der Nacht zu Nutze, und brachte die ganze Armee, ohne daß es jemand gewahr ward, über den Fluß, und stand mit Anbruch des Tages dem Feinde gegenüber, da wo er sein Lager unbefestigt gelassen hatte. Chorrom, der darüber erstaunte, aber nie erschrack, rüstete sich zum Treffen. Er stellte seine Armee in Ordnung; Mahobet eilte, es zum Treffen kommen zu lassen, welches eins der blutigsten in diesem Kriege war. Die Elephanten des Chorrom, die das vordere Glied seiner Armee ausmachten, rannten wüthend unter die Feinde, schleuderten sie hin und her, traten sie zu Boden, und zwangen sie, ihnen den Weg frey zu lassen. Der Sieg war in diesem Augenblicke leicht zu erhalten. Chorrom, der die Unordnung voraus gesehen hatte, die seine Elephanten anrichten würden, hatte dem Abdul-Cham aufgetragen, ihnen zu folgen, und den Sieg zu vollenden; aber der Verräther, der vom Mahobet erkauft war, blieb stehen, und rührte sich nicht von der Stelle. Der Feind hatte Zeit, sich zu besinnen, und den Angriff zu erneuern. Die Schlacht

 gieng

gieng daher mit größerer Wuth und größerm Blutvergießen vom neuen an. Der Ausgang des Treffens blieb ungewiß, bis Abdul=Cham der Sache dadurch den Ausschlag gab, daß er den Chorrom selbst anfiel. Der Sultan suchte vergebens der Menge und der Verrätherey zu widerstehen. Er ward genöthigt, das Schlachtfeld, mit nichts mehr, als fünf bis sechs hundert Reutern zu verlassen.

Der Ueberwundene nahm den Weg zurück nach Dekan; hier sammelte er, mit einem unbezwinglichen Muthe, die Trümmer seiner Armee, und vertheidigte noch eine Weile seine Parthey; endlich aber würde er gewiß haben unterliegen müssen, wenn sich nicht eine neue Revolution am Hofe erhoben hätte, wodurch er Zeit bekam, sich zu verstärken, und Herr eines Reichs zu werden, dessen er in Ansehung seiner großen Seele und seiner Talente würdig gewesen wäre, wenn Größe der Seele und Talente die Empörung rechtfertigen, und ihm ein gegründetes Recht zum Throne geben könnten.

Asaph=Cham, der Schwiegervater des Chorrom, hatte die Widerwärtigkeiten eines Eidams, auf den er alle seine Hoffnungen gründete, nicht ohne Betrübniß gesehen. Er hörte nicht auf, der Kayserinn vorzustellen, daß der Untergang des Chorrom das Verderben ihrer ganzen Familie nach sich ziehen werde; daß, wenn man den überwundenen Prinzen seinem unglücklichen Schicksale überließe, man das Reich gewissermaßen dem Perviz in die Hände lieferte,

der

der durch seine Siege berühmt geworden, und von den besten Truppen Indostans Meister wäre. Er vergaß nicht hinzuzusetzen, was sie von einem Prinzen zu befürchten hätte, der ihr weder durch Bande des Bluts, noch der Freundschaft und der Erkenntlichkeit zugethan wäre, von einem Prinzen, der ganz von ihrem Todfeinde, dem Mahobet regiert würde, der sich verlauten lassen, er wolle in dem Blute der Sultaninn und ihrer Familie das Feuer des bürgerlichen Krieges auslöschen, das sie angezündet haben solle.

Von einer Vorstellung erschreckt, die nicht ohne Wahrscheinlichkeit war, gab Nurjaham wiederum dem Kayser zu verstehen, daß er alles von den Siegen und der Herrschsucht des Perviz und des Mahobet zu befürchten habe; daß sie allein, durch ihre Veranstaltungen und Drohungen, den Sultan Chorrom hinderten, die Waffen niederzulegen; daß sie ihn zu Brampour hätten überfallen wollen, als er die Gnade seines Vaters und Königs anflehte, und daß sie ihn in keiner andern Absicht mit so viel Hitze verfolgten, als um ihm das Leben zu rauben, und hernach mit blutigen Händen ihn selbst zu zwingen, die Krone niederzulegen.

Diese verhaßten Vorstellungen, die durch die Thränen und Schmeicheleyen der Kayserinn unterstützt wurden, machten auf den Jehan-Guire einen großen Eindruck. Um den Gefahren zuvor zu kommen, mit denen er sich bedrohet glaubte, befahl der schwache Kayser dem

Mahobet, sich zu ihm zu verfügen. Mahobet kam, in der Hoffnung, für seine vielen Bemühungen die Belohnung zu erhalten; aber wie betrübt ward er, als er unterweges erfuhr, daß die tückische, grausame und rachgierige Nurjaham, die in Ansehung seiner um soviel unversöhnlicher wäre, jemehr sie ihn beleidigt habe, den Jehan-Guire wider ihn eingenommen hätte; daß sein Todesurtheil unterschrieben, und kein Mittel zu seiner Rettung übrig wäre, als die Flucht. Mahobet konnte anfänglich einer solchen Nachricht gar nicht glauben; als er aber einige Gerüchte, die sich vor seiner Abreise bey der Armee ausgebreitet hatten, genauer untersuchte, zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit des Complots der Kayserinn und des Asaph-Cham. Er gerieth in Wuth, und wußte nicht, ob er nicht gehen, und die Furie, die dem gemeinen Wesen und ihm so viel Unglück zuzog, selbst in den Armen des Kaysers ermorden solle. Blos die Furcht, neue Unruhen zu erregen, und den Thron zu erschüttern, dessen festeste Stütze er gewesen war, hielt ihn ab; er ergriff die Parthey, den Rest eines so beneideten Lebens zu Ratampour, das ihm der Kayser geschenkt hatte, in der Stille zuzubringen. Jehan-Guire sahe diesen Entschluß als ein Geständniß der Verbrechen an, deren man den Mahobet beschuldigte, und erklärte ihn in die Acht. Auf diese Begegnung konnte Mahobet, der weise Mahobet, sich nicht länger halten. Er schrieb einen trotzigen Brief an den Kayser,

daß

daß er bald nach Lahor kommen, und die Köpfe seiner Feinde fodern wolle. Diese Drohung ward am Hofe als eine bloße Großsprecherey angesehen, und man ließ sich nicht hindern, eine Reise nach Cabulistan zu unternehmen.

Aber der Tag der Rache nahete heran. Mahobet hatte schon unter seinen Fahnen fünf bis sechs tausend Rageputen, und eine Menge tapferer Officiere versammelt, die das vornehmste Werkzeug seiner Siege gewesen waren. Er setzte sich mit dieser Handvoll Menschen in Marsch, richtete sich nach den Bewegungen des Hofes, und hoffte dem Kayser auf dem Wege zu überrumpeln, ob dieser gleich mehr als sechzig tausend Mann bey sich hatte. Als er durch seine Spione erfuhr, daß Jehan-Guire, die Armee, die er zur Bedeckung hatte, über den Fluß Tziunab geschickt, und sich mit seinen Weibern, Kindern und der Leibwache disseits dem Flusse gelagert habe, marschirte er die ganze Nacht mit der Geschwindigkeit eines Blitzes, und stand den folgenden Tag, mit Anbruch der Morgenröthe, mitten im Lager des Kaysers, der noch in aller Sicherheit schlief. Das Feld ward in einem Augenblicke mit Todten und Verwundeten bedeckt. Der Tumult und das Geschrey weckten den Jehan-Guire auf. Das erste, was ihn in die Augen fiel, war Mahobet, mit Blut und Staube bedeckt, der ihn, nebst der Kayserinn, dem Bolaqui, Scheriar und Asaph-Cham gefangen nahm.

Die Armee, die am andern Ufer des Tziunab stand, flohe und zerstreute sich, anstatt daß sie ihrem Könige hätte zu Hülfe kommen sollen, und Mahobet sahe also die kayserliche Familie in seinen Händen. Diese That, die voll Kühnheit und groß war, ward sehr verschieden aufgenommen: einige verabscheueten sie; andere gaben ihr, aus Haß gegen die Kayserinn, und aus Verachtung gegen den Kayser, Beyfall. Agra erklärte sich für den Rebellen, nnd lieferte ihm die Citadelle, in welcher alle Schätze Indostans beysammen waren, in die Hände.

Da nun Mahobet Herr vom Schatze, und selbst von der Person des Kaysers war, hätte ihn ein Bubenstück leicht auf den Thron erheben können. Wenigstens konnte er ihn einem von den Prinzen des Jehan-Guire geben, der ihm am angenehmsten war; aber die Tugend dieses großen Mannes verläugnete sich niemals. Er begab sich zu seinem Gebieter, sagte ihm, daß er frey seyn solle, und bat sich nur die Ehre aus, ihn selbst nach Cabulistan führen zu dürfen. Man setzt hinzu, er sey ihm zu Fuße gefallen, und habe mit Thränen gebeten, daß er die Sultaninn fortschaffen solle, deren Stolz und Herrschsucht Indien so unglücklich gemacht habe; aber es war vergebens. Er sahe sich sogar genöthigt, dem schwachen Jehan-Guire, der für Schmerz vergehen wollte, die Kayserinn wieder zu geben, die er in einem andern Zelte scharf hatte bewachen lassen. Die Prinzen Bolaqui und Scheriar, ingleichen den Asaph-

Cham,

Cham, schickte er als Gefangene in die Citadelle zu Agra, nebst den Generalen und Ministern, denen er nicht trauen durfte.

Nurjaham machte sich die Gefälligkeit eines großmüthigen Feindes zu seinem Verderben ungemein zu Nutze. Ihr erstes war, daß sie an die Officiere der zerstreuten Armee schrieb, sie hätten sich zur Unzeit von einer Handvoll Bösewichter in Furcht jagen lassen; Mahobet habe nicht mehr als sechs tausend Mann, und mit ein wenig Muth und Behendigkeit wäre nichts leichter, als ihm alles zu entreißen. Sie mahlte ihnen hierauf mit feurigen Zügen den Ruhm vor, den sie erhalten würden, wenn sie ihren Prinzen den blutdürstigen Händen eines Rebellen entrissen. Sie zeigte ihnen zum Beschluß noch einen Ort an, wo sie den Mahobet wieder überfallen, und ihren Fehler dadurch gut machen könnten.

Diese Nachricht der Kayserinn ward von den Officieren mit Freuden angenommen. Sie eilten, ihre Soldaten zurück zu rufen, und brachten bald wieder eine Armee von dreyßig tausend Mann zusammen, an deren Spitze sie den Mahobet standhaft erwarteten. Aber ihre Bewegungen konnten so geheim nicht seyn, daß er nicht davon wäre benachrichtigt worden. Er erschrack über eine so unvermuthete Erscheinung, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. War es wahrscheinlich, daß er mit sechs tausend Mann eine beträchtliche Armee würde überwinden können, die um soviel kühner war, da sie ihren

ren Ruhm wieder zu erobern hoffte? War außerdem nicht zu befürchten, daß die Soldaten, die er bey dem letzten Vorfalle zu Gefangenen bekommen hatte, während des Gefechtes die Waffen ergriffen, und über ihn herfielen? Er faßte daher den weisen Entschluß, den Hof zu verlassen, und sich nach Agra zu begeben, allwo er kaum angelangt war, als er den Asaph-Cham auf freyen Fuß stellte, nachdem er ihn auf den Alcoran hatte schwören lassen, daß er Zeit seines Lebens für diese Wohlthat dankbar seyn wolle.

Die Zurückkunft des Asaph-Cham war der Nurjaham sehr angenehm; als sie aber hörte, auf was für Bedingungen er seine Freyheit erhalten hätte, konnte sie sich nicht enthalten, in Vorwürfe und Schmähungen gegen ihn auszubrechen: „Ja, sagte sie, Ihr seyd der Ver„zagteste unter den Menschenkindern. Euerm „Todfeinde einen Eid zu schwören! Warum „habt Ihr nicht gewartet, bis mein Arm Eure „Fesseln zerbrach? Euer Leben, saget Ihr, war „in Gefahr: nein, er würde sich nicht unterstan„den haben, sich daran zu vergreifen. Oder „wenn er allen göttlichen und menschlichen Gese„tzen zuwider dieses neue Verbrechen begangen „hätte, so würde ich Euern Tod, der ihm vol„lends dem Himmel und der Erde verhaßt ge„macht hätte, mit Strömen von Blut gerächt „haben; nun aber bindet Ihr mir durch Euern „unüberlegten Eid die Hände, und er hat es

„Eurer

„Eurer Niederträchtigkeit zu danken, wenn sein „Verbrechen ungestraft bleibt.„

Sultan Chorrom machte sich indeß die Unruhen im Reiche mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit zu Nutze. Sobald er die Ungnade des Mahobet erfahren hatte, kam er aus seinem Aufenthalte hervor, und stellte sich der Armee des Perviz, mit mehrerm Troze als jemals, entgegen. Diese Armee, die den Mahobet nicht mehr vor sich sahe, ward von einer allgemeinen Furcht überfallen. Perviz, der von den Truppen wenig geachtet war, sahe sich genöthigt, jezt ebenfalls zurück zu weichen. Er ward jezt von eben dem Prinzen verfolgt, den er vor kurzem todt oder lebendig in seine Hände zu bekommen sich rühmte. Die Progressen des Chorrom waren indeß nicht so schleunig, als man nach dem Schrecken, das die Armee und der General einflößten, zu vermuthen Ursache hatte. Nachdem er einige Pläze bezwungen hatte, scheiterte er vor Tata, und der Rest des Feldzuges wechselte mit guten und bösen Begebenheiten ab. Chorrom aber sahe es als einen großen Vortheil an, daß er den Krieg mit einiger Gleichheit führen konnte. Er erwartete unter den Waffen, und mitten im Lager den Tod des Kaysers, um demjenigen von seinen Brüdern oder Neffen den Thron streitig zu machen, der durch die Wahl des Jehan-Guire oder der Nation darauf würde gerufen werden. Zu noch größerm Glück für ihn starb dieses Jahr sein älterer Bruder Perviz, nachdem ihn die

Beschwer-

Beschwerlichkeiten des Feldzuges und seine Ausschweifungen ganz erschöpft hatten: und durch diesen Todesfall rückte Chorrom dem Throne näher. Er zählte jetzt nur noch zwey Nebenbuhler, den Bolaqui und den Scheriar, die beyde in der Citadelle von Agra eingeschlossen waren. Er fürchtete aber nur den erstern; denn auch das Vorrecht des Alters ungerechnet, fühlte er sich diesem Prinzen, der sonst keine Unterstützung als von der Sultaninn hatte, weit genug an Talenten, Muth und Credit überlegen, um von keinem der Mogols zu befürchten, daß er auf seine Seite treten möchte.

Wenn Jehan-Guire gegen einen aufrührischen Sohn nicht glücklich war; so hatte er wenigstens die Freude, den stolzen Mahobet zu demüthigen, der ihm so viel Dienste erwiesen und so viele Beleidigung zugefügt hatte. Dieser General, der bisher so glücklich gewesen war, erfuhr nun auch an seiner Seite die grausamste Unbeständigkeit des Schicksals. Agra empörte sich gegen ihn, und setzte die beyden gefangenen Prinzen in Freyheit, die allen ihren Haß und ihre Rachgier gegen den Urheber ihrer Gefangenschaft dem Hofe mittheilten. Der Kayser, der nun nichts mehr für ihr Leben zu fürchten hatte, überließ den Mahobet der ganzen Wuth seiner Gemahlinn. Nurjaham hatte schon vergessen, daß ihr Bruder diesem großmüthigen Feinde sein Leben schuldig war, und schwur, ihn bis in den Tod zu verfolgen. Die besten Truppen des Reichs rückten nun gegen ihn an; man eroberte

seine

seine stärksten Plätze und seine Reichthümer; seine Freunde, die ihm so sehr ergeben zu seyn schienen, entflohen und zerstreuten sich; sein Sohn selbst, den mehr als ein Sieg berühmt gemacht hatte, gieng zu den Fahnen des Kaysers über, um nicht das Schicksal eines flüchtigen und verbannten Vaters zu theilen; endlich, was sein Unglück vollkommen machte, verließen ihn auch die Rageputen, die gegen den Hunger, das Elend und die Truppen des Kaysers zu fechten müde waren. Nie hatte Mahobet größer geschienen, als in diesem schrecklichen Zustande der Verlassung. Er betrog diejenigen, die ihn verfolgten, und suchte seine Sicherheit in den Staaten des Vana, mit welchem er schon seit langer Zeit durch die genaueste Freundschaft verbunden war.

Mitten aus seinem Zufluchtsorte schrieb dieser große Mann an den Sultan Chorrom, daß er seine Ansprüche auf den Thron nach Vernunft und Billigkeit für rechtmäßig hielte. „Ich biete „dir also meinen Arm an, setzte er hinzu, um „deine Rechte geltend zu machen; aber Jehan-„Guire, dein Vater und dein König lebt noch, „und der Himmel verbeut dir, durch einen gott-„losen Krieg sein Alter zu beunruhigen. Lege al-„so ohne Verzug deine für das Vaterland ver-„derblichen Waffen nieder; ziehe dich in deine „Statthalterschaft zurück, und erwarte dort in „Frieden den Tod des Kaysers, der, nach seinem „Alter und seiner Schwachheit zu urtheilen, in „kurzem erfolgen muß. Wenn er todt ist, so

„schwöre

„schwöre ich dir bey dem Propheten, daß ich kei-
„nen andern, als den tapfern Chorrom für
„meinen Herrn erkennen werde.„

Es war zu verwundern, daß Chorrom dem Rath eines in Ungnade gefallnen und verbannten Ministers Gehör gab; aber er war noch zu glücklich, für diesen Preiß einen Mann in sein Interesse zu ziehen, der immer noch mitten in seinem Unglücke der Geachteste im ganzen Reiche war. Indostan genoß also nunmehro des tiefsten Friedens wieder, und dieser Friede war das Werk eines beleidigten und verbannten Mannes. Die Geschichte enthält nicht viele so großmüthige Züge. Jehan-Guire genoß aber nicht lange der Ruhe, die Mahobet ihm verschaft hatte. Er starb in den Armen der Sultaninn, erniedrigt, verachtet und von seinen Völkern gehaßt, welche er nur dadurch unglücklich machte, daß er seine unsinnige Leidenschaft gegen eine Frau nicht zu mäßigen wußte, die eine Geißel seiner Familie und seines Reichs war, und die er gleichwohl bis in den letzten Augenblick liebte.

Der Tod des Jehan-Guire stürzte Indostan in neue Verwirrungen. Die erste Sorge der Sultaninn war, ihren Schwiegersohn Scheriar im Serail als Kayser ausrufen zu lassen; aber seine Herrschaft erstreckte sich nicht weiter, als auf Weiber und Verschnittene. In der That, der junge Bolaqui, der von den Großen, der Armee, der Hauptstadt und den Provinzen als König erkannt wurde, fand sich mächtiger, als sein Vorgänger gewesen war. Die berüchtigte

Nurja-

Nurjaham, die zu sehr verabscheuet wurde, als daß sie dem reißenden Strome des Aufruhrs einen Damm hätte entgegensetzen können, sah sich bald genöthigt, die Gnade des neuen Kaysers anzuflehen, der sich aber unerbittlich gegen sie finden ließ. Sie ward nebst ihrem Schwiegersohne in Verhaft genommen, und in ein finstres Gefängniß geworfen, wo sie einige Tage nachher vor Schmerz und Verdruß den Geist aufgab; andre behaupten, daß sie strangulirt worden wäre. Was den unglücklichen Scheriar betrifft; so begnügte man sich, ihm mit einem heißen Eisen die Augen auszubrennen. Er schmachtete in seinem Gefängnisse so lange, bis Chorrom, nachdem er den Thron erstiegen hatte, ihn zusammt seinen Söhnen Hungers sterben ließ.

Ein noch schmerzlicheres Schicksal hatte Bolaqui dem Mahobet aufgehoben, von dem er aufs empfindlichste war beleidiget worden; er wandte bey dem Rana Bitten, Drohungen und Verheißungen an, um ihn zur Auslieferung seines Gastes zu bewegen; allein Mahobet entfloh seinen Nachstellungen, und begab sich an den Hof des Chorrom.

Er fand ihn von Unruhe, Ungewißheit und Schrecken erfüllt. Welche Wahrscheinlichkeit, sagte man, mit der bloßen Macht von Dekan gegen alle Armeen des Reichs glücklich zu seyn? Wie soll man die Generale und Minister eines Prinzen verführen, den das Glück gekrönt hat, und der von allen Schätzen Indiens Meister ist?

Man sah schon den Bolaqui, wie er die grausamste Rache an einem Oheime nahm, der an dem Tode des Cosrou schuld war, und wie er ihn mit allen seinen Freunden dem Schatten desselben aufopferte.

Allein die Gegenwart und der Beystand des Mahobet vertrieben diese eitlen Schreckbilder; kaum sah Chorrom diesen so großen, so furchtbaren Mann, der allein das Reich unter der vorigen Regierung von dem Joche errettet hatte, als er nicht mehr verzweifelte, sich endlich noch eine Krone aufzusetzen, nach welcher er schon so lange Zeit schmachtete. Mahobet rieth ihm gleich bey der ersten Unterredung, sich nicht der Gewalt und der Waffen zu bedienen, um den Bolaqui vom Throne zu stürzen, sondern blos zu List und Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen. Während daß beyde alle Kräfte ihres Geistes anstrengten, um eine Staatsveränderung zu bewirken, die doch den Mogols kein Blut kostete, erfuhren sie, daß ein Abgeordneter des Bolaqui unterweges wäre, der den Chorrom auffordern sollte, seinen Neffen als Kayser zu erkennen, und ihm den gewöhnlichen Tribut zu bezahlen; denn unter diesen Bedingungen wollte ihm Bolaqui den ruhigen Besitz seines Vicekönigreichs Dekan erlauben. Auf diese Nachricht faßte Mahobet einen der verwegensten Anschläge, und Chorrom willigte in die Ausführung desselben ein. Dieser Prinz legte sich auf seinen Rath ins Bette, und machte sich krank.

Indessen langte der Abgeordnete an, und ward zum Chorrom eingeführt, den er in dem bedaurenswürdigsten Zustande fand: der Sultan war blaß, entstellt, und warf häufiges Blut aus. Sobald der Omrha das Zimmer verlassen hatte, fertigte er einen Courier an den Kayser ab, um ihn von der tödtlichen Krankheit seines unglücklichen Oheims zu benachrichtigen. Den folgenden Tag breitete sich das Gerücht aus, daß der Kranke in den letzten Zügen läge, und endlich, daß er gestorben wäre. Die Thränen, die Verzweifelung, und die Zeichen von Schmerz und Trauer, welche die Freunde des Prinzen, seine Bedienten, und die Einwohner von Amadabat an sich blicken ließen, betrogen den Abgesandten völlig, der seinem Hofe auf der Stelle diese wichtige Neuigkeit überschrieb, und zugleich im Nahmen der Freunde des Chorroms um die Erlaubniß anhielt, seinen Leichnam in dem Grabmaal seiner Voräitern beysetzen zu dürfen. Bolaqui voll Freude, sich so glücklich von einem fürchterlichen Nebenbuhler befreyt zu sehen, gestand sehr gerne dem ältesten Prinzen von seinem Hause die Ehre eines königlichen Begräbnisses zu.

Die Begleitung brach also in der schönsten Ordnung und mit dem traurigsten Leichengepränge auf. Tausend Officiers, die man aus der Armee des angeblich verstorbnen Sultans ausgesucht hatte, begleiteten den Leichenwagen, und hinter her folgte eine große Menge junger Soldaten und Sklaven in Weiberkleidern, die von

Zeit zu Zeit ein Klagegeschrey erhuben. Auf dem Wege von Amadabat nach Agra waren von einem Posten zum andern Geschwader von Reutern gestellt, die an die Begleitung anschlossen, und sie verstärken halfen; endlich langte man, nach einer langen und traurigen Reise, vor der Hauptstadt an. Der junge Bolaqui, der von Verräthern umgeben war, begab sich mit einem mittelmäßigen Gefolge aus der Stadt, um seinem Oheime die letzte Pflicht abzustatten; aber kaum hatte er die zahlreiche Begleitung wahrgenommen, als er Verdacht schöpfte, und ganz allein mit verhängtem Zügel die Flucht ergriff. Statt sich in Agra zu werfen, nahm er den ersten den besten Weg, der sich ihm darbot, und verbarg sich so lange in den Wäldern, bis er Mittel fand, nach Persien zu entfliehen, wo ihm einige Zeit nachher der Kummer und die Ermattung von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten das Leben nahmen.

Die Einwohner der Hauptstadt indessen, die dem Leichengepränge entgegen gegangen, und über die plötzliche Flucht des jungen Kaysers unruhig und bestürzt waren, wußten nicht, wozu sie sich entschließen sollten, oder was für einen Ausgang ein so wichtiger Auftritt nehmen würde; aber wie groß war ihre Verwunderung, da sie unter dem Schalle der Trompeten und Pauken den Chorrom zum Kayser in Indien ausrufen hören, und diesen Prinzen, den sie schon von den Schatten des Todes umringet glaubten, im völligen Glanze der königlichen Majestät einen

goldnen

goldnen Thron besteigen sehen! Kaum können sie ihren eignen Augen und Ohren Glauben beymessen; sie bleiben stumm und starr stehen: weil sie sich aber endlich bey einer so außerordentlichen, und in die Augen fallenden Entwickelung nicht länger halten können; so fassen sie den Entschluß, ihren Zuruf mit dem Geschrey der Armee Chorroms zu vereinigen, und ihn für ihren Beherrscher zu erkennen. Auf solche Weise wurde Bolaqui das Opfer einer List, die mit eben so viel Geschicklichkeit, als Glück ausgeführt ward. Das Blut, welches Chorrom im Beyseyn des Gesandten seines Neffen ausgeworfen, war Ziegenblut, welches er vorher in den Mund genommen hatte; die Thränen, die Trauer, das Leichengepränge, und endlich der Sarg waren bloße Fallen gewesen, um den jungen Kayser zu stürzen. Chorrom war, nebst Mahobet, selbst verkleidet unter dem Gefolge seines eignen Leichenbegängnisses; und diese Komödie wurde so natürlich gespielt, daß das ganze Reich dadurch eben so gut getäuscht ward, als der unglückliche Bolaqui.

Nun waren alle Wünsche Chorroms gestillt, und er hielt auf dem Leichenwagen, den er nunmehr in einen Triumphwagen verwandelt hatte, seinen Einzug in Agra. Man bewillkommte ihn mit unglaublicher Freude und außerordentlichem Geschrey; denn dieses Volk ist von Natur leichtsinnig, unbeständig und flatterhaft. Das Andenken an die Kriege, die er eine so lange Zeit her mit so viel Mühe geführt hatte, der

glückliche Erfolg seiner neuerlichen List geriethen ihm zur größten Ehre in den Augen einer Nation, welche die List als den unfehlbarsten Beweis von der Größe des Geistes betrachtet. Die erste Sorge des Monarchen war, seinen Namen Chorrom gegen den Namen Cha=Jeham zu vertauschen, welches so viel bedeutet, als König der Welt. Alsdann gab er den Befehl, man solle die Thüre zu dem Gefängnisse zumauern, worinnen Scheriar und seine Kinder eingesperrt waren; sie mußten also darinnen Hungers sterben.

Was nun Mahobet anlangte, so war er vergnügt, die Krone auf das Haupt Chorroms gebracht zu haben, wie er ihm versprochen hatte, und bat sich weiter keine Gnade aus, als daß ihm erlaubet würde, sich auf seine Güter in die Einsamkeit zu begeben, um daselbst endlich der Ruhe zu genießen, die er in seiner bisherigen unruhigen und glänzenden Lebensart nicht hatte finden können. Dieser große Mann starb erst lange nachher, und hinterließ den Ruhm des glücklichsten und größten Mannes in Asien. Wir haben bereits oben gesagt, daß er sein Glück und seine Herrlichkeit bloß seinem Genie und seinen Kenntnissen zu danken hatte.

Cha=Jeham hatte zu Anfange seiner Regierung viel Glück. Der Eifer, den er gegen die Religion seiner Väter bewies, die Sorgfalt, die er anwendete, die Europäer aus den größten Posten und Bedienungen zu verdrängen, nachdem ihr Vermögen unter den vorhergehenden

Regierungen die Mißgunst der Mogoln erreget hatte, die Geschäfftigkeit, mit der er das Reich von einer unzählichen Menge Spitzbuben reinigte, welche zu ganzen Banden herumschwärmten, und die Straßen durch ihre Raubereyen einsam machten, erwarben ihm die Liebe und das kindliche Zutrauen der Völker. Unter allen den Tugenden aber, die er gleich zu Anfange seiner Regierung hervorglänzen ließ, war die Liebe zur Gerechtigkeit diejenige, welche seine Unterthanen am meisten für ihn einnahm; eine Erbtugend bey den Prinzen aus seinem Hause, die er aber noch höher trieb, als seine Vorfahren. Die Geschichte hat uns einige Verordnungen von ihm aufbehalten, die der Weisheit und Einsicht eines Salomo würdig sind. Er belegte nicht nur die obrigkeitlichen Personen, die man überweisen konnte, daß sie sich durch den Glanz des Goldes, der Gunst oder der Schönheit hatten verblenden lassen, ohne Barmherzigkeit mit der Todesstrafe; sondern sie mußten ihm auch für alle Diebstähle oder Raubereyen haften, die in dem Umkraise ihrer Jurisdiction vorfielen. Man kann sich nicht vorstellen, was für Nutzen diese Entschlossenheit einem Lande leistete, worinnen sonst insgemein die Männer, die ihrer Würden wegen die allervornehmsten sind, so niedriggesinnte und verdorbne Herzen haben, daß sie oftmals auch das, was ihnen das allerheiligste seyn sollte, verkaufen. Bey diesen Tugenden, die dem größten Monarchen Ehre machen, besaß Cha-Jeham auch Gnade, Leutseligkeit, Ar-

tigkeit und eine ungemeine Gesprächigkeit. Seine Neigung zum Spotten, die er aber sogleich zu mäßigen wußte, ward für aufgeräumtes Wesen angesehen; sein Geschmack am Vergnügen und am Luxus, für Pracht; kurz, es war noch kein tartarischer Prinz einer von Natur wollüstigen, und in ihre Könige bis zur Abgötterey verliebten Nation so angenehm und werth gewesen, als dieser.

Das wichtigste Unternehmen, wodurch er seine Regierung merkwürdig machte, war, daß er den Portugiesen eine Kriegserklärung that. Er hatte es noch nicht vergessen, daß der Vicekönig von Goa, bey dem er unter der vorigen Regierung um nachdrücklichen Beystand angehalten, ihm mit vieler Bitterkeit die Antwort ertheilet hatte: wer sich wider seinen Vater auflehnte, der empörte sich gegen Gott selbst; und daß ihn eben derselbe in seinem Unglücke nicht allein gehöhnet, sondern sich sogar von dem Golde des Perviz blenden lassen, und demselben vortreffliche Canoniers und eine tapfre Infanterie gegeben, deren Beystande Perviz alle die Siege, so er über ihn davon getragen, zu danken gehabt hatte. Es schickte also der Kayser, nicht sowohl aus Ruhmbegierde oder Lust nach Beute, als vielmehr um sich zu rächen, eine zahlreiche Armee unter den Befehlen eines seiner geschicktesten Generale ab, Dugli anzugreifen, einen wichtigen Platz, der am Ganges liegt, und worinnen die Portugiesen eine ihrer vornehmsten Colonien angelegt hatten. Die Besatzung zu Dugli hatte sich bereits durch merk-

würdige

würdige Heldenthaten hervorgethan; und man versah sich eines heldenmüthigen Widerstandes von Seiten der Portugiesen, von deren Ruf und großem Namen seit hundert Jahren ganz Indien voll war; aber dießmal fehlte es dem commandirenden Officier in Ougli eben so sehr an Herzhaftigkeit als an Klugheit. Nach einer schwachen Gegenwehr ergab er sich auf Gnade und Ungnade; man brannte die Stadt ab und verwüstete sie; die ganze verunglückte Colonie aber wurde nach Agra gebracht: Schach-Jeham, dem die Feindschaft gegen die Christen schon zur andern Natur geworden war, indem er sie in seinen Haß gegen die Portugiesen alle mit einander einschloß, und der überdieß von der Sultaninn Taige'-Mahal, einer Nichte des berühmten Nurjaham, aufgehetzt wurde, die es den Mißionarien gar nicht verzeihen konnte, daß sie zwo von ihren Töchtern getauft hatten; Schach-Jeham, sage ich, ließ den gefangnen Portugiesen weiter nichts zu wählen übrig, als entweder abzufallen, oder zu sterben. Viele unter ihnen begiengen die beweinenswürdige Schwachheit, und ließen sich beschneiden; die meisten wollten sich lieber das Leben nehmen lassen, und die Palme der Märtyrer davon tragen; was man aber schwerlich glauben wird, so ließ der Kayser um der Thränen eines venezianischen Künstlers willen, welcher die größte Geschicklichkeit in der Baukunst bewies, den Mißionarien Gnade wiederfahren. Solchergestalt genoß die Sultaninn, welche Schach-Jehams Zorn

wider diese Unglücklichen gereizt hatte, ihrer Rache nicht. Sie hatte ihren Moullahs zugeschworen, daß die Mißionarien, dem Mahomet zu Ehren, sollten in Stücken gehauen werden; allein der Tod kam dieser Frau zuvor, welche eben sowohl die Grausamkeit, als den Thron ihrer Muhme geerbt hatte. Schach-Jeham, der sie zärtlich liebte, blieb lange Zeit untröstlich. Er errichtete ihr ein Ehrendenkmaal, dessen Pracht im Orient gar nicht seines Gleichen hat.

Der Kayser war zufrieden, daß er vormalige Beleidigungen mit Nachdruck geahndet hatte; und war nunmehr weiter auf nichts bedacht, als seinen Namen durch irgend ein dauerhaftes Denkmaal zu verewigen. Alle seine Vorgänger hatten sich durch Unternehmungen hervorgethan, die eben so kostbar, als nützlich waren. Akebar hatte den Sitz des Reiches von Dehly nach Agra verlegt; Jehan-Guire von Agra nach Lahor; Schach-Jeham verlegte ihn wieder nach Dehly, vor deren Thoren er den Grund zu einer unermeßlichen Stadt legte, die er nach seinem Namen Schach-Jahanabad nannte; und aus einem fanatischen und barbarischen Aberglauben, benetzte er diesen Grund mit dem Blute verschiedner Verbrecher. Die neue Stadt war in etlichen wenigen Jahren gebauet, weil der Kayser Geld und Bauleute im Ueberfluß anwendete, um seines Werkes bald zu genießen. Schach-Jahanabad liegt in einer großen Ebne, und an den Mauern fließt die Gemna hin; die Gassen darinnen sind breit, nach

der Linie angelegt, und mit sehr schönen Häusern geschmückt. Die Bazards oder öffentlichen Märkte darinnen sind insonderheit von einer Pracht und Bequemlichkeit, wovon man in Europa schwerlich einen Begriff hat; aber der Palast, der zugleich die Stelle eines festen Schlosses vertritt, übertrifft alle Paläste, die man in Indien bewundert. Man erblickt darinnen zween Gärten von sehr großem Umfange, wozu ein Europäer den Plan nach den schönsten und angenehmsten Gärten Italiens gemacht hat. Nichts kömmt der Schönheit, und der Menge von Gewässern bey, die man darinnen beysammen antrifft. Schach=Jeham that überall der Natur Gewalt an. Nachdem er es vergebens versuchet hatte, die Wasser der Gemna in diese Gärten zu leiten, ließ er den Strom eines andern Flusses, der mehr als dreyßig Meilen oberhalb Dehly floß, ableiten, grub für denselben einen neuen Canal, und brachte ihn also ganz in diese Gärten. Aus diesem einzigen Umstande kann man leicht urtheilen, wie hoch ihn der Schmuck eines Palastes zu stehen kommen mußte, den er zum schönsten in ganz Asien zu machen beschlossen hatte.

An diesem angenehmen Orte schlug Schach=Jeham seinen Wohnplatz auf; allein das Glück, eine fürchterliche Klippe, woran die Tugend so vieler Könige schon so oft einen traurigen Schiffbruch erlitten hat, verderbte gar bald die guten Sitten des Kaysers. Dieser Prinz, der unter

dem Namen Chorrom fast ganz allein zehn Jahre lang, allen indianischen Mächten von seinem Heldenmuthe, von seiner Geschäfftigkeit, von seinen Strapazen und seiner heroischen Standhaftigkeit immer zu reden gegeben hatte, vergaß in den Armen der Wollust den Ruhm seiner jungen Jahre. Er ergab sich gänzlich der ausschweifendsten Weichlichkeit, und trieb die Ausschweifungen mit Frauenzimmern bis zu solchen Excessen, daß sie so gar dem unzüchtigsten Volke auf dem ganzen Erdboden anstößig wurden. Die ungeheure Anzahl von Königinnen, Beyschläferinnen und Sklavinnen, womit sein Serail angefüllt war, wollte seinen unersättlichen Begierden noch immer nicht zulänglich seyn. Oftmals nahm er noch seine Zuflucht zur Gewalt, oder zur Ueberredung, um die Weiber der Großen seines Hofes, oder auch nur gemeine Bürgerinnen zu verführen, wenn ihm der Ruf von ihrer Schönheit zu Ohren kam. Manchmal ließ er alle Trupps von Tänzerinnen, Komödiantinnen, Bulerinnen und Sängerinnen, wovon die großen Städte in Indien voll sind, zusammen kommen, und dann behielt er diejenigen darunter in seinen Diensten, die ihrer Geschicklichkeit oder ihrer Reizungen wegen in seinen Augen die angenehmsten waren; im übrigen schämte er sich nicht, auf solche Art die Schätze des Reichs zu verschwenden, und damit Gunstbezeigungen zu erkaufen, die doch so wohlfeil zu haben, und schon an sich so schimpflich waren.

Der

Der Frau * eines seiner vornehmsten Omrhas machte er, zur Belohnung für ihre Gefälligkeiten, ein Geschenk von ein Paar Pantoffeln, die mit Diamanten von einem unschätzbaren Werthe besetzet waren; und den Tag darauf zog er in der Audienz den Ehemann öffentlich mit dieser Begebenheit auf. (Man wird in der Folge sehen, daß ihm dieser Scherz theuer zu stehen gekommen ist.) Wie man sagt, so geschah es auch einer Tänzerinn zu gefallen, daß er die Gallerie zu Agra errichten ließ, die wegen ihrer Schätze in Asien so berühmt ist, und die sich mit allem baaren Gelde aus Europa nicht bezahlen ließe **.

Die

* Dalil-Cham.

** Diese Gallerie ist nur an einer einzigen Seite offen, und die Kreuzstangen (croisées) stimmen mit der Pracht des Ortes gar nicht überein. Die Mauer den Kreuzstangen gegenüber, ist mit dem seltensten Jaspis bekleidet; ein Weinstock, der aus lauter eingelegten Edelgesteinen zusammengesetzt ist, dehnt sich über die ganze Länge der Mauer hinweg; der Weinstock besteht aus röthlichen Achaten, und die Blätter aus Smaragden, die mit so viel Kunst eingesetzt sind, daß man die Fugen gar nicht gewahr wird. Die Trauben, die in großer Menge an dem Weinstocke herunter hängen, bestehen theils aus Diamanten, theils aus Granaten. Der andre Theil der Gallerie ist mit Spiegeln ausgeziert, deren Rahme überall die schönsten orientalischen Perlen enthalten. Der Weinstock von Edelgesteinen, der durch die

vielen

Die Beschäfftigungen des Kaysers waren seinem Hange zur Weichlichkeit und seiner Neigung zum Frauenzimmer gemäß. Komödie, Tanzen, Musik und Poesie, alle diese Künste, die am Ende gefährlich werden, indem sie die Seele entnerven, hatten bey ihm jeglichen Tag ihre bestimmte Stunde, und so wurde der ganze Tag damit zugebracht. Das einzige Mittel, Gnadenbezeigungen bey einem so wollüstigen Könige zu erlangen, war, daß man immer neue Feste erdachte, und seinen Lustbarkeiten Abwechselung verschaffte. Ein Poet, der gerade so viel Geschicklichkeit besaß, daß er ihm einige Tage hindurch mit etlichen Komödien, die mit Tänzen untermischet waren, die Zeit vertrieb, wurde deswegen sein Günstling und unter die Zahl seiner Staatsminister aufgenommen; was man aber schwerlich wird begreifen können, so rechnete es dieser so zärtliche, so gesittete, und so aufgeräumte Monarch zu seinen angenehmsten Lustbarkeiten, wenn er Menschenblut fließen sah. Er hielt Fechtmeister in seinem Solde, die sich zum Zeitvertreibe vor ihm mit Dolchen herumstechen mußten.

Mit den Jahren aber veränderte sich die Gemüthsart des Kaysers. An die Stelle der ausge-

vielen Spiegel immer wiederholet und vervielfältiget wird, giebt einen Glanz von sich, der bey Tage blendet, und in der Nacht die Gegend erleuchtet.

ausgelassensten Verschwendungssucht trat der allerschmuzigste Geiz; an die Stelle der Liebe zum weiblichen Geschlechte, die allerschändlichste Unordnung; an die Stelle der Munterkeit und Gesprächigkeit, mürrisches Wesen und Stolz; an die Stelle der äußersten Strenge gegen die obrigkeitlichen Personen und Statthalter, welche die Pflichten ihrer Aemter nicht aufs genaueste erfüllten, die übertriebenste Nachsicht. Er ließ sie ungestraft sich von dem Blute der Völker mästen, um sie alsdann zu plündern, und die gesammelten Früchte ihrer Raubereyen sich allein zuzueignen; mit einem Worte, der Geiz war seine einzige Paßion geworden. Er ließ in dem Palaste zu Dehly zween weitläuftige unterirdische Gewölber bauen, die von großen marmornen Pfeilern getragen wurden, da er dann in dem einen Goldstücken, und in dem andern Silberstücken gesammelt hatte, die er in Barren und große Klumpen umschmelzen ließ, damit sie Niemand so leicht stehlen könnte. In diese Gewölber stieg der verächtliche Monarch Tag vor Tag hinab, und beraubte sich des Anblicks des Himmels, unter dem Vorwande, sich abzukühlen, in der That aber, um seine Augen an einem Anblicke zu weiden, der für einen Geizhals so angenehm ist.

Dieses letzte Laster machte ihn vollends verhaßt und verächtlich. In seinen vorigen Lastern hatte man weiter nichts gesehen, als einen Prinzen, der von seiner Hoheit und Macht berauscht, hoffärtig, wirklich verschwenderisch, wollüstig,

träge

träge und spöttisch war, der aber doch seine Laster wenigstens durch Billigkeit, Sanftmuth und den Anschein von einigen guten Eigenschaften so ziemlich wieder gut machte; aber von der Zeit an, da er keinen andern Gott weiter hatte, als das Gold, war ihm auch die Ehre des Reichs eben so gleichgültig geworden, als die Glückseligkeit seiner Unterthanen.

Die Gleichgültigkeit, oder vielmehr Niederträchtigkeit des Kaysers gieng so weit, daß man die Ehrerbietung gegen ihn ungestraft verletzen konnte. Seine Hofleute, die vor diesem so kriechend gewesen waren, gaben selbst das Exempel. Einer von ihnen unterstand sich mit einer Frechheit, die bey diesem sklavischen Volke den schmählichsten Tod verdiente, sich in seinem Beysenn niederzusetzen. Es verdroß den Kayser; aber er war Herr über seine Empfindlichkeit, und that weiter nichts, als daß er ihm seine Bedienungen und seinen Gehalt einzog. Den Tag darauf erschien dieser abgesetzte Herr nach seiner Gewohnheit wieder zur Audienz, setzte sich, mit einem höhnischen Auge auf den Kayser, nieder: „Nunmehr„, redete ihn der cynische Mogol an, „da ich nicht mehr in Deinem Solde stehe, wird „mir wohl erlaubt seyn, mich der Freyheit zu „bedienen, die mir die Unabhängigkeit giebt.„ An statt, diesen neuen hochmüthigen Einfall zu ahnden, lobte der Kayser denselben, als einen Beweis des Heldenmuthes, und beehrte den Mann aufs neue mit den größten Aemtern. Andre Hofleute machten sich seine Neigung zum

Spotten

Spotten zu Nutze, und zogen ihn wiederum unbarmherzig durch. Eines Tages, da er einen persischen Abgesandten fragte, ob sein Herr wohl größer wäre, als ein gewisser kleiner häßlicher Sklave, dessen Amt darinnen bestand, daß er die Fliegen um den Thron wegscheuchte: „Nein,„ versetzte der Abgesandte, „es fehlt gar viel dar„an; mein Herr ist um einen ganzen Kopf grös„ser, als du.„ In Indostan ist es bräuchlich, daß alle indianische Könige, welche Tribut bezahlen, mit ihren Rageputen wechselsweise die Wache bey dem kayserlichen Palaste thun. Einer von ihnen, Namens Amarsim, erschien zur Audienz, nachdem er schon verschiedne mal weggeblieben war; der andere Minister tadelte dieses Betragen, und machte ihm Vorwürfe über seine Nachläßigkeit. Statt aller Antwort zückt der Indianer seinen Dolch, und stößt ihn dem Minister in die Brust, so daß dieser todt zu des Kaysers Füßen niederfällt, und dieselben mit seinem Blute benetzt. Der tollkühne Raja wurde zwar augenblicklich mit tausend Stichen durchbohret; allein seine Rageputen liefen hernach wie Wüthende in der Stadt herum, und opferten ohne Barmherzigkeit der abgeschiednen Seele alles auf, was ihnen vor die Augen kam, Männer, Weiber und Kinder; ohne daß der ohnmächtige Schach-Jeham nur das Herz gehabt hätte, eine solche Grausamkeit zu ahnden; vielmehr ließ er sie ganz gleichgültig, und in völliger Freyheit nach Hause ziehen.

Ein andrer Raja weigerte sich, den gewöhnlichen Tribut zu bezahlen, bloß aus Geringschätzung gegen den Kayser. Der geizige Schach-Jeham, dem der Schimpf nicht so wehthat, als die Verminderung seiner Einkünfte, zog deswegen selbst zu Felde, um an dem stolzen Indianer eine merkwürdige Rache zu üben; allein die stolze Standhaftigkeit des Raja, der den Mogoln mit allen seinen Unterthanen entgegen gezogen kam, um ihnen den Eintritt in sein Gebiete streitig zu machen, jagte dem Schach-Jeham ein Schrecken ein. Er faßte den Entschluß, sich in eine Unterhandlung mit dem Rebellen einzulassen, dem er die herrlichsten Geschenke zusagte, um ihn zu bereden, daß er nur die Waffen niederlegen sollte; allein dieß war weiter nichts, als ein Netz, worinnen er ihn zu fangen gedachte. Denn kaum war der Indianer hinweg gezogen, so fielen die Mogoln über seinen Nachzug her. Er wehrte sich heldenmüthig, und brachte seine Armee durch eine geschickte Wendung glücklich davon. Und als er wieder in seinen Staaten angelangt war, die ihrer Lage wegen überall schwere Zugänge hatten; that er bald in dieses, bald in jenes Land einen Einfall, und verheerte alles, was ihm vorkam, mit Feuer und Schwerd. Schach-Jeham kam also nach Dehly zurück, voller Beschämung und Verzweiflung über den unglücklichen Ausgang seines Unternehmens.

Das Mißvergnügen war allgemein; überall seufzte man unter der Last der Tyranney und Unterdrük-

terdrückung; einige Provinzen wurden durch die Executionen der unbarmherzigen Minister Schach = Jehams völlig wüste. Das Reich würde gleich damals durch eine allgemeine Empörung zerrüttet worden seyn, wenn die Völker nur Anführer gehabt hätten. Endlich fanden sie aber dergleichen selbst in der kayserlichen Familie. Jedoch ehe wir noch die Revolution erzählen können, deren Urheber Schach = Jehams Kinder waren, wird es dienlich seyn, daß wir eine flüchtige Vorstellung von dem Zustande des Reiches unter der damaligen unglücklichen Regierung machen.

Die Herrschaft der tartarischen Mogoln in Indien hatte sich seit einem Jahrhunderte her ungemein ausgebreitet. Sie hatten es, troß der bürgerlichen Kriege, der Empörungen und des Despotismus, durch eine von der Gewalt der Waffen unterstützte List so weit gebracht, daß sich die größten und fruchtbarsten Provinzen, die zwischen Persien und dem Ganges liegen, unter ihr Joch beugten. Ihre Macht schien um desto fürchterlicher zu seyn, weil sie von zwölfmal hundert tausend Mann, die man sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten auf den Beinen hielt, und zugleich von unermeßlichen Schätzen unterstützet wurde; allein diese Grundsäulen der Größe, die auf den ersten Anblick unerschütterlich zu seyn scheinen, ließen sich gar leicht über den Haufen werfen. Armeen, die eine schlechte Mannszucht haben, die durch Lustbarkeiten und Vergnügungen weichlich geworden, die aus Nationen beste-

hen, welche verschiedne Religion, verschiednes Interesse, verschiedne Sitten haben, sind für ein Reich nur schwache Bollwerke; und die Schäze, die Früchte der Rauberey und Tyranney, erwekken vielmehr den Muth und die Begierde der Feinde, als daß sie dieselben abschrecken sollten: auf solche Art konnten die Armeen, die Schäze, die Pracht, worauf Tamerlans Kinder so stolz waren, bloß auf die schwachen Seelen der Indianer, die sich durch Glanz und Gepränge mehr, als irgend ein andres Volk in der ganzen Welt, blenden lassen, einigen Eindruck machen.

Mitten durch dieses hoffärtige Gepränge und nichtige Pralen mit Macht, erblickte man eine wirkliche Schwäche, und ruinirende Mißbräuche, welche die Folgen einer übelverstandenen Regiments-Verwaltung sind. Was soll man zum Exempel von der Einsicht und Staatsklugheit der Mogolschen Kayser denken, wenn sie ihren Söhnen in mächtigen und weit entlegnen Provinzen eine unumschränkte Macht anvertrauten, da sie dieselben vielmehr unter ihren Augen in der genauesten Dependenz hätten sollen leben lassen? Was für Uebel entstunden nicht aus diesem tollen Betragen! Kaum waren die jungen Sultans in ihren Statthalterschaften angelangt, so dachtensie weiter auf nichts, als wie sie sich einen Anhang machen wollten, um sich einen Weg zum Kayserthrone zu bahnen. Oftmals konnten sie es nicht einmal erwarten, bis der Himmel über das Leben eines allzuzärtlichen Vaters gebot, und der Thron erlediget wurde; so ließen sie schon ih-

ren

ren Ehrgeiz durch die geheimen Kunstgriffe, womit sie einer dem andern nach dem Leben trachteten, durch Attentate wider ihren König, indem sie die Krone nicht theuer genug erkaufen zu können glaubten, durch Brechung der geheiligten Rechte der Natur und der Blutsfreundschaft, und durch einen bürgerlichen Krieg ausbrechen, der das größte unter allen Verbrechen, so wie das größte Unglück, ist; daher dann Verwirrung, Rauberey, Unterdrückung und allerhand andre Schandthaten.

Aber das Betragen, welches die tartarischen Eroberer gegen die indianischen Könige beobachteten, war der Ehre und der Ruhe des Reiches nicht minder nachtheilich. Sie begnügten sich, die Prinzen, zu deren Staaten der Zugang etwas leichtes war, unter ihre Botmäßigkeit gebracht zu haben, und ließen diejenigen, deren Gebiete mit Bergen und Wäldern umgeben war, sich ganz ungestört in ihrer Heimath befestigen: und wenn sie ihnen einen geringen Tribut, mehr durch Schrecken und Drohungen, als durch Stärke und Sieg, auferleget hatten; so zogen sie gewaffnet nach den an der See gelegenen Provinzen, welche reicher, fruchtbarer, besser bevölkert, zugänglicher waren, und ihnen folglich Eroberungen, die sich noch leichter zu Stande bringen ließen, und eine noch größre Beute darboten; aber was entstand daraus? So bald die indianischen Könige, deren Staaten in dem Herzen von Indostan nicht völlig zu Boden getreten waren, sahen, daß die Waffen der Mo-

goln am äußersten Ende des Reiches beschäfftiget waren, weigerten sie sich, den Tribut zu bezahlen; und dann sah man sie, wie die Strassenräuber, aus ihren Wäldern hervorkommen, ganze Provinzen überschwemmen, die Felder mit Feuer und Schwerdt verheeren, die Caravanen wegnehmen, und dem Kayser wohl gar vor den Thoren seiner Hauptstadt Hohn sprechen. Die ganze Politik dieser unruhigen und gefährlichen Feinde bestand darinnen, daß sie das Feuer der bürgerlichen Kriege anfachten, die Ehrsucht der Mogolschen Prinzen rege machten, und die Zwietracht in der kayserlichen Familie unterhielten; jeder Anführer von Rebellen konnte immer sicher rechnen, daß er in ihren Staaten nicht nur eine Zuflucht, sondern auch mächtigen Beystand finden würde.

Die Verschiedenheit der Religion und der Sitten war dem Reiche eben so nachtheilich, als die despotische Regierungsform, die Tyranney und die schlechte Regiments-Verwaltung. Wenn die Religion auch nicht, wie in so viel andern Ländern, zum Vorwande der Empörungen und bürgerlichen Kriege diente; so trug sie doch wenigstens nichts Geringes bey, dieselben zu verlängern, und sie desto blutiger und gefährlicher zu machen. Die Häupter der Parteyen führten mancherley Arten des Gottesdienstes ein, die demjenigen, welchen der Koran vorschreibt, ganz entgegen gesetzt waren; ja manchmal nahmen sie selbst dergleichen fremde Religion an, um nur eine desto größre Anzahl Soldaten unter ihren

ren Fahnen zusammen zu bringen. Um nun den schädlichen Mißbräuchen dieses Unterschiedes im Gottesdienste in einem und eben demselben Reiche abzuhelfen, machte Akebar, der größte Staatsmann unter den Königen der Mogoln, einen Versuch, alle die Religionsarten, worein sich seine Unterthanen getheilt hatten, zu einer einzigen zu machen; allein er lernte aus der Erfahrung, daß es leichter ist, den Despotismus über die Güter und das Leben der Menschen einzuführen, als die Vorurtheile der ersten Kindheit zu besiegen, und über den Verstand der Menschen zu gebieten.

Der kläglichste unter allen Mißbräuchen, der den besten Theil der Indianer ins äußerste Elend stürzte, und die Kräfte des Reiches am meisten erschöpfte, ist die Härte, womit man dem Landmanne daselbst begegnete. Wir haben gesehen, daß alle Güter in Indostan dem Kayser als ein Eigenthum zugehören, daß er alle Früchte davon einsammelt, und dieß zwar gegen ein wenig Reiß, welches er dem Ackersmanne zu seinem und seiner Familie Unterhalte zugesteht. Die Bauern, die also auf keine Weise durch den Reiz einer Belohnung aufgemuntert werden, vernachläßigen den Boden, den sie zu bearbeiten haben, und ziehen daraus bey weitem nicht den Nutzen, den man erwarten könnte. Akebar, der gar wohl die Abnahme merkte, indem sie von Tage zu Tage merklicher wurde, suchte dem Uebel auf einmal abzuhelfen; allein das Arztneymittel war zum Unglücke schlimmer,

als die Krankheit. An statt daß er die Güter hätte theilen, und das Eigenthum davon denenjenigen einräumen sollen, die am besten im Stande waren, sie gegen einen geringen Erbzins nutzbar zu machen, wies er den Vicekönigen, den Statthaltern, den Omrhas und den Ministern statt des unmäßigen Soldes, den er aus seinem Schatze heben mußte, einen Theil von diesen Gütern an, um dieselben für ihre Rechnung bauen zu lassen; und für den Ueberschuß foderte er von ihnen eine Summe Geldes nach Proportion ihres Umfanges und Ertrags. Die Statthalter, die demnach die einzigen Pachter des Königs geworden waren, verpachteten ihre Güter wiederum einzeln an Unterpachter; und die Unterpachter, die gern bald ein ansehnliches Vermögen erworben hätten, begegneten dem Ackersmanne mit einer barbarischen Härte. Ihnen war es nicht genug, dem Bauer selbst das Nothdürftige zu nehmen; sondern sie drückten ihn ganz nieder, und machten ihn fast zum Knechte. Nunmehr geriethen die Bauern in Verzweiflung, und erregten einen Aufstand; oder sie flüchteten zu den indianischen Königen, die etwas weniger unmenschlich sind; oder sie verfügten sich auch bandenweise nach den großen Städten, um daselbst die unnützesten und verächtlichsten Handthierungen zu treiben. Daher rührt dann das beweinenswürdige Schauspiel der schönsten Gegenden in der Welt, daß sie itzt mit Dornen und Disteln bewachsen sind; daher rührt die Entvölkerung eines Reiches, welches vormals

mals das allervolkreichste auf dem Erdboden, und am besten angebauet war.

Im übrigen werden nicht allein die Bauern, die das Land bloß für den Fürsten oder dessen Pachter bauen, auf seine Kosten ernähret; sondern es arbeiten auch fast alle Handwerksleute in den Städten bloß für ihn, und werden aus seinem Schatze bezahlet. Die Beamten, die Officiers und Soldaten haben weiter niemals einiges Vermögen, als ihren Gehalt; und solchergestalt lebt alles, was in Indien Odem holt, bloß vom Kayser. Hieraus kann man die Dependenz der Unterthanen von ihrem Beherrscher beurtheilen. Und wie groß muß also die Tyranney, die Schwäche oder die Feigherzigkeit der Nachkommen Tamerlans seyn, wenn sie in einem Reiche, dessen Völker übrigens so folgsam, nüchtern, leutselig und sanftmüthig sind, die Empörungen nicht vom Grund aus, und bis auf den Namen auszurotten vermögend sind!

Dieses Reich war um die Zeit, von der wir hier reden, durch eine lange Reihe von bürgerlichen Kriegen erschüttert, geschwächt, und von den grausamen und niedriggesinnten Eroberern, die es anfielen, verheeret worden; es war voller Völker, die zur äußersten Verzweiflung gebracht waren, und die eines das andre verwünschten; mithin war es gar leicht zu erobern; es würde so gar unter den Angriffen einer mittelmäßigen kriegerischen Macht haben erliegen müssen. Von Seiten Persiens hatte es alles zu befürchten; allein Persien, das von einem König ohne Muth

und ohne Geist beherrschet wurde, schätzte sich selbst nur allzuglücklich, daß man von ihm das Königreich Kandahar nicht wieder zurückfoderte. Die Tartarn, die in dem Besitz des Ruhms waren, daß sie den Grund zu den vier mächtigsten Reichen in Asien, (China, der Türkey, Persien und Indostan,) gelegt hatten, würden fürchterliche Nachbarn gewesen seyn, wenn sie sich nicht selbst durch ihre Eroberungen zu sehr an Menschen erschöpfet gehabt hätten. Was die Indianer jenseits des Ganges betrifft, so waren sie ein feigherziges, weibisches, träges und zur Sklaverey gebornes Volk, welches niemals den mindesten Anschlag auf eine Eroberung machte. Dieses Reich konnte demnach, wie so viele andre, bloß wegen der Schwäche und Ohnmacht seiner Nachbarn bestehen.

Schach-Jeham hatte, nach Gewohnheit seiner Vorfahren, von allen seinen Söhnen nicht mehr, als viere, aufgezogen, die unter den Namen Dara, Sujah, Orangzeb und Moradbax bekannt sind. Um sie in den Stand zu setzen, ihren Rang mit einer gewissen Pracht zu behaupten, gab er dem ältesten einen Jahrsgehalt von zwanzig, und jedem von den drey übrigen, einen von zehn Millionen; mit der Zeit aber ward es der Kayser satt, alle Jahre solche große Summen aus seinem Schatze zu nehmen. Er befand also für dienlicher, einem jeden eine Statthalterschaft anzuweisen, wobey er ihnen weiter keinen Gehalt bewilligte, als was sie durch ihre Raubereyen von den Völkern würden erpressen können.

können. Ist es möglich, daß die Leidenschaften so sehr die Einsichten der Vernunft verdunkeln? Schach=Jeham hatte das Exempel eines Vaters vor Augen gehabt, der eine lange Zeit unterdrückt und unglücklich gewesen war, weil er bey seinen Lebzeiten schon Provinzen unter seine Kinder ausgetheilt hatte; und dennoch stürzt er sich bey seiner größern Erfahrung und bessern Einsicht in den nämlichen Abgrund. Ein schrecklicher Fehler, der dem Kayser seinen Untergang zuzog, und der den Anlaß zu der so berufenen Revolution gab, welche wir hier beschreiben wollen, wann wir vorher die Hauptpersonen, die auf der Scene erscheinen, und die dieselbe sehr blutig machen werden, mit unsern Lesern bekannt gemacht haben.

Dara, der älteste von Schach=Jehams Söhnen, besaß außer den Vorzügen der Gestalt und des Wuchses einen lebhaften, durchdringenden großen Verstand, den er sorgfältig durch das Studium der Philosophie, der Künste und der europäischen Sprachen ausgebildet hatte. Er war tapfer, freymüthig, edelgesinnt, großmüthig, freygebig; er athmete nichts, als Ehrliebe und Arbeit, und drückte sich anmuthiger und edler aus, als irgend ein Mogol; allein diesen großen Eigenschaften hielten auch eben so große Fehler die Waage. Er war ungestüm, auffahrisch, hartnäckig, bis zur Ausschweifung stolz auf seine Geburt, auf seine Gaben, und auf seinen Rang; niemals konnte er seinen Hang zur Spötterey im Zaume halten, oder nur die Verachtung

achtung verbergen, von der sein Herz gegen die Höflinge voll war, welche er als armselige Sklaven betrachtete, deren Unwissenheit, kriechendes und schmeichlerisches Wesen er ohne Unterlaß lächerlich machte. Wenn man ihn immer von Ingenieurs und Mißionarien, die aus Europa gekommen waren, umringet sah; so hätte man ihn für einen Prinzen halten sollen, der in unsern Gegenden geboren wäre. Seine Landsleute konnte er nicht ausstehen; er betrachtete sie als Menschen von einer viel niedrigern Gattung, dann die Europäer. In seinem Beyseyn durfte man niemals einen Mogol loben, wenn derselbe auch noch so vornehm war, ohne daß Dara augenblicklich gefragt hätte, ob der Mann wohl mehr Verdienste hätte, als sein Sklave Aberca, der ihn in den verächtlichsten Dingen bediente. Seine Minister konnten ihm keinen guten Rath geben, ohne von ihm ausgelacht zu werden; seine Absichten entdeckte er ihnen niemals, gab ihnen auch nicht das mindeste Merkmaal einiger Zuneigung oder eines Zutrauens. Die Moullahs und Mahomet selbst wurden von diesem unbedachtsamen Prinzen eben so wenig geschont; er wurde nicht fertig mit lustigen Einfällen und Spöttereyen über den Alkoran. Auf der andern Seite wurden auch die Diener der Religion und die Staatsbeamten, über die Spöttereyen, über den Hochmuth und das verachtungsvolle Bezeigen Dara's so aufgebracht, daß sie auf nichts so sehr bedacht waren, als wie sie ihn um die gute Meynung der Völker bringen

und stürzen wollten. Dara kam um, als ein Opfer der Treulosigkeit und Verrätherey, die er aber durch seinen Stolz und seine Unbedachtsamkeit selbst wider sich in den Harnisch gebracht hatte.

Der andre von des Kaysers Söhnen, der zuerst das Panier der Empörung aufsteckte, hieß Sujah *. Muthig, dreist, entbrannt von allen Flammen des Ehrgeizes, listig und voller Verstellung, wendete er ohne Unterschied Verwägenheit, Intriguen und Geld an, seine Absichten glücklich auszuführen. Niemals hat ein Mann seine Spionen besser bezahlet, und niemals ist jemand besser von ihnen bedienet worden, als Er. Er unterhielt geheime Verständnisse mit allem, was zur Empörung geneigt war, mit allen Mißvergnügten im Reiche, durch deren Hülfe er sich auf den Thron zu schwingen hoffte. Er suchte sogar einen Beystand am persischen Hofe, indem er die Meynungen der Perser über die muselmännische Religion, welches die Meynungen des Ali sind, annahm. Nicht etwan, als hätte dieser Prinz die Secte des Ali minder geringe geschätzt, als die Secte des Omar; sondern sein Interesse erfoderte, eine große Menge Perser unter seine Fahnen zu bringen, weil ihre Tapferkeit in Indien gefürchtet wird. Im Uebrigen war Sujah leutselig, besaß gute Kenntnisse und viel Geschicklichkeit; man konnte

* Der Pater Catrou nennt ihn Schach-Cuja.

konnte ihm kaum etwas vorwerfen, als einen gar zu großen Hang zu Ausschweifungen mit Frauenzimmern, und eine eben so hoch getriebne Neigung zu den Vergnügungen der Tafel.

Orangzeb, dessen Glück am Ende den Preis über das Schicksal seiner Brüder davon trug, verheelte unter dem ungezwungensten äusserlichen Betragen den ungemessensten Ehrgeiz. Er war geschäfftig, weit hinaussehend, unerforschlich geheim, geschmeidig, listig, scharfsinnig, voll überaus einschmeichelnder Beredtsamkeit, und bahnte sich durch die seltsamsten Umwege den Weg zu seinem Ziele. Seine Sitten waren strenge, und zuweilen gar wild; dabey war er so äußerst nüchtern und mäßig, daß er niemals den Geschmack des Weines gekostet hat. Den Luxus und die Lustbarkeiten verbannte er gänzlich von seinem Hofe; und öffentlich ließ er sich niemals anders sehen, als mit dem Koran unter dem Arme. Unaufhörlich hob er die Augen gen Himmel, und oftmals hörte man ihn über die Ausschweifungen und Verbrechen seufzen, die der Menschlichkeit Schande machen. Ein langer Wuchs, ein hagres und blasses Gesicht, eine gelbe Haut, tief im Kopfe liegende Augen, obwohl voller Feuer; ein immer gesetztes, immer in sich gekehrtes Wesen, eine strenge Lebensart; öffentliches und oftmaliges Beten; einfarbige, weiße Kleider, die niemals durch den Glanz von Edelgesteinen erhoben wurden, machten, daß er eher einem Fakir, als einem Prinzen ähnlich sah. Ja er trieb, um den Hof, den

Kayser,

Kayser, und seine Brüder desto sichrer zu hintergehen, seine Heucheley so weit, daß er sich sogar in die Zahl der muselmännischen Mönche einschreiben ließ. Zugleich ward er nicht müde, mit tiefen Seufzern zu wiederholen, wie sehr er sich nach dem Augenblicke sehnte, da er, frey von der Sklaverey der Hoheit und Würde, seine übrigen Tage der Buße an Mahomets Grabe würde widmen können.

Diese erbaulichen Reden, diese äußerliche Frömmigkeit und Herzensreinigung, dieser Anschein von Tugend mit einem Worte, waren nichts beßres, als verkleidete Laster. Mit dieser Heucheley betrog er das ganze Reich, nur den Prinzen Dara ausgenommen, der mitten unter dieser vorgeblichen Demuth die ganze Tiefe von Orangzebs Ehrgeiz entdeckte. Ja, er sagte sogar zu vielen malen, er fürchtete sich unter allen seinen Brüdern weiter vor keinem, als vor dem Fakir; und darinnen hatte er Recht. Orangzeb hatte vorher gesehen, daß er bey Schach=Jehams Ableben entweder umkommen, oder selbst zur Regierung gelangen müßte; und hieraus hatte er geschlossen, der sicherste Weg, zum Throne zu gelangen, oder doch wenigstens sein Leben und seine Freyheit in Sicherheit zu setzen, falls sich das Glück für einen seiner Nebenbuhler erklären sollte, wäre, wenn er die Mine annähme, als opferte er der Religion gern alle Gedanken an weltliche Hoheit auf. Im Uebrigen wußte sich der betrügerische Orangzeb für den Zwang, dem er sich im Publico unterwer-

terwerfen mußte, ingeheim zu erholen. Denn wie man sagt, so ließ er in der Gesellschaft schändlicher Fakirs, die seine Lieblinge und die Kameraden bey seinen Ausschweifungen geworden waren, seinem Hange zu den allerabscheulichsten Wollüsten freyen Lauf.

Der jüngste unter den vier Brüdern, **Moradbax**, war den Königen aus den Heldenzeiten ähnlich. Er war groß, stark, munter, ungestüm, voller Aufrichtigkeit und Heldenmuth, und kämpfte mit Löwen und wilden Schweinen. Jagd und Leibesübungen waren sein ganzes Vergnügen. Er rechnete einzig und allein auf die Stärke seines Arms, und auf das Glück der Schlachten. Die listige, fein ausgedachte, tiefsinnige Staatskunst, die in Indien so gut, als in Europa, die größte Kunst der Könige geworden ist, war ihm völlig unbekannt. Die Wege der Unterhandlung kamen ihm unerträglich vor; mit einem Worte, die Eigenschaften des Geistes kamen bey diesem Prinzen seinen körperlichen Vorzügen nicht bey. Er wurde das Opfer der Uebereilung, des Stolzes und der Unvorsichtigkeit, womit er seine Unternehmungen angriff. Unter allen Kindern Schach-Jehams war er der einzige, der der Religion seiner Väter aufrichtig anhieng. Er beobachtete die Vorschriften derselben aufs genaueste, nur die Enthaltung vom Wein ausgenommen, worinnen er sich Zeit seines Lebens nicht überwinden konnte.

Zwo von des Kaysers Töchtern hatten ebenfalls großen Theil an den wichtigsten Vorfällen

bey der Revolution. Die älteste, Namens Begom-Saeb *, besaß bey einer einnehmenden Schönheit, und bey gewissen Annehmlichkeiten, die noch reizender sind, als Schönheit, das Gefällige des feinsten und sinnreichsten Witzes, und die Reizungen der Munterkeit und nützlicher Kenntnisse. Kein Frauenzimmer in Indien hat mehr Talente in sich vereiniget, als sie; sie übertraf alle andern im Tanzen, in der Musik, und in der Geschicklichkeit, Komödie zu spielen; mit einem Worte, sie war die Zierde ihres Geschlechts. Der alte Kayser liebte auch Begom-Saeb mit der lebhaftesten Zärtlichkeit. Ihr zu Liebe verminderte er den Zwang des Klosterlebens im Serrail; unaufhörlich überhäufte er sie mit Liebkosungen und herrlichen Geschenken. Seine Gefälligkeit gegen diese Prinzeßinn gieng so weit, daß manche Leute dieselbe sogar aus einer strafbaren Ursache herzuleiten anfiengen; allein dergleichen falsche, und für die kayserliche Familie schimpfliche Gerüchte breitete der Neid der Hofleute bloß deswegen aus, weil Schach-Jeham seiner Tochter, sogar öffentlich, einen Liebhaber gestattete; einen Menschen, der von Profeßion ein Musikus war, und dessen Glück zu befördern, er sich ein Vergnügen machte. Eben darum

* Begom heißt so viel, als Prinzeßinn. Die Töchter der Mogolschen Kayser genießen im Serrail eine größere Freyheit, und werden unendlich besser erzogen, als die Söhne der türkischen Kayser.

darum konnte aber auch Begom-Saeb die Gewalt, die sie sich über das Herz des Kaysers erworben, keinesweges einer lasterhaften Gefälligkeit zu danken haben; sondern sie war dieselbe bloß ihrem Geist und ihren Talenten schuldig. Sie stand auch in eben dem großen Credit bey dem Prinzen Dara, mit dem sie die zärtlichste geschwisterliche Freundschaft unterhielt, und dem sie jederzeit mit allen ihren Kräften beystand; und dieß vielleicht nicht so sehr aus der besondern Sympathie, die man an diesen beyden Geschwistern bewunderte, als vielmehr wegen der feyerlichen Zusage, die ihr dieser Bruder gethan hatte, sie, so bald er zum Throne gelanget seyn würde, zu vermählen, so sehr es auch wider den Landesgebrauch wäre.

Roxanara-Begom kam ihrer Schwester an Schönheit, an Annehmlichkeiten, an Munterkeit, und an allen andern Naturgaben bey weitem nicht bey; aber die Natur hatte sie mit einem einschmeichelnden, verschmitzten, biegsamen, und im höchsten Grade ehrgeizigen Geiste versehen. Weil sie über die Gunst und das Ansehen, welche Begom-Saeb bey dem Kayser und bey Dara vor ihr voraus hatte, mißgünstig war; trat sie Orangzebs Interesse bey, dessen Charakter auch dem ihrigen ganz gleichförmig war, ausgenommen daß die Leidenschaften der Prinzeßinn nur lebhafter, unruhiger und gefährlicher zu seyn schienen, als die Affecten ihres Bruders. Aus dem Innersten des Serrails wußte sie einen verderblichen Briefwechsel mit

Orang-

Orangzeb zu unterhalten, dem sie auch alle Absichten und Unternehmungen bey Hofe entdeckte. Man sollte kaum glauben, wie viel Dienste diesem Bruder ihre Nachrichten geleistet, und wie sehr dieselben den Erfolg eines Krieges befördert haben, durch welchen Orangzeb endlich auf den Thron gelangte. Wie dankbar sich der Prinz nachher gegen eine Schwester bewiesen habe, dem zu Gefallen sie die Grausamkeit begieng, an ihrem Vater und an ihrem ältesten Bruder zur Verrätherinn zu werden, wird die Folge lehren.

Der alte Kayser konnte sich, als er seine Söhne vom Hofe entfernte, nicht entschließen, dem Prinzen Dara, der seine ganze Zärtlichkeit fast allein besaß, die nämliche Begegnung wiederfahren zu lassen. Zu der Zeit also, da Sujah nach Bengalen, Orangzeb nach Dekan, und Moradbax nach Guzurate giengen, um daselbst als Vicekönige und Statthalter die Regierung zu verwalten; blieb Dara bey Hofe, und wurde die Seele aller Berathschlagungen. Schach = Jeham übertrug ihm gar bald die ganze Last der Regierung. Man errichtete ihm auf dem Audienzsaal einen Thron, der fast eben so hoch war, als der Thron des Kaysers; und er ist unter allen Mogolschen Prinzen der einzige, der das Privilegium gehabt hat, im Beyseyn des regierenden Herrn sitzen zu dürfen. Ueberall ward er von einer zahlreichen Leibwache begleitet. Kurz, dieser Prinz war, die Einkünfte des Staats ausgenommen, welche sich der

geizige Schach-Jeham allein vorbehielt, im Besitze des völligen Glanzes, der völligen Gewalt und aller Vorrechte der Souverainetät.

Ein solches erhabnes Glück mußte freylich den Hochmuth des schon allzustolzen Sultans vermehren. Er überließ sich gänzlich dem natürlichen Ungestüm seiner Gemüthsart, und setzte den Spöttereyen und der Verachtung, womit er den Hofleuten begegnete, gar keine Gränzen mehr; Niemand wurde seines Vertrauens gewürdigt, als einzig und allein die Mißionarien. Das Volk, das ein solches Betragen mit ansah, zweifelte keinen Augenblick, daß mit dem Prinzen Dara die Künste und die Religion der Europäer den Thron von Indien besteigen würden; und seine Feinde suchten aus allen Kräften solche Nachrichten auszubreiten, die etwas beyzutragen vermöchten, ihn bey den Muselmännern in Mißcredit zu bringen. Allein aus Neigung zum Christenthum geschah es gar nicht, daß Schach-Jehams ältester Sohn denen, die dasselbe predigten, so viel Ehre und Achtung wiederfahren ließ. Er verschwendete seine Liebkosungen an sie bloß in der Absicht, um sie in sein Interesse zu ziehen, und durch ihre Vermittelung europäische Soldaten, insonderheit Canoniers, unter seine Fahnen zu bringen, welche in Indien das unfehlbarste Werkzeug der Siege sind.

In der That verrieth seine ganze Aufführung einen Prinzen, der das Joch aller Religion abgeschüttelt hatte. Er erkannte nur Einen Gott,

und

und verrichtete fast keine einzige gottesdienstliche Handlung eines Mahometaners; was er hierinnen ja noch that, geschah bloß aus Staatsabsichten, und um dem Kayser nicht mißfällig zu werden; aber zugleich war dieser deistische Prinz äußerst abergläubig. Er hielt aufs sorgfältigste über glückliche und unglückliche Tage, und bezeigte zu der Sterndeuterey eben die dumme Neigung, welche die meisten morgenländischen Prinzen dazu haben *. Einer von diesen in Indien so sehr geschätzten und geehrten Marktschreyern sagte dem Prinzen Dara vorher, daß er zur Regierung kommen würde, und setzte dabey seinen Kopf zum Pfande; und die Schwachheit dieses Prinzen gieng in der That so weit, daß er auf diese Prophezeyung nicht im mindesten weniger rechnete, als auf seine Geburtsrechte, auf die Zuneigung seines Vaters, und auf seinen eignen Heldenmuth. Uebrigens lachte der Sterndeuter selbst über Dara's Einfalt: denn

* Bey einem Prinzen, wie Dara war, darf man sich über eine solche seltsame Schwachheit gar nicht wundern, da die Astrologie gerade um dieselbige Zeit auch in Europa ihre Anhänger unter Königen und Gelehrten hatte. Wie bekannt, hat einer von den berühmtesten Astronomen gleich anfänglich die Stärke seines Genies an diese betrügerische Kunst verschwendet. Er selbst lernte endlich seinen Irrthum erkennen, und mit ihm, und durch ihn, lernte nachher ganz Europa das Falsche dieser Kunst einsehen.

da man ihn fragte, wie er doch das Herz hätte haben können, wegen einer so gar ungewissen Sache sein Leben zum Pfande zu setzen; so antwortete der Betrüger: „Eins von beyden; ent„weder Dara wird zum Throne gelangen, und „so ist mein Glück gemacht; oder er wird über„wunden, und dann ist es unfehlbar um sein „Leben geschehen; was habe ich folglich von sei„ner Rache zu fürchten?„

Ob sich indessen gleich bey Dara's Regiments-Verwaltung diese oder jene Unbesonnenheit fand; so kann man doch wenigstens nicht läugnen, daß er dabey viel Hoheit der Seele, viel Fleiß, viel Liebe zur Gerechtigkeit, und viel Entschlossenheit habe blicken lassen; sein durchdringender Verstand, seine Einsicht, seine Geschäfftigkeit, seine Kenntnisse von allen vorkommenden Dingen, seine ungemeine Vorsicht, sich weder hintergehen, noch von einem Nebenbuhler den Vorsprung abgewinnen zu lassen, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt, Aemter und Würden nur Männern anzuvertrauen, die bereits den Ruf des Heldenmuthes, großer Einsichten, oder dem Vaterlande schon vorher geleisteter Dienste vor sich hatten; die ehrfurchtsvolle Ergebenheit, die er seinem Vater und König unabläßig bewies; diese Talente und Tugenden, wodurch er sich alle Herzen hätte zu eigen machen sollen, jagten den Omrhas ein Schrecken ein; indem sie leicht voraussahen, daß sie unter der Regierung eines Prinzen von diesem Charakter nimmermehr einer solchen großen Gewalt genies-

sen

sen würden, wie unter Schach-Jehams Regierung; folglich war auch bey ihnen keine andre Gesinnung gegen Dara zu hoffen, als Haß und Furcht. Dara hingegen wurde seiner Seits allerdings ihren Widerwillen gegen seine Person gewahr; und es sey nun, daß er seine Empfindlichkeit damit zu befriedigen gedachte, oder es sey auch, daß seine einzige Absicht bloß gewesen, der Majestät des Thrones endlich wieder zu der ihr gebührenden Ehrfurcht zu verhelfen, nachdem sich die Großen des Reiches, aus Verachtung gegen die Schwachheiten Schach-Jeham's, nur allzuweit davon verirret hatten; so machte er ihnen ihr Joch nur desto schwerer, und beherrschte sie mit einem eisernen Scepter. Wegen einer ziemlich geringfügigen Veranlassung gab er Befehl, den Mahobet-Cham, der unter der vorigen Regierung eine so große Rolle gespielt hatte, in Verhaft zu nehmen; jedoch setzte Schach-Jeham dießmal der Hitze seines Sohnes Gränzen, und untersagte ihm, die Ruhe eines alten Mannes zu stören, dem er selbst die Krone zu danken hätte. Der Etmadoulet und ein Staatssecretair hingegen, die bey Schach-Jeham nicht solche mächtige Empfehlungen hatten, kamen ums Leben; jener wurde mit Gift hingerichtet, und dieser in seinem Bette erdrosselt. Dergleichen grausame und despotische Execution, die man auf Dara's Rechnung schreiben mußte, machten ihn vollends bey allen Omrhas verhaßt und abscheulich, weil sie für sich selbst kein beßres Schicksal erwarten durften.

Eben so wenig schonte dieser Prinz die Könige, welche Vasallen des Reiches waren. Einen darunter, Namens Jasing, der wegen seiner Macht und Tapferkeit in großem Rufe stand, nannte er einen Musikanten; dieses ist in Indien ein Schimpfname, indem man sich desselben bloß bedient, einen feigherzigen Menschen von schlechten Sitten zu bezeichnen. Der beleidigte König verbiß seine Empfindlichkeit, bis sich eine Gelegenheit darbieten würde, dieselbe ausbrechen zu lassen. Der Emir Jemla, einer von den größten Generalen im Reiche, ließ eine Armee zusammen stoßen, um Visapour zu erobern; und Dara nahm ihm seine europäischen Canoniers weg, auf die er wegen des Erfolges seines Feldzugs am meisten gerechnet hatte. Voller Verzweiflung rufte der Emir aus: „Ich werde mich „zu rächen wissen.„ Die Drohung kam aus, und Jemla sah sich genöthigt, eine Freystatt in dem Königreiche Golconda zu suchen, um vor Dara's Rachgier in Sicherheit zu seyn.

Während der Zeit, da dieser Prinz durch seinen Stolz, so wie durch seine despotische Regierung die Früchte der Vorzüge, welche ihm das Recht der Erstgeburt, sein Genie, sein Muth, seine Kenntnisse, und die Zärtlichkeit seines Vaters vor seinen Brüdern im voraus zu versichern schienen, selbst zernichtete, setzten sich die jüngern Brüder, die ihren Sitz in ihren Statthalterschaften hatten, durch Anwerbung von Menschen und Gelde erst recht fest. Sie waren bey den Völkern angenehm, weil ihre Regiments-

giments-Verwaltung sanft und gelind war. Mit unglaublicher Freude vernahmen sie, wie sehr Dara von den Großen gehaßt würde. Orangzeb, dessen Charakter zu beschreiben, hier am meisten interessant ist, weil er sich durch die wichtigsten Thaten und Unternehmungen signalisirte, und sich endlich gar auf den Thron zu schwingen wußte, fieng schon damals an, die größten Hoffnungen zu schöpfen. Er sah leicht ein, wenn er vollends alle Muselmänner in sein Interesse ziehen wollte, daß das allerdienlichste für ihn seyn würde, ein Betragen zu beobachten, welches dem Betragen des Prinzen Dara ganz entgegen gesetzt wäre. So stolz und hitzig demnach der älteste sich in seinen Worten so wohl, als Handlungen bewies, so sanft, so menschenfreundlich und gelind bezeigte sich dagegen Orangzeb. So viel Verachtung und Widerwillen Dara gegen die Religion seiner Vorfahren blicken ließ; so sehr war Orangzeb bedacht, die Pflichten derselben bis zur Scrupulosität zu erfüllen. Er baute Moscheen, mischte sich unter die Fakirs, und überhäufte mit einem Worte eben die Christen, gegen welche Dara so gar viel Achtung und Freundschaft bewies, mit Lästerungen und Schmähungen. Er nannte sie niemals anders, als elende Franguis; ein verächtlicher Schimpfname, dessen sich der Pöbel in Indien bedient, die Europäer zu bezeichnen; und durch diesen eitlen Schein von Religion, Bescheidenheit, Redlichkeit, und Eifer für die Ehre der Nation, brachte es der arglistige

Orangzeb dahin, daß er überall angebetet wurde.

Indessen war die Vicekönigstelle, die ihm zum Loose geworden war, nicht so weitläuftig, nicht so reich, nicht so mächtig, wie die Statthaltereyen seiner Brüder. Er konnte nicht anders, als mit Seufzen, daran denken, daß sie vor ihm den Vortheil voraus hatten, zahlreichere Truppen und größre Schätze zusammen zu bringen, mit deren Hülfe man fast jedesmal, und in allen Ländern der Welt versichert seyn kann, seinen Nebenbuhlern den Vorrang abzugewinnen. Daher war seine erste Sorge, diesen Nachtheil durch große Sparsamkeit und gute Wirthschaft wieder gut zu machen. Er entfernte mithin alles, was nach Luxus und Pracht schmeckte, aufs sorgfältigste von seinem Hofe; und durch seinen geschäfftigen Fleiß erwarb er sich binnen kurzer Zeit beträchtlichere Schätze, als seine Brüder hatten. Eines Tages gerieth er auf den Einfall, alle Fakirs in Dekan auf einem weitläuftigen Felde zusammen kommen zu lassen, um, wie er sagte, das Vergnügen zu haben, Reiß und Salz mit ihnen zu essen, und ihnen ein reichliches Allmosen zu geben. Nach einer häuslichen Mahlzeit, die der fromme Vicekönig mit ihnen aß, ließ er eine ungemein große Anzahl neue Kleider bringen, um sein Allmosen vollständig zu machen. Die meisten weigerten sich, ihre Lumpen abzulegen, unter dem Vorwande, sie hätten das Gelübde der Armuth gethan; aber Orangzeb bestand darauf, daß sie alle, ohne

Ausnah-

Ausnahme, an seinen Wohlthaten Theil nehmen sollten. Der listige Mogol wußte wohl, daß diese muselmännischen Mönche in ihren Kleidern Goldstücke, die Frucht ihrer geheimen Verständnisse und ihrer Betteley, zu verbergen pflegten. Man zog also die Fakirs mit Gewalt aus, und zog ihnen neue Kleider an. Alsdann machte man aus ihren Lumpen einen großen Haufen, den man in Brand steckte; und in der Asche davon fand sich eine erstaunliche Menge Goldstaub, welchen Orangzeb in Stangen schmelzen ließ.

Aber das Glück, welches er kurz darauf in dem Königrriche Golconda hatte, verschaffte ihm schon beträchtlichere Vortheile; und diese hatte er dem Emir Jemla zu verdanken. Dieser Mann, der bey der Revolution in Indostan eine der vornehmsten Rollen spielte, verdient, daß wir ihn mit unsern Lesern etwas genauer bekannt machen. Er war in Persien, und zwar im allerniedrigsten Stande geboren; kaum hatte er die Kinderschuhe ausgezogen, so reiste er in dem Gefolge eines Kaufmanns, der ihm die Sorge für seine Camele aufgetragen hatte, nach Indien; allein in diesem Stande ward Jemla'n die Zeit lang, und sein Muth riß ihn hin, seinen Herrn zu verlassen, und sich unter die Mogolsche Miliz zu begeben, wo er sich, durch seine Heldenthaten, gar bald vom gemeinen Soldaten bis zu den vornehmsten Bedienungen aufschwung. Er war Omrha und General einer Armee geworden, als er sich durch die üblen Begegnun-

gegnungen des Prinzen Dara gezwungen sah, eine Freystatt in dem Königreiche Golconda zu suchen. Der König, dem seine Verdienste und Gaben schon bekannt waren, nahm ihn mit grossen Merkmaalen der Hochachtung auf, und vertraute ihm das Directorium über die Commercien in seinen Staaten an. Jemla, der bey der schönsten Figur einen einschmeichelnden, feinen, biegsamen, listigen Geist besaß, wurde der Liebling des Königs. Die geschickteste Behutsamkeit, die fleißigsten Aufwartungen, die feinste Schmeicheley, und die Kunst, den Monarchen und seine Frauenzimmer unabläßig mit allerhand zu beschenken, was nur das seltenste und prächtigste unter den Producten aus Europa, China und Indien war, dienten ihm zu Mitteln, sich bey Hofe in der größten Gunst zu behaupten. Um sein Glück aufs höchste zu treiben, wußte er sich bey der Sultaninn, Mutter des Königs, beliebt zu machen; einer Frau, die sich bey ziemlich reifen Jahren noch fast in dem völligen Glanze ihrer jugendlichen Reizungen befand, und die der lebhaftesten Liebe noch immer Feuer und Nahrung genug geben konnte. Was für Titel für einen Ehrgeizigen, der Liebhaber einer Königinn, und der Liebling des Königs zu seyn! Sie waren ihm Bürge für den höchsten Rang am Hofe und im Ministerio; er machte sich auch den guten Credit, worinnen er stand, so zu Nutze, daß er unermeßliche Schätze zusammen brachte. Unterdessen kam sein Verständniß mit der Sultaninn aus.

Der

Der König erfuhr mit der äußersten Bestürzung die Schande, und die beynah öffentlichen Vergehungen seiner Mutter; aber an statt diesen unwürdigen Liebling, der die Frechheit und Verwägenheit so weit getrieben, daß er sogar das königliche Haus beschimpfet hatte, hinrichten, an statt einer Mutter, die ihre Ehre und ihre geheiligten Pflichten so sehr vergessen hatte, das ganze Gewicht seines Unwillens empfinden zu lassen, begnügte er sich, die beyden Verliebten zu trennen, indem er den Jemla vom Hofe entfernte, und ihm das Statthalteramt in Carnate, einer der beträchtlichsten Provinzen des Königreichs, worinnen sich eine reiche Diamant-Grube befindet, anvertraute. Der in Ungnade gefallene Liebling machte sich die Unbedachtsamkeit des treuherzigen Königs zu Nutze, um ihn selbst zu stürzen. Gleich anfänglich bemeisterte er sich aller Producten der erwähnten Grube. Die schönsten Diamanten behielt er für sich, und dem Könige schickte er bloß den Ausschuß. Ein gewisser Mascarenhas, Vicekönig der Portugiesen in Indien, schämte sich nicht, den Mäkler des Statthalters von Carnate abzugeben, um nur reich zu werden; er war es, der die Diamanten, welche sich Jemla zugeeignet hatte, verkaufte, und der sich den Werth dafür sehr theuer bezahlen ließ, oder der ihm dagegen, zum Tausche, portugiesische Soldaten zuschickte, von welchen Jemla ein beträchtliches Corps aufrichtete. Mit diesen verband er tapfre Rageputen, die er sich mit Golde erkaufte; und so sah er sich

binnen

binnen kurzem an der Spitze einer mächtigen Armee. Stolz auf alle diese Vorzüge, setzte nunmehr der Persianer seinen Straßenräubereyen gar keine Gränzen mehr. Er zog durch die ganze Provinz umher, nahm die Schätze, und die Bildsäulen in den Tempeln weg, und zwang, durch das Schrecken der schmählichsten Todesstrafen, die unglückseligen Carnatier, alles Gold, alles Silber, alle kostbaren Effecten, die sie nur hatten, ihm zu Füßen zu legen.

Das Geschrey der Unterdrückten kam vor den Hof. Der König, der über diese Excesse seines alten Favoriten mit Recht aufgebracht wurde, faßte den Entschluß, ihn zurück zu berufen, um ihn seiner Schätze und des Lebens zu berauben; allein dieser Entschluß konnte nicht so heimlich ausgeführt werden, daß die Sultaninn-Mutter hinter das Geheimniß nicht hätte kommen sollen. Sie erschrickt über das Schicksal, das man ihrem Liebhaber zubereitet; sie schreibt ihm in aller Eile, er werde bloß in der Absicht nach Hofe entboten, um der Empfindlichkeit der Carnatier aufgeopfert zu werden; und kurz, er habe kein andres Mittel, sein Leben und sein Vermögen in Sicherheit zu setzen, als wenn er einen schwachen König vom Throne stieße, der ihn bald als seinen Liebling, bald als einen Feind behandelte; sie, ihres Theils, würde mit dem größten Vergnügen die Krone von Golconda auf das Haupt des größten Mannes in Indien setzen sehen, und würde aus allen ihren Kräften, und sogar mit ihrem Blute zu der Ausführung eines

solchen

solchen großen Vorhabens beförderlich seyn. Diesen entsetzlichen Anschlägen fügte sie eine umständliche Nachricht bey, worinnen sie dem Emir die Mittel angab, sich des glücklichen Ausgangs dieser Verrätherey zu versichern. Jemla erstaunte, und bedachte sich eine geraume Zeit, ob er sich in ein so gefährliches Unternehmen einlassen sollte. Er hatte eine Armee unter seinen Befehlen, die wegen ihrer Tapferkeit noch furchtbarer war, als wegen ihrer Anzahl; sein Sohn commandirte die vornehmsten Truppen von Golconda; und die Sultaninn - Mutter hielt seine Partey. Dem Ansehen nach war nichts leichter, als einen verrathenen König vom Throne zu stoßen. Wenn aber Jemla wiederum bedachte, daß er ein Ausländer, verhaßt, verabscheuet und beneidet wäre; so glaubte er mit Recht, er dürfe sich nicht durch den Glanz eines Ranges blenden lassen, wobey sein Leben täglich von Verschwornen angetastet werden könnte; und um also dem Abgrunde zu entfliehen, den er sich selbst durch seine Frechheit und Tyranney gegraben hatte, sah er wohl ein, wie nothwendig es wäre, einen mächtigern Mann, als er selbst war, in sein Interesse zu ziehen. Er wendet sich demnach an Orangzeb, mit dem er seit einiger Zeit gewisse geheime Verständnisse unterhalten hatte; und nachdem er ihm das Geheimniß der Verschwörung entwickelt hat, setzt er hinzu: „Die ganze Macht von Golconda befindet sich „in meinen Händen; mein Sohn commandirt „die Hauptarmee. Ich besitze Schätze, habe

„eine

„eine zahlreiche Artillerie, und ein Corps Trup-
„pen, das aus Portugiesen und lauter auserlese-
„nen Soldaten besteht; das Ministerium, das
„Serail, die Königinn Mutter, halten meine
„Partey. Eile demnach, zu erscheinen; so liefre
„ich Dir den König, den Staat, und alle Schäz-
„ze von Golconda in die Hände.„ Orangzeb
konnte, da er diesen Brief las, seine Freude gar
nicht mäßigen. Er sah vorher, daß ihm die
Eroberung des reichsten Königreiches in Indien
den Weg zu Schach-Jehams Throne bahn-
te, und daß er, ungerechnet die Ehre, die er sich
damit erwerben könnte, zu dem Besitze uner-
meßlicher Reichthümer gelangen würde, womit
er die für baares Geld feilen Armeen des Reichs
wohl erkaufen könnte. Unterdessen konnte er
sich doch nicht enthalten, wegen der Mit-
tel, zur Ausführung dieses Vorhabens zu gelan-
gen, unruhig und sorgenvoll zu seyn. Einen
Krieg von solcher Wichtigkeit ohne Einwilligung,
und sogar ohne Wissen des Hofes zu unterneh-
men, hieß dieß nicht, vor den Augen von ganz
Asien den Ehrgeiz offenbaren, von dem sein In-
nerstes verzehret würde, und den zu verbergen,
sein eignes Bestes erfoderte? Würde es Dara
wohl zugeben, wenn er seine Macht und seine
Schätze durch die Eroberung eines so schönen Kö-
nigreichs vermehren wollte? So bald er sich
aber besann, daß der König von Golconda ein
Muselmann von der Secte des Ali, und folglich
in den Augen der Mogoln, welche die Meynun-
gen des Omar angenommen haben, ein Kätzer
war;

war; so faßte er den Entschluß, seinen Ehrgeiz unter der Hülle des Eifers für die Reinigkeit des Gottesdienstes nach der Lehre des Koran zu verbergen; indem er nicht zweifelte, daß ihn diese Unternehmung bey den Völkern in Indostan nur desto beliebter und ehrwürdiger machen würde. Und um den Dara, (von dessen Seite er Befehle zu empfangen befürchtete, die ihm mitten in seiner Eroberung Einhalt thun könnten,) nicht zu frühzeitig zu erschrecken, beschloß er zugleich, die Revolution in Person zu unternehmen, ohne weitere Truppen dabey zu gebrauchen, als die Truppen der Verschwornen.

Nachdem der kühne Sultan alles mit Jemla verabredet hat, bricht er auf einmal in Begleitung seiner tapfersten Officiers, aus Oremgabad auf, und nimmt seinen Weg, unter dem Namen eines Abgesandten von Orangzeb, nach der Hauptstadt von Golconda. Der unglückliche Golcondier war mit Spionen so schlecht versehen, daß er nicht einmal eine Arglist vermuthete, als man ihm die Nachricht brachte, der vermeynte Abgesandte käme mit einer zahlreichen Bedekkung angezogen. Er ließ ihn überall mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen. Orangzeb besprach sich auf dem Wege mit den Verschwornen, und redete mit ihnen ab, daß bey der ersten Audienz, die ihm der König geben würde, in dem Augenblicke, wenn er zum Throne gienge, ihm das Schreiben zu überreichen, die Verschwornen über den Monarchen herfallen, ihn in Verhaft nehmen, und, wenn er den mindesten

Widerstand thäte, mit ihren Dolchen niederstoßen sollten.

Der Anschlag, einen mächtigen König mitten unter seiner Hofstatt und in dem völligen Glanze seiner Hoheit gefangen zu nehmen, ist wohl einer der kühnsten, die man jemals gefaßt haben mag. Alles war nach den Wünschen Orangzebs und der Verschwornen von Statten gegangen. Der vorgebliche Abgesandte war in der Hauptstadt angelangt; und an dem zur Audienz beniemten Tage, verfügte er sich nach dem Palaste. Die Verschwornen umringten den Thron, und warteten mit Ungeduld auf das Signal, um über den König herzufallen, als gerade in dem Augenblicke, da die Verrätherey ausgeführt werden soll, ein in die Verschwörung mit verwickelter Hofmann über die Gefahr seines Fürsten gerührt wird und erschrickt, so daß er auf einmal seine Stimme erhebt und ausruft: „O! „unglücklicher König, siehest du nicht den Orang„zeb selbst, der auf dich zutritt, dir das Leben zu „nehmen? Eile, und flieh, wenn du noch Zeit „hast.„ Bey diesen Worten springt der Monarch voller Schrecken vom Throne, und flieht durch eine Hinterthüre, ohne daß sich Orangzeb und die Verschwornen, die über einen Zufall, dessen sie sich gar nicht versehen hatten, aus aller Fassung gerathen waren, nur in Positur gesetzt hätten, seiner Flucht sich zu widersetzen. Er springt sogleich auf ein Pferd, und begiebt sich nach der Festung, die eine französische Meile von Golconda liegt, ohne alle Begleitung, außer dem

einzi-

einzigen Hofmann, dessen Reue ihm, einen Augenblick vorher, Freyheit und Leben gerettet hatte.

Hier nun erfuhr er alle Umstände der Verschwörung. Es ist nicht zu beschreiben, wie groß seine Bekümmerniß war, da er erfuhr, daß seine Mutter und sein alter Liebling, die Urheber einer so schwarzen Verrätherey waren, und daß sich Orangzeb bloß auf ihr Zureden und mit ihrem Beystand in das Königreich Golconda begeben hätte, um ihm Krone und Leben zu nehmen; allein der unglückliche Prinz, der durch eine Art von Wunderwerke den Händen der Verschwornen dießmal noch entkommen war, sah doch noch immer den nämlichen Abgrund unter seinen Füssen eröffnet.

In der That war es Orangzebs erste Sorge gewesen, so bald er dem Könige von Golconda seine Schätze und Edelgesteine abgenommen hatte, an Jemla und an dessen Sohn zu schreiben, daß sie mit ihren Truppen zu ihm stoßen sollten. Die beyden Verräther eilen herbey, und belagern das Schloß, setzen auch die Belagerung mit der größten Hitze fort, aus Besorgniß, daß ihnen durch einige Verordnungen von dem Hofe zu Dehly zu zeitig Einhalt gethan werden möchte. Der König von Golconda wehrte sich mit heroischem Muthe: nachdem aber Orangzeb die Canäle, die das Wasser nach der Festung führten, hatte ableiten lassen; so befand er sich in dem beweinenswürdigsten Elende. Es blieb ihm weiter

ter kein Entschluß zu fassen übrig, als einen Feind, dem er niemals etwas zuLeide gethan hatte, um Gnade zu bitten: und er hatte bereits ein paar Officieren Befehl gegeben, sich nach Orangzebs Zelte zu verfügen, um ihn zum Mitleiden zu bewegen, als sich die Bothschafter des Mogolschen Prinzen bey ihm melden ließen, der ihm durch sie Frieden anbot, unter der Bedingung, daß er den Orangzeb wegen der Kriegskosten, die man zu einer unglaublichen Summe ansetzte, schadlos stellte; daß er dem ältesten Sohne des Sultans seine Tochter zur Ehe gäbe; daß nach seinem Tode der junge Prinz in den Besitz des Königreichs gesetzt, und einstweilen die Einkünfte einer beträchtlichen Provinz genießen sollte; zugleich sollte sich der König gefallen lassen, einen starken jährlichen Tribut an den Kaiser zu entrichten; das Bildniß des Kaisers sollte auf alle golcondische Münzen geprägt werden; endlich sollte auch Jemla in völliger Freyheit, mit seiner ganzen Familie und allen seinen Schätzen, ungestört aus seinen Staaten ziehen dürfen. Diese Bedingungen ließen dem überwundenen Könige fast weiter nichts übrig, als den Königstitel, und die äußerlichen Zeichen der Souverainetät; aber der Golcondier mußte sich noch glücklich schätzen, daß er sein Leben und seine Freyheit um diesen Preiß in Sicherheit bringen konnte.

Unterdessen war Orangzeb nicht anders, als auf die wiederholten Befehle und Drohungen Schach-Jehams, die ihm vom Dara eingegeben worden, auf einmal so nachgebend geworden.

den. Dara hatte nämlich mit Schrecken gesehen, wie sehr die Eroberung von Golconda die Kräfte, die Macht, und den Ruhm seines Nebenbulers vergrößern würde. Er hatte dem Kaiser die Augen über den Ehrgeiz, die geheimen Absichten, und die Frechheit seines Bruders geöffnet. Ja man sagt, da Orangzeb die Briefe und Drohungen Schach-Jehams gelesen hätte, wäre seine erste Regung keine andre gewesen, als den Weg nach Agra zu nehmen, um seinen Vater zu dethronisiren, und seinen Bruder Dara nöthigenfalls in dessen Armen mit einem Dolche zu durchbohren; da er aber nachher überleget, daß seine Parthey im Reiche eben noch nicht die stärkste wäre, hätte er den bürgerlichen Krieg auf eine bequemere Zeit hinausgeschoben; dem sey indessen, wie ihm wolle, genug, er erndtete von seinem Feldzuge die beträchtlichsten Vortheile ein.

Der größte von diesen Vortheilen war unstreitig der, daß er einen solchen Mann, wie der Emir Jemla war, in sein Interesse gezogen, indem er ihn mit Liebkosungen überhäufet, und ihn mit den süßen Namen eines Freundes, eines Beschützers und eines Vaters beehret hatte. Der Persianer, der von Orangzebs Liebkosungen ganz berauscht war, schwur ihm über den Alkoran, daß er ihn niemals verlassen wolle, bis er ihn auf den Thron gesetzt hätte; und Orangzeb versprach ihm dagegen seiner Seits unermeßliche Ehre und Güter. Es war eine Art von Tractat zwischen diesen beyden in gleichem

Grade tapfern, listigen und fürchterlichen Männern, dessen geheimer Innhalt aber erst lange nachher auskam. Unterdessen ließ Orangzeb bey Hofe, durch den Canal der Roxanara-Begom und seiner Freunde, den Feldzug nach Golconda ausposaunen; die Ehre davon würde auf Jemla's Rechnung geschrieben; und Oranzeb that ganz dreist den Vorschlag, daß man diesem Persianer zur Belohnung für den wichtigen Dienst, den er dem Reiche geleistet hätte, das Commando über die Armee, die zur Eroberung von Visapour bestimmt war, anvertrauen sollte. Dara, der dem Perser nicht traute, indem er ihn eben so sehr haßte, als den Orangzeb, widersetzte sich dieser Wahl aus allen Kräften. Er stellte dem Kaiser und seinen Räthen vor, man hätte die größte Ursache, sich zu hüten, einen so treulosen und gefährlichen Mann zu gebrauchen; allein die Gegenparthey behielt die Oberhand, und alles, was Dara auszurichten vermochte, war, daß Jemla seine Weiber und Kinder, als Unterpfänder seiner Treue, nach Hofe schicken sollte. Scheint es nicht, als hätte dem Dara alle das Böse, das ihm der Persianer dereinst anthun sollte, geahndet? Orangzeb hingegen konnte sich, bey aller seiner Verstellung, nicht enthalten, die Freude ausbrechen zu lassen, die es ihm machte, daß er an die Spitze einer großen Armee, die in seiner Nachbarschaft agiren sollte, einen Mann zu bringen gewußt hatte, der seinem Interesse so gänzlich ergeben war, und der ihm, auf den ersten Wink, alle seine Truppen über-

überlassen würde. Im übrigen aber bewies sich Jemla durch die Eroberungen, die er in Visapour machte, seines Amtes allerdings würdig.

Dem Ansehen nach hatte sich das Reich noch niemals in glänzendern Umständen befunden. Auswärts eilte man von einem Siege zum andern; inwendig schien alles sicher und ruhig zu seyn; allein es war eine betrügliche und treulose Stille: denn ob sich gleich die Großen mit Ehrfurcht unter der Autorität des Dara schmiegten, obgleich die Prinzen den Befehlen des Hofes mit Unterwerfung gehorchten; so merkte man doch, daß die Großen mit der äußersten Mühe ihr geheimes Mißvergnügen in ihrem Busen verschlossen, und daß sie nicht ermangeln würden, dasselbe ausbrechen zu lassen, so bald ihnen Schach-Jeham's Ableben, (gegen den sie bey Lebzeiten noch immer ein wenig Ehrfurcht übrig behielten,) verstatten würde, sich frey zu erklären. Die unermeßlichen Präparatorien eines jeglichen Prinzen in seiner Statthalterschafft, ihre Mißgunst gegen einander, ihr gegenseitiger Haß, ihr Ehrgeiz, und die Erfahrung aus den vorigen Zeiten kündigten einem jeden sichtbarlich an, daß sie auf weiter nichts warteten, als auf den Tod ihres Vaters, um den Anfang zum bürgerlichen Kriege zu machen.

Eine gefährliche Krankheit, von welcher Schach-Jeham um das Jahr 1655. befallen wurde, that eben so unglückliche Wirkungen, als sein Tod nur hätte thun können. Der Kaiser

hatte, ob er gleich schon alt, und durch seine jugendlichen Ausschweifungen erschöpft war, doch noch nicht aufgehört, der Ueppigkeit mit Frauenzimmern nachzuhängen. Er nahm von Zeit zu Zeit seine Zuflucht zu verderblichen Arzteneymitteln, um sein erloschnes Feuer wieder zu beleben; ein gar zu heißer Trank, den er verschluckte, zog bey ihm eine Verhaltung des Urins nach sich, die ihn binnen wenig Tagen in die gefährlichsten Umstände setzte. Die Krankheit des Monarchen, die von Dara's Feinden unter der Hand mit aller Gewalt ausgebreitet wurde, und auf die man gar bald eine falsche Nachricht von seinem Ableben ausstreute, säete überall Unruhe und Bestürzung aus; das ganze Reich gerieth in Bewegung, und so kam das Wetter zum Ausbruche.

Sultan Sujah, dem das reiche Königreich Bengalen zu seinem Loose gefallen war, hatte große Schätze gesammelt; seine Armee, unter der man viele Persianer, Türken und Araber zählte, belief sich fast auf hundert tausend Mann, und er hielt sie auf jeden vorkommenden Fall in Bereitschaft. Diese Truppen, die unter den Händen eines tapfern und ehrgeizigen Prinzen schon furchtbar waren, wurden noch furchtbarer so wohl durch den Beystand verschiedner indianischer Könige, um deren Freundschaft und Allianz sich Sujah sorgfältig bemühet hatte, als durch die geheimen Verständnisse, welche er mit verschiednen Omrhas unterhielt, die von persianischer Herkunft, und

Anhänger der Secte des Ali waren, welcher der Sultan selbst beygetreten war.

So bald demnach Sujah gehöret hatte, in was für schlechten Umständen sich der Kaiser befände, zieht er seine Reuterey zusammen, und marschirt mit starken Tagereisen nach Dehly zu, nachdem er ein Manifest vor sich her ausstreuen lassen, worinnen er den Dara beschuldigte, daß er sich den Kaiser mit Gifte vom Halse geschafft habe. Dabey that er die Erklärung, er hätte die Waffen bloß ergriffen, um den Tod des allerbesten Vaters zu ahnden; zugleich band er allen Mogoln ein, sich zu seinen Standarten einzufinden, bey Strafe, als undankbare und aufrührerische Unterthanen behandelt zu werden. Im Uebrigen gab sich Sujah eben keine sonderliche Mühe, seinen Ehrgeiz und seine Absichten geheim zu halten. Denn als ihn an dem Tage seines Aufbruchs, da er eben aufs Pferd gestiegen war, und den bloßen Säbel in die Höhe hielt, jemand fragte, wo die Reise zugehen sollte, gab er ihm laut die Antwort: Zum Throne oder zum Tode.

Schach-Jeham war aus dem Rachen des Todes kaum herausgerissen, so erfährt er die Nachricht, daß sein zweyter Sohn an der Spitze einer mächtigen Armee gegen ihn anrücke. Unwille und Wuth erwecken in dem Greise auf einmal die alten kriegerischen Neigungen; und so entkräftet er auch noch ist, so fodert er doch gleich seine Kriegsrüstung, um einem rebellischen Sohne

entgegen zu gehen, und wider diesen Vatermörder zu fechten. Dara konnte dieser ungestümen Regung mit der größten Mühe kaum Einhalt thun. Endlich aber brachte er es doch dahin, daß sich der alte Herr überreden ließ, eigenhändig an Sujah zu schreiben, um ihm über die falschen Gerüchte von seinem Ableben die Augen aufzuthun, und ihm anzudeuten, daß er sich nach Bengalen zurückbegeben solle. Schach-Jeham drückte sich in seinem Briefe mit der Würde aus, die einem König und einem Vater zukam: „Ich weis dir„, sagte er zu seinem Sohne, „deine Unruhe und Bestürzung über meine „Krankheit Dank; aber diese Krankheit ist ohne „Folgen geblieben, und Dara's Ehrgeiz hat „dabey keine Schuld; vielmehr bezeichnet er jeden Tag mit neuen Merkmalen seiner Ehrerbietung gegen mich. Ich befinde mich wieder „frisch und gesund; du hingegen wirst eine Unternehmung, die ich für verwägen halten würde, wenn ich nicht so sehr versichert wäre, daß „dir dieselbe bloß deine Liebe und Ergebenheit „gegen mich eingegeben haben, nicht anders wieder gut machen, als wenn du dich so geschwind, „als möglich, nach Bengalen zurückziehest.„

Allein zu gleicher Zeit erhielt der Prinz Briefe von seinen Freunden aus Dehly, worinnen man ihm meldete, daß zwar Schach-Jeham noch nicht todt, aber doch tödtlich krank wäre; daß es sich mit seiner Krankheit von Tage zu Tage verschlimmere, und daß ihn ein geschwinder Marsch nach Dehly ganz unfehlbar zum Herrn

des

des Kaiserthums machen würde. Sujah unterdrückte also Schach-Jehams Schreiben, und rückte mit noch forcirtern Märschen gegen Dehly an, um den Dara zu überrumpeln. Auf die Nachricht hiervon verbreitete sich das Schrecken so wohl bey Hofe, als in der Stadt. Dara war so unruhig und bestürzt, daß er den Kaiser in Dehly nicht für sicher hielt, und ihn nach Agra bringen ließ. Zugleich gieng er ihm nicht von der Seite, aus Vorsorge, daß ihm seine Feinde nicht nachtheilige Gedanken von ihm beybringen, oder ihn gar an Sujah ausliefern möchten.

Indem also der Kaiser und sein lieber Sohn unter einer mittelmäßigen Bedeckung nach Agra flüchteten, brach die kaiserliche Armee, die zu jeder Zeit vor den Thoren des Palastes zu campiren pflegt, unter der Anführung des Solyman-Schaku, ältesten Sohnes des Dara, wider die Rebellen auf. Man hatte diesem jungen Prinzen, um seiner Unerfahrenheit zu Hülfe zu kommen, und den gar zu hitzigen Anschlägen seines anfangenden Heldenmuthes Einhalt zu thun, den Raja Jasing, und den Dalil-Cham beygegeben; zween Patamier von Geburt, welche beyde schon mehr als einen Sieg davon getragen hatten; aber man tadelte die Wahl, welche Dara an diesen beyden Männern getroffen hatte. In der That war auch der erstre ein heimlicher Feind des Prinzen, der ihn einen Musikanten genannt hatte; und der andre trachtete nach nichts so sehr, als nach dem Untergange des Kaisers, weil ihm

der alte Herr schon vor langer Zeit seine Gemahlinn verführet hatte.

Die beyden Armeen bekamen einander gar bald zu Gesichte. Solyman-Schaku verlangte mit großem Geschrey, man solle sich ohne Aufschub über den Feind hermachen, und ihm keine Zeit geben, die Verstärkungen zu erwarten, die von allen Seiten anfiengen, zu seiner Armee zu stoßen; aber Jasing war der Meynung, das dienlichste möchte wohl seyn, dem Blutvergießen lieber vorzubeugen, und sich in eine Unterhandlung einzulassen. (Man muß bey dieser Gelegenheit, zur Ehre dieses indianischen Fürsten sagen, daß er zwar ein Feind von Dara, an dem er sich jederzeit zu rächen suchte, aber doch noch mehr ein Freund vom Kaiser war.) Er schrieb also einen sehr rührenden Brief an Sujah, rühmte ihn wegen seiner Tapferkeit, fügte aber zugleich die bey einem barbarischen Könige so merkwürdigen Worte bey: „Dein Vater befindet sich noch am „Leben; würdest Du nun nicht die allerabscheu„lichste Gottlosigkeit begehen, wenn Du die ge„treuen Unterthanen eines Königs angriffest, des„sen Tod ahnden zu wollen Du Dich rühmest? „Glaube doch nur, daß der Heldenmuth selbst „keine Tugend mehr bleibt, so bald er zur Aus„führung eines Verbrechens angewendet wird.„

Dieser Brief machte in dem Herzen eines Prinzen, der schon so verhärtet und so ehrsüchtig war, wie Sujah, keinen Eindruck. Dennoch stellte er sich, als ob er Jasings guten Rath annähme;

nähme; aber dieses that er bloß, um ihm Fallstricke zu legen, und Gelegenheit zu finden, daß er ihn besiegen könnte, ohne sich selbst in Gefahr zu wagen. Er antwortete ihm folgender Maaßen: „Das ganze Reich weis, daß ich von Bengalen bloß ausgerückt bin, den Tod meines Vaters und meines Königs zu ahnden; weil ich „glaubte, man hätte ihn mit Gift ums Leben gebracht. Da Du mir aber die Versicherung „giebst, daß er noch am Leben ist; so giebt sich „meine Liebe zu ihm zufrieden, und ich werde so „gleich wieder nach meiner Statthalterschaft „aufbrechen. Was ich mir aber von meines „Neffen und Deiner Gefälligkeit noch ausbitte, „besteht bloß in dem Puncte, daß Ihr zusammen Euer Lager zuerst abbrechet, damit es „nicht läßt, als hätte ich vor Euch die Flucht „ergriffen.„

Jasing merkte so gleich, daß dieß bloß ein Kunstgriff war, und daß der Rebelle nur Gelegenheit suchte, die kaiserliche Armee zu überrumpeln, und sie auf dem Rückzuge zu schlagen; aber Jasing wendete das Blatt um, und lockte Sujahn in das Netz, worinnen er selbst ihn hatte fangen wollen. Er läßt sich zum Scheine sein Begehren gefallen, und geht es ein. Zu dem Ende läßt er sein Gepäcke zurückgehen, macht alle Anstalten zum Rückzuge, und steckt ein Lager ab, wohin er sich folgenden Tag mit Anbruch der Morgenröthe ziehen will; aber an statt den Marsch wirklich anzutreten, wurde die Armee mit der größten Stille in Schlachtordnung gestellt.

stellt. Der unbedachtsame Sujah, den seine Spionen betrogen, indem sie die Packwagen von fern für die Reiterey der kaiserlichen Armee angesehen hatten, brach mit der größten Eilfertigkeit aus seinem Lager auf, um derselben nachzusetzen, und die Arriergarde aufzuheben. Wie erstaunte er nicht, als er, nachdem er durch ein Gehölze marschiret war, welches ihm Jasings Bewegungen verdecket hatte, die feindliche Armee aufs schönste in Schlachtordnung gestellt fand! Dieser unerwartete Anblick bewegte ihn jedoch nicht, die Flucht zu nehmen. Vielmehr faßte er den Entschluß, über den Feind mit alle dem ihm natürlichen Ungestüm herzufallen; aber er wurde repoußiret und geschlagen. Es kam bloß auf Jasing und Dalil-Cham an, ob sie ihm nachsetzen wollten, so hätten sie ihn lebendig oder todt in ihre Hände bekommen. Solyman-Schaku drang zu wiederholten malen darauf, man sollte doch ja nicht die gute Gelegenheit versäumen, dem Kriege ein Ende zu machen; aber die beyden Generale thaten seiner Hitze Einhalt, unter dem Vorwande, die siegende Armee wäre von den Strapazen schon zu sehr mitgenommen, sie brauchte Ruhe, und überdieß hätte man Ursache, vor einem Hinterhalte von Seiten des Besiegten auf seiner Hut zu seyn. Auf diese Art wollten sie sich lieber ihren erlangten Vortheil nicht ganz zu Nutze machen, als einen vollständigen Sieg davon tragen, wovon alle Früchte doch bloß auf Dara zurückfallen mußten. Sujah gewann also Zeit, die Trümmern seiner Armee zusammen

zu

zu raffen, und sich nach Bengalen zurückzuziehen, wo er troß des Solyman-Schaku und der siegreichen Armee, die ihm bis in die Provinz folgten, den Krieg von neuem anfieng.

Indem dieses in der Gegend von Dehly vorfiel, hatte sich Moradbax, der jüngste von Schach-Jehams Söhnen, mit den sämmtlichen Truppen von Guzurate auf den Weg gemacht, und zwar in eben der Absicht, wie Sujah, zu siegen, oder zu sterben. Das Gerüchte von seinem Aufbruch kam gar bald dem Orangzeb zu Ohren, die sich bisher in der Entfernung gehalten hatte, um zu sehen, was für einen Ausgang der Krieg nehmen würde. Seine Absicht war, den Ueberwinder, wenn er endlich erschöpft seyn würde, anzugreifen, und ihm den Preis seines Sieges aus den Händen zu reißen: so bald er aber die Bewegungen des Moradbax, eines hitzigen, ungestümen, heldenmüthigen, und wegen der Eroberung von Surate schon bekannten Prinzen sah, änderte er sein System. Er fieng an, in Sorgen zu gerathen, daß sich dieser Prinz in Begleitung einer blühenden Armee, der Krone um desto leichter bemächtigen würde, je geringer die Anzahl der Truppen war, die ihm Dara entgegen setzen konnte, nachdem er die sieghafte Armee nach Bengalen geschickt hatte, dem Prinzen Sujah nachzusetzen. Er entschloß sich demnach, seine Truppen zu der Armee seines jüngsten Bruders stoßen zu lassen, um mit dessen Faust zu siegen, und ihn selbst alsdann erst zu stürzen, wann

er

er sich den furchtbaren Dara würde vom Halse geschafft haben.

Niemals hat ein Prinz mehr Verstellung und Betrügerey angewendet, seine Absichten durchzusetzen, als Orangzeb. In dem Briefe, den er an seinen Bruder Moradbax schrieb, drückte er sich folgender Maaßen aus: „Daß „ich den Vorsatz gefaßt habe, mich in die Ein„samkeit zu begeben, ist Dir nicht unbekannt; „die Hoheit und der Glanz des Thrones haben „auf meine Seele niemals einigen Eindruck ge„macht. Entfremdet, und zwar ohne Ausnah„me entfremdet von allen den nichtigen Gütern, „welche die Menschen als köstlich betrachten, „empfinde ich in meinem Herzen nur noch eine „einzige Neigung; ich meyne die Neigung, den „Dienst des wahren Gottes, und das heilige „Gesetz des Propheten zu seiner ganzen Lauterkeit „wieder herzustellen. Unter allen Söhnen des „Kaisers, dessen Hintritt nur allzugewiß ist, bist „Du es allein, der sich jederzeit als einen auf„richtigen Verehrer der Religion unsrer Väter „bewiesen hat. Dara ist ein gottloser Mensch, „dem nichts recht ist, als die Religion und Kün„ste der Europäer. Sujah hat sich der Secte „des Ali ergeben, und macht sich mit seiner Kö„tzerey noch breit. Du allein, liebster Bruder, „den ich vom heutigen Tage an, als meinen Kö„nig und Herrn verehre, Du verdienest, die „Krone zu tragen. Ich will meine Truppen zu „den Deinigen stoßen lassen, will unter Deiner „Anführung wider die Gottlosen fechten; und „zur

„zur Belohnung für die Dienste, die ich Dir im
„Angesichte der ganzen Welt widme, bitte ich
„mir weiter nichts aus, als die Gnade, daß ich
„im Frieden zu den Füßen des Grabes Maho-
„mets sterben dürfe.„

Man kann sich nicht vorstellen, mit was für Entzückungen der leichtgläubige Moradbax das Schreiben Orangzebs und dessen Anerbietungen aufnahm. Vergebens redete ihm sein Minister und Liebling, der Verschnittene Schach-Abas zu, er sollte sich mit einem Prinzen, der so heimlich und so schlau wäre, wie der Vicekönig von Dekan, ja nicht anders in einige Verbindung einlassen, als mit der äußersten Behutsamkeit und dem größten Mißtrauen. Moradbax, der keinen Begriff von der Verstellung hatte, und von seinem eignen Herzen auf das Herz seines Bruders schloß, antwortete ihm in der größten Eilfertigkeit mit Ausdrückn voller Freude und Erkenntlichkeit. „Wohlan,„ hieß es unter andern, „so laß uns die von zween Bösewichtern angegriffene Religion gemeinschaftlich
„vertheidigen; laß uns aufbrechen. Setzt mich
„der Himmel jemals auf den Thron, den Du
„aus Hoheit der Seele und aus Frömmigkeit
„mit Füßen trittst; so schwöre ich Dir bey dem
„Propheten, daß ich Dir jederzeit so viel Ehr-
„furcht beweisen werde, als einem Vater, und
„einem Beschützer der Religion zukömmt.„

Indem aber Moradbax seine Einwilligung dazu gab, daß seine Truppen mit Orangzebs

Truppen zusammen stoßen sollten, machte er sich freylich keine geringere Rechnung, als daß allemal die Oberbefehlshaberschaft auf ihm selbst beruhen sollte. Wie reich der Vicekönig von Dekan durch den Raub aus Golconda geworden sey, war ihm ganz unbekannt. Eben so wenig wußte er von dem geheimen Verständniß, welches Orangzeb mit Jemla unterhielt; und er war nicht ganz ohne Argwohn, als er auf dem Marsche hörte, daß die Armee des letzten bey Oramgabad zu seinem Bruder gestoßen wäre. Mit dieser Vereinigung der Armeen, welche die erste Stufe war, die den glücklichen Orangzeb zu dem Throne von Indien leitete, gieng es folgender Maaßen zu.

So bald sich das falsche Gerücht von Schach-Jeham's Ableben ausbreitete, hatte Orangzeb seinen ältesten Sohn Mahamud nach Visapour an Jemla abgeschickt, um ihn an seine Eidschwüre zu erinnern, und ihn aufzufodern, daß er ihm die Armee, die unter seinem Commando agirte, übergeben sollte. Der Omrha befand sich hierüber in der äußersten Angst. Er wollte dem Orangzeb gern dienen, wollte ihm gern die Krone aufs Haupt setzen, wenn es ihm auch sein Vermögen und sein eignes Leben kosten sollte; was ihn aber itzt zurückhielt, war die Zärtlichkeit, die in seinem Herzen für das Leben seiner Weiber und Kinder kämpfte, welche in Dara's Gewalt geblieben waren. Er befürchtete mit Recht, daß dieser wüthende Prinz an diesen unschuldigen Schlachtopfern die Verräthe-

rey,

rey, die er itzt im Schilde führte, ahnden, und sie mit den erschrecklichsten Martern ums Leben bringen würde; aber Arglist und Kunstgriffe befreyeten Jemla'n von dieser quälenden Angst. Er beredet den Mahamud, daß er seine eigne Armee wider ihn aufwiegeln, ihn selbst in Verhaft nehmen und zum Gefangenen machen soll; und zugleich giebt er ihm die Mittel an, diesen Anschlag glücklich auszuführen: der junge Mogol nahm diesen guten Rath begierig an, und so gieng alles von Statten, wie Jemla gewünscht hatte. Die Armee macht einen Aufstand; der General wird ergriffen, mit Ketten beleget, nach Oramgabad abgeführt, und in die Citadelle gesperrt. Auf diese Art erlangte der listige Persianer den Zweck, seinem Freunde zu dienen, ohne das Leben seiner Weiber und seiner Kinder in Gefahr zu setzen. Der ganze Hof, ausgenommen Dara, dem die Verrätherey ahndete, bedaurete sein Unglück; aber er war bloß dem Scheine nach unglücklich. Aus dem Innersten seines vorgeblichen Gefängnisses dirigirte er Orangzebs Unternehmungen, bis ihm die Niederlage und Flucht des Dara, der alsdann über die ihm anvertrauten Geiseln keine Gewalt mehr hatte, erlaubten, sich persönlich zu Orangzeb zu verfügen; worauf er ihm noch verschiedne Siege erfechten half.

Mahamud, als Anführer der Armee von Visapour, führte seine Völker mit starken Tagereisen nach Dekan; und nunmehr wurde dieselbe der Armee Orangzebs einverleibet. Ehe der

Vicekönig den Feldzug antrat, befand er noch für dienlich, eine Rede an seine Truppen zu halten. Er erschien auf einem Throne, mit dem Koran in der Hand, den er von Zeit zu Zeit an seine Brust drückte; und nachdem er eine Weile in Schmähungen wider Dara ausgebrochen war, dem er insonderheit die Verachtung der Religion zur Last legte: „Ja,„ rufte er aus, indem er seufzend und ehrerbietig den Koran in die Höhe hob; „ja, euch zu vertheidigen, geheiligte Worte „des Propheten; euch wegen der Verachtung, „und wegen der lästerlichen Spöttereyen des „gottlosen Dara zu rächen, breche ich die Bande des Friedens, der unter Brüdern sonst ewig „herrschen sollte.„ In dem Verfolg seiner Rede that er es einem Enthusiasten gleich: „Und „euch, gläubige Muselmänner, die ihr mit mir „um die Ehre des Himmels eifert, euch verkündige ich den Sieg im Namen des Himmels. „Eilet demnach, und folget meinen Schritten, „wohin Euch die Befehle des Propheten rufen. „Höret Ihr nicht seine unsterbliche Stimme, die „Euch zuruft: ein glorreicher Tod, auf den eine „ewige Seligkeit folgt, ein Leben, das durch den „Glanz ehrwürdig wird, den ihm der Sieg giebt, „dieß, dieß sind die einzigen Güter, nach denen „ein wahrer Gläubiger trachten muß.„ Bey diesen Worten wird Orangzeb von dem lauten Zuruf und Beyfall der Armee unterbrochen, die ihm zuschwört, sie wolle für ihn bis auf den letzten Blutstropfen fechten, und dem Rächer des Koran und Erretter des Vaterlandes bis an die

äußersten Gränzen des Erdbodens folgen. Hierauf theilte Orangzeb, um den Eifer seiner Soldaten noch mehr zu beleben, ansehnliche Summen Geldes unter sie aus.

Unterdessen wollte er jedoch gern allem Argwohn und Mißtrauen vorbeugen, die Moradbax über diese Vermehrung von Truppen schöpfen könnte, da dieselbe gar keine Gleichheit zwischen ihnen beyden mehr übrig ließ; er schrieb also an ihn: sein Name allein, und das Gerüchte von ihrer beyderseitigen Allianz wären es, die eine solche große Anzahl von Muselmännern zu seinen Fahnen gelockt hätten; es befände sich darunter kein einziger, der nicht willig wäre, unter seinem Befehle zu fechten und zu siegen; und alle zusammen sehnten sich nach der Ehre, ihn, und mit ihm die Religion und die Tugend, auf den Thron zu setzen.

Auch in diesem Netze ließ sich der leichtgläubige Moradbax, den sein Ehrgeiz verblendete, glücklich fangen. Er beniemte seinem Bruder die Gebirge Mandoo zum Sammelplatze der beyden Armen; kurz darauf gieng die Vereinigung wirklich vor sich, und die beyden Prinzen hatten mit einander eine Zusammenkunft, worinnen Orangzeb seinen Bruder Moradbax vollends verblendete. So bald er ihn nur von weitem erblickte, stieg er von seinem Elephanten ab, warf sich vor ihm auf die Erde nieder, und nannte ihn seinen König und Herrn. Gleich darauf mußte Moradbax, auf sein Zureden, den Kaysertitel

sertitel annehmen; und Tag vor Tag machte der Vicekönig von Dekan die Aufwartung bey ihm, und holte seine Befehle ein. Uebrigens verrichtete er alle seine Demüthigungen mit so viel Bescheidenheit, ungezwungenem Wesen, Ehrlichkeit und Eifer, daß nicht allein der unbedachtsame Moradbar, sondern so gar alle seine Hofleute, selbst die verschlagensten, sich dadurch hintergehen ließen, den einzigen Verschnittenen Schach-Abas ausgenommen, der dem Orangzeb niemals trauen wollte.

Endlich brachen die beyden vereinigten Armeen mit einander auf, und besetzten, ohne Schwerdtschlag, den unzugänglichen Paß bey Mandoo. Die Nachrichten von der Desertion der Armee in Visapour, von der Empörung des Moradbar, von der Vereinigung der beyden Prinzen mit ihren sämtlichen Truppen, und von ihrem Anmarsch nach Dehly, wovon eine nach der andern, Schlag auf Schlag, bey Hofe einlief, waren für Dara ein Donnerschlag; sein Muth und seine Standhaftigkeit schienen ihn sichtbarlich verlassen zu haben; und es verbreitete sich auch von Stund an der Geist des Taumels, der Muthlosigkeit und der Verrätherey an dem ganzen Hofe. Man dachte weder daran, den engen Paß bey Mandoo zu decken, noch dem Feinde auf seinem Marsche Hindernisse zu machen; man that weiter nichts, als daß man die Hauptstadt befestigte, und die rührendsten Briefe an die Häupter der Rebellen schrieb. Man deutete ihnen an, der Kayser befinde sich frisch

und

und gesund, und sie könnten ihn in der Ruhe seiner hohen Jahre nicht stören, ohne sich des Verbrechens der beleidigten göttlichen und menschlichen Majestät schuldig zu machen.

Moradbax fühlte sich wirklich gerührt; der Ehrgeiz und die natürliche Hitze seiner Gemüthsart hatten ihn gehindert, die ungewissen Gerüchte von dem Ableben des Kaysers gehörig zu untersuchen. Er hatte seine Unruhen zu täuschen, und seine Gewissensbisse zu ersticken gesucht; aber bey dem Anblicke des Verbrechens in der Nähe, wachten sie wieder auf; und die Schaam über seine Empörung fieng an, einen tiefen Eindruck auf das Herz eines Prinzen zu machen, der von Natur zur Tugend geneigt war. Orangzeb ward es inne; dieser in dem Laster schon ganz verhärtete, und zur Vollkommenheit gediehene Unmensch brachte ihm gar bald die vorigen hitzigen Regungen der Ehrsucht, und des Hasses gegen Dara wieder bey. „Ey wie! Herr,„ sagte er zu ihm, „merkest Du denn nicht, daß „das ausgestreute Gerücht, als ob Schach-„Jehan noch am Leben wäre, ein bloßer „Kunstgriff des Vatermörders ist, der ihn ums „Leben gebracht hat? Der gottlose Dara hat „uns das nämliche Schicksal zugedacht. Für „uns ist keine Rettung weiter übrig, als in un-„sern Lägern; wir haben einen Vater und Kö-„nig zu rächen, uns, unsre Weiber und unsre „Kinder zu retten. Wenn uns nun eitle und „auf nichts gegründete Bedenklichkeiten die

„Waffen aus den Händen reißen; zweifelst du
„dann wohl, daß wir binnen kurzem die Schlacht-
„opfer des Tyrannen von Indien seyn werden?
„Wenn ich meines Theils umkomme, so werde
„ich freylich bloß den Kummer haben, daß ich
„die Gottlosigkeit sieghaft und triumphirend sehe;
„aber was Dich anlangt, wie groß wird Deine
„Verzweiflung seyn, wenn Du auf dem Haupte
„eines von Verbrechen belasteten Bruders eine
„Krone sehen mußt, welche selber zu tragen,
„bloß an Dir lag! Sollen wir also umkommen,
„ohne zu fechten; so laß uns doch lieber fechten,
„um zu siegen und zu regieren. Träfe sichs ja,
„trotz aller öffentlichen Nachrichten, daß
„Schach-Jeham noch am Leben wäre; gut,
„so wollen wir gehen, und unsre Lorbeern zu sei-
„nen Füßen niederlegen. Wird er es uns wohl
„schlechten Dank wissen können, daß wir un-
„ser Leben in Gefahr gesetzt haben, um seinen
„Tod zu rächen?„

Die arglistige Beredtsamkeit des betrügeri-
schen Orangzeb, die Ungewißheit von Schach-
Jehams Leben oder Tode, oder vielmehr der
Durst zu regieren, erstickten also die Gewissens-
bisse bey Moradbar; seine Reue verschwand,
und nunmehr bezeigte er sich desto hitziger, sein
Verbrechen zur Ausführung zu bringen. Orang-
zeb wendete alle Mühe an, ihn bey dieser Hitze
zu erhalten, indem er Tag vor Tag neu ange-
kommene Briefe aus Agra erdichtete, worinnen
man ihm den Rath gab, daß er doch ja den
Nach-

Nachrichten von Schach-Jehams Leben keinen Glauben beymessen sollte. Dara hatte zwar von den schlechten Wirkungen, welche die falsche Nachricht von dem Tode des Kaysers that, Nachricht bekommen, und faßte den Entschluß, ihn oftmals von dem großen Balcon des Palastes sehen zu lassen; allein man behauptete, das wäre ein bloßes Gespenst und Gaukelspiel, eine nichtige und falsche Maske von Schach-Jeham.

Der alte Kayser wird wider seine Söhne, die unter dem Vorwande, daß sie seinen Tod ahnden wollten, mit Armeen angezogen kamen, um ihm die Krone zu nehmen, äußerst aufgebracht; er beruft einen General-Dorban * zusammen, und thut den Vorschlag, daß er sich selbst an der Spitze seiner Armee zeigen wolle, um den falschen Gerüchten von seinem Tode ein Ende zu machen, und die Rebellen durch seine Gegenwart zu entwaffnen. In der That war dieses das einzige Mittel, die Truppen der beyden Prinzen, wovon der größte Theil gewiß aus Unwissenheit und in ehrlicher Absicht dienten, zu ihrer Pflicht zurück zu rufen. Dara hatte eine große Freude über diesen Entschluß, so wie alle die alten Generale, die dem Kayser ernstlich anhiengen; aber Calil-Cham, einer der vornehmsten Minister, stellte sehr nachdrücklich vor,

 der

* Dorban nennt man in Indien, was in der Türkey Divan heißt.

der Kayser würde dadurch die kayserliche Majestät, und sogar sein Leben zu sehr in Gefahr setzen; seine Gesundheit wäre noch nicht hinlänglich wiederhergestellt, daß er die Strapazen eines Feldzugs aushalten könnte; die Rebellen würden ganz unfehlbar die Ehrfurcht gegen ihn aus den Augen setzen; und dann hätte der Kayser gar kein Hülfsmittel weiter übrig, indem die Armee, die man etwan zusammen bringen könnte, viel zu schwach seyn würde, als daß sie der furchtbaren Macht der Feinde die Spitze bieten könnte; es würde genug seyn, wenn man ein Paar erfahrne Generale mit einem Corps Truppen abschickte, um den Rebellen den Weg über die Flüsse streitig zu machen, und sie in ihrem Marsch aufzuhalten; unterdessen müßte man alle Truppen des Reiches, die an den Gränzen zerstreut lägen, zusammen ziehen, und dem Feinde geradezu entgegen gehen, da man ihn dann sicher überflügeln und über den Haufen werfen könnte. Alle Anhänger Orangzebs, deren es bey Hofe eine große Menge gab, stimmten diesem Rathe bey; und der Kayser ließ sich denselben, obwohl mit großer Schwierigkeit, endlich auch gefallen. Calil-Cham, dessen Gemahlinn dem Kayser seit langer Zeit zur Maitresse hatte dienen müssen, hatte diesen Rath aus keiner andern Absicht gegeben, als um ihn zu stürzen. Bis auf diesen Augenblick hatte er die Empfindlichkeit über den Schimpf, der ihm wiederfahren war, in seinem Herzen verschlossen; aber itzt wollte er die Gelegenheit nicht versäumen, dieselbe durch die

schwär-

schwärzeste Verrätherey ausbrechen zu lassen. Man sagt so gar, er habe die Gründe, die er im Dorban vorgetragen, durch die Liebkosungen seiner Gemahlinn, und durch die Thränen der Begom-Saheb unterstützen lassen; und die letztre glaubte wirklich, daß sich der Kayser in gar zu große Gefahr wagen würde, wenn er sich einkommen ließe, selbst wider die Rebellen zu fechten. Calil-Cham wirkte seiner Creatur, dem Cossam-Cham, das Commando über die Armee aus, und gab ihm, bey der Abreise, den Befehl, sich von den Feinden, mit denen der treulose Minister einen geheimen Briefwechsel unterhielt, schlagen zu lassen. Dem Cassam-Cham gab man den Raja Jacontsing, der wegen seiner Tapferkeit berühmt war, zum Collegen.

Diese beyden Generale rückten also gegen das Ende des Aprilmonats von Agra aus, und giengen dem Feinde bis an die Ufer des Flusses Ugen entgegen, wo sie sich anschickten, ihm den Uebergang streitig zu machen. Der Posten, den sie besetzten, ist unvergleichlich; es ist ein Hügel, der sich in Form eines Amphitheaters erhebt, und der sowohl den Strom, als die jenseits desselben gelegene Ebne dominirt. Der Feind zeigte sich gar bald. Orangzeb commandirte die Avantgarde. Er vertheilte seine Artillerie, und machte ein entsetzliches Feuer, da unterdessen Moradbax alle Anstalten traf, über den Fluß zu setzen, und die kayserliche Armee zu über-

überfallen. Dieser Prinz, der sich von seiner ungestümen Hitze hinreißen ließ, stürzte sich zuerst in den Fluß; und durch seine Kühnheit flößte er allen denen, die ihm folgten, Muth ein, ein Gleiches zu thun. Zu allem Glücke hatte die große Hitze den Fluß dermaßen ausgetrocknet, daß ihm das Wasser nur bis an den Gürtel gieng. Die größten Hindernisse, die er zu überwinden hatte, waren die Steine und spitzigen Felsen, womit das Bette dieses Stromes angefüllt ist, und die so wohl Soldaten als Pferde blutrünstig an den Füßen machten; aber endlich überwand er doch alle Schwierigkeiten, und rückte gegen den Feind an, den er mit der größten Wuth anfiel, und gleich auf den ersten Anprall in die Flucht schlug. Diesen Sieg hatte er der Verrätherey des Cassam-Cham zu danken, der bey der Nachtzeit Pulver und Kugeln hatte vergraben lassen; so daß man sich gar nicht im Stande befand, Orangzebs schreckliches Feuer zu erwiedern, welches alles vom Ufer des Stromes verjagte, was sich nur blicken ließ, der Armee den Uebergang zu verwehren. So bald dieser nämliche Cassam-Cham sah, daß Moradbax gegen ihn angerückt kam, machte er sich auf die Flucht, da er dann die verrathene und, ehe sie zum Fechten gekommen war, überwundene Armee in sein Verderben mit sich hinriß. Jacontsing allein hielt sich mit seinen Rageputen als ein braver Mann: nachdem er aber alles gethan hatte, was man von vereinigter Tapferkeit und Erfahrung erwarten konnte, und er am

Ende

Ende doch sah, daß er den Angriffen des Moradbax nicht länger zu widerstehen vermochte; zog er sich mit einem Gefolge von nicht mehr als fünf hundert Pferden zurück. Orangzeb und Moradbax konnten sich nicht enthalten, sich bey sich selbst zu verwundern, daß ihnen der Sieg so leicht geworden, und so geschwind gelungen war; und dieses unerwartete Glück feuerte ihre Hitze aufs neue an.

Der Kayser fiel über die Nachricht von einer so beweinenswürdigen Niederlage in Ohnmacht: „Ewiger Dank sey dem, der Königreiche giebt „und sie nimmt,„ rufte er aus, als er wieder zu sich selbst gekommen war; „er bereitet mich „nach und nach, und gleichsam stufenweise, zu „dem Verluste des meinigen vor!„ Dann hob er die Augen gen Himmel: „Dein Wille, o „Herr, geschehe! Deine Züchtigungen sind ge„recht, und ich habe sie noch schrecklicher ver„dienet.„

Was hingegen den Dara anbelangt, so hat sich die Verzweiflung wohl niemals auf eine so sehr in die Sinne fallende Art ausgedrückt, wie bey ihm. Er riß sich die Haare und den Bart aus; er stampfte mit den Füßen auf die Erde, und ließ den Palast von seinem Geschrey, und von seinen Flüchen auf den Verräther Cassam-Cham erschallen: „Aber Jemla ist schuld,„ sagte er zum Kayser; „dieser treulose Verräther „ist der wahre Urheber unsers Unglücks. Hätte „er die Armee in Visapour nicht dem Rebellen „Orang-

„Orangzeb in die Hände gespielt; so sähen wir „itzt keine undankbaren Söhne, die sich wider „den Urheber ihres Lebens auflehnten und ihn er„drückten. Man richte seine Weiber und seine „Kinder hin,„ fuhr er fort; „wir müssen unser „Unglück an denen rächen, deren Tod ihm doch „wehthun wird.„ Allein Schach-Jeham that der ungestümen Wuth seines Sohnes Einhalt, und wendete eine Rache ab, die an sich ohne Nutzen, und einem Fürsten unanständig war. Dara war nunmehr auf nichts weiter bedacht, als eine neue Armee zusammen zu bringen, um den Siegern Aufenthalt zu verursachen; und nun wollte er sich, des Commando wegen, auf keinen Menschen verlassen, als auf sich selbst; die Schätze des Reichs wurden zu dieser Absicht aufgethan. Er säete überall Gold und Silber; der größte Theil von den Rajas eilte mit seinen auserlesensten Truppen herbey; binnen wenig Tagen zählte man unter den Mauern von Agra über hundert tausend Mann Reiterey, ohne die Infanterie zu rechnen; hundert Stück Canonen, wovon die kleinsten zwölf Pfund schossen; sechzig Elephanten, die zum Treffen abgerichtet, und die allesammt mit kleinen Feldstücken versehen waren. Hierzu kamen noch fünf hundert Cameele, welche das Gepäcke des Prinzen Dara trugen.

Dieser Prinz erhielt noch vor seinem Aufbruch eine neue Probe von Schach-Jehams Zuneigung. Der alte, verrathene, verlaßne, von

von zween rebellischen Söhnen überwundene Kayser begab sich der unumschränkten Macht der Regierung, und trat sie seinem angebeteten Sohne ab. Er vertraute ihm das Reichssiegel an, und befahl allen Ministern und Hofleuten, künftighin von Niemandem Befehle anzunehmen, als von Dara. Man kann nicht gewiß sagen, ob er diesen Entschluß aus eigner Bewegung gefaßt hatte, oder ob ihm derselbe von irgend einem Verräther war angerathen worden; aber gerade dieser Entschluß hatte für ihn selbst eben so unglückliche Folgen, als für den Prinzen Dara. In der That weigerten sich verschiedne unter den Großen, die bisher noch Achtung für den Eid der Treue, welcher sie an den Kayser verband, geheeget hatten, sich dem Dara zu unterwerfen. Die Völker, die man des Eides der Treue entließ, welche sie bloß dem Schach-Jeham schuldig zu seyn glaubten, bezeigten sich gegen das Schicksal seines Prinzen sehr gleichgültig; endlich entstand gar ein falsches und schimpfliches Gerücht, welches die Feinde des Dara aussprengten, daß nämlich der Kayser augenblicklich, nachdem er die Regierung niedergelegt gehabt, auf Befehl des neuen Regenten in Verhaft genommen, und in ein geheimes Zimmer des Palastes gebracht worden wäre. Hierüber empörten sich vollends alle die verschiedentlichen Nationen, woraus das Reich bestand: aber weit gefehlt, daß Dara einen solchen ausserordentlichen Undank, eine so hoch getriebene Treulosigkeit hätte begehen sollen; so hatte er vielmehr

vielmehr im Gegentheil niemals mehr Ehrfurcht und Unterwerfung gegen seinen Vater blicken lassen; und niemals hatte der alte Kayser mehrere Zärtlichkeit gegen diesen gehorsamen Sohn zu erkennen gegeben, als eben damals. Bey seinem Abschiede hielt er ihn eine lange Weile in seinen Armen, benetzte ihn mit seinen Thränen, und machte ihm die rührendsten Liebkosungen. „Ich hatte mir,„ sagte er unter vielen Seufzern zu ihm, „in glücklichern Zeiten Hoffnung „gemacht, daß ich Dir bey meinem Ableben ein „ruhiges und blühendes Reich hinterlassen wür„de; der Himmel hat es aber nicht haben wol„len: o mein Sohn, geh hin, und setze Dir „die Krone mit eignen Händen auf. Haben die „geheiligten Rechte der Väter und der Könige „noch einen Beschützer im Himmel; so wirst Du „siegen. Ewiger Gott, schütte deine Strafen „und Flüche über die rebellischen Kinder aus, „und wende einem Sohne, der das würdigste „Werkzeug deiner Hand ist, deine Gnade und „Wohlthaten zu.„ Hierauf ertheilte er ihm seinen Segen, und begleitete ihn mit den Augen, so weit er ihn sehen konnte. Er konnte fast nicht von ihm kommen; es ahndete dem unglücklichen Greise, daß er diesen geliebten Sohn zum letztenmale sähe. Die zärtliche Begom-Saheb, und alle, die bey einer so rührenden Trennung gegenwärtig waren, konnten sich nicht enthalten, ihre Thränen mit den Thränen des Vaters und des Sohnes zu vermischen.

Die Sorgen des Krieges und der Rache beschäfftigten gar bald den Prinzen Dara gänzlich; die Armee brach endlich in der schönsten Ordnung auf, und marschirte binnen vier Tagen durch die Felder, die zwischen Agra und dem Chambal-Strome liegen. Wenn man diese ungeheure, mit Gold und Eisen bedeckte, aus den schönsten Leuten in Indien bestehende Armee, wenn man die zahlreiche Artillerie, die sie bey sich führte, den stolzen und drohenden Gang der Elephanten, den hitzigen und brausenden Muth des Dara sah; so war fast kein Mensch, der nicht gemeynt hätte, Dara würde ohne Schwierigkeit einen merklich schwächern, und durch Arbeiten und Strapatzen bereits erschöpften Feind aus dem Felde schlagen. Allein kluge Leute bemerkten, daß diese so prächtige und so glänzende Armee fast gänzlich aus neu angeworbenen Truppen bestand, daß die meisten Generale derselben heimliche, und zwar persönliche Feinde des Dara, und ganz und gar nicht die Leute waren, die eine so günstige Gelegenheit versäumen würden, sich wegen der Beleidigungen, die sie von seinem Vater erlitten, indem er ihnen ihre Weiber verführet, und wegen der unbarmherzigen Spöttereyen des Sohnes, der sie dem Gelächter eines verläumderischen Hofes aufgeopfert hatte, zu rächen; sie sahen endlich nicht ohne Schrecken den Verräther Calil-Cham, dessen Rathschläge schon vorher so verderblich gewesen waren, unter Daras Befehlen mit dem obersten Commando beehret. Zum allergrößten Unglücke wurde

die auserlesenste Mannschaft im Reiche damals unter der Anführung des Solyman-Schakü gebrauchet, dem Sujah in Bengalen auf den Leib zu gehen. Alle diese Beobachtungen, und insonderheit die Vergleichung, die man zwischen dem Dara, einem offenherzigen, großmüthigen, tapfern und edelgesinnten Prinzen, und Orangzeb, dem feinsten, arglistigsten und verschlagensten unter den Menschen anstellte, machten, daß sie das traurigste Schicksal befürchteten.

Dara hatte jedoch, bey dem Anblick einer so schönen Armee, die größten Hoffnungen geschöpfet. Er versprach sich einen leichten und glänzenden Sieg von seinem eignen, und seiner Soldaten Heldenmuthe, die sich überaus begierig nach einem Treffen bezeigten. Als er an dem Chambal-Strome angelangt war, achtete er für dienlich, den Feind in einem vortheilhaften Lager zu erwarten, welches er nach dem Plane einer großen Stadt absteckte; so daß sich die kayserlichen Gezelter, ganz mit Goldstück bekleidet, in der Mitte, die Zelter der Mogolschen Generals und der Rajas, die fast eben so prächtig waren, hier und da zerstreut, über die Zelter der gemeinen Soldaten erhoben, und ordentliche Gassen, Marktplätze und Straßen bildeten; die Artillerie war an den Ufern des Stroms aufgepflanzt, um dem Feinde den Uebergang unmöglich zu machen. Alle diese Dinge zusammen, gaben die angenehmste und prächtigste Aussicht; und aus diesem Lager schrieb Dara an seinen

Sohn Solyman-Schaku, daß er kommen, und zu ihm stoßen sollte.

Allein Orangzeb zeigte sich auf dem andern Ufer des Stromes eher, als man geglaubt hatte. Der glückliche Ausgang seines ersten Sieges hatte seinen Muth gar sehr vergrößert. Der Soldat verachtete, voller Zuversicht und Kühnheit, die ganze kayserliche Armee, schätzte sich für unüberwindlich, und schränkte seine Hoffnungen schon nicht mehr auf die bloße Eroberung von Indien ein. „Wenn Orangzeb,„ sagten sie, „den Vatermörder Dara überwunden hat; so „wird er uns nach Persien, und von dar in die „Türkey führen, und wird uns mit dem Raube „von ganz Asien bereichern.„ Tag und Nacht erscholl das Lager von Freuden- und Sieges-Geschrey. Ueberall breitete Orangzeb, um die Armee bey dergleichen angenehmen Vorstellungen zu erhalten, die Nachricht aus, es hätten ihm viele Generale von der feindlichen Armee, im Namen von mehr als dreyßig tausend Muselmännern, das Versprechen gethan, daß sie am Tage des Treffens ihre Waffen gegen den gottlosen Dara kehren wollten. Unterdessen fieng die Affectation, mit der man den letzten Sieg auf die Rechnung Orangzebs schrieb, da doch Moradbax wirklich das meiste dabey gethan hatte, bey den Freunden von diesem an, Verdacht zu erwecken. Der Verschnittne Schach-Abas glaubte zuversichtlich, daß Orangzeb, unter der Kleidung eines Fakirs,

den unergründlichsten Ehrgeiz nährte, und sich seinen Bruder unfehlbar vom Halse schaffen würde, wenn er nur erst den Dara überwunden hätte. Er beschloß daher, ihm zuvor zu kommen, und ihn zu ermorden, wenn er, wie gewöhnlich, fast ganz allein käme, bey Morad-bax Befehle zu holen: weil aber Orangzeb von dieser Verschwörung Wind bekam; so erschien er von der Zeit an nie anders, als unter einer guten Bedeckung. Er hielt mit seiner Empfindlichkeit über den Anschlag selbst unterdessen an sich, und behielt sich die Rache deswegen auf eine andre Zeit vor.

Der Verachtung unerachtet, die er gegen Dara bezeigte, erregte dennoch die Erscheinung von diesem Prinzen einiges Schrecken bey ihm. Im Angesicht einer furchtbaren Armee den Uebergang über den Strom zu wagen, hieß nichts anders, als einer unfehlbaren Niederlage entgegen gehen; das Treffen aufzuschieben, hieß, seiner Armee den Muth benehmen, und dem Solyman-Schaku Zeit geben, der mit starken Märschen aus Bengalen gezogen kam, um zu seinem Vater zu stoßen, und ihm seine Obermacht zu sichern.

Nachdem Orangzeb bey sich selbst verschiedne Rettungsmittel überlegt hatte, blieb er endlich bey dem folgenden stehen. Er bestach mit einer großen Summe Geldes den Raja Champlet, (dessen Staaten längsts des Stromes, jedoch näher nach der Quelle zu lagen, als

die

die beyden Armeen vor der Hand standen,) daß ihm dieser indianische König den Durchmarsch durch seine Länder verstattete. Orangzeb schickte hierauf augenblicklich zehn tausend Mann Reiterey ab, die sich einer Furt zwölf Meilen weit vom Lager bemächtigten; in der folgenden Nacht trat die sämmtliche Armee in aller Stille den Marsch an, und folgte dem abgeschickten Detaschement nach. Als der Tag anbrach, sah Dara auf der andern Seite des Stromes keine Zelter mehr; ein Rückzug, der mit so vieler Kunst und Heimlichkeit ausgeführt worden war, setzte ihn zwar in Bestürzung, brachte ihn aber doch nicht aus seiner Fassung. Er errieth augenblicklich die Absicht des Feindes, und gab einem großen Theile der Armee Befehl, aufzubrechen und die Rebellen anzugreifen, ohne ihnen Zeit zu lassen, daß sie sich besinnen könnten. Wäre dieser Befehl vollzogen worden; so ist nichts gewisser, als daß die von Strapazen erschöpften Rebellen in der Unordnung und Verwirrung, welche bey dem Uebergange über den Strom unter ihnen unvermeidlich waren, schlechterdings hätten überwunden werden müssen: aber der Geber aller Königreiche hatte das Reich Indostan für den Orangzeb bestimmet; und der unglückliche Dara sollte das Schlachtopfer dieses grausamen und arglistigen Bruders werden. Calil-Cham, den der alte Kayser seinem Sohne mitgegeben hatte, damit er seinem Muthe zu gehöriger Zeit Einhalt thun, und ihm zugleich zum vornehmsten Rathgeber dienen sollte, nahm

das Geschäfft über sich, den Feind bey dem Uebergange über den Strom aufzuhalten; und in der That langte er fast eben so geschwind an der Furt an, als Orangzebs Armee; allein anstatt, ihn anzugreifen, und Feuer auf ihn zu geben, wie ihm befohlen war, legte der Verräther die Hände in den Schoos, und ließ dem Orangzeb Zeit, über den Strom zu setzen, und sich zwischen den Bergen zu verschanzen. Ja man sagt so gar, Calil-Cham habe die Verwägenheit gehabt, sich ingeheim an einem entlegenen Orte mit dem Anführer der Rebellen zu besprechen, da sie dann mit einander über die Mittel einig geworden, wie man den Prinzen Dara in dem Treffen, das nunmehr binnen wenig Tagen unausbleiblich vorfallen mußte, in die andre Welt schicken sollte.

Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, Calil-Cham besaß Geschicklichkeit genug, sein Verfahren zu entschuldigen, und demselben Daras Beyfall zu verschaffen. Dieser unglückliche Prinz setzte so viel Vertrauen auf diesen treulosen Führer, daß er sich nicht einmal getraute, seiner eignen Bewegung zu folgen, die ihm den Einfall eingab, das feindliche Lager zu stürmen. „Ich „habe es besichtiget,„ sagte Calil-Cham; „es „ist unzugänglich; laß uns lieber warten, bis „der Hunger die Rebellen daraus verjagt; als„dann wollen wir sie auf ihrem Rückzuge angrei„fen und schlagen.„

In

In der That blieben auch Orangzeb und Moradbax nicht lange in ihrem Lager stehen; es fieng ihnen an, an Lebensmitteln zu gebrechen; und ihr eignes Interesse erfoderte es, den Dara anzugreifen, ehe er noch die erwartete Verstärkung von der Armee bekäme, welche Solyman-Schaku zu seinem Lager geführt brachte. Nachdem also ihre Truppen ausgeruht, und sich erholet hatten, rückten sie mit guter Ordnung nach der Ebne vor; aber sie fanden den Dara schon in Bereitschaft, sie zu empfangen.

Der Stand der beyden Armeen in dieser Schlacht, von welcher das Schicksal des Reichs abhieng, verhielt sich folgendermaßen. Dara befand sich an der Spitze des Hauptzuges der Schlachtordnung; er mußte also wider Orangzeb fechten, der sich im Centro der rebellischen Armee befand. Den rechten Flügel commandirte Calil-Cham, und den linken der Raja Ramsing. Orangzeb hatte diesem, weil er sich vor dessen Tapferkeit fürchtete, seinen Bruder Moradbax, und jenem seinen ältesten Sohn Mahamud entgegen gestellt. Daras zahlreiche und vortreffliche Artillerie war, an der Spitze der Armee, in einer einzigen Linie aufgepflanzt; sie ward aber durch die Treulosigkeit des Calil-Cham unbrauchbar, indem er den Canoniers Befehl gegeben hatte, zu feuern, ehe sich der Feind innerhalb des Canonenschusses befand. Orangzeb, der seine Artillerie hinter einem starken Corps Reiterey verborgen gehalten

hatte, beantwortete dieses Knallen mit nicht mehr als drey Schüssen, die das Signal waren, welches er mit Calil-Cham verabredet hatte, ihm zu verstehen zu geben, daß sich seine Armee zum Treffen fertig gemacht hätte. Den Augenblick kam der verrätherische Mogol mit verhängtem Zügel zu Dara hingeritten, der vor Rauche und Staube eben so wenig die Bewegungen des Feindes, als die Verrätherey seines Generals hatte bemerken können: „Es ist „Zeit,„ sagte er, „zu feuern; deine Artillerie „hat schon Schrecken und Unordnung unter dem „Feinde angerichtet; und deine Gegenwart selbst „wird sie nunmehr vollends in Verwirrung setzen.„

Dara, der auf einem prächtig aufgezäumten Elephanten, und mit dem kayserlichen Schmucke bekleidet saß, dessen Schönheit seinen Glanz noch mehr erhöhete, rückte ganz langsam, an der Spitze seiner auserlesensten Reiterey, die von Zeit zu Zeit ein großes Geschrey machte, gegen Orangzeb an. Orangzeb ließ ihn dicht an sich herankommen, ohne vorzurücken; aber kaum sah er ihn so nahe, daß man ihn treffen konnte, so ließ er seine Reiterey eine Oeffnung machen, und begrüßte ihn mit verschiednen Ladungen aus dem schweren Geschütze. So gleich sah man rings um Dara her eine ungeheure Menge Menschen und Pferde stürzen; dieses Blutbad aber that bey dem Prinzen keine andre Wirkung, als daß es ihn in die Hitze brachte. Er stürzte sich wie ein Wüthender unter die Schwadronen der Rebellen hinein, und ahndete

das Blut seiner Leute durch Ströme von feindlichem Blute. Alles, was ihm im Wege gestanden hatte, war gar geschwind zerstreuet. Er gelangt bis an Orangzebs Batterien, wirft sie über den Haufen, und läßt die portugiesischen Canoniers über die Klinge springen. Es war umsonst, daß Orangzeb an der Spitze seiner auserlesensten Reiterey selbst focht und feuerte. Er wurde mit großem Verluste von Menschen zurückgeschlagen. Immer gewann Dara mehr Terrein. Nunmehr griff Orangzeb zu einem Entschlusse, der seinem Muthe gemäß war. Er ließ seinem Elephanten die Ketten an die Füße legen, die man diesen Thieren immer anzulegen pflegt, wenn man sie zwingen will, kurze Schritte zu machen. Zu nichts sonst entschlossen, als zu sterben oder zu siegen, hob er, wie man sagt, nachdem er sich auf diese Art der Mittel zur Flucht selbst beraubet hatte, seine Augen und Hände gen Himmel, flehte den Beystand desselben mit lauter Stimme an, und vermahnte alle diejenigen, so zu seiner Seite fochten, daß sie, nach seinem Beyspiel, ihr Leben für den Koran lassen sollten, um dessen willen er einzig und allein die Waffen ergriffen hätte. Der Himmel ließ sich, wie die muselmännischen Schriftsteller behaupten, von der Gefahr eines so frommen Prinzen rühren, und wendete das Wetter ab, das über seinem Haupte stürmte. Dara ließ, sagen sie, ohne allen Schein eines vernünftigen Grundes, und bloß von einer höhern Macht geleitet, das Vorhaben fahren, ihn zu tödten oder gefangen zu nehmen, und wendete sich zum Gefecht auf eine andre Seite.

Die wahre Ursache von des Prinzen übereiltem Rückzuge war abermals ein Werk der Treulosigkeit des Calil Cham, der, weil er merkte, daß Dara trotz aller der Fallstricke, die man ihm gelegt hatte, dennoch im Begriffe stand, dem Kriege durch den herrlichsten Sieg mit einmal ein Ende zu machen, zu ihm schickte, und ihm, damit er seinen Raub fahren lassen sollte, sagen ließ, das Glück der Waffen sey ihm an der Stelle, wo Er zu fechten gehabt hätte, zuwider gewesen; Mahamud hätte große Vortheile über ihn davon getragen; itzt eilte er seinem Vater zu Hülfe, und Dara möchte auf seiner Hut seyn, daß ihn die Feinde nicht etwan in die Mitte bekämen. Dara ließ sich betrügen, und eilte dem jungen Prinzen entgegen, der itzt auf ihn zukam, ihm einen schon entschiedenen Sieg aus den Händen zu reißen. Er drang also in seine Schwadronen ein, und schlug sie nach einem großen Blutbade in die Flucht.

Allein man focht nicht auf allen Seiten mit gleicher Tapferkeit, oder mit gleichem Glücke. Auf dem rechten Flügel hatte Calil-Cham, wie gesagt, ohne zu fechten, dem Mahamud auf eine niederträchtige Weise den Sieg gelassen; auf dem linken Flügel hingegen wendete der getreue und tapfre Ramsing einen unglaublichen Eifer an, der auch anfänglich mit dem besten Erfolge begleitet war. Er drang in die Schwadronen des Moradbax ein, und bekam gar bald den Prinzen zu Gesichte, mit dem er so gleich eine

Art

Art von Zweykampf anfieng. Er stieß den Indianer nieder, der den Elephanten führte, auf welchem dieses Haupt der Rebellen focht. Moradbax nahm, ohne zu erschrecken, augenblicklich die Stelle des Indianers ein, führte mit der einen Hand seinen Elephanten, und schoß unterdessen mit der andern unabläßig seine Pfeile nach dem Raja, der wie ganz rasend auf ihn eindrang, und ihn schon dreymal im Gesichte verwundet hatte. Zu allem Unglücke für den indianischen König, giengen ihm mitten in der Hitze dieses Gefechtes seine Pfeile aus. Da er also sieht, daß er seinem Feinde nicht mehr auf diese Art beykommen kann, springt er von seinem Pferde, läuft und wirft sich unter den Bauch des Elephanten, um ihn über den Haufen zu stoßen; aber diese zu hoch getriebene Tapferkeit kostete ihn das Leben. Moradbax, der auf alle seine Bewegungen Achtung gab, stößt ihm einen Wurfspieß in den Leib, und wirft ihn zu Boden; so gleich hebt der Elephant den unglücklichen Indianer mit seinem Rüssel in die Höhe, schlägt ihn mit dem Kopfe wider die Erde, und bringt ihn vollends ums Leben. Bey diesem traurigen Anblicke erheben die Rageputen, statt ihren König zu rächen, ein großes Geschrey vor Bestürzung, und geben die Flucht.

Es war Niemand mehr übrig, der fechten wollte, als Dara; dieser Prinz, der von den Rageputen schon verlassen war, sah auf einmal, daß ihm die drey Corps der feindlichen Armee

über

über den Hals kamen; (denn Mahamud hatte das seinige schon wieder in Ordnung gebracht.) Man griff ihn von der Fronte, und auf den Flanken an; aber überall bot er die Spitze. Moradbax, der hitzigste von den rebellischen Generalen, wurde abgeschlagen, und völlig in die Flucht gejagt; Mahamud hatte das nämliche Schicksal. Orangzeb ward übermannet; er wich auch, und focht nur noch im Weichen. Auf allen Seiten hatte Dara den Sieg gezwungen, sich für ihn zu erklären, als Calil-Cham, der bloß wieder zum Treffen gekommen war, um ihn zu stürzen und seine Treulosigkeiten aufs höchste zu treiben, zu ihm kam: „Es ist geschehen, gnädiger Herr,„ redete er ihn an, indem er ihn mit dem Titel Sieger grüßte; „der „Himmel erklärt sich für Dich, und die erste von „Deinen Heldenthaten verdunkelt alle Heldenthaten Deiner unsterblichen Vorfahren; Deinem Siege die Krone aufzusetzen, ist nichts „mehr zu thun übrig, als daß Du Dich der „Häupter der Rebellen bemächtigest, und sie an „Deinen Triumphwagen fesselst. Steige nur ab „von Deinem Elephanten; setze Dich auf dieses „Pferd, und laß uns den Besiegten nachsetzen, „damit keiner unsern Streichen entkomme.„

Der unvorsichtige Dara nahm diesen Rath um so viel mehr mit Freuden an, je mehr derselbe seiner Rache schmeichelte. Er besteigt ein vortreffliches persianisches Pferd, stürzt sich unter die Feinde, und verbreitet überall Schrecken und Tod;

Tod; aber in eben dem Augenblicke entsteht unter beyden Armeen das Geschrey, daß er getödtet sey. Und weil ihn seine Soldaten, deren Bewegungen er von seinem Elephanten herab durch seine Blicke, Gebärden und Handlungen gelenkt hatte, nicht mehr gewahr werden; messen sie der Nachricht Glauben bey. Sie gerathen in Bestürzung, agiren nur noch ganz läßig, verlieren endlich den Muth, und lassen sich einen entscheidenden Sieg aus den Händen winden. Der Prinz selbst, der ein Augenzeuge von dem Schrecken, der Zerstreuung und Flucht der Seinigen war, sah endlich ein, daß ihn Calil-Cham verrathen hatte. „Setzet dem Verräther nach; rief er in der äußersten Bekümmerniß aus, „und hauet ihn in Stücken.„ Allein es war zu spät. Calil-Cham war seiner Rache bereits entgangen, indem er mit einer starken Schwadron auf die Seite der Rebellen übergetreten war; diese Verstärkung, wozu noch das Entsezzen des Feindes über Dara's vermeyntlichen Tod kam, brachte dem Orangzeb und seinen Leuten neuen Muth bey. Mit einem Worte, der unglückliche Dara wurde nicht durch Tapferkeit, sondern durch Verrätherey überwunden, und blieb fast ganz allein auf dem Schlachtfelde. Er gab endlich den innständigen Bitten seiner Freunde nach, und ritt nach einem zehnstündigen Treffen hinweg, welches eines der schrecklichsten war, die nur jemals in Asien geliefert worden sind. Orangzeb hätte freylich gern durch den Tod oder die Gefangennehmung seines Bruders seinen

nen Sieg vollkommen gemacht; aber der endlich besiegte Prinz zog sich, so schwach auch seine Bedeckung war, doch in so guter Ordnung, und mit so vieler Entschlossenheit zurück, daß man nicht das Herz hatte, ihm nachzusetzen; und überdieß waren die Rebellen dermaaßen ermüdet und entkräftet, daß keiner mehr das Herz oder die Kräfte hatte, zu fechten.

Der unglückliche Sultan ritt itzt fast ganz allein über die nämlichen Ebnen, die er wenige Tage vorher mit seinen Truppen angefüllt gesehen hatte. Er kam gegen neun Uhr des Abends, ganz ermattet von Strapazen, bey dem Thore vor Agra an. Der Schimpf, daß er nunmehr zu einem unglücklichen Vater hingehen, und sich als ein flüchtig gewordener und überwundener Prinz vor ihm sehen lassen sollte, und die Furcht, in der Hauptstadt belagert zu werden, hielten ihn ab, in die Stadt hinein zu reiten. Er verweilte nur so lange, als er Zeit brauchte, an Schach-Jeham und an Begom-Saheb zu schreiben. Seine Briefe waren in solchen rührenden Ausdrücken abgefaßt; er beweinte seine Unglücksfälle mit so viel Gefühl, und schilderte mit so viel Stärke den Undank und die Treulosigkeit des Verräthers ab, der ihm den Sieg aus den Händen gerissen hatte, daß bey Lesung dieser Briefe der Palast von Heulen und Seufzen erschallte. Der Fall eines so innig geliebten Sohnes, die Unglücksfälle des Reichs, das Schicksal, womit dasselbe bedrohet wurde, preßten dem alten Kayser

ser das schmerzlichste Geschrey aus; überall stellte das Serrail ein Bild der Verzweiflung dar. So bald Schach-Jeham wieder zu sich selbst kam, schrieb er den tröstlichsten Brief an seinen Sohn. Er sandte ihm einen Theil von seinen Schätzen zu, und befahl ihm, sich nach Dehly zu verfügen, um daselbst neue Truppen anzuwerben, und den Krieg von neuem anzufangen.

Allein der Gouverneur in der kayserlichen Residenz ließ ihn nicht in die Stadt. Dieser neue Streich der Treulosigkeit gieng Dara'n eben so nahe, als der Verlust der Schlacht. Er nahm also seinen Weg weiter nach den nordlichen Provinzen. Die Abschilderung von seinen Unglücksfällen rührte die Völker; sie gaben ihm auf seinem Wege überall die offenbarsten Beweise von Mitleiden und Zuneigung; allein die Grossen, die er durch seinen Stolz und durch seine Spöttereyen beleidiget hatte, und bey denen er nunmehr um Beystand betteln mußte, ließen sich von seinem Elende nicht rühren. Er kam endlich nach Lahor mit etwan sieben bis acht hundert Pferden, die er von den Trümmern seiner Armee noch mit vieler Mühe wieder zusammen gebracht hatte. Hier nun warb er neue Truppen an, rüstete sich aufs neue zum Kriege, und ließ noch auf keine Weise die Hoffnung sinken, denselben zu seinem Vortheile zu endigen; zumal mit Beyhülfe des Solyman-Schaku, der die schönsten Truppen des Reiches unter seinen Befehlen hatte: allein das Schicksal machte alle seine Anschläge

ge und Hoffnungen zu nichte. Es leitete ihn von einem Abgrunde zu dem andern, bis es ihn endlich auf die schimpflichste Art in die blutgierigen Hände eines treulosen Bruders lieferte.

Unterdessen machte sich Orangzeb seinen Sieg zu Nutze, und erndtete die wichtigsten Vortheile davon ein. So bald sich Dara auf die Flucht gemacht hatte, war er der erste, der in das verlassene, und mit unermeßlichen Schätzen angefüllte Lager der Kayserlichen kam. Die Heucheley, die Arglist, die Verstellung, die schon vorher zu dem glücklichen Ausgange seiner Unternehmungen so viel beygetragen hatten, diese wendete er auch itzt, und mit noch größern Nutzen in der Folge an. Die kayserlichen Gezelte, und die reichste Beute von dem Feinde, nahm er im Namen des Moradbax in Besitz; das Gold und Silber theilte er unter die Soldaten, und verfügte sich sodann mit seinen Vertrauten an den einsamsten Ort des Lagers, wo er einige Zeit im Gebete verweilte; hierauf kam er, voller Demuth im Gesicht und mit dem Koran in der Hand, nach dem Zelte des Moradbax, begrüßte ihn mit dem Titel eines Siegers, und stellte ihm den Calil-Cham vor, durch dessen Verrätherey er den Sieg davon getragen hatte.

„Dem Schutze des Himmels,„ sagte er zu ihm, „der Stärke Deines Arms, gnädiger Herr, „und der Freundschaft des Calil-Cham haben „wir einen so herrlichen Sieg zu verdanken. „Gott hat, durch seine Macht, sein Gesetz geret-

„tet,

„tet, indem er den Geist des Taumels und des „Schreckens unter die Feinde schickte. Du, „gnädiger Herr, hast die Rathschlüsse des Him„mels mit einer unerhörten Tapferkeit ausge„führt, indem Du mit schon entkräfteten Trup„pen eine furchtbare Armee zerstreutest. Laß „den Calil-Cham, der so viel zu Deiner Ehre „gethan hat, Deinen Freund seyn, und ihn unter „Deinen Befehlen commandiren. Ich meines „Theils erwarte nur noch einen dritten Sieg, um „alsdann hinzugehen, und meine Tage in Ein„samkeit und Bußübungen zu beschließen. Dort „will ich über meine Neigungen gebieten, da „Du indessen in ganz Indien die wahre Religion „und die Tugend wirst herrschen lassen.„

Der leichtgläubige Moradbar nahm wirklich den Calil-Cham unter die Zahl seiner Freunde auf, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, und ertheilte ihm den höchsten Rang bey der Armee. Er wußte nicht, daß es ein Verräther war, der gänzlich am Orangzeb hieng, und den man ihm bloß in der Absicht zum Freunde empfohlen, damit er sich zum Herrn über seine Heimlichkeiten machen, und ihn stürzen sollte, wie er den Dara gestürzt hatte. Unterdessen brachte der unermüdete Orangzeb viele Tage und Nächte zu, an die Vicekönige und Statthalter der Provinzen zu schreiben, und sie von dem Siege, den er davon getragen hatte, zu benachrichtigen; und seine Briefe waren allesammt voller Versprechungen, oder voller Drohungen,

nachdem es der Charakter eines jeden von den Beamten, mit welchem er Unterhandlungen anfieng, mit sich brachte; und so erklärten sie sich fast alle für die Parthey, welche das Glück schon gekrönt hatte.

Die Generale aber, deren Desertion dem Orangzeb am angenehmsten war, waren der Raja Jasing und Dalil = Cham, welche die siegreiche Armee aus Bengalen, unter der Anführung des Solyman = Schaku commandirten. An diese hatte er noch vom Schlachtfelde geschrieben, daß er eben itzt einen entscheidenden Sieg davon getragen hätte, und daß Dara gegenwärtig auf der Flucht nach den äußersten Gränzen des Reiches begriffen wäre; und am Ende seiner Briefe ertheilte er ihnen den Befehl, daß sie den Sohn des überwundenen Prinzen entweder ums Leben bringen, oder ihn mit Ketten beladen, zu ihm ins Lager abführen sollten. Jasing hatte es noch nicht verwinden können, daß ihn Dara vormals einen Musikanten gescholten. Was den Dalil = Cham betraf, so war er ein Pataner, leichtsinnig, unbeständig, nach Macht und Geld begierig, und immer bereitwillig, sich demjenigen zu widmen, der ihn am theuersten erkaufen wollte. Diese Leute empfingen also die Befehle des Siegers, als ob sie von ihrem rechtmäßigen Beherrscher kämen, nnd nahmen alle ihre Maaßregeln darnach, daß sich die gesammte Armee für denselben erklären sollte. Jedoch unterstanden sie sich nicht, ihre Hände mit dem Blute des Solyman = Schaku zu besudeln, oder ihn

ihn auch nur in Verhaft zu nehmen; indem sie entweder in ihm Achtung für das Geblüt Tamerlans trugen, oder vielmehr, weil sie in Sorgen stehen mußten, von der Armee in Stücken gehauen zu werden, welche den jungen Prinzen wegen seines Heldenmuthes und anderer guten Eigenschaften verehrte. Sie faßten also den Entschluß, zu ihm in sein Zelt zu gehen, und ihm von den grausamen Befehlen, die sie erhalten hatten, Nachricht zu geben. Solyman-Schaku gerieth über die unerwartete Nachricht von seines Vaters Niederlage und Flucht in die äusserste Bestürzung; aber man ließ ihm keine Zeit, sein Unglück zu beweinen, denn die beyden Generale lagen ihm an, sich mit der Flucht zu retten. Der Prinz reiste demnach, (ohne erst die Gesinnungen einer Armee zu erforschen, die ihm ohne Zweifel sehr geneigt war,) noch in derselbigen Nacht unter tausend Seufzern ab, nahm eine Bedeckung von nur wenig getreuen Freunden zu sich, und flüchtete in die Staaten des Raja von Sirinagar, der sich von dem Strome der Revolution noch nicht hatte hinreißen lassen; aber er kam daselbst fast ganz allein, und seiner Schätze beraubt an. Die Verräther der besten Sache hatten die Verrätherey und Niederträchtigkeit so weit getrieben, daß sie dem unglücklichen Prinzen nachsetzen ließen, und ihn um sein Geld und um sein Gepäcke brachten; welches sie so dann unter sich theilten.

Indem also Verrätherey und Arglist zum Besten der Rebellen stritten, und ihnen sowohl

die Armeen, als auch die besten Plätze des Reiches in die Hände spielten, machten sie selbst Tag vor Tag neue Progressen. Sie erschienen gar bald in dem Angesichte der Hauptstadt, kamen und schlugen ihr Lager zwey tausend Schritt von des Kaysers Gärten auf. Orangzeb, der nun auf nichts mehr bedacht war, als wie er den alten Kayser in die Falle locken wollte, brach alle Feindseligkeiten auf einmal ab, schickte seinen vornehmsten Verschnittenen zu ihm, und ließ sich nach seinem Befinden erkundigen. „Deine Söhne, gnädigster Herr”, sagte der Abgesandte der Prinzen, „haben keineswegs die Waffen wider „ihren Vater und König ergriffen; die falsche „Nachricht von Deinem Tode, und die Tyranney „ihres ältesten Bruders hatten ihren Aufstand „veranlasset. Da Du aber noch lebest, da der „Himmel, von ihren Wünschen und Gelübten gerührt, Dir Deine Gesundheit wiedergegeben „hat; so laß Deinen beyden sieghaften Söhnen „die Gnade wiederfahren, und erlaube ihnen, „daß sie Dir ihre Lorbeern zu Füßen legen, vor „Dich kommen und Deine Befehle empfangen „dürfen. Nunmehr kömmt es Dir zu, zu ur„theilen, was für einen Unterschied Du zwischen „dem besiegten, überall verhaßten, und überall „verbannten Dara, welchen Himmel und Erde „ausgespien haben, und ein Paar Prinzen zu ma„chen habest, die mit Ruhme gekrönt, von dem „Ewigen beschützt sind, und in dem Schooße „des Glücks und des Sieges sich nach keiner Eh„re so sehr sehnen, als Deinen Befehlen zu ge-

„hor-

„horchen." Schach = Jeham nahm dieses Compliment mit einigem Anschein von Freude und Zufriedenheit auf. Er beantwortete dasselbe mit vielem Anstande, und zugleich mit der Mäßigung, die seinen gegenwärtigen Glücksumständen angemessen war. „Gieb meinen Kin„dern", sagte er, „die aufrichtige Versicherung „von meiner noch fortdauernden Liebe; ihr bis„heriger Ungehorsam hat dieselbe noch nicht er„stickt; ich werde jederzeit ihr Vater seyn, so lan„ge sie nur die Ehrfurcht und den Gehorsam, die „sie mir schuldig sind, beobachten. Erst mögen „sie ihrer Armee den Abschied geben, und dann „laß sie hierher kommen, und einen König um „Gnade bitten, der vielleicht berechtigt wäre, sie „zu strafen".

Schach = Jeham's Absicht war, den Orangzeb mit süßen Worten aufzuhalten, und sich zu seinem Sohne Dara in Sicherheit zu begeben; denn es reuete ihn, daß er denselben nicht sogleich auf seiner Flucht begleitet hatte. Nicht etwan, als hätte sich dieser Prinz nicht in Agra wehren können, wenn ihm die Einwohner dieser Stadt sonst hätten beystehen wollen; allein dieses feigherzige Volk, das der Knechtschaft schon gewohnt, und gegen das Schicksal seiner Beherrscher sehr gleichgültig gesinnt war, gab dem Kayser zu verstehen, daß sie ganz und gar nicht Lust hätten, die Beschwerlichkeiten einer Belagerung auszuhalten, oder sich den traurigen Folgen eines unglücklichen Ausganges derselben bloß zu stellen. Ja, es faßte gar bald selbst den Entschluß, die

Thore der Stadt zu öffnen, ohne darüber auf Schach-Jehams Einwilligung zu warten. Da also Orangzeb Meister von Agra wurde, errieth er ohne Mühe die Absichten, warum sich der Kayser auf die Flucht machen wollte. Er verdoppelte demnach seine Bemühungen und seine Wachsamkeit, um sich seinen Raub ja nicht entwischen zu lassen. Er untersagte allen Bürgern bey Lebensstrafe, ohne eine schriftliche Erlaubniß von seiner Hand aus der Stadt zu gehen. Er vertheilte zahlreiche Wachten außen vor, und inwendig in der Stadt; und überdieß mußten verschiedene Mannschaften Reiterey unaufhörlich auf dem freyen Felde herumschwärmen. Schach-Jeham wurde gar bald inne, daß er von allen Seiten eingeschlossen war, und gar nicht Umgang haben konnte, den Rebellen in die Hände zu fallen. Voller Verzweifelung gerieth dieser Prinz auf die Gedanken, es sey ihm nun weiter kein Rettungsmittel übrig, als daß er seine beyden Söhne nach dem Palaste lockte, und sie darinnen mit Dolchen niederstoßen ließe. Er ließ sie also inständig bitten, daß sie zu ihm kommen möchten, damit ihren Zwistigkeiten doch durch eine Unterredung ein Ende gemacht würde. Statt aller Antwort berennte man den Palast förmlich, und fieng an ihn ordentlich zu belagern. Moradbax nahm den Angriff desselben von der Feldseite über sich, indem Mahamud seiner Seits alle Anstalten traf, von der Stadtseite her Sturm zu laufen. Orangzeb begab sich ins Lager, unter dem Vorwande, daß er sich nicht wohl befinde;

finde; in der That aber bloß zu dem Ende, daß das Verhaßte von einem solchen Unternehmen dem Moradbax allein zur Last geleget werden sollte.

Der Kayser wurde gar bald von der Höhe seines Palastes die Bewegungen des Feindes, und die Anstalten zum Sturmlaufen gewahr. Anstatt daß ihn diese Zurüstung hätte im mindestenerschrecken sollen, so schien sie in ihm vielmehr den Heldenmuth und die Geschäfftigkeit, davon er in seiner Jugend so herrliche Proben gegeben hatte, aufs neue zu beleben. Er vertheilte seine Artillerie selbst auf den Mauern, und machte ein erschreckliches Feuer auf die Stadt und das feindliche Lager; allein seine Canonen ruinirten bloß einige Häuser, und der ungestüme Moradbax brachte dieselben durch ein noch stärkeres Feuer bald zum Schweigen. Er hatte seine Approchen bereits bis unter den Grund der Mauer geführt. Der Palast wäre in Staub verwandelt, und der unglückliche Schach-Jeham unter den Ruinen desselben sammt seinen Weibern und Schätzen begraben worden, wofern nicht Orangzeb, dem nunmehr bange wurde, daß ihm ein solcher Vorrath von Reichthümern zu Grunde gehen möchte, einen Herrn vom Stande an den alten Kayser abgeschickt hätte, mit dem Auftrage, ihm zu sagen, es wäre gänzlich wider seinen Willen geschehen, daß man auf solche Art gegen ihn zu Werke gienge; er bäte ihn demnach aufs inständigste, einen ehrerbietigen Besuch von seinem Sohne Mahamud anzunehmen, bis ihm seine

Gesundheitsumstände erlauben würden, ihm selbst persönlich aufzuwarten.

Schach-Jeham ließ sich von dem Kummer und Geschrey seiner Weiber rühren, die ihm zu Füße fielen, und ihn mit Thränen baten, daß er für sein und aller der Unglücklichen Leben sorgen möchte, welche sich bey ihm eingesperrt befänden; er gab also seine Einwilligung, den Besuch seines Enkels anzunehmen, und ließ Geschenke von unschätzbarem Werthe zu rechte setzen, um ihm damit eine angenehme Bewillkommung zu machen. Zugleich zog er seine prächtigsten Kleider an, und setzte sich auf seinen goldnen Thron, wo er die Befehle des Ueberwinders erwartete. Mahamud zeigte sich, mit einem starken Gefolge von Officiers, gar bald vor den Thoren des Palastes. Er arretirte und entwaffnete die Corps-de-Garden, und eilte nach dem Zimmer des Kaysers, indem er unter Weges alles ohne Unterschied, was ihm vor die Augen kam, Soldaten, Officiers, Weiber, Sklaven und Verschnittene über die Klinge springen ließ; endlich erscheint er mit über und über blutigen Händen vor den Augen des Kaysers, seines Großvaters. „Dein Alter", redet er ihn an, „macht „dich zur Regierung untüchtig; um das Licht des „Lebens beneiden wir dich nicht; beschließe nur „Deinen langwierigen Lebenslauf in der Gesell„schaft Deiner Weiber, und in den Gärten die „Du mit so großen Kosten angelegt hast; aber „steige herab von einem Throne, dem du schon „seit so vielen Jahren Schande machst." Auf

diese

diese Worte hörte man ein klägliches Geschrey, mit Drohungen und Verwünschungen untermengt, von Seiten derer, die die Augenzeugen eines so barbarischen Auftritts waren, und die bey dem Anblicke der Gefahr, worinnen sich der Kayser befand, an ihre eigne Gefahr gar nicht dachten; aber der wüthende Mahamud bewies sich ganz fühllos. Er ließ seinen Großvater mit Gewalt vom Throne herunterwerfen, und brachte ihn ohnmächtig und halbtodt in die Zimmer der Gärten, außer der Ringmauer der Festung.

Durch vatermörderische Hände vom Throne gestoßen, zum Gefangenen gemacht, in dem Schooße des Unglücks und der Niedergeschlagenheit, athmete nun Schach = Jeham nichts, als Wuth und Rachgier. Er läßt den jungen Mahamud, von dem ihm solche bittre Beschimpfungen wiederfahren waren, einladen, daß er zu ihm kommen soll; und so weit als er ihn von fern erblickt, läuft er ihm entgegen, wirft sich ihm zu Füßen, und redet ihn mit folgenden Worten an, worinnen der ganze Stolz und die ganze Empfindlichkeit eines beschimpften Königs ausgedrückt sind: „Mein Sohn, Du scheinest „mir des Kayserthums würdiger, als die un„dankbaren Kinder, die mich um dasselbe brin„gen. Agra ist Deiner Macht unterworfen; „Dein Muth hat Dir Freunde und Anhänger „verschaffet. Ich vergebe Dir die Unanstän„digkeiten, die Du gegen mich zu verüben ge„zwungen gewesen bist; ich thue noch mehr, ich

„entsage der Krone, und übertrage sie Dir.
„Fasse den Muth, Dich derselben zu bemächti-
„gen, und räche meine Ehre an einem Tyran-
„nen, der seinem Sohne vielleicht ein noch schreck-
„licheres Schicksal aufgehoben hat, nachdem er
„fähig gewesen ist, seinen Vater vom Throne
„zu stoßen.„ Ein so verführerischer Vorschlag
verblendete den jungen Prinzen; und es vergien-
gen einige Augenblicke, ehe er darauf antwortete.
Da er aber überlegte, daß die Armee dem
Orangzeb gänzlich ergeben war, und er sich in
die unfehlbarste Todesgefahr stürzen würde,
wenn er sich Schach-Jehams Wünschen ge-
mäß bezeigen wollte; so wies er das Anerbieten
des Greises mit Verachtung von sich: und um
allen Verdacht auszulöschen, welchen die Paar
Minuten der Ungewißheit bey den Officiers von
seinem Gefolge hätten erregen können, mißhan-
delte er seinen unglücklichen Großvater, und
zwang ihn, daß er ihm die Schlüssel zur Schatz-
kammer überliefern mußte.

Unterdessen breiteten sich die Nachrichten von
dem barbarischen Verfahren und der Gottlosig-
keit der beyden Brüder in der ganzen Stadt
aus, und erfüllten dieselbe mit Bekümmerniß
und Abscheu. Man seufzte über das Schicksal
aller der unglücklichen Schlachtopfer, welche
Mahamud, ohne alle Noth, gleich bey seinem
ersten Eintritt in den Palast ums Leben gebracht
hatte. Schach-Jeham's Schicksal, der
noch am Rande seines Grabes als ein Missethä-
ter

ter behandelt, und in ein dunkles Gefängniß gesperrt wurde, preßte den Leuten Thränen aus; überall brach ein jeder in Verwünschungen und Drohungen aus, insonderheit wider den Orangzeb, mit dessen Ehrbarkeit und Frömmigkeit man die entsetzlichen Schandthaten, deren er sich von Tage zu Tage schuldig machte, gar nicht zusammen reimen konnte. Mit einem Worte, man war eben im Begriff, einen Aufstand zu machen, als Orangzeb, um allen dergleichen, seiner Ehre so schimpflichen Gerüchten auf einmal ein Ende zu machen, und insonderheit um den Folgen einer Erbitterung Einhalt zu thun, die ihm fürchterlich vorkam, einen erdichteten Brief von dem abgesetzten Kayser an Dara ausbreiten ließ, worinnen er ihn einlud, sich Agra zu nähern; er übergäbe diese gegen ihre Könige so kaltsinnige Stadt seiner Empfindlichkeit, würde ihm aber ein noch angenehmeres Geschenk machen, indem er ihm die Köpfe des Orangzeb und Moradbax überliefern könnte, die ihm eben einen Besuch versprochen hätten; und er habe bereits die unfehlbarsten Maaßregeln genommen, sie für alle die Schandthaten, womit sie sich besudelt hätten, büßen zu lassen, und ihnen das Leben zu nehmen. So augenscheinlich auch die Erdichtung in diesem Briefe war, so that derselbe doch, da er von den Moullahs und Fakirs, welche allemal den Häuptern der Rebellen getreu blieben, im Publico ausgebreitet wurde, die Wirkung, die sich Orangzeb davon versprochen hatte; so daß das Volk, wie es

immer

immer und überall leichtsinnig und unbeständig ist, die Weisheit des Sohnes rühmte, und die Gefangenschaft des Vaters billigte und recht sprach.

Die Prinzen machten sich diese Sinnesänderung des Volkes zu Nutze, und theilten nunmehr die Schätze, die Provinzen und die Armeen des Reiches unter sich. Eine solche Theilung, die der vorgeblichen Uneigennützigkeit Orangzebs so sehr entgegen war, nachdem er sich so oft erkläret hätte, daß er bey dem Kriege und im Siege weiter nichts suchte, als das Heil der Muselmänner, hätte dem Moradbar billig die Augen öffnen sollen; allein dieser Prinz war von den Ehrfurchtsbezeigungen und der Beredtsamkeit eines Bruders, der ihm von Tage zu Tage versprach, daß er ihn ohne Aufschub krönen lassen wollte, dermaaßen verblendet, daß er auch an dem Rande des Abgrundes die Augen nicht aufthat. Ihm lag weiter nichts am Herzen, als die Sorge, wie er dem Kriege wider den Dara ein Ende machen sollte; und schon hatten Er und Orangzeb der Armee Befehl gegeben, sich marschfertig zu halten, um ihn bis an die äußersten Gränzen von Indien zu verfolgen. Die beyden Armeen brachen also von Agra auf, und nahmen den Weg nach Dehly, indem sie an den Ufern des Gemna-Stromes hinab zogen. Nachdem man einige Tage marschiret war, machte man Halte bey einem Marktflecken, Namens Matara, der in der angenehmsten

sten und fruchtbarsten Gegend von Indien liegt. Nahe bey diesem Orte erhebt sich eine prächtige Moschee, die von den ersten Mogolschen Königen erbauet ist. „Hier,„ sagte Orangzeb zu Moradbax, „bey diesem geheiligten Denkmaa-„le der Frömmigkeit unsrer Ahnen, sollst Du „endlich die Früchte des Sieges ganz erndten. „Hier sollst Du endlich aus den Händen des „Oberhauptes den Geistlichkeit den kayserlichen „Turban und Säbel, sammt der Gewalt über „Leben und Tod, über alles, was in Indien „Odem holt, empfangen. Ich meines Theils „behalte mir bloß die Ehre vor, Dir diesen Sä-„bel umzugürten.„ Der Krönungstag ward auf den 5ten Junius (1656) angesetzt; und zum Platze der Cärimonie erwählte man die Ebne, welche der Moschee gleichsam zum Markte dient.

Eine lange Reihe von Gezelten, die mit lauter goldnem Stück bekleidet waren, bildete mitten in der Ebne eine Einfassung, über welcher man prächtige gemalte Tücher erhöhet hatte, die von starken seidenen Seien getragen wurden, durch deren Hülfe die Versammlung vor der Sonnenhitze gesichert werden sollte. Den Tag vor diesem feyerlichen, von dem ehrgeizigen Moradbax so lange gewünschten Tage, gab Orangzeb eine kleine Unbäßlichkeit vor, und ließ seinen Bruder zu sich bitten, damit sie zusammen die Sterndeuter zu Rathe ziehen, und das in Indien so benannte Sahet vornehmen, dieß heißt, forschen könnten, ob der Krönungs-

tag

tag ein glücklicher Tag seyn würde. Es wird bey dieser Gelegenheit nicht undienlich seyn, die Anmerkung zu machen, daß die Könige und Großen im Orient niemals etwas von Wichtigkeit unternehmen, ohne die Sterndeuter vorher zu Rathe zu ziehen, gegen die sie das größte Vertrauen beweisen, und die sie mit Gnadenbezeigungen überhäufen. Diese Betrüger geben vor, daß sie zukünftige Begebenheiten am Himmel, und in gewissen Büchern lesen können, worinnen sie mit einer geheimnißvollen Mine herumblättern, und dabey große Berechnungen anstellen; diese leztre Verrichtung ist es insonderheit, für die so wohl die Indianer, als die Muselmänner eine gleich große Ehrerbietung heegen, und die sie das Sahet nennen.

Moradbax nahm die Einladung seines Bruders mit Vergnügen an. Vergebens suchte ihm Schach-Abas ein Mißtrauen beyzubringen: „Merkest Du nicht, gnädiger Herr,„ sagte der getreue Verschnittene zu ihm, „daß „Orangzeb seine Armee in der Stille und „Ordnung erhält, da indessen die Deinige, mit „Tänzen und Lustbarkeiten beschäfftigt, im „Schooße der Schwelgerey alle militarische „Ordnung und Disciplin vergißt? Dein Lager „ertönt von dem Geräusche der Musik und des „Freudengeschreys, und Dein Bruder trifft in „dem seinigen ganz außerordentliche Anstalten „der Vorsicht; seine Soldaten halten die strengste Wache. Er hält häufige Rathsversamm-

„lungen.

„lungen. Ist es, troß aller seiner Verstellung, „wohl möglich, nicht zu sehen, daß er mit ir„gend einem wichtigen Vorhaben schwanger „geht? Glaube mir auf mein Wort, gnädiger „Herr, die vorgeblichen Zurüstungen zu Deiner „Krönung sind nichts anders, als Fallstricke, „Dich zu stürzen.„

Allein Moradbax war von seiner herannahenden Hoheit dermaßen berauscht, daß er diesen klugen Rath verwarf. Er verließ sein Zelt in Begleitung einer kleinen Anzahl von Generalen und des Schach-Abas, der es, seiner Ahndungen ungeachtet, nicht über sein Herz bringen konnte, seinen Herrn unter dergleichen kritischen Umständen zu verlassen. Kaum hatte der Sultan über einen kleinen Fluß, der die beyden Läger trennte, gesetzt, als ihm Ibrahim-Cham, einer von Orangzebs vornehmsten Generalen, entgegen kam. Dieser Tartar, dem das Unglück zu Herzen gieng, worein sich ein Prinz, der wegen seiner Herzhaftigkeit und Großmuth von den Truppen insgesammt geliebt wurde, zu stürzen im Begriffe war, fiel seinem Pferde in den Zügel: „Wohin, gnädiger Herr,„ fragte er ihn mit einem traurigen und mitleidsvollen Tone? „Welches unselige Gestirn führt „Dich zu Orangzeb?„ — „Ich eile zum „Throne,„ antwortete ihm Moradbax; „je„der Schritt, den ich thue, bringt mich demsel„ben näher, und morgen werde ich die Ehren„zeichen der kayserlichen Würde aus Orang„zebs eignen Händen empfangen.„ Bey diesen

sen Worten, welche die Leichtgläubigkeit und das Vorurtheil des Prinzen so gar deutlich verriethen, läßt Ibrahim den Zügel des Pferdes fahren, und geht mit thränenvollen Augen hinweg. Das Compliment, welches dem blinden Moradbax eine kleine Weile darauf der Casi machte, hätte ihm die Augen vollends öffnen sollen: „Du bist „glücklich hergekommen, gnädiger Herr,„ sagte er zu ihm; „gebe der Himmel, daß Du eben „so glücklich wieder wegkommest!„ Moradbax schien über diese Anrede allerdings etwas stutzig und unruhig zu werden; allein der Anblick vom Orangzeb, der ihm seiner Unbäßlichkeit ungeachtet mit den vornehmsten Häuptern seiner Armee entgegen kam, hinderte ihn, dem Casi eine Antwort zu geben. Die Achtungsbezeigungen und Demüthigungen des vermeyntlichen Fakirs, der sich, so bald er ihn von weitem erblickte, vor ihm auf die Erde niederwarf, beruhigten ihn. Man muß auch niemals eine zärtlichere Zusammenkunft gesehen haben. Orangzeb, der sich in der Vorstellung seiner Rolle bis ans Ende gleich bleiben wollte, hatte sich noch niemals so gefällig bezeiget. Er nahm den Moradbax bey der Hand, führte ihn in ein prächtiges Gezelt, und setzte ihn auf einen Thron, neben welchem er sich auf einen niedrigen Stuhl setzte. Er war immer beschäfftigt, die Fliegen wegzujagen, die ihm beschwerlich fielen, und ihm den Schweiß, der von seinem Gesichte tröpfelte, abzuwischen. Es sind keine Liebkosungen, keine Freundschaftsbezeugungen, keine Achtung und

und Zärtlichkeit auszudenken, die er nicht angewendet hätte, sein Schlachtopfer am Rande des Abgrundes einzuschläfern. Währender Zeit, daß Moradbax in dem Rausche der Freuden und der Hoffnung zwischen den Aermen der Bosheit und Verrätherey schlummerte, richtete man ihm ein Bad von Rosenwasser, und ein prächtiges Gastmahl zu. Die beyden Brüder setzen sich an eine Tafel allein; und damit ein solcher glänzender Tag sich vor andern Tagen desto mehr ausnehmen sollte, ließ der strenge Orangzeb, zum ersten mal in seinem Leben, Wein einschenken. Moradbax trank etwas zu unmäßig, und wurde gar bald so trunken, daß er in einen tiefen Schlaf sank. Sein Verschnittener, der allein noch bey ihm geblieben war, brachte ihn von der Tafel in ein benachbartes Zelt, damit er desto bequemer ruhen könnte, und setzte sich zu ihm an den Fuß seines Bettes. Der getreue Verschnittene war so unruhig, so sorgenvoll, und hatte sein Herz so voll von traurigen Ahndungen, daß er kein Auge zuthun konnte. Es währte auch nicht lange, so sieht er den Orangzeb mit einem seiner Enkel, einem Kinde von fünf bis sechs Jahren, ins Zelt kommen. Der Prinz giebt dem Kinde ein Zeichen mit der Hand, daß es stille seyn soll, nicht anders, als wäre er willens, dem schlafenden Prinzen einen spaßhaften Streich zu spielen. Hierauf tritt er an das Bette, und verspricht seinem Enkel einige kostbare Spielsachen, wenn er dem Prinzen seinen Säbel und Dolch wegmausen könnte, ohne ihn aufzu-

aufzuwecken. Der Knabe that dieses mit ziemlicher Fertigkeit, und trug seines Onkels Gewehr in ein benachbartes Zelt. In demselben Augenblicke treten sechs starke und handfeste Soldaten von Orangzebs Leibwacht mit silbernen Ketten herein, und wecken den Moradbax durch die Bewegungen auf, die sie machen. Der bestürzte Prinz sucht vergebens nach seinem Säbel; und da er ihn nicht findet, erhebt er ein klägliches Geschrey. „Machet ihn fest,„ rufte der Heuchler Orangzeb; „leget ihn an Ketten, diesen Uebertreter des Gesetzes, der sich durch seine Unmäßigkeit des Thrones unwürdig gemacht „hat.„ Moradbax giebt ihm einen Blick voller Verachtung und Unwillen, und antwortet ihm weiter nichts, als die wenigen Worte: „Sind das die Eidschwüre, die du mir auf den „Koran gethan hast?„ Orangzeb hielt ihm mit der Hand den Mund zu, damit er nicht mehr reden sollte; und so gleich setzt man ihn auf einen Elephanten, der schon an dem Eingange wartete, und bringt ihn fort nach dem Schlosse Gouäleor, da man indessen seinen Verschnittenen den Weg nach der Citadelle in Agra nehmen läßt.

Orangzeb hatte seine Maaßregeln so künstlich genommen, und es wurden dieselben so geheim betrieben, daß sich in allen beyden Lägern keine Seele der Katastrophe des Moradbax versah. Die Lustbarkeit dauerte die ganze Nacht fort; die Zelter blieben erleuchtet; die Musiken

und

und die Kunstfeuer ließen sich von allen Seiten hören; die Officiers und Soldaten waren unter einander vermenget, und schwärmten und schwelgten bis zum Anbruche des lichten Morgens, da sie dem ertheilten Befehle gemäß, sich in dem zubereiteten Kraise zu dem Triumphe des Moradbax versammelten; keiner von ihnen war im Gewehr, außer einige Schwadronen Orangzebs, die seine auserlesensten Truppen ausmachten, und die den Krais umringten, ohne daß dabey eine Absicht vorzuwalten schien. Die Soldaten des Moradbax, welche einzig und allein mit dem Glanze der Cärimonie beschäfftiget waren, warteten voller Ungeduld auf die Erscheinung ihres Prinzen und Generals, um ihn zum Kayser auszurufen. Allein wie bestürzt wurden sie nicht, da sie an statt des Moradbax, den Orangzeb im völligen Pomp der unumschränkten Gewalt herankommen, und auf den Thron steigen sehen, der seinem unglücklichen Bruder bestimmt war! Auf einmal erschallen tausend Stimmen in der Luft; man schreyt von allen Seiten: Es lebe der fromme, es lebe der große Kayser Orangzeb! Die Soldaten des Moradbax werfen ihre Augen nach allen Seiten herum: und weil sie sich umringet sehen, folgen sie dem Beyspiel ihrer Generale, die sich, von Orangzebs Golde verführt, oder auch von der fürchterlichen Gestalt seiner Macht erschreckt, ihm zu Füßen geworfen hatten. Unter mehr als vierzig tausend Menschen, die sich eine Ehre daraus gemacht hatten,

daß sie dem Glücke und der Person des Moradbax ergeben gewesen, war doch nicht ein einziger, der das Herz gehabt hätte, seine Stimme zu dem Besten des unterdrückten Prinzen zu erheben, oder nur zu fragen, wo er hingekommen wäre. Auf diese Art leiteten Intriguen, Arglist und Verbrechen den vermeynten Fakir, der sich in der Welt nach nichts sehnte, als zu den Füßen des Grabes Mahomets im Frieden zu sterben, zum Throne von Indien.

Allein er mußte noch mancherley Widerwärtigkeiten erfahren, und gerieth noch in große Gefahren, ehe er die Früchte seiner Verbrechen in Ruhe genießen konnte. Dara war noch am Leben. Das Unglück hatte diesen Prinzen gebessert, und er erkannte seine Fehler; die Völker hatten ihre Freude an seinem Heldenmuthe, an seinen Talenten und andern guten Eigenschaften, und wendeten ihm unvermerkt ihre Zuneigung und Aufmerksamkeit zu. In Lahor hatte er bereits eine Armee von vierzig tausend Mann zusammen gebracht; und von Tage zu Tage erwartete er neue Truppen. Es ist wahr, es fehlte ihm an erfahrnen Generalen; aber die Erfahrung, die er sich in seinem ersten Feldzuge erworben hatte, sein Fleiß, seine Einsicht, seine Geschäfftigkeit setzten ihn in den Stand, seine Armee selbst mit gutem Erfolg anzuführen. Vielleicht hätte er mit dem Beystande, zu dem er sich von einem Haufen Franzosen, Engländern, Holländern und Portugiesen Hoffnung machte,

machte, (welche er in seine Dienste gezogen, indem er ihnen versprochen hatte, sie zur Würde der Omrhas zu erheben,) dem Glücke seines Bruders die Waage halten können; vielleicht wäre Dara, wenn es auf weiter nichts angekommen, als zu fechten und zu siegen, noch zur Regierung gelanget: aber so war es Treulosigkeit und Verrätherey, gottlose und grausame Waffen, die in Orangzebs Händen allemal sieghaft blieben, und wider die er zu kämpfen hatte; und dem Prinzen Dara fehlte es an genugsamer Hinterlist, die dunkle und finstre Politik seines Nebenbuhlers zu schanden zu machen.

Er erfuhr gar bald, daß Orangzeb, nachdem er sich mit dem Raube des Moradbax bereichert, und mit den Truppen dieses unglücklichen Prinzen verstärket hatte, mit forcirten Märschen gegen ihn anrückte. Ob sich nun gleich Dara noch nicht im Stande befand, gegen Truppen, die den seinigen so wohl in der Menge, als ihrer Siege wegen, schon überlegen waren, das freye Feld zu behaupten; so weigerte er sich doch, dem Rathe dererjenigen zu folgen, die ihn überreden wollten, sich nach den entferntesten Provinzen zurück zu ziehen. Er faßte den Entschluß, das Königreich Lahor zu behaupten, und dasselbe zum Kriegstheater zu machen, bis etwan irgend ein neuer Vorfall den Orangzeb zum Rückzuge zwingen würde. Er besetzte demnach den Fluß Bear mit einem zahlreichen Corps Reiterey unter der Anführung des Daût-Cham,

eines beherzten und getreuen Mannes. Orangzeb rückte an, und wollte den Uebergang erzwingen; aber das entschloßne Verhalten des Feindes jagte ihm ein Schrecken ein. Weil er nun in Sorgen gerieth, den besten Theil seiner Armee in einem Treffen zu verlieren, worinnen er die größten Hindernisse zu überwinden hatte; so ließ er dem Daût-Cham unermeßliche Summen anbieten, um ihn auf seine Seite zu bringen: der General aber blieb unbeweglich bey seiner Pflicht. Nunmehr faßte Orangzeb den Anschlag, ihn selbst bey Dara verdächtig zu machen. Er streute bis nach Lahor Briefe aus, die von Daût-Chams Hand geschrieben zu seyn schienen, und in denen dieser Omrha dem Orangzeb das Versprechen that, ihm gegen eine ansehnliche Summe freyen Uebergang zu verstatten. Dara, dessen Gemüthsart von Natur zur Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit und Großmuth geneigt gewesen, der unglückliche Dara war seit seinen erlittenen Unglücksfällen mißtrauisch und argwöhnisch geworden. Die Treulosigkeit einiger Bösewichter, denen er sein Vertrauen zugewendet, hatte ihn gegen alle Menschen ungerecht gemacht; er maß also, ohne die Sache gehörig zu untersuchen, unglücklicher Weise dem erdichteten Briefe Glauben bey, und nahm den getreuen Daût-Cham von einem Posten weg, wo er der ganzen Macht der Feinde Troß bot. Derjenige, dem er nunmehr an Daût-Chams Stelle, welcher in Ungnade fiel und weggejagt wurde, die Ver-

theidi-

theidigung des Bear auftrug, ließ dem Feinde aus Feigherzigkeit, oder aus Verrätherey freyen Weg über den Fluß.

Orangzeb rückte gar bald nach Lahor vor, indem er auf seinem Wege überall Schrecken und Verwüstung verbreitete. Auf diese unerwartete Nachricht läuft Daras Armee aus einander, und verläßt ihr unglückliches Oberhaupt; der Abfall war so allgemein, daß Dara nicht sechs hundert Mann übrig behielt. Nunmehr war dieser Prinz selbst weiter auf nichts bedacht, als sich nach Persien in Sicherheit zu begeben; aber kaum war er mit seinen wenigen Leuten einige Tage marschiret, so bekam er die Nachricht, es hätten die Statthalter zu Multan und zu Cabul, (ein Paar Provinzen, durch die er auf seiner Reise den Weg nehmen mußte,) dem Orangzeb das Versprechen gethan, ihn todt oder lebendig an ihn auszuliefern. Uebermannt, verrathen auf allen Seiten, wußte der unglückliche Sultan gar nicht, was er machen sollte; er irrte hier und dar in Wüsten herum, litt Mangel an Wasser und Lebensmitteln, und hatte Tag vor Tag das Leidwesen, einige von den Gefehrten seiner Flucht und seines Elendes umkommen zu sehen. In dieser beweinenswürdigen Noth ließ ihm jedoch das Glück einige Stralen der Hoffnung und der Rettung aufgehen. Ein Verschnittener, der in der kleinen Festung Bakar, die am Syndi-Strome liegt, Gouverneur war, ließ sich die Unglücksfälle des Reichserben zu

Herzen gehen, schickte zu ihm, und ließ ihm eine Freystatt in seinem Platze anbieten. Dara machte sich sogleich auf den Weg, und gelangte nach Bakar, wo er einige Tage ausruhte; allein die Furcht, von seinem Bruder daselbst belagert zu werden, bewog ihn gar bald, diese Freystatt wieder zu verlassen. Er reiste demnach mit seinen Weibern und Kindern ab, und erreichte glücklich den Indus-Strom, auf welchem er herabfuhr und endlich, nach einem langwierigen Marsch und unbeschreiblichen Strapazen, in dem Königreiche Guzurate anlangte, wo er sich so lange verborgen hielt, bis er Gelegenheit fände, sich zur See nach Ormus in Sicherheit zu begeben. Aber die mancherley Vorfälle, die sich in dem Schooße des Reiches ereigneten, und die sinnlichen Merkmaale der Zuneigung, die er bey den Völkern dieser Provinz genoß, nachdem er sich daselbst zu erkennen gegeben hatte, brachten ihm wieder andre Anschläge in dem Kopf. Er versuchte das Glück der Waffen noch einmal, und brachte es wirklich dahin, daß er wiederum Truppen auf die Beine stellte, welche zahlreich genug waren, seinem Nebenbuhler ein Schrecken einzujagen.

Der Gouverneur zu Bakar, welchem Dara seine Rettung zu danken hatte, schickte sich unterdessen an, dem Sieger Aufenthalt zu verursachen. Orangzeb, der dem flüchtigen Dara überall auf den Fersen folgte, war bereits in Multan eingerückt. Erbittert über die Hartnäckigkeit des

Verschnit-

Verschnittenen, der ihn mitten in dem Laufe seiner Siege aufhielt, traf er alle Anstalten, die kleine Festung Bakar zu belagern, als ihn ein unerwarteter Vorfall, der aber die wichtigsten Folgen nach sich zog, auf einmal nöthigte, seine Unternehmung fahren zu lassen, und in aller Geschwindigkeit nach Agra zurückzukehren.

Sujah, der unter allen Söhnen Schach-Jehams, wie wir oben erwähnten, das Panier der Empörung zuerst aufgeworfen, war, nachdem ihn Solyman-Schaku überwunden hatte, nach Bengalen geflüchtet. Der Abfall der siegenden Armee, die sich auf eine niederträchtige Art an den Orangzeb ergab, und Solymans Flucht hatten ihn nunmehr wieder zu Odem kommen lassen. Dieser geschäfftige und unermüdete Prinz hatte gar bald wieder eine Armee an sich gezogen, an deren Spitze er nach Agra vorrückte; und zwar nicht mehr, wie er sich itzt erklärte, in der Absicht, sich des Thrones zu bemeistern, sondern um seinen Vater, und seinen Bruder Moradbax aus der Gefangenschaft zu befreyen, worinnen sie der Usurpator hielt. Die Umstände waren für Sujahn vortheilhaft; die Armee, die man abgeschickt hatte, ihn zu verfolgen, war sowohl durch die Detaschements, die man davon genommen, als auch durch Krankheiten geschwächt worden, und befand sich nicht im Stande, ihm zu widerstehen. Orangzeb selbst war mit seiner hauptsächlichsten Macht an den äußersten Gränzen von Indien beschäfftigt. Die in-

dianischen Rajas, die den großen andächtigen Eifer des Usurpators für den Alkoran nicht anders, als mit Betrübniß ansahen, befürchteten an ihm einen Tyrannen und Verfolger zu bekommen. Die heimlichen Freunde Schach-Jeham's, der Prinzen Dara und Moradbar, waren bereit, sich wider den Urheber der Kränkungen des Kayserlichen Hauses zu empören; kurz, es schien nichts so schwankend und unsicher zu seyn, als die Krone auf Orangzebs Haupte.

Als nun Orangzeb die Nachricht von den Progressen eines Feindes erhielt, den er schon für ganz ohnmächtig und völlig geschlagen gehalten hatte; so gerieth er darüber in die äußerste Bestürzung und Verlegenheit. Es mußte ihm eben so viel daran gelegen seyn, daß er dem Sujah den Vorsprung abgewinnen möchte, als daß ihm Dara nicht entwischen könnte, dessen Muth und Hülfsmittel in seinen Augen immer furchtbar genug blieben; aber er faßte gar bald den klügsten Entschluß. Er theilte seine zahlreiche Armee in zwey Corps, wovon das beträchtlichste vor der Festung Bakar im Lager blieb; und der General, dem er das Commando über dieses Corps anvertraute, bekam den Befehl, die Belagerung eifrig zu betreiben, und nach geschehener Einnahme der Festung, dem Dara nachzusetzen, bis er ihn gefangen, oder aus Indien verjaget haben würde. Er selbst für seinen Theil, brach indessen mit dem andern Corps auf, das aus lauter Reiterey bestand, um dem

Sujah

Sujah entgegen zu gehen; und der Marsch gieng Tag und Nacht fort.

Allein die größte Gefahr, die ihm noch in diesem Kriege begegnet war, erwartete ihn auf diesem Wege. Der Raja Jasing, der ihm die Armee aus Bengalen, nicht sowohl in freundschaftlicher Meynung, als vielmehr aus einer Regung der Furcht und des Schreckens in die Hände geliefert hatte, rückte auf dem nämlichen Wege mit zehn tausend Rageputen an, die ihm Orangzeb, zu ihm zu bringen, befohlen. Jasing wunderte sich nicht wenig, zu hören, daß Orangzeb mit einer schwachen Begleitung zurückmarschirte, indem er bloß mit seiner Leibwache allein ausgerückt war; er dachte nicht anders, als Orangzeb müsse unfehlbar geschlagen seyn, daß er auch einmal die Flucht nähme. Der Gedanke von dieser vermeynten Niederlage des Usurpators, gab ihm also itzt ganz etwas andres ein, als daß er zu ihm stoßen, und unter ihm dienen sollte. Er faßte den Entschluß, über ihn herzufallen und ihn nieder zu machen, sich sodann nach Agra zu verfügen, und daselbst den Schach-Jeham aus seiner Gefangenschaft zu befreyen, und ihm die Krone wieder aufzusetzen. Orangzeb, nach dessen Gedanken sich der Raja noch zu Dehly befand, gerieth in das Lager dieses Fürsten, ohne es inne zu werden, und hatte eben nicht mehr als zehn bis zwölf Mann bey sich. So bald Orangzeb die Rageputen mit stolzer und drohender Mine unter dem Gewehr erblickte,

erblickte, errieth er augenblicklich die Absichten des Raja; aber die Gefahr brachte ihn nicht aus seiner Fassung, und er wußte sich mit vieler Gegenwart des Geistes herauszuwickeln. Nachdem er durch das Lager der Indianer geritten ist, ohne das mindeste Zeichen einiger Furcht oder Bestürzung blicken zu lassen, gelangt er an den Ort, wo ihn der Raja unter einer Bedeckung von seinen auserlesensten Truppen erwartete: und da er leicht eingesehen hatte, daß der Indianer auf einen so kühnen Entschluß gegen ihn nicht anders gekommen seyn konnte, als weil er ihn für geschlagen hielt; so redete er ihn gleich mit folgenden Worten an, indem er ihm ein Halsband von den prächtigsten Perlen um den Hals legte: „Prinz, ich bringe Dir selber die Nachricht, „daß unser gemeinschaftlicher Feind auf der Flucht „ist. Dara ist nach dem Königreiche Guzurate „entflohen, um dem Tode zu entgehen. Ich habe bloß deßwegen aufgehört, diesem unglücklichen Menschen, der meines Zornes nicht mehr „werth ist, weiter nachzusetzen, weil ich einen „andern Rebellen zu züchtigen habe. Sujah, „den Du mit Deiner Tapferkeit schon besieget „hattest, untersteht sich, mich itzt anzugreifen. „Ich bin eben im Begriffe, ihn seine Kühnheit „büßen zu lassen; nimm Du nur unterdessen mit „Deinen braven Leuten den Weg nach Lahor; „ich vertraue meine Autorität in diesem Königreiche Deinen Händen an." Diese Anrede, die er als König an den Raja that, hielt seinen Arm zurück. Der Raja beugte sich vor Orangzeb,

zeb, dankte ihm, und brach auf. Also fiel der Indianer binnen weniger als zwo Stunden, zweymal aus einer Extremität in die andre. Seltsame Wirkung des Leichtsinnes, der den Charakter seiner Nation ausmacht! Vielleicht trug aber auch der Gedanke, daß er doch nur seinem persönlichen Feinde Dara den allerwichtigsten Dienst leisten würde, wenn er den Usurpator aufopferte, nicht wenig bey, ihm andre Gesinnungen einzuflößen.

Dem sey jedoch, wie ihm wolle; genug, Orangzeb gelangte in völliger Sicherheit nach Agra; seine Gegenwart zerstreute die Parteyen, die sich zur Rettung des unglücklichen Schach-Jeham's zusammen gerottet hatten; und er befand sich gar bald im Stande, mit der Armee, die unter der Anführung seines Sohnes Mahamud in der Nachbarschaft der Hauptstadt stehen geblieben war, aufzubrechen. Sujah, der sich zu Elabas befand, hatte unterdessen vernommen, daß Orangzeb mit forcirten Märschen, in Begleitung einer überlegnen Macht, und in der Absicht herbeyeilte, ihn niederzudrücken; und faßte den Entschluß, sich auf einem unvergleichlichen Posten, der überall mit Bergen und Wäldern umgeben war und an einem weitläuftigen Teiche lag, zu verschanzen. Man konnte ihm gar nicht anders beykommen, als über eine lange Ebne, der es an Wasser, an Bäumen und an Wiesen gebrach. Er machte sich Hoffnung, daß sich Orangzeb mit ohnmächtigen und vergebli-

chen Bestrebungen, ihn aus seinem Lager zu vertreiben, selbst verzehren, und daß seine Armee entweder im Gefecht, oder auch ohne Gefecht, durch die Schwierigkeit Lebensmittel und Wasser zu finden, zu Grunde gehen sollte. Umsonst wendete Orangzeb allerhand Kriegslisten an, seinen Bruder zu einer Schlacht herauszulocken. Sujah blieb unbeweglich in seiner Verschanzung stehen. Nunmehr versuchte Orangzeb die Wege der Verrätherey; allein er konnte unter der Armee des Vice-Königs von Bengalen keinen Verräther finden. So klüglich hatte dieser Prinz seine Freunde und seine Officiers ausgesucht. Unterdessen brachte der Mangel an Fütterung, an Lebensmitteln, und insonderheit an Wasser, (denn der Feldzug geschah in der größten Sommerhitze,) den Orangzeb in die verzweifeltsten Umstände. Er war gezwungen, das Wasser aus dem Ganges-Strom, über sechs Meilen weit von seinem Lager, mit unglaublichen Beschwerlichkeiten herbeyschaffen zu lassen; und doch konnte er damit nicht hindern, daß sich nicht Krankheiten unter seiner Armee ausgebreitet hätten. Zu dieser Geissel gesellte sich noch das Unglück der Desertion; Muth und Zutrauen fielen in Orangzebs Seele dahin, und er erblickte sich bereits am Rande seines Verderbens.

Aber das Glück wurde niemals müde, für ihn zu streiten. Der bekannte Emir Jemla, welcher der erste Urheber von Orangzebs Größe gewesen war, indem er ihm die Armee im Visapour

in

in die Hände geliefert hatte, wurde sein Erretter. Wir haben ihn oben im Gefängnisse zu Oremgabad verlassen, wo er sich selber einsperren ließ, um den Hof wegen seines geheimen Verständnisses mit Orangzeb desto sichrer zu hintergehen. So bald er erfahren hatte, daß sein Freund durch seine Siege Beherrscher von Agra, und Meister über Schach=Jeham geworden wäre, und daß sich seine Weiber und Kinder in Sicherheit befänden; verließ er sein vorgebliches Gefängniß, und brachte eine Armee zusammen, an deren Spitze er zu Orangzeb eilte und sich mit ihm vereinigte. Man kann sich nicht vorstellen, mit was für Freudensbezeigungen er von den Prinzen und der gesammten Armee empfangen wurde; die Person dieses großen Mannes war, unter den gegenwärtigen Umständen, allein so viel werth, als eine ganze Armee. In der That, so bald er gesehen hatte, wie nachtheilig Orangzebs Stellung wäre, und wie sehr die Truppen, die er ihm zugeführt brachte, bloß zum Aushungern der Armee dienen würden, wenn sich diese Armee nur noch eine kleine Zeit in dem Lager halten wollte; so ertheilte er einen Rath, der seines höhern Geistes würdig war. Man rufte auf Befehl des Sultans im Lager aus, daß sich ein jeder auf den folgenden Morgen fertig halten sollte, das Lager abzubrechen; und zu gleicher Zeit ließ man das Gepäcke, und einige Stücken von der Artillerie den Weg nach Agra antreten. Man kann leicht erachten, daß Sujah durch seine Spionen gar bald von den

Bewe=

Bewegungen des Feindes benachrichtiget wurde; auch schickte er, um der Sache desto gewisser zu werden, seine Reiterhaufen auf Kundschaft aus. Sie berichteten ihm bey ihrer Wiederkunft, es wäre auf der Straße nach Agra alles voller Truppen und Gepäcke, und, wie es schiene, flüchteten die Feinde in ziemlicher Unordnung. So rasch und hitzig auch Sujah sonst war; so mäßigte er doch dießmal seine Hitze, und versparte die Mühe, seinem Bruder nachzusetzen, bis auf den folgenden Tag. Mit Anbruche des Tages schickte er einige Reiterey fort, mit dem Feinde zu scharmuziren und ihn aufzuhalten; aber sein kleines Detaschement wurde herzhaft bewillkommet und zurückgeschlagen. Nunmehr brach Sujah mit seiner sämmtlichen Armee aus seinem Lager auf, seine Reiter zu unterstützen; und dieses war ein unersetzliches Versehen. In der That zeigte sich Orangzeb gar bald mit seiner Armee, die erst itzt aus dem Lager, welches man für schon völlig verlassen gehalten hatte, defilirte; denn die vorgebliche Retirade, zu welcher er den Abend vorher die Befehle ertheilet hatte, war weiter nichts gewesen, als ein Kunstgriff, den Feind aus seinem Lager zu locken, und sich mit ihm im freyen Felde herumzuschlagen. Sobald Sujah diese Armee erblickte, ward er seinen Fehler inne. Er erschrak zwar darüber, ließ aber doch den Muth nicht sinken. Er beschäfftigte sich in der Eile, seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen, und sich alle Vortheile zu Nutze zu machen, welche ihm die Lage

der

der Gegenden verstatten wollte. Es währte eine lange Weile, ehe das Treffen seinen Anfang nahm; denn die Mogoln sind nur selten zu plötzlichen und ungestümen Angriffen geneigt. Sie wollen Zeit haben, einander kennen zu lernen, wann sie einander zu Gesichte bekommen: aber wann sie endlich einmal in einem Treffen begriffen sind, dann fechten sie mit mehrerer Herzhaftigkeit, als ihr Verhalten vorher zu versprechen schien.

Der Raja Jaconts-sing, der von Orangzeb und Moradbax schon vormals überwunden worden war, hatte seine Truppen zusammengezogen, und mit einem starken Corps von Reiterey den Marsch angetreten, ohne recht eigentlich entschlossen zu seyn, welcher von beyden Parteyen er beytreten wollte. Als er nun bey dem Felde anlangte, wo die beyden Armeen in Schlachtordnung standen, und erfuhr, daß das Gepäcke Orangzebs mit einer mittelmäßigen Bedeckung auf dem Wege nach Agra begriffen wäre, ließ er sich von der Hoffnung zu einer guten Beute determiniren. Er überfällt die Bedeckung, nimmt die Schätze hinweg, und verbreitet das Schrecken unter der Armee des Usurpators.

Sobald Sujah diese Bewegungen inne worden war, meynte er, nunmehr sey es Zeit, das Treffen anzufangen. Man setzte sich also auf beyden Seiten in Bewegung; die beyden Brüder, welche beyderseits auf ihren Elephanten sitzen, begegnen einander, fallen mit der größten

Wuth über einander her, und verschießen alle ihre Pfeile. Der Führer von Orangzebs Elephanten fällt todt nieder; der Prinz führt ihn also selbst mit einer Hand, und mit der andern fuhr er fort sich zu wehren. Sujah schöpft hierüber neuen Muth, dringt gegen seinen Feind ein, und verfolgt ihn. Der Elephant erschrickt und weicht zurück. Orangzeb, der die Gefahr eines augenblicklichen Todes vor Augen sieht und davor schaudert, hebt schon den einen Fuß aus seinem Sattel, und will herunterspringen. Jemla, der ihm zur Seite focht, wurde sein Vorhaben gewahr: und da er fest glaubte, daß seine Flucht dem Sujah den Sieg in die Hände geben würde; so rief er ihm zu: „Orangzeb, denke an „deine Siege; hier mußt du siegen, oder ster„ben". Mit diesen Worten stürzte er augenblicklich dem Feinde entgegen, und hielt ihn so lange auf, bis Orangzeb Zeit gehabt hatte, sich wieder in Positur zu setzen. Unterdessen warf der ungestüme Sujah alle Hindernisse, die man ihm entgegen stellte, über den Haufen. Er hatte schon vieles Terrein gewonnen; er sah schon die feindliche Armee auf allen Seiten nachgeben, als sein Elephant, den er mit mehr Muth, als Klugheit anspornte, einen schweren Fall in einen breiten Graben that, dessen Oberfläche bloß mit hin und her zerstreueten Zweigen, und ein wenig Sande bedeckt war; eine Grube, die der listige Orangzeb ausdrücklich hatte graben lassen, um seinen Bruder, falls derselbe die Oberhand über ihn behielte, hineinzulocken. Nunmehr

mehr war keine Möglichkeit, daß Sujah seinen Elephanten wieder in Freyheit hätte setzen können. Er sah sich also genöthigt, zu dem nämlichen Mittel zu greifen, welches den Dara in der letzten Schlacht um seinen Sieg gebracht hatte, dieß heißt, zu Pferde zu fechten. Allein sobald ihn seine Truppen nicht mehr sahen, hielten sie ihn für todt. Furcht und Schrecken bemeistern sich des Corps, welches zu Sujahs Seiten focht, und verbreiten sich unter der ganzen Armee, die nun auf einmal die Flucht giebt, und sich einen zuverläßigen Sieg aus den Händen gehen läßt. Der unglückliche Sujah wurde von den Fliehenden, die er vergebens wieder zusammenzubringen suchte, mit fortgerissen, und konnte mit großer Schwierigkeit kaum noch nach Elbas kommen.

Unterdessen hatte sich die Nachricht, daß Orangzeb geschlagen sey, schon in ganz Agra ausgebreitet; einige Soldaten, die ihn vor seinem Bruder hatten die Flucht geben, und schon im Begriffe gesehen, von seinem Elephanten zu springen, hatten auf ihrer Flucht die Nachricht ausgestreuet, es wäre alles verloren. Jascont-sing, der sich des Gepäckes des Orangzebs bereits bemeistert hatte, maß diesem Gerüchte Glauben bey; und anstatt das Seinige zur gänzlichen Unterdrückung des Usurpators vollends beyzutragen, eilte er nur, nach Agra zu kommen, um Schach-Jehams Ketten zu zerbrechen und sein Möglichstes zu thun, daß sich Sujah, dessen Feind er nicht weniger war, als des Orangzebs,

zebs, nicht etwa der Krone bemächtigen sollte: allein der Raub, mit dem er sich beladen hatte, hinderte ihn, die möglichste Geschwindigkeit anzuwenden; und der unermüdete Orangzeb hatte gerade noch Zeit, ihm zuvor zu kommen. Denn weil er leicht einsah, wie nachtheilig ihm eine falsche Nachricht von seinem Unglücke werden könnte; so brach er noch in der Nacht nach dem Treffen, mit einem Theile der siegenden Armee, nach Agra auf; nachdem er dem Jemla Befehl ertheilet, dem Besiegten nachzusetzen, ohne ihm einen Augenblick Ruhe zu gönnen; wobey er ihm zugleich, um seinen Muth desto mehr zu beleben, die Vice-Königstelle von Bengalen, als einen Raub von dem überwundenen Feinde, zugestanden hatte. Orangzebs Erscheinung in Agra machte sogleich, daß alle Hoffnungen der Freunde Schach-Jehams verschwanden. Der Raja Jaconts-sing entfloh nach seinen Staaten, wo er sich schämte und ärgerte, daß er sich den Vorsprung hatte abgewinnen lassen.

Weil sich Sujah gegen die siegenden Truppen, welche Jemla wider ihn brauchte, in Elabas nicht halten konnte, verließ er diese Freystadt, und flüchtete an den Ganges, von einem Orte zum andern, weil man ihm beständig mit der größten Hitze nachsetzte. Nach vielen langwierigen Märschen erreichte er endlich einen unzugänglichen Posten in Bengalen, wo er die Trümmern von seiner Armee sammelte, und neue Truppen zu sich stoßen ließ. Da er aber überlegte, daß

er

er nimmermehr mächtig genug seyn würde, einem Prinzen, der schon Herr über die Schätze, über die Armeen, und beynah über das ganze Reich war, den Scepter mit Gewalt aus den Händen zu reißen; so beschloß er bey sich selbst, sich auch seiner Seits derjenigen Waffen zu bedienen, welche dem Orangzeb zur Krone verholfen hatten, der Kriegslist nämlich, der Kunstgriffe und der Verrätherey; allein er besaß weder die Geschmeidigkeit, noch die Geschwindigkeit seines Nebenbuhlers; auch hatte er nicht so viel Glück, als dieser, und ward endlich selbst das Schlachtopfer seiner Intriguen.

Mahamud, der älteste Sohn Orangzebs, ein junger, hitziger, auffahrischer, stolzer, beherzter und schlechterdings ehrsüchtiger Prinz, klagte schon seit geraumer Zeit über seinen Vater, daß derselbe ohne alle Rücksicht auf seine geleisteten Dienste, auf seinen Rang und seine Tapferkeit, ihn gleichwohl bey der äußersten Dependenz erhielte, und ihm weder die Geheimnisse der Staatsangelegenheiten, noch das Haupt-Commando bey den Unternehmungen anvertrauen wollte; insonderheit kränkte es seinen Stolz, daß man dem Jemla den Vorzug vor ihm gegeben, und ihm die Vice-Königstelle in Bengalen anvertrauet hatte. In seinem äußersten Verdrusse brach er in Vorwürfe, in Schmähungen und Drohungen gegen diesen unerkenntlichen Vater aus, der anstatt ihn zu belohnen, ihn vielmehr nöthigte, unter der Armee des Jemla zu dienen, und also den Erben des Reiches so weit

herabsetzte, daß er von einem Sclaven Befehle annehmen mußte; allein eben diese Ausbrüche des Unwillens hatten dem jungen Sultan weiter nichts geholfen, als daß sie ihn bey dem Tyrannen nur desto verdächtiger machten. Die Uneinigkeit zwischen Vater und Sohne wurde in ganz Indien bekannt. Mit diesem Prinzen trat Sujah in Unterhandlungen, in der Absicht, ihn durch große Versprechungen zu verführen, und zu sich in sein Lager zu locken. Der verwägne Mahamud diente demnach dem Feinde seines eignen Hauses mit dem größten Eifer. Er that Wunder der Tapferkeit; und das böse Exempel, das er gab, zog die erschrecklichsten Folgen nach sich. Die Soldaten und Officiers desertirten bandenweise von der kayserlichen Armee, und fanden sich unter den Fahnen des Onkels und seines Neffen ein; und schon wurde Sujahs Armee, weil immer neuer Succurs dazu stieß, der Orangzebschen in Bengalen an Anzahl gleich.

Jemla, der eben so viel Geschicklichkeit, Zwietracht unter seinen Feinden auszusäen, besaß, wie sein Herr, fand keine andern Mittel mehr, der Desertion zu steuern, und Sujahn zu stürzen, als daß er den Onkel und den Neffen einen bey dem andern verdächtig zu machen suchte. Er ließ unter der Hand das Gerücht aussprengen, es wäre eine Verabredung zwischen Orangzeb und Mahamud gewesen, daß der leztre zu Sujahn ins Lager gehen sollte, um dieses Haupt der Rebellen desto sichrer zu Grunde richten.

Was

Was dabey am sonderbarsten ist, so hat es Geschichtschreiber gegeben, die ausdrücklich behaupten, Jemla hätte damit die Wahrheit gesagt. Dem sey jedoch wie ihm wolle; genug, diese Nachricht flößte Sujahn, so bald sie ihm zu Ohren kam, auf einmal ein außerordentliches Mißtrauen gegen Mahamud ein. Er brauchte wider seinen Neffen alle Mittel der Behutsamkeit, die man nur gegen einen heimlichen Feind brauchen kann. Mahamud ward also der Partey, die er so leichtsinnig ergriffen hatte, gar bald satt, und verließ das Lager der Feinde mit einem schönen und zahlreichen Trupp Reiterey. So bald er diesen Schritt gethan hatte, schrieb sein Vater an ihn, er erwarte ihn zu Agra, um ihm die schuldigen Beweise von seiner Zärtlichkeit zu geben. Mahamud machte sich so gleich auf den Weg, und verfügte sich wieder zu Jemla's Armee; und dieser Umstand könnte jemanden leicht auf die Gedanken bringen, er sey wirklich in seiner Retirade zu Sujahn bloß auf Orangzebs Befehl zu Werke gegangen. Allein es mochte damit seyn, wie es wollte, so mußte doch in der That dieses Betragen zum Vorwande seiner Ungnade dienen. Sobald er angelangt war, gab ihm Jemla eine ansehnliche Bedeckung, die ihn mit einem gewissen Pomp nach Agra begleiten sollte; aber ein geheimer Befehl, den der Commandeur von der Bedeckung auf dem Wege erhielt, machte, daß er seinen Weg nach Goualeor nahm, wo er diesen Prinzen einsperrte.

Die Gefangenschaft oder Flucht des Kaisers und aller Prinzen vom Geblüt ließen den Orangzeb eine Zeitlang wieder zu Odem kommen. Diese Augenblicke der Ruhe machte er sich zu Nutze, sich zu Dehly als Kaiser erkennen zu lassen. Er hielt einen triumphirenden Einzug in diese Stadt an der Spitze seiner Armee, und mitten unter dem freudigen Zuruf, den ein eitles Volk manchmal noch mehr an Tyrannen, als an gute Könige verschwendet. In Dehly richtete er seinen Hofstaat ein, und fieng an die Handlungen der Souverainetät auszuüben. Hier ließ er das erste mal Münze auf seinen Namen prägen. Die pralhafte Aufschrift dieser Münze war folgende. „Ich, der Kayser Orangzeb, „Erobrer der Welt, habe diese Münze schlagen „lassen so herrlich, als die Sonne."

Allein man konnte Orangzebs Triumph-Sprache damals mit Recht noch als unzeitig betrachten; die Krone stand auf seinem Haupte nichts weniger, als fest, so lange der beherzte Dara noch am Leben war. Dieser Prinz hatte, wie bereits erwähnet worden, das Königreich Guzurate, die Appanage des unglücklichen Moradbar, zu seiner Freystatt erwählet, bis er sich nach Persien an den dasigen Hof würde begeben können, der ihm die größten Hoffnungen auf Succurs gegeben; aber die Nachricht von der Diversion, welche Sujah seinem Feinde gemacht hatte, gab ihm andre Gedanken ein. Er faßte den Entschluß, sich in Guzurate festzusezzen,

zen, und daselbst den bürgerlichen Krieg von neuem anzufangen. Er verließ also seine Freystatt, und ließ sich öffentlich sehen. Seine gerechte Sache, unterstützet von seinem guten Ansehen, von seiner Beredtsamkeit und Freygebigkeit, verschaffte ihm Anhänger; seine ungemeine Leutseligkeit, seine andern moralischen Vorzüge, die Ehrerbietung gegen seinen Vater und König, die er niemals aus den Augen gesetzt hatte, und endlich seine erlittenen Unfälle giengen den Grossen daselbst eben so sehr zu Herzen, als dem gemeinen Manne. Die Großen entsetzten sich vor Orangzebs Tyranney und Lasterthaten, und waffneten sich öffentlich zum Vortheil eines Prinzen, gegen den sich ihre Gesinnungen dermaaßen geändert hatten, daß sie ihn itzt in seiner Erniedrigung eben so sehr bedaureten und lieb gewannen, als sie ihn in seinen vortheilhaftern Glücksumständen gehaßt, und sich vor ihm gefürchtet hatten. Alle Freunde des Moradbax waren über die Verrätherey, die Orangzeb gegen ihn ausgeübt hatte, äußerst aufgebracht, und vereinigten sich deswegen mit Dara. In kurzer Zeit erblickte dieser Prinz unter seinem Commando fünf bis sechstausend Mann, an deren Spitze er gerades Weges zu dem Schach-Navaze-Kan, Orangzebs Schwiegervater, marschirte, der in selbiger Provinz unter seines Eidams Befehlen eine Armee von fünf und zwanzig tausend Mann commandirte. Die Officiers und Soldaten des Schach-Navaze-Kan hatten schon lange geheime Wünsche zu Daras

Besten gethan. So bald sich also die Nachricht ausbreitete, daß er anrückte, ließen sie ihre Freude öffentlich ausbrechen. Der General erschrak über diese herrschende Gesinnung seiner Armee, und dachte in der Eile weiter auf nichts, als sein Leben in Sicherheit zu setzen. Er faßte den Entschluß, sich nach dem Lager des Prinzen zu verfügen, und ihm den Eid der Treue zu leisten. Dara wußte ihm auch dieses gute Zutrauen, und seinen Diensteifer überhaupt so sehr Dank, daß er ganz und gar vergaß was für Bande diesen Mann an seinen Nebenbühler verknüpften, und ihn zum Vertrauten seiner Geheimnisse machte; dieser Vertraute ermangelte aber auch nicht, in der Folge an ihm zum Verräther zu werden.

Kaum war indessen die Nachricht von dem in Guzurate neu aufgehenden Glücke des Dara bekannt worden, so empörte man sich, ihm zu Gefallen, in verschiednen Provinzen. Viele Rajahs und Omrhas, auf welche Orangzeb am meisten gerechnet hatte, begaben sich zu diesem Prinzen, und brachten ihm ihre Truppen mit. Der junge Solyman schickte sich an, mit der gesammten Macht des Fürsten von Serinaguer, der ihm eine Freystatt in seinem Lande gegeben hatte, in das Reich einzufallen. Sujah behauptete sich noch in Bengalen; was aber den Usurpator vollends in die größte Unruhe setzte, war der Umstand, daß er die Nachricht bekam, Jacont-sing hätte dem Dara das Versprechen

gegeben,

gegeben, daß er mit einer Armee zu ihm stoßen wollte, so bald er ins freye Feld rücken würde. In dieser Hoffnung war auch Dara bereits von Guzurate aufgebrochen, und hatte sich nach einem Marsch von fünf und dreyßig Tagen in Asmire eingefunden, welches nur noch sieben Tagereisen von Agra liegt.

Orangzeb hatte zwar jedesmal das Glück gehabt, zu siegen; aber itzt schien er doch in Furcht zu gerathen, daß Daras Standhaftigkeit und Heldenmuth endlich die Oberhand über seine Kunstgriffe sowohl, als über sein Glück behalten möchten. Er befleißigte sich demnach einzig und allein, einen so stolzen und furchtbaren Feind zu schwächen. Bey dieser Gelegenheit übertraf Orangzeb sich selbst; die Maaßregeln, die er nahm, waren so klug, und seine Activität so schnell, daß er seinen Feinden gar keine Zeit ließ, zu sich selbst zu kommen. In der That hat man den letzten Sieg, den er über seinen unglücklichen Bruder erfocht, bloß seiner höhern Einsicht zuzuschreiben. Zuförderst wußte er durch eine List bey dem Sohne des Raja von Serinaguer ein Mißtrauen gegen den Solyman-Schaku zu erregen, und dadurch zu verhindern, daß man dem jungen Prinzen keine Armee anvertraute. Ferner trat er mit eben so vielem Glück in Unterhandlungen mit Jacont-sing, den er dadurch auf seine Seite zog, daß er ihn mit Geschenken überhäufte, und ihm die Vice-Königstelle in Guzurate versprach. Weiter

ter ertheilte er der Armee, die noch immer mit der Belagerung von Bakar beschäfftiget war, den Befehl, diese Unternehmung aufzugeben, und gegen Dara zu marschiren, um ihn von hinten her anzugreifen, da Er indessen selbst mit seiner siegenden Armee von Dehly aufbrechen, und ihn von der Fronte angreifen wollte.

Unterdessen hatte sich Dara, in Erwartung, daß Jacont-sing zu ihm stoßen sollte, in Asmire verweilet; er erfuhr aber gar bald, daß der indianische Fürst der Zusage seines Eides und den Banden der Freundschaft ungetreu worden war; kurz, daß er ihn verlassen und verrathen hatte; daß sein Sohn Solyman-Schaku, wegen Mißgunst und Hasses von Seiten des Sohnes des Raja von Serinaguer, sich nicht im Stande befand, seinen Feinden eine Diversion zu seinem Besten zu machen; und daß endlich der Usurpator von einer, und die Armee von Bakar von der andern Seite, auf verschiednen Wegen, mit starken Märschen gegen ihn anrückten, um ihn über den Haufen zu werfen. Dara, dessen Truppen an der Zahl noch geringer waren, als die geringste von den Armeen, die gegen ihn angezogen kamen, hätte nun gern linksum gemacht, um wieder nach dem Königreiche Guzurate zu gelangen; allein zu allem Unglücke war damals gleich die größte Sommerhitze; eine Zeit, in welcher es in Indien gar nicht möglich ist, langwierige Märsche zu unternehmen, ohne eine Armee zu Grunde zu richten.

Dara

Dara faßte demnach den Entschluß, sich in einer fetten und fruchtbaren Gegend zu verschanzen, und sich herzhaft zu wehren, bis irgend ein Aufstand, (denn die allgemeine Gährung unter den Völkern war ihm sehr wohl bekannt,) den Usurpator zwingen würde, seinen Raub fahren zu lassen; aber Orangzeb, den der Schach-Navaze-Kan von den Absichten des Prinzen bey Zeiten benachrichtiget hatte, bewies eine unglaubliche Geschwindigkeit, und ließ ihm gar keine Zeit, zu Odem zu kommen. Er war da, ehe man das Lager noch gehörig befestiget hatte; und er verschob auch den Angriff nicht länger, als bis die Nachricht einlief, daß die Armee, die vorher mit der Belagerung von Bakar beschäfftiget gewesen war, zur Hand und in Bereitschaft wäre, von der andern Seite her den Feind zu überfallen. Sogleich brach Orangzeb mit dem Zutrauen auf, welches ihm die Obermacht seiner Truppen gab; und zu gleicher Zeit rückte auch die andre Armee an. Dara wehrte sich mit großer Herzhaftigkeit; aber er sah gar bald, daß er verrathen und verkaufet wäre. Schach-Navaze-Kan, dem er so großmüthig das Leben geschenkt, hatte die Kugeln verstecken lassen; und so war keine Möglichkeit, dem Feinde Einhalt zu thun. Erbittert über eine solche Verrätherey, sucht der Prinz den Verräther, und opfert ihn seiner gerechten Rache auf; und kaum war dieses geschehen, so bekam er im Namen des nämlichen Jacont-sing, der ihn anfänglich zu diesem Feldzuge verführet,

und

und vor kurzem so leichtsinnig verlassen hatte, die Warnung, daß er auf seine Sicherheit bedacht seyn möchte, weil verschiedne Officiers von seiner Armee, die von Orangzeb bestochen wären, das Versprechen von sich gegeben hätten, ihn lebendig in die Hände des Usurpators zu liefern.

Dara begab sich also sammt seinen Weibern und Kindern, unter einer Begleitung von zwey tausend Mann hinweg, welche ihn schlechterdings nicht verlassen wollten. Seine Armee lieferte kein Treffen; die Unordnung war allgemein; und es entkam Niemand, außer die wenigen, die den Prinzen begleiteten.

Dieser neue Unglücksfall des Dara erregte ein gleich großes Schrecken sowohl bey den Grossen, die schon seine Partey genommen, als auch bey denen, die ihm das Versprechen gethan hatten, daß sie sich für ihn erklären wollten; nunmehr weigerte man sich überall, ihn einzunehmen. Dara sah sich also gezwungen, ohne Zelte, ohne Lebensmittel, ohne Gepäcke, und in der entsetzlichsten Sommerhitze, in Provinzen herum zu streichen, die voller Bauern waren, welche ihm seine Soldaten ermordeten und beraubten.

Einige von seinen Weibern, und verschiedne von seinen Freunden starben vor Durst und Strapazen unter Weges; man fand fast auf allen Tritten die Spuren von seiner Flucht, Leichname von Menschen, von Elephanten, von Cameelen und von Pferden. Niedergedrückt von der Last einer solchen Menge von Unglücksfällen,

gerieth

gerieth Dara zu vielen malen in die Versuchung, sich selbst das Herz zu durchbohren; aber der Anblick von seinen Weibern, von seinen Kindern und von seinen Freunden, die ihm heroische Proben von ihrer Zärtlichkeit und Zuneigung gaben; einige Stralen von Hoffnung, und noch mehr seiner eigne Hoheit der Seele, unterstützten ihn noch. Endlich, nachdem Dara Tag und Nacht, mit unglaublichen Strapazen, auf dürren Ebnen marschiret, und dabey von dem Omrha Bader-Cham, welchen Orangzeb abgeschickt hatte, ihm nachzusetzen, und der die unglücklichen Marodeurs von dem flüchtigen Trupp ohne Barmherzigkeit niedermachte, beständig genäckt worden war, gelangte er in das Gebiete des Raja Katche.

Er hatte noch kaum sieben bis acht hundert Mann mehr. Der indianische Fürst schickte ihm Lebensmittel und Erfrischungen zu; aber zugleich foderte er von seinem Gaste, daß er ihm seine Tochter ins Serrail seines Sohnes geben sollte. Dara, den ein solcher Antrag verdroß, gab darauf gar keine Antwort; und mehr brauchte es nicht, den Raja zu bewegen, Geld von Orangzeb anzunehmen, und ihm dafür den Dara auszuliefern. Der unglückliche Sultan wurde gar bald die Unruhe des Barbaren gewahr, und förderte sich, wieder auf die Straße zu kommen. Sein erstes Vorhaben war gewesen, sich nach der kleinen Festung Bakar in Sicherheit zu begeben; aber diese ward itzt wieder

der aufs neue belagert; und was konnte er für Hoffnung haben, dieselbe mit einer Hand voll Soldaten zu entsetzen? Persien bot ihm eine Freystadt an, und er richtete seinen Marsch nach dem Indus-Strom, um sich dahin zu verfügen, als Nur-Mahal, die geliebteste unter seinen Weibern, mit Augen, die in Thränen schwammen, vor ihn trat. „Wie? Dara," sagte sie, „hast Du wohl den Anschlag fassen können, als „ein Sclav hinzugehen, und um den vergeb„lichen Beystand eines Königs zu betteln, der „dem Geblüte Tamerlans feind ist? Fürchtest „Du denn nicht, Deine Frau und Deine Tochter „aus Deinen Armen reißen, und wenigstens zur „Praleren, in das Serrail eines Barbaren brin„gen zu sehen? O! stoße mir lieber Deinen „Dolch in die Brust, als daß Du mich einer „solchen Beschimpfung bloß stellest. In Deinem „Vaterlande, Dara, hier mußt Du regieren „oder umkommen.„

Daras Stolz gerieth über diese Anrede eben so sehr in Wallung, als seine Zärtlichkeit. Er gab den Vorstellungen einer Gemahlinn nach, die er anbetete, und lenkte sich mit seiner Retirade zu dem Gion-Kan, der ein Patanier von Geburt war. Er hatte sich den Plan gemacht, einigen Beystand von diesem Manne zu ziehen, der in seiner Gegend mächtig war, um Bakar zu entsetzen, seinen Schatz von dar wegzuholen, und sich sodann ins Cabulistanische zu verfügen, wo er mit Hülfe seines besonders guten Freun-

des, des Mahobet-Kan, eines Mannes, den man für den beherztesten, gelehrtesten und tugendhaftesten in Asien hielt, den Krieg von neuem anzufangen gedachte.

Die Gemahlinn, die Tochter und die Freunde Daras widersetzten sich auch diesem Vorhaben. Sie warfen sich ihm zu den Füßen, und riethen ihm ab, sich einem Manne anzuvertrauen, der wegen seiner Schandthaten schon so berüchtiget wäre, als Gion-Kan; dagegen riethen sie ihm, sich lieber gerades Weges ins Cabulistanische zu begeben; allein diesen Rath auszuführen, war ganz unmöglich. Dara war von allem entblößt, und hätte Gefahr laufen können, auf einem so weiten Wege mit seiner ganzen Truppe, entweder vom Hunger, oder vom Schwerdte der Feinde aufgerieben zu werden. Ueberdieß konnte sich der Prinz gar nicht überreden lassen, daß Gion-Kan so niederträchtig und undankbar seyn würde, an ihm zum Verräther zu werden. So gar rechnete er auf die Freundschaft und Erkenntlichkeit des Pataniers um desto mehr, weil ihm derselbe sein Leben, und die Statthalterstelle zu danken hatte, die er bekleidete. Dieser Mann war nämlich eines Verbrechens angeklagt, und von Schach-Jeham verurtheilet worden, daß er von den Elephanten mit den Füßen zertreten werden sollte. Er war schon gebunden, und erwartete nur noch den Augenblick des Todes, als Dara dazu kam, und Pardon für ihn auswirkte. Der

Prinz hatte ihn auch nachher immer mit Wohlthaten überhäufet.

Also machte sich Dara mit dem elenden Reste seiner Armee auf den Weg; viele verließen ihn noch, und er gelangte endlich, mit einer Begleitung von kaum dreyhundert Pferden, an Ort und Stelle. Er hatte einen Freund zu finden gedacht, fand aber nichts anders, als einen Verräther. Jedoch ward er mit allen möglichen Bezeigungen von Achtung, Ergebenheit und Dankbegierde empfangen; aber eben unter dieser treulosen äußerlichen Begegnung lag die Bosheit verborgen. In der That schrieb Gion-Kan in aller Geschwindigkeit an Bader-Cham, er habe den Flüchtling in seiner Gewalt, und ließe ihn nicht aus den Augen, damit er ihn seinem Feinde ausliefern könnte.

Dara erkannte gar bald die völlige Größe seines Unglücks. Er klagte; er suchte die Tugend in dem Herzen des Barbaren durch seine Liebkosungen aufzuwecken; aber umsonst. Als Nur-Mahal das traurige Ende ihres angebeteten Gemahls herannahen sah; dachte sie weiter auf nichts, als demselben zuvorzukommen, und selbst zu sterben. Ihr erster Verschnittener, der ein Augenzeuge von ihrer Betrübniß und Verzweiflung war, beredete sie noch, ihr unglückliches Vorhaben einige Augenblicke anstehen zu lassen. „Prinzeßinn,„ sagte er zu ihr, „ich „will meiner Ehrfurcht für Dich ein Denkmaal „stiften; der Tyrann, der Dich und Deinen Ge„mahl

„mahl unterdrückt, soll heute noch unter meinen „Händen sterben; Deine Ketten werden alsdann „von selbst fallen: und sollte der erzürnte Him„mel ja meinem Muthe nicht zu Hülfe kommen; „so werde ich doch wenigstens nicht länger den „Kummer haben, ein Zeuge von Deinem Un„glücke zu seyn.„

Mit diesen Worten geht er, mit einem Säckchen von goldnem Stück unter dem Arme, worinnen sich ein geladnes Terzerol befand, hinweg, und meldet sich bey Gion-Kan unter dem Titel, er habe ihm ein Geschenk von der Prinzeßinn zu überreichen. Der Patanier geht dem Verschnittenen, so bald man es ihm gemeldet hat, entgegen, und empfängt ihn mit lachender Mine; dieser tritt auf ihn zu und drückt los; allein das Terzerol versagt, und der edelmüthige Sklave fällt von einem Dolchstiche, den ihm der Statthalter giebt, durchbohret zu Boden.

Nach dieser mißlungenen Unternehmung beobachtete der Patanier gar keine Schranken mehr. Er riß die Prinzeßinn aus ihrem Zimmer, und sperrte sie in ein andres. Nunmehr gab die unglückliche Nur-Mahal bloß ihrer Verzweiflung Raum. Sie umarmte ihre Tochter, und benetzte sie mit ihren Thränen. „Nein,„ rufte sie voller Wuth aus, „nein, ich will mei„nen Gemahl nicht überleben; der barbarische „Orangzeb soll mir nicht den schmerzhaftesten „Streich dadurch beybringen, daß er mir Da„ra's Kopf blutend vor die Augen legt. Was? „ich

„ich sollte mir gefallen lassen, meine traurigen „Tage in dem Serrail eines Tyrannen zuzubrin„gen, oder vielleicht gar dem Henker meiner „Familie in die Arme kommen?„ Mit diesen Worten saugt sie den Gift ein, welchen die morgenländischen Prinzeßinnen gemeiniglich in Ringen bey sich tragen, um ihren Widerwärtigkeiten nöthigenfalls durch einen freywilligen Tod ein Ende zu machen. Ueber das Jammergeschrey der Tochter der Sultaninn und der Weibsleute, die bey dieser jammervollen Scene zugegen waren, kömmt Dara herbey gelaufen, und findet mit Augen volle Liebe und Verzweiflung seine Gemahlinn mit dem Tode ringend. „Nein, „Prinzeßinn, ich mag Dich nicht überleben,„ sagt er, indem er seinen Dolch zieht; aber man riß ihm denselben aus den Händen, und er gieng seufzend und betäubt hinweg, und flehte den Tod um Erlösung aus seinem Elende. Unterdessen wurde Gion=Kans Haus besetzet. Bader=Cham steigt nach dem Zimmer des Prinzen hinauf, und grüßt ihn mit Ehrerbietung; aber die Soldaten, die hinter ihm drein kommen, springen auf Dara zu, überhäufen ihn mit Stößen und Schlägen, werfen ihn zu Boden, und belegen ihn mit Ketten. Hierauf schleppen sie ihn aus dem Hause, werfen ihn auf einen Elephanten, der seiner an der Thüre schon wartete, und setzen seinen Enkel zu ihm, ein Kind, welches Daras Widerwärtigkeiten schon von dem Anfange des Krieges an mit ausgehalten hatte; hinter den beyden aber einen Scharfrichter,

richter, mit bloßem Säbel in der Faust. Dieser Kerl hatte Befehl, den beyden Prinzen den Kopf abzuschlagen, falls jemand im mindesten Mine machte, daß er sie befreyen wollte. In diesem Zustande wurde Dara zu der Armee abgeführt, welche die Festung Bakar belagerte.

Der unglückliche Dara schrieb aus dem Lager an den getreuen Verschnittenen, und befahl ihm, die Festung zu übergeben, und sich nicht ohne Nutzen für seinen unglücklichen Herrn, dessen Tod doch unvermeidlich wäre, ins Verderben zu stürzen. Bey Durchlesung dieses Briefes zerriß der ehrliche Verschnittene seine Kleider, und bezeigte den lebhaftesten Kummer; jedoch leistete er Gehorsam, und erhielt einen rühmlichen Abzug. Aber der grausame Orangzeb ließ ihn einige Zeit darauf, unter dem Vorwande, daß er alle Europäer, die es mit dem Dara hielten, an sich zöge, um sie dem Solyman-Schaku in die Staaten von Serinaguer zuzuführen, doch noch hinrichten.

Dara war, unter der Bedeckung des Gion-Kan und des Bader-Cham, bereits auf dem Wege nach Dehly. Ueber die Nachricht davon, welche allen Wünschen Orangzebs Genüge that, ließ dieser Usurpator seine Räthe zusammen kommen, um sich mit ihnen zu berathschlagen, ob es wohl dienlich seyn möchte, seinen Gefangenen dem Anblicke des Volkes preis zu geben, und ihn öffentlich durch die Stadt schleppen zu lassen. Verschiedne setzten sich dawider,

theils weil sie einen Aufstand von Seiten des Volkes befürchteten, welches den Dara anbetete, theils weil sie die Majestät der kayserlichen Familie doch nicht einem so großen Schimpf ausgesetzt wissen wollten. Andre hingegen behaupteten, man müsse dem Reiche mit dem schrecklichen Anblick eines mit Ketten beladenen Sultans Erstaunen und Schrecken einjagen; wenn man ihn in diesem Zustande vor dem Publiko sehen ließe, würde man damit jedermann aus seinem Irrthum reißen, der an seinem Tode entweder wirklich zweifeln, oder sich doch stellen wollte, als ob er daran zweifelte; seine Anhänger verlören dadurch den Muth, geriethen in Bestürzung, und würden alle Gedanken aufgeben, die Flamme des bürgerlichen Krieges von neuem anzufachen. Dieser Rath, der Orangzebs geheimen Wünschen nur gar zu gemäß war, indem er seinen ältesten Bruder von je her ungemein gehaßt und beneidet hatte, behielt die Oberhand.

Dara ward also in die Stadt gebracht, sitzend auf einem alten Elephanten, der voller Koth und Schmutz, und mit einem alten zerrißnen Geschirr bedeckt war. Er hatte weiter nichts an, als einen Rock von grober Leinwand; und eine Art von Serviette vertrat bey ihm die Stelle des Turbans; dicke, schwere Ketten hielten ihn mit Händen und Füßen auf dem Stuhle fest, worauf er saß. Neben ihm war sein kleiner Enkel; und hinter beyden saß ein Omrha, den man

an

an die Stelle des Scharfrichters, welcher ihn von seiner Gefangennehmung an bisher immer begleitet, zu setzen für dienlich erachtet hatte. In diesem entsetzlichen Zustande führte man ihn durch alle große Straßen und Marktplätze zur Schau. Der Nichtswürdige, der ihn ausgeliefert hatte, ritt auf einem prächtig aufgezäumten Pferde vor ihm her. Ueber diesen Anblick giengen allen Indianern, die von Natur ein zärtliches und mitleidiges Herz haben, die Augen über; die meisten von dem Volke erhoben ein jämmerliches Geschrey: man verfluchte und verwünschte öffentlich den schändlichen Patanier, der ihn verrathen hatte; man warf mit Steinen nach ihm; aber es unterstand sich kein einziger Bürger, zum Vortheile des Reichserben, den man auf eine so schimpfliche Art mißhandelte, nur den Degen zu ziehen.

So unthätig und unkräftig aber auch diese Merkmaale von der Zuneigung und dem Mitleiden des Volkes und der Hofstatt waren, (denn selbst die Feinde des unglücklichen Dara konnten sich nicht enthalten, über diese äußerste Erniedrigung des Prinzen Thränen zu vergießen;) so erschrak Orangzeb dennoch darüber. Er eilte demnach, so sehr er konnte, seine Hände mit dem Blute eines Nebenbuhlers zu beflecken, der so allgemein geliebt und geschätzt wurde.

Um gleichwohl den äußerlichen Schein der Mäßigung beyzubehalten, oder vielmehr, um diejenigen, die er im Verdacht hatte, daß sie

dem Dara ingeheim zugethan seyn möchten, desto besser zu kennen, berief er einen General-Dorban zusammen. Zu diesem fand sich der Tyrann selbst ein; und nun trug er mit dem größten Kaltsinn die Frage vor, welches von beyden wohl das rathsamste wäre, den Sultan in einem ewigen Gefängnisse schmachten zu lassen, oder ihn zum Tode zu verdammen. Es befand sich in der Versammlung kein Mensch, der nicht Orangzebs Vorhaben schon geargwohnet gehabt hätte; und um sich vor seinem Verdacht und vor seiner Grausamkeit in Sicherheit zu sezzen, verurtheillten sie ihn allesammt zum Tode, einen außereinzigen Omrha ausgenommen, der beständig ein erklärter Feind von dem unglücklichen Prinzen gewesen war. So wild dieser Mann auch war, so sehr bewunderte doch Orangzeb die Größe der Seele an diesem Hofmann, und beehrte ihn von der Zeit an mit seinem Vertrauen.

Unterdessen war Dara mit seinem kleinen Enkel auf ein Schloß nahe bey Dehly gebracht worden. Orangzeb wünschte sich über gewisse geheime Angelegenheiten gern mit ihm zu besprechen; allein er konnte sich doch nicht überwinden, den Anblick eines Bruders auszuhalten, den er selber so unglückich gemacht hatte. Er dachte demnach weiter auf nichts, als das Todesurtheil, welches über ihn gefällt worden war, vollziehen zu lassen. Der Gefangne merkte wohl, daß sein Tod nicht weit entfernet seyn konnte, als einige

Leute

Leute kamen, und ihm seinen Enkel, dessen Gegenwart ihm bisher noch sein Elend versüßet hatte, aus den Armen rissen. Man erzählt, es habe Dara in diesen traurigen Augenblicken die lebhafteste Neigung zum Christenthum bezeiget, dessen Geheimnisse ihm nicht unbekannt waren; und er habe den Gouverneur des Schlosses aufs inständigste gebethen, daß er doch einen christlichen Priester zu ihm ins Zimmer lassen möchte, um die Taufe von seinen Händen zu empfangen; allein alle Gemeinschaft mit den Europäern war ihm untersaget. Verworfen, sich selbst überlassen, war es noch, wie man sagt, sein einziger Trost, von Jesu Christo zu reden. Um selbige Zeit kam jemand zu ihm, der von dem Usurpator abgeschickt war, und fragte ihn, was er wohl an Orangzeb gethan haben würde, wenn ihn das Glück der Waffen hätte in seine Hände fallen lassen? „Dem Orangzeb?„ antwortete der Prinz, „er ist ein Nichtswürdiger, ein Vatermörder ist „er; er mag nur nach seinen Schandthaten ur„theilen, was für eine Strafe er verdienet hat, „und was für eine er auf meinen Befehl erlitten „haben würde.„ Dergleichen entschloßne Worte konnten freylich keinem Orangzeb gelindere Gesinnungen einflößen. Er schickte also in aller Eile einen von seinen Schreibern, der die Niederträchtigkeit hatte, die verhaßte Verrichtung des Henkers auf sich zu nehmen, in das Gefängniß des Prinzen. Bey dem Anblicke dieses Menschen und einiger Nichtswürdigen, die mit ihm kamen, faßt Dara ein Messer, und wehret

sich mit Herzhaftigkeit; aber der Streit war zu ungleich, als daß er hätte von langer Dauer seyn sollen. Dara fällt; der neugemachte Scharfrichter stürzt auf ihn zu, und haut ihm mit verschiedenen Hieben den Kopf herunter. Also starb, beweint von den Völkern, bedauret selbst von denen, die ihn verrathen hatten, der beherzteste, großmüthigste und aufgeklärteste der Mogolschen Prinzen; seine Talente, seine guten Eigenschaften, die Ehrerbietung und Zärtlichkeit, von der sein Herz gegen seinen Vater und König jederzeit voll gewesen war, verdienten ein besser Schicksal; ein schreckliches Exempel für Fürsten, die dem ganzen Ungestüm ihrer Gemüthsart Raum geben. Mit minderm Stolze, mit einem geringern Hange zum Spotten, und mit etwas mehr Staatsklugheit würde Dara als der glorreichste unter den tartaischen Königen regieret haben. Der niederträchtige Gion-Kan, der ihn auf eine so nichtswürdige Art ausgeliefert hatte, kam kurze Zeit darnach auf Orangzebs Befehl ebenfalls ums Leben. Man empfindet einigen Trost, wenn man einen solchen Elenden die verdiente Strafe leiden sieht.

Allein Orangzebs Haß war mit dem blutigen Tode seines Nebenbulers noch nicht ersättiget. Er ließ sich den Kopf desselben bringen; er betrachtete selbigen mit einer barbarischen Freude, berührte ihn mit der Spitze seines Degens, und öffnete ihm die Augen, um an dem Staar in dem einen Auge gewiß zu sehen, ob man ihm nicht

nicht etwan statt des Kopfes von seinem Bruder einen andern gebracht hätte. Weil er nun endlich seiner Rache versichert war, rufte er vor Freuden aus: „Da seht nur den Kopf des gott„losen Menschen, der mir eine Krone entreißen „wollte, die er zu tragen gar nicht verdiente.„ Auf der Stelle läßt er diesen Kopf einbalsamiren, in ein goldfarbiges Kästchen legen, und zu dem alten Kaiser tragen, der damals in den Gärten am Serrail von Agra gefangen gehalten ward. Eben saß Schach-Jeham bey der Tafel, als man ihm ein Geschenk anmeldete, das von Orangzeb käme. „Was?„ sagte der unglückliche Vater, ehe man das Kästchen noch aufgemacht hatte, „der Usurpator sollte noch mitten „in meinem Gefängniß an mich denken?„ Aber sobald das Kästchen geöffnet war, und er Daras Kopf erkannt hatte, den Kopf eines so innig geliebten Sohnes, welches von jeher die empfindlichste Seite seines Herzens gewesen war; fiel der alte Herr mehr als halb todt in Ohnmacht. Die zärtliche Begom-Saheb, seine getreue Gespielinn, erfüllte das Tafelzimmer mit ihrem Jammergeschrey, und das Serrail von Agra bot den Augen nichts dar, als ein Bild des Jammers und des Todes.

Obgleich Orangzeb von seinem fürchterlichsten Feinde nunmehr befreyet war; so konnte er sich doch noch nicht als den ruhigen Besitzer des Thrones betrachten. Dara hatte einen Sohn hinterlassen, der die schönste, die wohlgebildetste

Mannsperson, der Erbe von der Tapferkeit, von den Rechten und Ansprüchen, von allen guten Eigenschaften, und von keinem der Fehler seines Vaters war. Der erste Versuch des jungen Helden war ein Sieg gewesen; und der Tyrann mußte mit allem Rechte befürchten, daß Solyman-Schaku, der von den Großen, so wie von den Völkern angebethet wurde, dereinst aus seiner Freystadt hervortreten, und das Feuer des bürgerlichen Krieges von neuem anfachen würde. Er befand sich noch immer in dem Fürstenthume Serinaguer, wo er nach der schändlichen Desertion seiner Armee seine Zuflucht gesucht hatte. Der Raja, der ein Christ war, hatte gegen den jungen Mogol die zärtlichste Neigung gefaßt. Er hatte eine Armee für ihn angeworben, die zu Dara's Vortheil eine Diversion machen sollte; aber die Mißgunst des Sohnes dieses Raja hatte, wie wir oben gesehen haben, verhindert, daß sich diese Armee nicht auf den Weg machte. Unterdessen war Dara unaufhörlich voller Sorgen und Unruhe. Er bot dem indianischen Könige unermeßliche Summen an, daß er ihm den letzten Zweig von der ältesten Linie der kayserlichen Familie ausliefern sollte; aber umsonst; seine Anerbietungen wurden mit Verachtung und Abscheu abgewiesen. Der Usurpator gerieth so gar in Versuchung, mit den gesammten Truppen seines Reiches nach Serinaguer zu marschiren, um den Beschützer sammt seinem Schutzverwandten zu Grunde zu richten. Weil ihm aber bekannt war, daß die tartarischen Armeen, die

man

man schon sonst abgeschickt hatte, Serinaguer zu erobern, jedesmal, wegen Mangels an Lebensmitteln, in einem unangebaueten und wilden Lande, umgekommen waren; so entsagte er diesem Anschlage, und nahm abermals seine Zuflucht zu der Mißgunst des Sohnes des Raja, dem er noch größre Summen zuschickte, als er dem Vater angeboten hatte. Der junge Indianer widmete sich mit der größten Freude dem Verlangen Orangzebs, und legte dem Leben des Solyman-Schaku Fallstricke. Der Mogol merkte bald, daß ihn die Autorität des Vaters doch vor den wüthenden Anfällen des Sohnes zu keiner Zeit würde in Sicherheit setzen können. Er faßte demnach den Entschluß, mit Einwilligung des Raja, nach dem Königreiche Groß-Thibet zu flüchten; aber sein Feind setzte ihm auch dahin nach, griff ihn an, verwundete ihn, nahm ihn fest, und brachte ihn nach Dehly. Orangzeb wollte ihn im Beyseyn seiner sämmtlichen Hofstatt empfangen. Solyman-Schaku trat also mit einem edlen und bescheidenen Wesen vor den Henker seines Vaters. Man hatte ihm die Hände mit goldnen Ketten gefesselt. Er begrüßte den Orangzeb ehrerbietig, und nach dem Gebrauche der Nation. Der edle Anstand des jungen Prinzen, seine Annehmlichkeiten, seine Standhaftigkeit, seine Talente und seine Unglücksfälle, rührten die Damen des Palastes und die Hofleute bis zum Weinen; selbst die Seele des Tyrannen ward erschüttert und gerührt. Er empfieng seinen

Nef-

Neffen mit Leutseligkeit, sprach ihm guten Muth ein, und ermahnte ihn, guter Hoffnung zu seyn. „Ich habe Deinen Vater,„ sagte er zu ihm, „bloß deßwegen zum Tode verurtheilet, weil er „dem Koran ungetreu worden war, und eine „Religion sammt einem Staatssystem angenom„men hatte, die in dem Reiche nicht Statt fin„den konnten. Du für Deine Person, sollst „Dein Leben in einer glücklichen Ruhe führen.„ Solyman bückte sich, und dankte seinem Onkel mit dem Tone einer Stimme, welche die Theilnehmung der Anwesenden an seinem Schicksale noch vermehrte. „Ich rufe den Himmel zum Zeu„gen,„ sagte er, „daß ich mein ganzes Leben „von der Zeit an gehaßt habe, da das Reich „von bürgerlichen Kriegen zerrüttet ist. Ich „würde diesem traurigen Leben schon ein Ende „gemacht haben, wofern ich mich nicht gescheuet „hätte, den Urheber der Natur zu beleidigen, „der allein über das menschliche Leben gebieten „muß. Alle Gnade, die ich von dem Ueberwin„der zu bitten habe, besteht darinnen, daß er „mich nicht im Gefängnisse schmachten lasse, son„dern lieber sogleich Befehl zu meiner Hinrich„tung gebe, wenn er meinen Tod zu seiner Ru„he für nöthig hält.„ Orangzeb betheurete ihm, er würde sich niemals an seinem Leben vergreifen, ließ ihn von der Stelle auf das Schloß Goualeor bringen, und begrub also in eine ewige Vergessenheit den vollkommensten Prinzen, welchen Indostan jemals gesehen hatte.

Nun war kein erklärter Feind von Orangzeb mehr übrig, als Sujah, der sich noch in Bengalen behauptete. Jemla hatte in der That den Progressen des Sultans seit der Zeit Einhalt gethan, daß Mahamud die Partey dieses Prinzen verließ; allein das war für Orangzeb nicht hinreichend, sondern er wollte seinen Feind unterdrücket wissen. Er gab also den Truppen, welche die Armee des Dara zerstreuet hatten, Befehl, sich nach Bengalen zu verfügen. So bald der Sultan von den Verstärkungen, welche Jemla von allen Seiten bekam, Nachricht erhielt, sah er augenblicklich ein, daß ihm kein andres Hülfsmittel übrig blieb, als die Flucht. Er warf seine Augen auf Persien, daß es ihm zur Freystatt dienen sollte; da er aber sah, daß ihn der Feind von Tage zu Tage enger einschloß, und ihm den Weg nach den Häfen sperrte, wo er sich hätte einschiffen können; entschloß er sich, nach dem Königreich Arracan zu gehen, in der Absicht, sich daselbst nicht gar zu lange aufzuhalten, und seine Zuflucht zu seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Könige von Persien, zu nehmen. Er machte sich also auf den Weg mit seinen Weibern, Kindern, Schätzen, und ungefähr vierhundert Reitern, die größtentheils Persianer waren, und die sich entschlossen hatten, ihn zu begleiten; und so gelangte er nach Chatigam, einer Stadt, die an der See liegt, und die damals noch den Portugiesen gehörte. Diese brachten den flüchtigen Prinzen, sein Gefolge und seine Schätze auf einige

nige Brigantinen; aber das Fahrzeug, worein man das Gold und die Diamanten geladen hatte, scheiterte durch die Treulosigkeit der Portugiesen, welche bald darauf Mittel zu finden wußten, sich dieser reichen Beute zu bemeistern. Als Sujah in Arracan angelangt war, fand er an dem Könige dieses Landes einen grausamen und wilden Feind. Gleichwohl hatte der geizige Indianer zu dem Sultan geschickt, und ihm eine Freystatt in seinen Staaten anbieten lassen; allein das war bloß in der Absicht geschehen, sich seiner Weiber und seiner Schätze zu bemeistern, ihn aber und seine Söhne dem Orangzeb auszuliefern, von dem er schon große Geschenke und unermeßliche Versprechungen erhalten hatte. Unterdessen verstellte er sich anfänglich, und empfieng ihn mit vielen Achtungsbezeigungen; aber es währte nicht lange, so ließ er seine ganze Niederträchtigkeit öffentlich ausbrechen. Zuföderst forderte er von ihm eine von seinen Prinzeßinnen Töchtern, die ihm der Sultan in sein Serrail geben mußte. Alsdann begieng er die Grobheit, ihm Vorwürfe wegen seiner Religions-Veränderung zu machen, und es ihm als ein Verbrechen anzurechnen, daß er die Secte des Ali angenommen hatte. Er suchte bloß diesen Prinzen verdrüßlich zu machen, um ihn zu einigen Repressalien zu veranlassen, die ihn in den Augen seiner Unterthanen rechtfertigen sollten, wenn die Verrätherey, die er wider seine Person im Schilde führte, zum Ausbruche käme: aber ob Sujah gleich der stolzeste

Mensch

Mensch war, so hielt er doch alle diese Beleidigungen geduldig aus. Er antwortete dem Könige weiter mit nichts, als daß er ihm anlag, er möchte ihm doch ein Schiff geben, womit er sich nach Persien verfügen könnte. Der Indianer hütete sich aber wohl, seine Beute entwischen zu lassen. Er beschwerte sich, daß der Mogol gar nicht käme, und ihm die Aufwartung machte. Wenn sich aber auch Sujah zu dieser Erniedrigung hätte herablassen können; so war er doch zu klug, sein Leben einem Barbaren anzuvertrauen, dessen Gesinnungen er bereits von Grund aus erforschet hatte. Er blieb also in dem kleinen Lager, das er sich erwählet hatte, und schickte seinen ältesten Sohn mit prächtigen Geschenken zu dem Könige. Der junge Prinz warf bey seinem Einzuge in die Stadt, die goldnen Roupien mit vollen Händen unter das Volk. Als er im Palast angelanget war, führte man ihn zur Audienz. Daselbst macht er die Entschuldigung für seinen Vater wegen einer Unbäßlichkeit, und überreicht sogleich in dessen Namen dem Indianer einen großen Vorrath von Brokaten, von goldnen, mit Diamanten besetzten Gefäßen und Schüsseln, und bittet sich, statt aller Gnade, nur ein Schiff aus; der Barbar versprach es ihm, hatte aber seinen Entschluß schon lange gefaßt, daß er ihm nicht Wort halten wollte.

Da nun Sujah indessen sah, daß die bequemste Zeit, in See zu gehen, (es war im Jahr 1661) verlief; so gab er keinem Rathe wei-

ter Gehör, als den ihm seine Kühnheit und Verzweiflung eingab. Er wußte wohl, daß das Königreich Arracan voll von Muselmännern war, die auf den indianischen Küsten von portugiesischen Seeräubern aufgehoben, und an die Unterthanen des Königs von Arracan verkaufet worden waren. Er erreichte ohne Mühe seine Absicht, diese Leute in sein Interesse zu ziehen. Er hatte noch vier hundert Mann bey sich, die eben so entschlossen waren, als er selbst; und an der Spitze derselben, faßte er den Anschlag, den Palast des Barbaren anzugreifen, ihn selbst und seine ganze Familie mit Dolchstichen hinzurichten, und sich sodann mit Hülfe der Muselmänner, die ihm beyzustehen versprochen hatten, zum Könige von Arracan ausrufen lassen.

Dieses Project würde, so kühn es auch angelegt war, den glücklichsten Erfolg von der Welt gehabt haben, wenn es nicht noch den Tag vor der Ausführung entdeckt worden wäre. Augenblicklich werden Sujahs Lager und Haus umringet, und seine Gefehrten niedergemacht. Der Prinz bahnt sich in Begleitung einiger Freunde, einen Weg mitten durch die feindliche Armee, und rettet sich in die Gehölze; aber man setzte ihm gar bald nach und holte ihn ein. Er wehrte sich als ein Held, und machte ein erstaunliches Blutbad unter den Barbaren, endlich aber ward er getödtet; seine drey Söhne geriethen dem Feinde in die Hände, der ihnen öffentlich mit stumpfen Beilen die Köpfe abschlagen ließ; den Töchtern

tern und Weibern des unglücklichen Mogols wiederfuhr das nämliche Schicksal. Der Barbar schonte sogar die älteste Tochter Sujahs nicht, die er geheyrathet hatte, und die sich schwanger befand. Das tragische Schicksal des zweyten von Schach-Jehams Söhnen erweckt nicht so viel Mitleiden, als das Unglück des ältesten. Sujah war der erste, der das Panier der Empörung aufwarf; sein Exempel trug nicht wenig bey, in Orangzebs und Moradbax Herzen die Empfindungen der Ehrfurcht und kindlichen Liebe zu ersticken, welche die Natur mit unsterblicher Hand in aller Menschen Herz gegen ihre Aeltern und Beherrscher begraben hat. Man muß ihn allerdings als den Urheber dieses gewissenlosen Krieges betrachten, worinnen so viel Ströme Bluts vergossen wurden; mit einem Worte, man kann ihm einen Theil von den Verbrechen und Unglücksfällen des kayserlichen Hauses zur Last legen; sogar sein Tod machte dem Elende, womit sein Vaterland gequält war, noch kein Ende. Ein Betrüger, der ihm vollkommen ähnlich sah, bediente sich, wie wir in der Folge sehen werden, seines Namens, einen neuen bürgerlichen Krieg zu entflammen.

Noch ehe Sujah seine Laufbahn vollendet hatte, kam der jüngste von seinen Brüdern ums Leben. Moradbax, der sich auf dem Schlosse Goualeor eingesperrt befand, war für Orangzeb noch immer ein Gegenstand des Schreckens; die Lieder, die man diesem Prinzen zu Ehren

sang, dessen Herzhaftigkeit und Großmuth man erhob, und dem man die wichtigsten Siege in diesem Kriege zuschrieb, jagten den Stachel der Mißgunst tief in das Herz des Tyrannen, und er eilte, sich ihn vom Halse zu schaffen. Aber dazu mußte er noch feyerlich die Farbe der Gerechtigkeit erborgen; und eine solche gottlose That auszuführen, beeiferte er sich, von dem Casi, (oder Oberhaupte der muselmännischen Geistlichkeit in Indien,) eine Art von Priesterweihe zu erlangen, die unter den Mogoln als das Siegel der unumschränkten Macht betrachtet wird, und ohne die der Kayser das Recht über Leben und Tod nicht gesetzmäßig ausüben kann. Allein der oberste Ausleger des Koran, ein Mann, den seine Tugend ehrwürdig machte, antwortete dem Tyrannen, als dieser in ihn drang, daß er ihm die Priesterweihe geben sollte: er würde ihn nimmermehr einweihen, so lange sich sein Vater und König noch am Leben befände. Nachdem sich Orangzeb viel vergebliche Mühe gegeben hatte, ihn zu Beförderung seiner Absichten zu bewegen; faßte er den Entschluß, ihn abzusetzen, und seine Würde einem Moullah zu geben, der nicht so gewissenhaft, und seinem Willen besser ergeben war.

Sobald Orangzeb die Macht erlanget hatte, nach Belieben über das Leben seiner Unterthanen zu gebieten, meldeten sich die Kinder eines gewissen Sayed, die durch geheime Befehle dazu angestiftet waren, bey seiner ersten Audienz, und

brach-

brachten im Beyseyn der ganzen Hofstatt die Klage an, daß Moradbax, als er Vice-König in Guzurate gewesen, ihren Vater, einen Secretair in Schach-Jehams Diensten, den der Kaiser nach seiner Statthalterschaft gesandt gehabt hätte, um sich nach seiner Aufführung zu erkundigen, habe hinrichten lassen; und zugleich verlangten sie den Kopf des Prinzen für ihres Vaters Blut. Orangzeb that, als könnte er diese Anklage gar nicht hören, ohne Thränen darüber zu vergießen. Er gab den Anklägern sogar einige von Zorn funkelnde Blicke: aber nachdem er einige Augenblicke still geschwiegen hatte, sagte er: „Wenn Moradbax gleich „ein Missethäter ist, so ist er doch immer noch „mein Bruder; und soll ich wohl mein eignes „Blut vergießen?„ — „Ja,„ antworteten ihm die Hofsterndeuter, die zu diesem Auftritte schon vorbereitet waren, „das Blut des Misse-„thäters muß vergossen werden; der Himmel „drohet Dir die unglücklichste Regierung, wo-„fern Du die Schwachheit begehest, bey dem „ersten Verbrechen, das man vor Deinen höch-„sten Richterstuhl bringt, Schonung zu bewei-„sen.„ Nunmehr ergab sich der Bösewicht, und unterzeichnete das Todesurtheil. Die Kinder Sayed, denen dasselbige ausgefertiget wurde, reisten auf der Stelle nach Goualeor, und schlugen selber dem unglücklichen Moradbax den Kopf ab.

Auf den Tod des unglücklichen Moradbax, folgte gar bald der Tod des Prinzen Maha-

mud: man hatte ihm gleich anfangs die Augen mit einem glühenden Eisen geblendet, aber die Gefangenschaft und der Verlust des Gesichts thaten der Rache eines unbarmherzigen Vaters noch nicht Genüge; der Prinz ward also mit Gift hingerichtet.

Im übrigen waren alle diese Mordthaten nur die Stufen zu einer noch viel abscheulichern. So lange Orangzeb in den Gedanken gestanden hatte, Schach-Jeham würde, entweder erdrückt von der Last des hohen Alters, oder übermannet von übermäßigem Kummer, oder auch aus Empfindlichkeit über die Kränkungen, die man ihm anthat, den Zoll der Natur ohne Gewaltthätigkeit gar bald bezahlen; so lange hielt er noch den Vatermörder-Arm zurück. Da er aber sah, daß die Gesundheit seines Vaters dem Alter, den Kränkungen, und allen schändlichen Begegnungen noch immer Trotz bot; so richtete er ihn endlich mit Beyhülfe eines europäischen Arztes hin, der ihm einen Trank eingab, woran der unglückliche Kaiser binnen weniger, als einer halben Stunde, seinen Geist aufgab. Roxanara-Begom, die so viel zur Erhebung des Orangzeb beygetragen, indem sie sowohl ihren Vater, als ihren Bruder Dara verrathen, hatte das nämliche Schicksal, weil sie, dem Tyrannen die ihm geleisteten Dienste vorzurücken, sich einfallen ließ. Mit einem Worte, keine Seele von den Großen, auf die er nur den mindesten Verdacht hatte, daß sie es mit seinen Ne-

benbulern einmal in ihrem Leben gut gemeynt hätte, entgieng seiner Blut- und Mordgier.

Als nun Orangzeb endlich zum ruhigen Besitz einer Krone gelanget war, die er mit einer solchen Menge von Schandthaten erkaufet hatte, hob er seine mit dem Blute seines Vaters, seines Sohnes, und seiner drey Brüder befleckten Hände zum Himmel. „Dir allmächtiger Gott,„ sagte er, „habe ich den Thron zu danken; aus „einem armen Fakir hast du den größten Mo„narchen auf dem Erdboden gemacht, damit alle „Menschen belehret würden, daß du die Stol„zen erniedrigest, und die Demüthigen erhö„hest.„ Hierauf ließ er die Gelehrten des Palastes, deren Amt es ist, die Jahrbücher des Reiches zu schreiben, zusammenkommen: „Zeich„net für die Nachwelt,„ sagte er zu ihnen, „die „Geschichte der Revolution auf, durch die ich „endlich zur Krone gelanget bin, damit sie „meinen Nachfolgern auf ewig zum Beyspiele „diene.„ — „Aber mit was für Farben sollen „wir die Ermordung der kayserlichen Familie ab„malen,„ fragte ihn das Oberhaupt der Geschichtschreiber? „Du mußt wissen,„ war des Kaysers Antwort, „daß mein Verfahren damit „gerechtfertiget ist, daß ich gezwungen war, der „wankenden Religion, und einem in seinen Grund„festen erschütterten Reiche wieder aufzuhelfen. „Die liederliche Lebensart meines einfältigen „Vaters, die Gottlosigkeit meines ältesten Bru„ders, die Kätzerey des zweyten, und endlich die

„Versoffenheit und Dummheit des jüngsten,
„rechtfertigen meine Staatsklugheit, und wischen
„die Schande von meinen Uebelthaten hinweg.„

Man kann hieraus sehen, daß sich Orangzeb wirklich für einen Helden hielt. Es ist unstreitig, wenn listige Streiche und niedrige Griffe, die Kunst, Verräther zu erkaufen, Räubereyen, Mordthaten und Verbrechen, in Indien für rechtmäßig und glorreich gehalten werden, so lange sie von einem glücklichen Erfolge begleitet sind und der Thäter jedesmal den Sieg davon trägt; wenn es edler ist, durch die Verrätherey, welche man unter den Mogoln als eine höhere Größe des Geistes betrachtet, als durch Herzhaftigkeit und Erfahrung, die Oberhand zu behaupten: so muß man, auf diesen Fuß freylich, den Orangzeb für den größten Mann gelten lassen, den der Orient in selbigem Jahrhunderte jemals hervorgebracht hat.

Eben die Gaben, die ihn auf den Thron erhoben hatten, erhielten ihn auch mit einer glänzenden Art auf demselben. Er betrug sich beständig mit eben so viel Verstellung, mit eben so viel niedriger Hinterlist, und mit eben so viel Grausamkeit, wie vor und nach. Allemal war er sorgfältig bedacht, seine Unternehmungen, auch die allerungerechtesten, mit dem Mantel der Religion zu bedecken. Der Eifer für die Ehre des Reichs, den er affectirte, der aber im Grunde weiter nichts war, als ein unersättlicher Geiz, Eroberungen zu machen, vertrat bey ihm die

die Stelle der Menschenliebe und aller andern guten Eigenschaften. Die Mogoln, eine sklavische Nation, erhoben so gar die Missethaten ihres Beherrschers zu heiligen Handlungen; bloß weil dieser König glücklich war, und seine Staaten mit verschiednen Königreichen vergrößerte. Seine Siege hatten ihn das Blut von mehr als zwo Millionen seiner Unterthanen gekostet; allein solche Einbußen, und das Unglück so vieler Provinzen, die von den Feinden verheeret wurden, sah ein Orangzeb als Kleinigkeiten an in Vergleichung gegen die Vortheile, die Er dafür einerndtete. Gleich beym Anfange seiner Regierung machte sich Orangzeb einen Plan, von dem er sich nachher niemals entfernte; und dieser bestand darinnen, daß er Kriege auf Kriege häufte. Diese Kriege zogen verschiedne Revolutionen nach sich; die Thronen, die in Indien bisher noch bestanden hatten, wurden umgestürzt, mächtige Könige gefangen genommen, und mit schmählichen Todesarten hingerichtet. Die Verrätherenen bey diesen Feldzügen, worinnen sich der Kayser übrigens durch seine Geschäfftigkeit, durch seinen unermüdeten Fleiß und seine unablässige Arbeit hervorthat, leisteten ihm dabey noch mehr Dienste, als die Obermacht seiner Truppen. Doch wir müssen uns etwas näher in die einzelnen Umstände dieser Begebenheiten einlassen, und die Schicksale dieses Prinzen, der ein Zeitverwandter von Ludwig dem Vierzehnten und von dem Czar Peter dem Ersten, und in Asien nicht minder berühmt

war, als in Europa der französische Monarch und der rußische Kayser, unsern Lesern umständlich vortragen.

Er warf sich gar bald zum Reformator auf. Er untersagte das Weintrinken, welches die Europäer in dem Reiche ganz gemein gemacht hatten; es kostete einem Muselmanne, den man überführen konnte, daß er Wein verkaufte, oder Wein tränke, entweder einen Fuß, oder eine Hand. Indostan wurde gar bald voll von einhändigen und einfüßigen Leuten. Eine Folge von diesem nämlichen Glaubenseifer für den Koran war auch, daß Orangzeb in Sorge gerieth, die langen Schnurrbärte der Mogoln möchten sie hindern, das Wort Allah (Gott) ehrerbietig genug auszusprechen, und ihnen im Wege seyn, daß dieser Ton nicht zum Himmel aufsteigen könnte; daher er auch ein Edict ausgehen ließ, welches nur einen Fakir kleidete, daß nämlich die Schnurrbärte, wie in Klaftern getheilt, getragen werden sollten. Nichts war lächerlicher, als das Schauspiel, welches damals die Gassen der Hauptstadt darboten, wenn sie mit Officiers und Soldaten angefüllt waren, die mit der Scheere in der Hand, die Bärte maßen, und sie nach dem Fuße des Edicts reformirten. Wie man sagt, so war diese Neuerung den Mogoln noch unangenehmer, als die Untersagung des Weines; so sehr hängt der gemeine Mann, in allen Ländern und zu allen Zeiten, an seinen Gebräuchen und Gewohnheiten. Die Edicte, die

die um die nämliche Zeit wider die Musikantinnen und Tänzerinnen herauskamen, welche in ungeheurer Menge herumschwärmten, waren ihm ganz gewiß nicht von dem Eifer für seine Religion eingegeben, indem Mahomet in dem Alkoran weit davon entfernt gewesen ist, Tanz und Musik zu verbieten, wozu er vielmehr ausdrücklich vermahnet hat. Allein Orangzeb wußte gar zu wohl, daß die Musikantinnen seine Mogoln mit Liederchen voller Scherz und Spöttereyen auf seine und seiner Vorgänger Kosten belustigten. Er wollte seinen guten Namen gern gerettet wissen. Aber was geschah? Man schonte ihn von der Zeit an noch weniger, als vorher. Was hingegen die Tänzerinnen betraf, so erhellt wohl aus allen Umständen, daß Orangzeb keinen andern Bewegungsgrund hatte, sie einzuschränken, als ihre lüderliche Lebensart, welche alle Gränzen überschritt. Sie erhielten Befehl, sich bey Strafe, mit Ruthen gestrichen zu werden, zu verheyrathen; sie leisteten Gehorsam, so gut als die Musikantinnen, obgleich die leztern vorher viele Mühe anwendeten, den Kayser auf andre Gedanken zu bringen. An einem Freytage nämlich, da er aus seinem Palaste gegangen war, um sich, der Gewohnheit nach, in die vornehmste Moschee zu verfügen, traf er auf seinem Wege eine große Proceßion von mehr als zweytausend Weibsleuten an, die in Trauer giengen, und mit vielem Geschrey und Thränen einer Bahre folgten. Orangzeb fragte, wem zu Ehren dieses Leichenge-

chengepränge gehalten würde: „Der Musik,„ hieß die Antwort, „die Du hast ums Leben brin„gen lassen; das Geschrey, das Du hörest, ist „das Geschrey ihrer Kinder, die sie zu Grabe „begleiten.„ — „Diese kindliche Liebe gefällt „mir,„ antwortete der Kayser; „aber sie mö„gen nur ihre Mutter so tief einscharren, daß sie „niemals wieder ans Tagelicht kömmt.„

Daß Orangzeb alle die Ländereyen, welche vom Kayser Amayum an die Persianer veräußert worden, die ihm nach Indien gefolgt waren und ihm zu dem Throne verholfen hatten, wieder mit seinen Domainen vereinigte, ist als ein großer Fehler zu betrachten. Vielmehr hätte er im Gegentheile auf ewig alle andern dazu veräußern sollen, so viel er ihrer noch übrig hatte. Der Ackersmann, der aus einem Pachter ein Eigenthümer geworden wäre, würde unermeßliche Vortheile daraus gezogen haben; die Völker wären reicher geworden; und mit der Bevölkerung würden sich zugleich die Einkünfte des Reiches vermehret haben.

Aus dem nämlichen Geiste der Gierigkeit wiederrufte er die Schenkung von drey beträchtlichen Städten in Dekan, die er einem berühmten Anvantürier, Namens der Cevagi, gegeben, welcher sich des Königreiches Carnate bemeistert, und die sämmtlichen Truppen des Königs von Visapour, eines Feindes von Orangzeb, aufgehoben hatte. Der Cevagi ward über den Undank des Kaysers ganz wüthend, fiel über die

Lände-

Ländereyen des Kayserthums her, und verheerte darinnen, was ihm vorkam. Er überrumpelte Surate, eine der reichsten Städte in Indien, und schleppte daraus eine große Beute hinweg.

Orangzeb ließ verschiedne Armeen wider den Cevagi marschiren; aber sie wurden allesammt durch die Erfahrenheit und Tapferkeit des Feindes geschlagen und zu Grunde gerichtet. Voller Beschämung und Verzweiflung über die Schande, daß ein Mann, der weiter nichts als eine Hand voll Straßenräuber bey sich hatte, das Reich gleichwohl so lange beunruhigte, schickte Orangzeb die auserlesenste Mannschaft von seinen alten Banden gegen ihn aus, an deren Spitze er selbst so viele Siege davon getragen hatte; aber damit richtete er weiter nichts aus, als daß er dem Cevagi neue Triumphe zubereitete. In der That wurde dieser Fürst, an statt vor dem aufsteigenden Wetter zu erschrecken, dadurch nur desto unerschrockner; und er nahm seine Maaßregeln so klüglich, daß er auch diese Truppen, die man in Indien für unüberwindlich gehalten hatte, glücklich besiegte. Das Hülfsmittel, dessen sich der Cevagi, (der in Ansehung der Mittel, wodurch er den Sieg erlangte, nichts gewissenhafter war, als sein Feind Orangzeb,) dießmal bediente, um nicht zu Boden getreten zu werden, war folgendes. Er schickte gegen Abend einige von seinen beherztesten Soldaten in das Lager der Mogoln, mit dem Befehle, daß sie bis in das Zelt des

Generals,

Generals, der ein Onkel des Kaysers war, zu bringen suchen, ihn mit Dolchen ums Leben bringen, und so dann ein gewisses Signal geben sollten, worauf er selbst mit seinen Leuten den Feind überfallen wollte. Das Unternehmen wurde mit Entschlossenheit ausgeführt, und hatte gerade den glücklichen Erfolg, den der Cevagi davon erwartete. Der General starb zwar nicht an den Wunden, die er bekommen hatte; allein die Bestürzung war darum unter der Mogolschen Armee nicht geringer; sie wurde, mit einem Worte, überrumpelt, geschlagen und zerstreuet.

Es läßt sich nicht mit Worten beschreiben, was für ein empfindlicher Streich die Nachricht von diesem Unglücksfalle für den Orangzeb war; aber was ihm am weheſten that, war nicht der Verlust seiner Truppen, und das Elend der Provinzen, die den Plünderungen des Siegers ferner zum Raube bloßgestellt blieben, als vielmehr der Schimpf, sich durch die Hinterlist des Feindes geschlagen zu sehen. Er wußte nur gar zu wohl, daß die Indianer von dem Ruhme und den Siegen ihres Landsmannes, des Cevagi, geblendet waren, und ihn für einen größern Mann hielten, als ihren Kayser. Besonders war es ihm ganz unerträglich, daß man dem Raja von Seiten der heimlichen Streiche und der Kriegslisten, die, wie wir schon erwähnet haben, die Haupteigenschaften sind, welche bey diesen Völkern den Helden ausmachen, den Vor-

zug vor ihm öffentlich gab. Orangzeb erschöpfte alle Hülfsmittel, die ihm nur beyfallen wollten, seinem Feinde diesen Ruhm abzujagen. Sein Entschluß war, wofern er ihn nicht mit List überrumpeln könnte, ihn mit Gewalt und durch die Menge zu erdrücken. Man stellte daher eine Armee auf die Beine, wie sie in Indien noch niemals so zahlreich gesehen worden war; und das Commando darüber ertheilte man dem Mahobet-Cam und dem Jacing, zween von den größten Feldherren Orangzebs. Dem letztern gab der Kayser geheime Befehle, nicht eher Gewalt zu brauchen, als bis er vorher alle mögliche Wege der Unterhandlung erschöpfet hätte, den Cevagi zu einem friedlichen Vertrage zu bringen.

Allein der Cevagi verwarf Orangzebs Anträge mit der größten Verachtung; und also mußte man Gewalt brauchen. Itzt war es vergebens, daß der Avantürier alle seine Kunstgriffe und Kriegslisten hervorsuchte; die beyden Generale, die man ihm entgegen gestellt hatte, machten alle seine Bemühungen durch ihre wachsame Geschäfftigkeit fruchtlos. Er wurde zu verschiednen malen mit einzelnen Trupps repoußiret und geschlagen; mit jedem Tage verlor er mehr Terrein; und schon belagerten die Mogoln die Festung Pungiar, die wichtigste in seinen Staaten. Weil dem Cevagi anfieng, bange zu werden, daß er endlich doch noch würde unterliegen müssen; so bot er die Hände zu einer

Unter-

Unterhandlung; nunmehr willigte er ein, die Waffen unter der Bedingung niederzulegen, daß man ihm die drey Städte in Dekan, die den Anlaß zum Kriege gegeben hatten, wieder überlassen, und ihm die Vice-Königstelle von Dekan zugestehen wollte. So bald der Vertrag, welchen Orangzeb zu halten über dem Alkoran geschworen hatte, unterzeichnet war, begab sich der Raja nach dem Lager der Mogoln, und reiste nach Dehly ab, von dem Kayser den Firman, oder die Belehnung über das Statthalteramt, welches man ihm zugestanden hatte, zu empfangen.

Bey der Annäherung des Cevagi konnte Orangzeb seine Freude kaum mäßigen. Er lobte seine Klugheit und sein Glück bey sich selbst, daß er in seine Fallstricke doch endlich einen Mann zu ziehen gewußt hätte, dessen Kopf und Arm dem Reiche so lange Zeit fürchterlich gewesen waren. Es schmeichelte der hohen Einbildung, die er von sich selbst und seiner Weisheit hatte, weit mehr, daß er ihn durch Arglist und Kunstgriffe bewogen, die Waffen niederzulegen, als wenn er den herrlichsten Sieg über ihn davon getragen hätte. Und nun schickte er sich an, die Demüthigung seines Feindes mit langen Zügen zu schmecken, ehe er ihn seiner Rache vollends aufopfern wollte.

Als der Cevagi mit einer Begleitung von fünf bis sechs hundert Reitern bey Dehly angelangt war, schlug er seine Lagerzelte, nach Gewohnheit

wohnheit der Rajas, neben dem kayserlichen Palast auf; und hier ließ man ihn viele Monate schmachten, ohne ihm Audienz zu geben. Nunmehr erkannte der Mann mit Schmerzen und Aergerniß über sich selbst, was für ein Versehen er begangen, da er sich der Discretion eines unbarmherzigen und neidischen Prinzen preis gegeben hatte. Unterdessen wußte er seinen Verdruß in seinem Herzen zu verbergen; es war vergebens, daß man seine Worte, seine Handlungen, seine Gebärden, seinen Gemüthszustand auszuspioniren suchte; er ließ sich niemals den mindesten Zug oder Blick von Ungeduld oder Unruhe merken.

Endlich setzte ihm Orangzeb einen Tag zur Audienz an; und um ihn mit dem ganzen Gewichte seiner Hoheit niederzuschlagen, zeigte er sich selbigen Tag zum allerersten mal in einem außerordentlichen Pomp. Er besetzte sein Kleid mit Diamanten von unschätzbarem Werthe, setzte sich auf Schach = Jeham's goldnen Thron, hatte neben sich seine Kinder, und niedriger, die indianischen Könige und die Omrhas, allesammt mit kreuzweis über die Brust gelegten Händen und in der ehrfurchtsvollesten Stellung, auf Estraden sitzend, die von Gold und Silber glänzten; die Officiers mit ihren Soldaten erfüllten die Vorhöfe, die Säle und die Zimmer des Palastes, und alles beobachtete das tiefste Stillschweigen. Der Cevagi schien über den Glanz und die Macht, womit man ein so prahlhaftes Gepränge zu treiben affectirte, nicht im

mindesten betroffen zu seyn. Er behielt noch immer seinen edlen Anstand; aber bey aller seiner Klugheit und Vorsicht, konnte er sich doch nicht enthalten, seinen Unwillen ausbrechen zu lassen, als er sah, daß man ihm einen weit niedrigern Platz anwies, als ihm einzunehmen zukam, da er Vice-König von Dekan, und Souverain einer ansehnlichen Provinz war. „Was?„ sagte er, indem er zugleich seine Stimme erhob, „man „will mich hier verächtlichen Sklaven gleich stel- „len? Sind dieß, o Orangzeb, die Ver- „sprechungen, die Du mir auf den Alkoran zuge- „schworen hast? Hat Jacing den Namen un- „srer Götter gemißbraucht, mich zu täuschen? „Was für eine Begegnung darf wohl ein Kö- „nig erwarten, den man so unanständig em- „pfängt?„ Hierauf wendete er sich zu den Om- rhas: „Und Ihr,„ redete er sie an, „schämt „Ihr Euch nicht des Vorzuges, den man Euch „hier über mich geben will? Kömmt es solchen „Weibern zu, einem Soldaten den Vortritt zu „nehmen? O! ich habe alle diese fürchterlichen „Anführer von Truppen in den Gefechten mir „den Rang gern abtreten sehen, den sie sich „im kayserlichen Palaste anzumaaßen erdrei- „sten.„ Mit diesen letzten Worten wirft er ei- nen verächtlichen Blick auf die Versammlung, und eilt hinweg, ohne daß sich eine Seele von allen denen, die so empfindlich beschimpfet wur- den, unterstanden hätte, ihn aufzuhalten; so sehr waren sie über seine Verwägenheit erstaunt.

So sehr sich Orangzeb auch zu verstellen wußte, so wenig war er doch vermögend, die Freude ganz in sich selbst zu verschließen, die er über den Verdruß des Cevagi empfand. Die Vorwürfe der Niederträchtigkeit und Feigherzigkeit, welche er den Omrhas gemacht hatte, waren ihm eben so angenehm, als die Ausbrüche von Zorn, die er hatte blicken lassen. Nun war er endlich vergnügt, daß er seinen Feind erniedriget, und ihn seinen Sklaven gleich gesetzt hatte; also war er weiter auf nichts bedacht, als ihn vollends ums Leben zu bringen. Er gab ihm so gleich eine Garde zu, unter dem Vorwande, ihn vor der Rache der Omrhas, die er beleidiget hätte, in Sicherheit zu setzen; in der That aber, sich seiner Person zu versichern. Er richtete ihm in der Stadt einen Palast zu, der ihm zum Grabe dienen sollte, und gab Befehl, ihn und seinen Sohn die erste Nacht, da er darinnen schlafen würde, zu erdrosseln. Weil der Cevagi merkte, daß er dem Tode gar nicht ausweichen konnte; so bemühte er sich, zum wenigsten die beherzten Leute, die ihn nach Dehly begleitet hatten, vor dem nämlichen Schicksale in Sicherheit zu setzen. Er erhielt ohne Mühe für sie einen Freypaß, daß sie sich mit völliger Sicherheit zurückbegeben konnten; Er selbst hatte noch das Glück, sich mit seinem Sohne unter einer Verkleidung zu retten, wozu ihm der Sohn des Jacing behülflich war, der es nicht anders, als mit dem äußersten Verdruß ansah, daß man seinen Vater gemißbraucht hatte, ein Werk-

zeug der Verrätherey und der Rachgier abzugeben.

So bald Orangzeb die Nachricht bekam, daß ihm sein Raub entwischet wäre, verfiel er in Anfälle der Schwermuth und des Wahnwitzes. Er erfuhr gar bald mehr. Der fürchterliche Cevagi hatte sich binnen kurzer Zeit durch ganze Ströme Blutes gerächet, womit er Surate und viele andre Städte, die er überrumpelt, nunmehr überschwemmte. Ueber diese Zeitungen verfiel Orangzeb vollends in eine solche Gemüthskrankheit, daß sich sein Blut entzündete, und er ein gefährliches Lager auf dem Bette auszuhalten hatte. Binnen wenig Tagen befand er sich an dem Rande des Grabes. Während dieser Zeit wurde das Serrail voller Unruhen, Intriguen, Lärmen und Meutereyen; jeder von den vier Söhnen des Kaysers hatte seinen Anhang; und das Reich würde in der That durch einen neuen bürgerlichen Krieg zerrüttet worden seyn, wenn der Tod den Orangzeb weggenommen hätte. Nachdem Orangzeb eine Zeitlang zwischen Leben und Tode gekämpfet hatte, gewann doch endlich sein Temperament die Oberhand über die Gewalt der Krankheit; und um sich öffentlich sehen zu lassen, konnte er nicht so lange Geduld haben, bis seine Kräfte wiederhergestellt waren. Er ließ sich in den Audienzsaal tragen, blaß, entstellt, mehr einem Gespenst ähnlich, als einem lebendigen Menschen; damit die falschen Gerüchte von seinem

nem Ableben, die sich in der Stadt schon auszubreiten anfiengen, wegfallen sollten. Dieser Schritt machte den verschiedentlichen Factionen, die sich während seiner Krankheit geregt hatten, ein Ende; seine Kinder und die Großen fügten sich voller Schrecken, (denn einen andern Eindruck machte Orangzeb niemals,) wieder in die gehörige Ordnung, und der Kayser that großmüthig nicht anders, als ob er alle Cabalen vergessen hätte.

Es währte sehr lange, ehe er sich wieder völlig erholen konnte, weil er schlechterdings seinen Willen haben, und mehr arbeiten wollte, als seine schwächlichen Umstände litten. Eines Tages stellte ihm ein Minister vor, wie gefährlich diese übertriebne Arbeitsamkeit für ihn wäre, und was für Folgen sie nach sich ziehen könnte. Orangzeb gab ihm einen Blick voller Verachtung und Unwillen, wendete sich zu den übrigen Hofleuten, und sagte zu ihnen folgende Worte, die den ganzen Hochmuth seiner Seele verrathen: „Müsset ihr nicht selbst gestehen, daß es „Umstände giebt, worinnen ein König sein Le„ben zu wagen, und mit dem Degen in der „Faust zu sterben schuldig ist, wenn es zur Ver„theidigung des Vaterlandes geschehen muß? „Und sehet, dieser niederträchtige Schmeichler „will nicht leiden, daß ich meine Arbeiten und „Nachtwachen zu dem Glücke meiner Untertha„nen anwende? Meynt er denn, ich wisse es „nicht, daß mich die Gottheit bloß zur Glückse„ligkeit

„ligkeit so vieler Millionen Menschen, die sie
„meinem Scepter unterworfen, auf den Thron
„gesetzt hat? Nein, nein, Orangzeb wird
„nimmermehr den Vers des Sady,„ (eines
arabischen Dichters) „vergessen: Ihr Könige,
„höret auf, Könige zu seyn, oder regieret
„selbst! Ach! Hoheit und Glück legen uns
„schon nur allzuviel Fallstricke. Wie unglücklich
„sind wir nicht; alles verführet uns zur Weich-
„lichkeit; die Weiber mit ihren Liebkosungen, die
„Lustbarkeiten mit ihren Reizungen! Müssen
„denn nun auch so gar die Ministers ihre treulo-
„se Stimme erheben, die immer schwache und
„wankende Tugend der Könige zu bestreiten,
„und sie durch schädliche Rathschläge zu stür-
„zen?„

Orangzeb war völlig der Meynung, die Weichlichkeit, der Leichtsinn, der Hochmuth, der Trotz, die Barbarey, der ausschweifende Luxus der meisten Könige in Asien, und insonderheit der Molgolschen Prinzen, hätten keine andre Quelle, als den Haß der Arbeit, und die Unwissenheit, worinnen sie von Weibern und Verschnittenen mitten unter den Vergnügungen des Serrails erzogen werden. Er konnte nicht Klagen genug darüber führen, daß er selbst nicht besser erzogen worden wäre; und dieß war auch der bitterste Vorwurf, den er seinem Vater Schach-Jeham machte. Es wird den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, zu sehen, wie dieser außerordentliche Mann von der Erziehung

der

der Prinzen dachte; denn die Seele der Könige malt sich eben so wohl, wie die Seele andrer Menschen, nicht allein in ihren Handlungen, sondern auch in ihren Reden. Bey seiner Thronbesteigung war sein gewesener Lehrmeister einer von den ersten, die herbey gelaufen kamen, ihm ihren Glückwunsch abzustatten; allein statt des Guten und der Ehrenämter, auf die sich der Mann Rechnung gemacht hatte, that Orangzeb im Beyseyn der ganzen Hofstatt folgende Anrede an ihn:

„Wie? Elender, du verlangst, ich soll dich „zu den vornehmsten Bedienungen erheben, ich „soll dir meine Wohlthaten haufenweise zuwen„den? Ach! ganz unfehlbar wollte ich es thun, „wenn du mich unterrichtet hättest, wie ein „Prinz unterrichtet seyn sollte; meine Erkennt„lichkeit sollte alles übertreffen, was du wün„schen könntest. Ich habe Zeitlebens geglaubt, „wir hätten unsern Lehrern mehr zu danken, als „unsern Aeltern; aber nun antworte mir, und „urtheile selbst, was du mit deinen geleisteten „Diensten verdienet hast? Zehn bis zwölf „Jahr hast du mich damit verschwenden lassen, „daß ich das Arabische, und eine nichtswürdige „Philosophie lernen mußte, die wegen ihrer bar„barischen Sprache und abstracten Ideen eher „fähig war, die gesunde Vernunft auszurotten, „als zu bilden. Hast du mir wohl jemals ein „Wort von den erhabnen Regeln der Sittenleh„re vorgesagt, durch die sich die Seele der Kö-

„dige über die Pfeile des Glückes erhebt, und
„die sie zugleich abhalten, sich von Glücksfällen
„berauschen, und von Unglücksfällen betäuben
„zu lassen? Hast du mir jemals die Principien
„der Schöpfung, die Einrichtung des Weltge-
„bäudes, die wechselsweisen Pflichten der Könige
„gegen ihre Unterthanen, und der Unterthanen
„gegen ihre Könige gehörig vorgetragen? Hät-
„test du mich nicht zum wenigsten die Kunst leh-
„ren sollen, eine Stadt zu belagern, oder eine
„Armee in Schlachtordnung zu stellen? Du
„hast mich bereden wollen, daß Europa, der
„Theil von der Welt, der wegen der Obermacht,
„die ihm die Wissenschaften, die Künste, das
„Genie und die Herzhaftigkeit seiner Einwoh-
„ner über die ganze übrige Welt geben, so
„berühmt ist, weiter nichts wäre, als eine kleine
„Insel, worinnen die mächtigsten Könige die
„von Holland und Portugall seyn sollten? Hast
„du mir nicht weiß gemacht, die Kayser in
„Frankreich und in England wären bloße Vas-
„sallen von Portugall, dem sie Tribut bezahlten,
„und nicht einmal so mächtig, wie unsre schwäch-
„sten Rajas? Wie Du mich bereden wolltest,
„so zitterten Persien, China, die Türkey, die
„Tartarey, die ganze Welt, vor dem bloßen
„Namen des Mogols. Niederträchtiger
„Schmeichler, warum belehrtest du mich nicht
„beyzeiten von den übrigen Völkern, die auf
„der Fläche unsers Erdbodens hier und da zer-
„streut wohnen, von ihrer Macht, von ihren
„Gesetzen, von ihrem Interesse, von ihrer

„Regie-

„Regierung, von ihrer Art, Krieg zu führen?
„Warum hast du mir denn gar nichts von dem
„Ursprunge, dem Wachsthum, und dem Ver-
„falle der Reiche gesagt, und zu welcher Zeit,
„durch was für Verbrechen, oder durch was
„für Schwachheiten sich diese Staatsverände-
„rungen zugetragen haben? Oder auch nur die
„Geschichte meiner eignen Ahnen, der berühm-
„ten Stifter dieses Kayserthums, eine Geschich-
„te, die für ihre Nachkommenschaft so nützlich
„ist; hast du mir nur jemals den mindesten Be-
„griff davon beygebracht? Sind ihre großen
„Thaten, ihre Siege, ihre Eroberungen, ihre
„Staatskunst, nicht Geheimnisse für mich ge-
„wesen, die ich niemals habe ergründen können,
„als erst nach vielen Jahren, und noch mit vie-
„ler Ungewißheit? Hättest du mich wie einen
„König erzogen, meine Wohlthaten hätten die
„Früchte meiner Dankbegierde und Liebe seyn,
„sie hätten alles übertreffen sollen, was Alexan-
„der am Aristoteles that. Was erwartest du
„denn also? Geh, und befreye mich auf ewig
„von dem verhaßten Anblick eines Mannes, dem
„ich als an meinem Feind, und als einem Ver-
„räther begegnen sollte!„

Doch es ist Zeit, das wir den Faden der Ge-
schichte wieder ergreifen. Orangzeb, dessen
Gesundheit sich immer in unzuverläßigen Um-
ständen befand, faßte den Entschluß, sich nach
dem Königreiche Kachemire zu begeben, um da-
selbst eine gesündere Luft zu athmen; und in die-

sem anmuthigen Aufenthalte erlangte er auch wirklich die Kräfte, die Gesundheit und die Gemüthsruhe wieder, die er seit der Hinrichtung seines Vaters verloren gehabt hatte. Es gelang ihm endlich, die Reue, die Gewissensbisse, die unruhigen Gedanken, unter deren Last die Tyrannen zuweilen erliegen müssen, durch Arbeit, Ehrsucht und ein geschäfftiges Leben vollends zu ersticken. Die Furcht, von seinen Kindern dereinst das tragische Schicksal zu erfahren, welches er selbst seinen Vater Schach-Jeham hatte erfahren lassen, bestärkte ihn in dem Vorhaben, Krieg auf Krieg zu häufen, und nach dem Beyspiele der Tartarn, seiner Ahnen, beständig in Feldlägern und unter Gezelten zu leben. Die Armee, die er immer zum Gefolge bey sich haben wollte, mußte ihm zum Bollwerke wider die Ehrsucht seiner Kinder dienen; denn dem Umstande, daß Schach-Jeham sich hatte einfallen lassen, seine alten Jahre mitten in seinen bezauberten Gärten, im Müßiggange und in Vergnügungen zu vergraben; diesem Umstande allein maß er es bey, daß es ihm so leicht geworden war, ihn vom Throne zu stoßen. Aus dem Innersten seiner Freystadt warf er seine Augen auf alle benachbarten Staaten, um sich darunter denjenigen auszusuchen, welcher das Gewicht seiner Waffen empfinden sollte. Die Tartarey, deren Wüsten ihm nichts, als wilde und unbändige Menschen, darboten, reizte seinen Ehrgeiz nicht; Persien war eher eine Eroberung, die wegen der Fruchtbarkeit, des Umfanges, und

des

des Reichthumes des Landes, seines Muthes würdig zu seyn schien; aber die Herzhaftigkeit der Perser, die Tapferkeit und Geschäfftigkeit ihres Königs Schach = Abas kamen ihn gar zu fürchterlich vor. Er blieb also bey dem leichtesten und vortheilhaftesten Projecte stehen; welches kein andres war, als alle die Ländereyen zu erobern, die von mehr als achtzig Fürsten in Indien besessen wurden, sich gegen Süden auszubreiten, und sich des ganzen Umfanges vom Lande zu bemächtigen, der zwischen seinen Staaten und China liegt, damit die beyden Reiche an einander gränzen sollten. In seine Staatskunst schlug auch der Umstand mit ein, daß er in dem nämlichen Kriege die Europäer, die sich auf der Küste von Coromandel festgesetzt hatten, zugleich mit erdrücken wollte. Unterdessen fürchtete er sich doch vor der Geschäfftigkeit, vor der Kriegs-Disciplin und Kühnheit dieser Ausländer, die durch ihre Seemacht Herren über die indianischen Gewässer worden waren, ob dieselben gleich über vier tausend Meilen von ihrem Vaterlande entfernet lagen.

In solcher Absicht entschloß sich dieser Prinz, welcher Zeit seines Lebens noch keine Schiffe gesehen hatte, dem man aber einen weitläuftigen und gründlichen Verstand gar nicht absprechen kann, der Schöpfer einer Marine zu werden, die ihn zum Herrn auf der See machen, und ihm die Eroberungen, worauf er umgieng, sichern sollte. Er ließ auf dem See bey Kachemire, der

der sich beynahe mit einem Meere vergleichen läßt, durch die Hände einiger Europäer, die er in seine Dienste gelockt hatte, zwey Schiffe bauen. Diese beyden Schiffe zeigten sich gar bald unter den Fenstern des Palastes, der auf einer mitten im See gelegenen Insel erbauet ist. Sie lieferten einander vor den Augen der ganzen Hofstatt ein Seetreffen; und der Kayser sah mit unglaublichem Vergnügen an, mit was für einer Geschicklichkeit diese Ausländer das Manöuvre zu machen wußten, so wie er besonders die Leichtigkeit und Geschwindigkeit ihrer Bewegungen bewunderte. Wenn er aber überlegte, was für einen Haß seine Unterthanen gegen alle mühsame Arbeit hatten; so begriff er leicht, daß sich die Mogoln dergleichen Fertigkeit nimmermehr würden erwerben können. Er rufte mit vielen Seufzern aus: „Den Ruhm der Schifffahrt müs„sen wir Völkern überlassen, welche der Fleiß, „und die Obermacht ihrer Kenntnisse so sehr von „andern unterscheiden;„ aber eben deßwegen entsagte er auch dem Vorhaben, diese so gefährlichen Ausländer aus Indien zu verjagen. Nur das einzige nahm er sich vor, daß er, wenn sich die Gelegenheit darböte, List, Ueberrumpelung, und zugleich Gewalt gegen sie ausüben wollte.

Es währte auch nicht lange, so kamen seine Projecte (1668) zum Ausbruch. Jemla erhielt Befehl, sich mit einer Armee von dreymal hundert tausend Mann auf den Weg zu machen, um das Königreich Achem zu erobern. Dieser alte Gene-

General, dessen guten Diensten Orangzeb die Krone zu verdanken hatte, war ihm eben durch die Wichtigkeit und Größe dieser nämlichen Dienste verhaßt und fürchterlich geworden; und er war gerade damals im Dienste wider den Cevagi begriffen, dessen Progressen er wirklich durch seine Tapferkeit Gränzen gesetzt hatte. Wie man sagt, so hat sich der undankbare Orangzeb zu dem Feldzuge nach Achem mehr in der Absicht entschlossen, daß Jemla in diesem Kriege, der mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpfet seyn mußte, umkommen möchte, als weil er selbst seine Macht vergrößern wollen. Jemla merkte es, daß der Kaiser weiter nichts suchte, als ihn ins Verderben zu stürzen; dabey zweifelte er dann keinen Augenblick, daß ihn Orangzeb wegen des Erfolges, wenn derselbe unglücklich ablaufen sollte, zur Rechenschaft ziehen, und wenn er ja glücklich genug wäre, alle Hindernisse zu besiegen, doch noch Mittel ausfindig machen würde, ihn ingeheim aus dem Lande der Lebendigen hinaus zu schaffen. Unterdessen leistete er Gehorsam, fest entschlossen, den Glanz seiner ersten Heldenthaten durch die letzten seines Lebens noch zu verdunkeln; zum Gehülfen gab man ihm den berufenen Dalil-Cham, dessen Verrätherey für den Dara so tödtlich gewesen, und der dem Orangzeb nicht minder verdächtig war, als Jemla.

Diese beyden Männer nahmen die klügsten Maaßregeln, die Expedition, die man ihnen aufgetragen hatte, so glücklich auszuführen, als möglich.

lich. Sie wendeten große Summen Geldes an, portugiesische Schiffe zu bekommen, auf welche sich Dalil-Cham mit einem Theile der Armee am Bord begab, da indessen Jemla, an der Spitze des übrigen Theiles derselben, zu Lande marschirte. Es ist fast unglaublich, wie viel Strapazen und Beschwerlichkeiten Jemla die zwanzig Tage über aushalten mußte, die er zubrachte, die Wüsten und Gebürge zu übersteigen, die dem Königreich Achem wie zum Bollwerke dienen; endlich aber verschwanden die Schwierigkeiten, und er gelangte glücklich in die Ebne von Achem, die noch fruchtbarer, als die Ebne von Bengalen, und noch anmuthiger ist, als die Gegenden in Kachemire.

Hier erhielt er die Nachricht, daß sein Gehülfe bereits in den Strom Achem eingedrungen war, und über die feindliche Flotte, mit Hülfe der Portugiesen, einen vollkommenen Sieg davon getragen hatte. Er säumte also nicht, sich mit Dalil-Cham zu vereinigen; und so rückten sie beyde mit einander nach Guergam, der Hauptstadt des Königreichs vor, die sie zu belagern anfiengen. Diese Stadt, die noch weitläuftiger ist, als Dehly, enthält lauter Häuser, die von unverweslichem Holze erbauet sind, welches fast so fest ist, als Stein und Marmor; es befanden sich unermeßliche Schätze darinnen, eine kräftige Leckspeise für die Mogoln, ihren Muth zu beleben. Der König von Achem, der sich bey der Annäherung der Feinde auf die Gebirge in Sicherheit begeben

hatte,

hatte, kam mit einer unzählbaren Armee von den Gebirgen herunter, und nöthigte seine Feinde zu einem Treffen, womit er die Hauptstadt zu entsetzen hoffte; allein, konnte sich wohl ein Haufen weichliche, ohnmächtige Leute, die das erstemal in ihrem Leben Gewehr in die Hände bekamen, gegen die kriegerische Armee der Mogoln halten, die von den beyden größten Feldherren des Reiches angeführt wurde? Die Achemier wurden aufs Haupt geschlagen, ohne daß es die Sieger nur ein wenig Blut gekostet hätte; mit Mühe und Noth entgieng noch der König dem Blutbade; Guergam öffnete den Mogoln ihre Thore, die darinnen unschätzbare Beute machten.

Unterdessen machte sich der überwundene König weislich einen andern Entwurf zum Kriege. Er suchte die Treffen zu vermeiden, und hielt sich in unzugänglichen Gegenden immer im Hinterhalte, aus dem er niemals in andrer Absicht hervorbrach, als das Gepäcke der Feinde zu überfallen; seine Unterthanen mußten, auf seine Befehle, alle Lebensmittel aus dem Felde wegschaffen, oder was nicht wegzubringen war, verbrennen. Der Strom, der alle Jahre aus den Ufern tritt, verstattete den Mogoln nicht weiter, sich auf der Ebne auszubreiten; in kurzem fiengen sie an, den Mangel zu empfinden; auf diesen folgte die Hungersnoth und endlich die Pest, die beyden schrecklichsten Geisseln der Menschheit. Nachdem sie ihre Pferde, ihre Cameele, ihre Elephanten aufgezehrt hatten, faßte Jemla endlich

lich den Entschluß, sein Lager zu verlassen, und die eroberten Gegenden zu räumen. Er sah sich gezwungen, der Discretion des Feindes eine unzählige Menge Kranke preis zu geben, welche niedergemacht wurden; allein der Rückzug war durch unzählbare Canäle, wovon die Ebne durchschnitten ist, und die den Gewässern zu Behältern dienen, fast unmöglich gemacht worden. Ein Theil der Armee mußte also diese Canäle ablassen, da indessen der andre Theil im Gewehr stand, um den Feind zu repoußiren. Endlich gelangte man, nach unglaublichen Strapazen, die man ausgestanden hatte, an die Gebirge; und hier fanden sich noch größre Gefahren, welche auf die Mogoln warteten. Die Feinde hatten sich aller engen Päße bemeistert, und fielen Tag und Nacht über die verschiednen Corps der Armee her, näckten sie, und hieben sie in die Pfanne; mit einem Worte, von Guergam bis an den Strom wurde die Straße überall mit Leichnamen bedeckt.

Zu allem Glücke traf Jemla die portugiesische Flotte noch an, auf die er sich an Bord begab, zwar beladen mit unermeßlicher Beute, aber auch nur noch mit zwanzig tausend Mann von den dreymal hundert tausenden, die er zu dieser unglückseligen Expedition ausgeführt hatte. Er selbst überlebte diese Demüthigung nur eine kurze Zeit. Denn kaum war er in dem Königreiche Bengalen angelangt, so starb er übermannt von Kummer und Strapazen, und ver-

fluchte

fluchte sterbend Orangzebs Treulosigkeit und Undank. Sein Tod tröstete den Kayser über die Einbuße seiner Armee. An dem Tage, da er die Nachricht davon bekam, sagte er zu Jemla's Sohne: „Du hast deinen Vater eingebüßt, und „ich meinen besten und gefährlichsten Freund.„ Indessen erhob er, wider die Gewohnheit der Mogoln, Jemla's Kinder zu den vornehmsten Bedienungen; ohne Zweifel, weil ihre erst aufblühenden Talente ihm noch keinen Anlaß zum Argwohn geben konnten.

Die bürgerlichen Kriege, die damals im Reiche ausbrachen, und insonderheit das Ungewitter, das ihm von Persien her drohte, zwangen den Orangzeb, sein Vorhaben, das er vormals gefaßt hatte, alle Königreiche in Indien zu vernichten, vor der Hand anstehen zu lassen.

Schach-Abas, der in Persien regierte, hatte den größten Abscheu vor Orangzeb wegen der Mordthaten, mit denen er sich besudelt hatte, und bezeigte bey allen Gelegenheiten seinen tödtlichen Haß gegen den Kaiser in Indien. Er hatte Abgesandte an ihn geschickt, einzig und allein um ihm seine Missethaten vorzurücken, und ihm die härtesten Drohungen andeuten zu lassen. Orangzeb hatte die Abgesandten, sammt ihren Drohungen, mit der größten Verachtung aufgenommen; und Schach-Abas zog itzt seine seine sämmtlichen Truppen in der Absicht zusammen, Indien mit Kriege zu überziehen. Um entweder den Sturm abzuwenden, oder vielmehr

um die Lage der Sachen auszukundschaften, vielleicht auch gar, dem Könige von Persien wiederum Trotz zu bieten, schickte Orangzeb eine berühmte Gesandtschaft an ihn, an deren Spitze er einen Tartarn von riesenmäßiger Größe und wildem Ansehen stellte, der noch dazu einen ungeheuren Schnurbart trug. Wenn man den Tabercam sah, (denn so hieß der Abgesandte;) so hätte man ihn für den herzhaftesten und fürchterlichsten Mann im Reiche halten sollen; und eben seines äußerlichen Ansehens wegen hatte ihn Orangzeb zu dieser Commißion auserfehen, bey der er die Ehre seines Herrn mit Standhaftigkeit behaupten sollte; allein der Kayser fand sich sehr betrogen: denn Tabercam wußte sich an dem Hofe zu Ispahan weder durch seine Herzhaftigkeit, noch durch seinen Verstand, ein Ansehen zu erwerben. Er verdauete mit der größten Geduld alle Höhnereyen und Beschimpfungen, die man ihm zu verschlucken gab. Einige einzelne Umstände von der Methode, wie man ihn bewillkomnite, können unsern Lesern eine Vorstellung von den Sitten, dem Gebräuchen und dem barbarischen Stolze machen, die an den prächtigsten und mächtigsten Höfen des Orients herrschend sind.

Nach dem Tabercam in Ispahan angelangt war, währte es eine lange Zeit, ehe er Audienz erhalten konnte; jedoch setzte man ihm einen Tag dazu an: allein man ließ ihn bis an den Abend vor dem Thore des Palastes warten, wo er den brennenden Stralen der Sonne bloßgestellt war;

endlich

endlich wurde das Thor geöffnet, und der Sophi ließ sich auf einem sehr schönen Pferde sehen. Er sagte dem Abgesandten nur einige beleidigende Worte, mit stolzen auf ihn geworfnen Blikken; und indem er sie sagte, ritt er hinweg. Tabercam begieng die Schwachheit, ihm nachzulaufen, und ihm das Compliment, auf das er sich gefaßt gemacht hatte, vorzubeten; aber der Sophi stellte sich, als wollte er ihn nicht anhören, und fieng ein Gespräch mit etlichen von seinen Hofleuten an, welches durch nichts, als hin und wieder durch ein lautes Gelächter, unterbrochen ward.

Einige Monate darauf schickte der Sophi nach dem Abgesandten, unter dem Vorwande, daß er ihm Audienz geben wolle; in der That aber, um ihn, und zugleich seinen Herrn, auf die allerempfindlichste Art zu verhöhnen. Schach-Abas sprach mit ihm von nichts weiter, als von der Heucheley, von den Schandthaten, von dem Vatermorde Orangzebs, und von seinen geheimsten Lastern; niemals nannte er ihn mit einem andern Namen, als seines Sklaven, oder eines Bösewichts. Tabercam wurde bestürzt, ermannte sich jedoch ein wenig, und hatte das Herz, zu dem Sophi zu sagen: „Aber hast Du denn ganz vergessen, daß Deine „Ahnen den Thron, auf dem Du sitzest, den Er„oberungen Tamerlans, des überwindlichen „Ahnherrn meines Königs, zu verdanken hat„ten?„ — „Die Mogoln,„ erwiederte der So-

phi, „mögen sich doch auch erinnern, daß Per„sien in der Person des Amayum die Nach„kommenschaft Tamerlans auf dem Throne von „Indien wieder eingesetzt hat.„ Diese sonderbare Audienz endigte sich mit einer großen Quantität Wein, die man bringen ließ, und davon man den Abgesandten, troß seines äußersten Widerstandes, welches sich auf die Vorschriften des Korans gründete, Bescheid zu thun zwang.

Bey einer andern Gelegenheit ließ Schach-Abas ein Paar große zahm gemachte Löwen kommen, die er zur Erde niederwarf. „Melde „nur Deinem Herrn,„ sagte er dabey, „daß „sich selbst die Löwen meinen Befehlen unterwer„fen;„ und damit gieng er hinweg.

Aber bey der letzten Audienz, die er ihm gab, trieb er seinen Hohn vollends aufs äußerste. Er ließ den Tabercam mit Aufgange der Morgenröthe abholen, und doch nicht eher in den Palast führen, als nachdem es wieder stockfinstre Nacht geworden war. Sobald er hineingetreten war, nöthigte man ihn, eine indianische Münze hervorzusuchen, und die Aufschrift derselben abzulesen. Ein Page eilte herbey mit der Fackel, dem Tabercam dazu zu leuchten; aber in eben dem Augenblicke, da der Abgesandte ein Goldstück hervorgeholt hatte, steckte ihm der junge Persianer den Bart in Brand, so wie er dazu von dem Sophi befehliget war. Der Abgesandte erhebt ein Zetergeschrey, worauf aber kein Mensch von der Versammlung anders, als

mit einem überlauten Gelächter, antwortete. Unterdessen las man jedoch die Aufschrift, die in den Worten abgefaßt war: „Ich Orangzeb, „Erobrer der Welt, habe diese Münze schlagen „lassen, so herrlich wie die Sonne.„ Bey den Worten **Erobrer der Welt**, fiel Schach-Abas dem Vorleser ins Wort: „die Titel **Va-„termörder und Bösewicht**,„ sagte er, „sollten „dafür auf die Münze gepräget werden.„ Zu gleicher Zeit ließ er vierzig schöne Pferde aus seinen Ställen herbeybringen, die er dem Tabercam zustellte: „Nimm diese Pferde in meinem „Namen für Deinen Herrn mit,„ sagte er, „und „vergiß ja nicht, ihm von meinetwegen zu sagen, „daß ich ihm dieselben bloß in der Absicht zuschik-„ke, damit er nicht sagen könne, es mangelte „ihm an Pferden, daß er selbst kommen könne, „den Krieg, den ich ihm hiermit ankündige, „in Person auszuführen.„

Der Abgesandte fand an Orangzeb, als er nach Dehly zurückgekommen war, einen unbarmherzigen Herrn, der ihn das ganze Gewicht seines Unwillens schwer empfinden ließ. Er ließ sich jedoch gefallen, ihn anzuhören; aber bey den ersten Worten, die er sagte, fiel ihm der Kayser in die Rede, indem er zugleich einen niederschlagenden Blick auf ihn warf: „Nichtswür-„diger,„ sagte er, „was nützte Dir denn der „Dolch, den Du am Gürtel hängen hattest? Hät-„test Du nicht damit mich, und Dich selbst, für „die Beleidigungen eines Barbaren rächen kön-

 „nen?

„nen? Schafft mir ihn aus den Augen; der
„Tod soll die Erde von einem Menschen befreyen,
„der sein Vaterland so entehrt.„ In dem Augenblicke
wurde der unglückliche Tabercam aus
dem Zimmer hinweg gerissen und hingerichtet.

Ueber die Bewegungen der Persianer erwachten
indessen die Patanier, diese unversöhnlichen Feinde
der Mogoln, und empörten sich. Der Cevagi,
der seit Jemla's Tode bereits große Vortheile
davon getragen hatte, verdoppelte seinen
Eifer, ihnen Schaden zu thun; aber der schädlichste
Feind war Schach-Abas, der das Cabulistanische
bereits durch eine furchtbare Armee
mit Feuer und Schwerdt verheerte. Ehe er noch
eingerückt war, hatte er dem Orangzeb durch
vierzig Reiter eine förmliche Ausfoderung zu einem
Zweykampfe zustellen lassen. Statt aller
andern Antwort ließ der Mogol, im Beyseyn dieser
Reiter, die vierzig persianischen Pferde, womit
ihm Schach-Abas ein so höhnisches Geschenk
gemacht hatte, erstechen. Unterdessen
rückte der Sophi mit forcirten Märschen an, und
that den Schwur, er wolle sein Haupt nicht
eher sanft legen, als bis er dem Orangzeb mit
eigner Hand das Herz durchbohret hätte, um an
ihm die geheiligten Rechte der Aeltern und Könige,
die von dem Usurpator in der Person
Schach-Jehams auf eine so unanständige
Weise mit Füßen getreten worden wären, zu
ahnden; aber ein unverhoffter Tod machte dem
Leben und den Heldenthaten des Königs von Persien
ein Ende, und befreyte Indien von einer

Inva-

Invasion, von welcher sich Orangzeb, so unerschrocken er auch sonst seyn mochte, die schrecklichsten Folgen befürchtete. Die Sultaninn, Mutter des Schach-Abas und Regentinn von Persien während der Minderjährigkeit ihres Enkels, schien die Anschläge ihres Sohnes vollends ausführen zu wollen. Sie drohte dem Orangzeb, daß sie selbst die Fackel des Krieges nach Indien bringen wollte; allein der Mogol verachtete den Stolz einer Frau, und ließ ihr sagen, sie möchte nur froh seyn, wenn man sie ihre kleinen Kinder friedlich erziehen ließe.

Nunmehr waren nur noch der Cevagi und die empörten Patanier zu bezwingen übrig. Orangzeb richtete drey beträchtliche Armeen auf. Die erste schickte er unter der Anführung des Muhamed-Amican aus, und der Tapferkeit des Schach-Halam oder Halem, seines ältesten Sohnes und nachherigen Thronerbens, trug er auf, den Krieg wider den Cevagi fortzusetzen. Er selbst blieb mit der dritten Armee in Bereitschaft, da zu Hülfe zu kommen, wo etwan Hülfe nöthig seyn möchte. Ehe aber Orangzeb seinen Sohn an die Spitze einer Armee stellte, hatte er den Character desselben aufs genaueste ausgeforscht, und hatte zu seiner großen Freude an ihm beobachtet, daß Menschenliebe, Sanftmuth, Tapferkeit und Klugheit dem jungen Prinzen natürlich waren. Niemals hatte er sich, weder in seinen Reden, noch in seinen Handlungen, von der Ehrerbiethung entfernet, die er seinem Vater schuldig war, ob er gleich schon manch-

mal seltsame Kränkungen von ihm erduldet hatte; mit einem Worte, seine guten Eigenschaften waren von der Art, daß sie dem mißtrauischesten Könige, der nur jemals gewesen ist, allen Argwohn benahmen. Ehe die Abreise noch vor sich gieng, hatte Orangzeb eine geheime Unterredung mit seinem Sohne, worinnen er ihm den Plan mittheilte, den er sich entworfen hatte, um dem Kriege wider den Cevagi ein Ende zu machen. Die Anrede, die er an ihn that, um ihn zu der Verrätherey vorzubereiten, die er auszuführen willens war, klang so: „Ein Erobrer, mein „Sohn, muß die Nationen mehr mit List, als „mit Gewalt, unter seine Bothmäßigkeit zu „bringen beflissen seyn; Du kannst sicher glau„ben, daß Lügen und Kunstgriffe der Gottheit „angenehm sind, wenn man sie bloß gebraucht, „Menschenblut zu sparen. Nach diesen Grundsäz„zen mache Dir also die Regeln Deiner Staats„kunst, und laß Dir es als eine Pflicht angelegen „seyn, den Cevagi zu betrügen. Gieb ihm zu ver„stehn, Du wärest Willens, das Vertrauen, „das ich in Dich setze, wider mich selbst zu miß„brauchen, und mir die Krone zu entreißen, so „wie ich sie dem Schach-Jeham entrissen ha„be. Dadurch wirst Du mir ein paar wichtige „Dienste leisten; Du wirst mir behülflich seyn, die „Großen und die Officiers unter Deiner Armee, „deren Treue mir verdächtig ist, desto besser ken„nen zu lernen. Der Cevagi wird ein Ver„trauen gegen dich fassen, weil Du jung bist, und „eine so ehrliche Mine hast. Er wird sich Dir

„selbst

„selbst in die Hände liefern; und dann werde ich
„gar bald meine ganze Rache an ihm ausüben
„können, wenn ich ihn von meiner eignen Hand
„sterben lasse.„

Schach-Halam erblaßte bey diesen Worten; es ward ihm bange, daß dieses nichts anders seyn möchte, als ein Fallstrick, mehr ihn selbst, als den Cevagi, ins Verderben zu stürzen. Ihm fiel das unglückselige Schicksal seines Bruders Mahamud ein, der ehemals, nachdem er auf Orangzebs Befehl in Sujah's Lager übergegangen war, von ihm, weil er diesen Schritt gethan hatte, nachher als ein Rebelle behandelt wurde. Der Kayser wurde die ängstliche Unruhe seines Sohnes inne; aber er sprach ihm durch seine Liebkosungen, und durch wiederholte Eidschwüre wieder Muth zu, und händigte ihm so gar eine Schrift ein, deren er sich auf alle Fälle zu seiner Rechtfertigung bedienen könnte.

Schach-Halam erfüllte, nachdem er im Lager angekommen war, die geheimen Befehle seines Vaters aufs pünctlichste. Er beeiferte sich, das Herz der Officiers und der Soldaten durch seine Gesprächigkeit und reichliche Geschenke zu gewinnen; und es ward ihm gar nicht schwer, seinen Endzweck zu erreichen. Der Raja Jasing erklärte sich für ihn; Jacontsing und andre indianische Prinzen versprachen, daß sie der Verschwörung beytreten wollten. Niemand, als Dalil-Cham, dem der Kayser vor allen andern diesen Fallstrick zu legen gedacht hatte, blieb hartnäckig dabey, daß er dem

Orangzeb getreu seyn wollte. Er verließ so gar das Lager ausdrücklich, und flüchtete nach Dehly. Dieser Mann hatte den Prinzen Dara verrathen, und kannte den Charakter und die Kunstgriffe Orangzebs aus einer allzulangen Erfahrung, als daß er nicht sogleich errathen hätte, daß die Empörung Schach-Halams weiter nichts wäre, als ein Auftritt von Komödie, welche Vater und Sohn mit einander verabredet hätten.

Der Cevagi hingegen hörte die Nachricht von der vermeyntlichen Rebellion mit dem größten Vergnügen. Er schrieb selbst an Schach-Halam, ihn zu seinem Unternehmen weiter aufzumuntern, und ihm zugleich die Versicherung zu ertheilen, daß er ihm mit seiner gesammten Macht zu Hülfe kommen wollte.

Das ganze Reich gerieth so gut, wie der Cevagi, auf die ernstliche Meynung, es wäre nichts reeller, als dieser neue bürgerliche Krieg; die Mittel der Vorsicht, die Orangzeb hervorzusuchen schien, bestätigten jedermann in diesem Irrthume. Dalil-Cham brach bereits mit einer Armee auf, sich den Progressen der Rebellen zu widersetzen; die Truppen, die in verschiednen Provinzen in ihren Cantonnirungs-Quartieren lagen, bekamen Befehl, zu Vertheidigung der Hauptstadt aufzubrechen. Orangzeb stellte sich, als ob er voller Unruhe und Schrecken wäer. Er hatte bereits Befehl gegeben, daß man beständig eine gewisse Anzahl Cameele in Bereitschaft halten sollten, seine Schätze fortzubringen. Einige hatten ihren Triumph darüber,

wenn sie sahen, daß der Himmel doch endlich dem Schach=Jeham einen Rächer erwecket hätte; andre seufzten wiederum über die Unglücksfälle des Vaterlandes, daß es von unaufhörlichen Kriegen verwüstet, und durch die Gottlosigkeit und unverantwortlichen Anfälle der Kinder gegen ihre Väter geschändet würde. Kluge Leute aber, deren es zu jeder Zeit nur eine kleine Anzahl giebt, erriethen gar geschwind Orangzebs heimtückische Absicht; und einer von ihnen schrieb ganz dreist an den Cevagi, dieser vermeyntliche Krieg wäre sicherlich weiter nichts, als ein verabredetes Spiel, um ihn in die Falle zu locken. Der Cevagi, der die Denkungsart des Kaysers von Grund aus kannte, glaubte augenblicklich der Nachricht, die man ihm gegeben hatte. Er machte so gleich Halte, und schrieb an Schach=Halam, wie ein Mann, der hinter den Zweck der Intrigue gekommen war: „Deine Truppen, gnädiger Herr,„ sagte er, „sind „schon allein hinlänglich, den Tyrannen zu vertilgen; verfolge nur Dein Unternehmen gegen „einen Usurpator, an dem Du ohne Beschämung Deinen Vater verkennen kannst. Ich „für meinen Theil will zu Deinem Besten unterdessen Dekan decken; voritzt aber kehre ich nach „meinen Staaten zurück, um Dir darinnen eine „Freystatt zuzubereiten. Sollte das Glück Deinen Heldenmuth ja nicht begünstigen; so wirst „Du doch an mir allezeit einen Freund finden, „der Dich vor Orangzebs Rache wird zu schüzzen wissen.„

Diese

Diese Zuschrift verrückte Vater und Sohne das Concept. Schach-Halam war bereits bis an die Ufer des Chambal-Stromes vorgerückt, bey welchen der Cevagi hatte zu ihm stoßen sollen. Weil aber der Kayser sah, daß nunmehr gar keine Möglichkeit war, seinen Feind in den Abgrund zu locken, den er ihm gegraben hatte; so urtheilte er, daß es Zeit wäre, einer Komödie, die wegen der ungeheuren Menge von Kriegsleuten, welche sich von Tage zu Tage in dem Lager seines Sohnes einfanden, tragische Folgen haben könnte, ein Ende zu machen. Er schickte demnach einen Omrha an ihn, mit dem Befehl, ihm in seinem Namen anzudeuten, daß er so gleich umkehren, und nach Dekan marschiren sollte, um dieses Königreich vor den Anfällen des Cevagi in Sicherheit zu setzen. Der Omrha entledigte sich seines Auftrags im Angesichte der gesammten rebellischen Armee. Er griff dem Pferde des Prinzen nach dem Zaume, und redete ihn laut, und mit gesetzter, starker Stimme in den Worten an: „Prinz, im Namen Deines Vaters und Deines „Königs bringe ich Dir den Befehl, daß Du Dich „auf der Stelle nach dem Gouvernement begeben sollst, mit dem er Dich beehret hat.„ Schach-Halam stellte sich an, als ob er über diese Anrede bestürzt würde. Er that eine Weile, als ob er nachdächte, nicht anders, als ob es ein Streit zwischen Tugend und Ehrgeiz gewesen wäre; hierauf nahm er eine Mine an, als gäbe er den Regungen der Natur nach, und

ruste

rufte aus: „Wir müssen uns also wohl dem „Willen eines Vaters und eines Königs unter„werfen; wir müssen den Befehlen des Him„mels, und dem Rufe der Natur Gehorsam „leisten.„ Allein diese erdichtete Zeichen von Bestürzung und Betrübniß, dieser seynsollende innerliche Kampf war doch nicht vermögend, die Armee zu verblenden; denn sie merkte gar zu wohl, daß die ganze Sache eine abgeredete Karte zwischen ihm und Orangzeb gewesen war. Ja, sie machte bereits einen Aufstand, und würde den jungen Prinzen unfehlbar ihrer Empfindlichkeit aufgeopfert haben, wenn nicht gerade zu rechter Zeit Dalil-Cham mit seiner Armee sich hätte sehen lassen, um den Sultan vor der Wuth der Officiers, die er zu ihrem Verderben verleitet hatte, zu schützen. Diese armen Verführten wurden in Verhaft genommen, und theils hingerichtet, theils aus dem Reiche gejagt; was aber die Soldaten anbelangte, so that man ihnen weiter nichts, als daß man sie in die Provinzen zerstreute.

Ob dem Orangzeb gleich sein Project nur halb gelungen war; so konnte er sich doch nicht enthalten, eine große Freude über die List zu empfinden, womit er es dahin zu bringen gewußt hatte, daß sein Sohn nunmehr den sämmtlichen Truppen verdächtig worden, und ihm dieserwegen auf ewig alle Hoffnung benommen war, einen wirklichen Aufruhr unternehmen zu können.

Währen-

Währender Zeit setzten die Patanier, ob sie gleich von den Persianern allein gelassen waren, den Krieg mit vieler Herzhaftigkeit und Entschlossenheit fort. Sie verjagten verschiedne male die Mogoln von ihren Gebirgen; hernach stellten sie sich, als müßten sie der Obermacht ihrer Feinde weichen. Sie versteckten sich zwischen den Felsen. Muhamed-Amican ließ sich seine Verwägenheit verleiten, ihnen nachzusetzen; aber die Patanier überrumpelten ihn, und ließen die ganze Armee über die Klinge springen; der General entkam noch fast ganz allein unter einer Verkleidung und fremdem Namen.

Indessen aber, daß die Mogolschen Armeen gegen Persien zu, und in Dekan beschäfftiget waren, fehlte es wenig, daß Orangzeb, der nicht mehr als zehn tausend Mann Reiterey bey sich behalten hatte, von einem neuen Feinde überrascht und erdrücket worden wäre, der um desto gefährlicher war, weil ihm ein fanatischer Eifer die Waffen in die Hände gegeben hatte.

Unter der unzählichen Menge von abgöttischen Mönchen, welche sich in Indostan aufhalten, findet man eine besondre Secte, die unter dem Namen der Mondias bekannt ist. Der unterscheidende Charakter der Leute, woraus diese Secte besteht, ist, daß sie sich alle Haare am ganzen Leibe, so gar an den Augenbrauen ausreißen. Die Verachtung, welche Orangzeb und alle Muselmänner gegen sie blicken ließen, war ihnen schon lange Zeit empfindlich gewesen.

Ein

Ein altes Weib, die man für die erfahrenste Zauberinn in Indien hielt, und die wahrscheinlicher Weise, so wie die Mondias, weiter nichts, als ein unglückliches Schlachtopfer des Aberglaubens war, brachte an die fünf und zwanzig tausend solche nichtswürdige Leute, bey einer berühmten Pagode, funfzig Meilen von Dehly zusammen, und that folgende Anrede an sie: „Der große Feind unsrer Götter, der auf „einem Throne sitzt, welchen er mit dem Blute „seines Vaters beflecket hat, ist uns vom Bra„ma in unsre Hände gegeben. Der Unsinnige „hat alle seine Truppen an die äußersten Grän„zen des Reichs geschickt, wo sie zerstreuet sind. „Er hat Niemanden um sich, als einige feigher„zige Höflinge, die nicht das Herz haben wer„den, sich wider uns zu setzen; lasset uns gegen „ihn aufbrechen; lasset uns den Erdboden von „diesem Ungeheuer befreyen, und die Religion „seines vermeyntlichen Propheten ausrotten. „Himmel und Hölle verheißen uns den Sieg.„

Auf diese Worte geräth der fanatische Haufe in Bewegung, und eilt mit einer Geschwindigkeit, die ihres Gleichen nicht gehabt hat, nach Dehly. Der Kayser hatte kaum so viel Zeit, daß er ihnen die wenige Reiterey, die er noch bey sich behalten, entgegen schicken konnte; allein die Mondias, ob sie gleich alle zu Fuße, und meistentheils weiter keine Waffen, als große Knüttel hatten, wurden durch das Beyspiel und die Beredtsamkeit der Zauberinn so muthig und be-

herzt,

herzt, daß sie die reitende Leibwache des Kaysers schlugen und sie zerstreuten. Hätten die Sieger nicht den Fehler begangen, auf dem Schlachtfelde stehen zu bleiben, um ihren Sieg erst feyerlich zu begehen; so wäre es um Dehly geschehen gewesen, und diese prächtige Stadt den Straßenräubern zur Beute geworden. Orangzeb wußte sich ihre Saumseligkeit unvergleichlich zu Nutze zu machen, und brachte indessen eine zahlreiche Armee auf die Beine, die jedoch bloß aus bürgerlicher Miliz zusammen gerafft, und theils wegen der schon vorgefallenen Niederlage, theils wegen des allgemeinen Rufes, worinnen die Zauberinn stand, die, wie es hieß, über die Mächte der Hölle gebieten konnte, ganz muthlos war. Eine solche Verfassung der Gemüther konnte bey den vorhandenen Umständen leicht Anlaß zu einer Staatsveränderung geben. Orangzeb entsetzte sich darüber; und er wußte in der Eile kein beßres Mittel auszudenken, seinen Truppen wieder Muth zu machen, als daß er sich selbst für einen Zauberer ausgab. Er stellte sich an, als rufte er die bösen Geister zu Hülfe, und ließ unter seiner Armee das Gerüchte aussprengen, die Orakel hätten ihn des Sieges schon versichert. Zu gleicher Zeit ließ er den Elephanten und Pferden gewisse Hexenpossen, die mit arabischen Buchstaben gezeichnet waren, an die Hälse hängen, daß sie dadurch fest gemacht und unverwundbar seyn sollten. Mit einem Worte, nachdem er seinen Soldaten ein beßres Zutrauen beygebracht hatte, führte er

sie gegen den Feind an. Die Schlacht fiel funfzehn Meilen von Dehly vor, und Orangzebs Hexerey that es der Hexerey der Zauberinn glücklich zuvor. Sie kam ums Leben, sammt allen Mondias, ohne daß ein einziger dem Blutbade entgangen wäre. Man sollte nicht glauben, was für einen Eindruck dieser vom Orangzeb vorher prophezeyhte Sieg, bey allen indianischen Völkern machte. Der Sieger wurde nunmehr nicht bloß für einen großen König, für einen einsichtsvollen Staatsmann, sondern sogar für einen solchen, der über das Zukünftige gebieten, der die Begebenheiten nach seinem Willen lenken könnte, für den schrecklichsten Zauberer in Asien, für einen Mann gehalten, dem die Elemente zu Gebote wären, und dem selbst das Buch der Zukunft offen stünde; es hieß, er brächte alle Nächte dem Teufel ein Opfer. Und Orangzeb war kein Thor, daß er solchen Gerüchten, die er als sehr vortheilhaft zur Erhaltung seiner Macht betrachtete, hätte widersprechen sollen.

Unterdessen marschirte Mahobet-Cham mit einer zahlreichen Armee gegen die Patanier; aber dieser General hatte gar nicht nöthig, Gewalt zu brauchen, um die Rebellen zu Paaren zu treiben; er brachte es durch seine Geschicklichkeit, (denn man hielt ihn für den weisesten und gelehrtesten Philosophen in Asien,) gar bald dahin, daß die Patanier die Waffen sinken ließen; aber ein andrer Vorfall, den dieser große Mann unmöglich hatte vorhersehen können, zündete ei-

nen neuen bürgerlichen Krieg an, worüber ganz Indostan in die äußerste Gefahr gerieth.

Wir haben oben gesehen, daß Sultan Sujah, der zweyte von Schach-Jeham's Söhnen, in dem Königreich Arracan einen Tod gefunden hatte, wie ihn seine Frechheit und sein Verbrechen verdienten. Ein Soldat, der von Herkommen ein Patanier war, hatte lange Zeit unter diesem Prinzen gedient, und war ihm nach dem Königreich Arracan mitgefolgt, von wannen er sich nach der Niederlage seines unglücklichen Herrn, mit äußerster Mühe und Noth, noch kaum mit dem Leben aus dem Staube gemacht hatte. Der Patanier sah dem Prinzen Sujah vollkommen ähnlich; die Natur schien alle ihre Kunst daran gewendet zu haben, diesen beyden Personen einerley Gesichtszüge, einerley Wuchs und Gestalt, einerley Stimme, einerley Gang, einerley Manieren zu geben; nicht die geringste Unähnlichkeit fand sich zwischen ihnen, sogar bis auf die Denkungs- und Gemüthsart, die bey beyden völlig die nämliche war. Man fand an dem Patanier die Herzhaftigkeit, den Stolz, die Beredtsamkeit, den feinen und verschlagnen Kopf des Prinzen Sujah; so wie auch die nämliche Neigung zum Frauenzimmer und zu den Vergnügungen der Tafel. Der Patanier faßte den kühnen Anschlag, sich dieses Spiel der Natur zu Nutze zu machen, und sich entweder wirklich zur Kayserwürde empor zu schwingen, oder doch das Reich zu zergliedern, und es mit dem

Usurpa-

Usurpator zu theilen. Zum Schauplatze seiner kriegerischen Thaten erwählte er die nordlichen Provinzen, durch die er hin und her reiste, indem er sich überall für den wahren leibhaftigen Sujah ausgab. Dieser Betrüger erzählte die Geschichte von seiner Flucht aus dem Königreich Arracan mit so vieler Wahrscheinlichkeit; er beschrieb seine Abenteuer mit so vieler Beredtsamkeit; er wußte so natürlich und ungezwungen von allem Rede und Antwort zu geben, was dem mogolschen Prinzen sowohl vor dem Ausbruche der bürgerlichen Kriege, als währendes Verlaufes derselben begegnet war, daß sogar die vertrautesten Freunde des Sujah dadurch verblendet wurden, und ihn für den Sultan selbst hielten. Die Völker gaben dieser Vorstellung um desto leichter Raum, weil kein Mensch da war, der ihnen ihren Irrthum hätte benehmen können; denn alle diejenigen, die den Prinzen Sujah nach dem Königreich Arracan begleitet hatten, waren, diesen einzigen Patanier ausgenommen, in dem Blutbade, worinnen dieser Prinz umkam, niedergemacht worden. Mit einem Worte, Mahobed-Cham, dieser so weise und so einsichtsvolle Mann, ließ sich durch eine solche Menge von völlig gleichen Zügen und Nebenumständen verführen, und hatte gar kein Bedenken, zu glauben, der Patanier wäre der wahre Sohn Schach-Jeham's. Alle diese vortheilhaften Umstände zusammengenommen, hatten die Wirkung, daß der Betrüger in den Herzen der Völker so viel Mitleiden und Theilnehmung fand, als ein Prinz vom Ge-

blüt zu erwarten berechtiget war. Man griff ihm anfänglich in geheim unter die Arme; in der Folge legte man die Maske ab, und erkannte ihn an vielen Orten öffentlich für den rechtmäßigen Kaiser in Indien. Der Patanier warb sich Truppen an; die Avanturiers, die Banditen, die Leute, so in Schulden steckten, und weder Sicherheit, noch Glück anders finden konnten, als bey einer Revolution, machten für ihn gar bald eine Armee von beynahe funfzig tausend Mann aus, an deren Spitze der vermeyntliche Sujah den Weg nach den Patanischen Gebirgen nahm; indem er sich Hoffnung machte, noch mächtigern und rühmlichern Beystand, unter einem kriegerischen Volke zu finden, welches den Mogoln niemals vergeben konnte, daß sie ihm das Königreich Indostan entrissen hatten.

Diese Hoffnung schlug ihm auch nicht fehl. Denn obgleich viele Patanier die Betrügerey wirklich argwohnten; so trugen sie doch keinen Augenblick Bedenken, ihn für den wahren Sujah zu erkennen. Es lag ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Ehre, die Krone von Indostan wieder auf das Haupt eines Privatmannes von ihrer Nation zu setzen. Die Oberhäupter der Patanier, die Einwohner der Ebnen sowohl als der Gebirge, kamen zusammen, und riefen den Betrüger einmüthiglich zum König in Indien aus; ja, man suchte auch den Mahobet-Cham zu Annehmung dieser Partey zu bereden, indem man ihm für sich und seine Nachkommenschaft

das

das Königreich Cabul versprach. Allein ob der Vice-König gleich in ganzem Ernste glaubte, der Betrüger wäre der wahre liebhaftige Sujah; so verwarf er doch ihre Anerbietungen, und faßte für sich den Entschluß, neutral zu bleiben, und das Schicksal des Reiches, der Tapferkeit und dem Glücke der beyden Brüder anheim zu stellen. Und damit bediente er sich des Privilegii, welches die Statthalter der Provinzen in Indostan, wie oben erwähnet worden, haben, daß sie in den Kriegen, welche zwischen den mogolschen Prinzen über die Thronfolge entstehen, die Neutralität behaupten können.

Die Patanier machten sich die Mäßigung des Philosophen zu Nutze, und stellten eine Armee, von funfzig tausend Mann auf die Beine, an deren Spitze der Pseudo-Sujah binnen weniger als einem Viertheljahre alle die Provinzen, die sich von Persien bis an den Indus-Strom erstrecken, unter seine Botmäßigkeit brachte.

So bald Orangzeb die Nachricht von den schnellen Progressen der Patanier bekam, sah er augenblicklich ein, daß er es itzt mit dem fürchterlichsten Feinde zu thun habe, der seine Regierung bisher noch beunruhiget hatte; aber er ließ den Muth nicht sinken, und in der That hat er sich niemals größer bewiesen, als in diesem Kriege. Er opfert der Furcht, sich von dem Throne gestoßen zu sehen, die tödtliche Rachgier auf, die er gegen den Cevagi heegte, und giebt seinem

Sohne Schach-Halam Befehl, dem Kriege mit dem indianischen Fürsten, es möchte auch kosten was es wollte, ein Ende zu machen, und, falls es zu Erhaltung des Friedens seyn müßte, sogar die Rechte und die Majestät des Reiches aufzuopfern; jedoch der Cevagi bewieß bey dieser Gelegenheit mehr Mäßigung und Hoheit der Seele, als man Ursache gehabt hatte, von einem Barbaren zu erwarten. Er verlangte weiter nichts, als man sollte ihm auf den Alkoran zuschwören, daß man die Domainen, in deren Besitze er sich befände, in Ewigkeit nicht aus seinem Händen zurückfodern wolle; daß ihm der Kayser freye Hand ließe, Carnate zu erobern; und daß er ihm auch die Mittel dazu erleichterte, indem er seinem Vassallen, dem König in Golconda, auferlegte, ihm zu dem Feldzuge, den er nach Carnate zu thun willens wäre, freyen Durchmarsch durch seine Staaten zu verstatten. Orangzeb bedachte sich nicht lange, diese Vorschläge zu genehmigen; der Friede wurde von beyden Theilen beschworen; und nunmehr, da der Kayser von der Unruhe und Furcht, die ihm der Cevagi eingejagt hatte, befreyet war, dachte er weiter auf nichts, als den Krieg wider den Pseudo-Sujah desto nachdrücklicher fortzusetzen.

Alle Provinzen waren von Truppen entblößet. Schach-Halam erhielt Befehle, mit seiner Armee nach Dehly zurückzukommen, um die Hauptstadt in Gehorsam und guter Ordnung zu erhalten, da indessen

indessen Orangzeb selbst wider den Feind aufbrechen wollte; denn wegen der Sorge, einen so wichtigen Krieg auszuführen, wollte er sich auf keinen Menschen, als sich selbst, verlassen. Er machte sich also mit einer Armee von dreymal hundert tausend Mann auf den Weg, und dieß mit derjenigen Zuversicht und Unerschrockenheit, welche fast jedesmal sichre Gewährleistungen des Sieges sind. Und wiewohl der Kaiser damals beynahe schon siebenzig Jahr alt war; so that er doch diesen Marsch von beynahe zweyhundert Meilen nicht etwan im Tragbette, in der Sänfte, oder auf einem Elephanten, sondern zu Pferde, wo er den brennenden Stralen der Sonne bloßgestellt war; und dabey lebte er bloß von Reiß, Hülsenfrüchten und Wasser, so daß sich die ganze Armee nicht wenig über seine Nüchternheit, Stärke, Behendigkeit, und über die Geduld verwunderte, womit er die Strapazen und Beschwerlichkeiten einer so schweren Reise aushielt. In Lahor bekam er die Nachricht, daß der Feind bereits eine von seinen Armeen zu Grunde gerichtet hatte; diese traurige Zeitung that aber keine andere Wirkung bey ihm, als daß sie seinen Muth und seine Rachgier desto mehr reizte. Er beschleunigte seinen Marsch desto mehr, und langte endlich an den Ufern des Indus-Stromes an.

Er dachte, die Patanier würden ihm den Uebergang über dieses Wasser streitig machen; allein es ließ sich kein Feind an den Ufern des

Stromes sehen. Orangzeb machte sich ihre Saumseligkeit zu Nutze, und setzte darüber, wiewohl mit unglaublicher Beschwerlichkeit. Es befand sich kein Jngenieur unter seinen Truppen, der eine Brücke zu schlagen verstanden hätte; zudem ist dieser Strom so sehr breit und so sehr tief, daß er sich durch menschliche Arbeit nicht so leicht bändigen und bezähmen läßt. Nichts ist gewisser, als wenn der Pseudo-Sujah mit seiner Armee gleich bey dem Uebergange über den Jndus-Strom, welcher nicht anders, als in reichlicher Zeit und mit großer Unordnung, bewerkstelliget werden konnte, zur Hand gewesen wäre; so würde Orangzeb geschlagen worden seyn: allein anstatt, daß die Patanier bedacht seyn sollten, einen solchen wichtigen Vortheil zu nutzen; so hatten sie sich vielmehr mit der größten Eilfertigkeit zurückgezogen, und warteten voller Ungeduld nur darauf, daß Orangzeb sich diesseits des Stromes, von dem ganzen übrigen Reiche abgeschnitten befände, in der Hoffnung, daß sie ihn sammt allen seinen Leuten mit Strumpf und Stiel ausrotten wollten, ohne daß ein Mann davon kommen könnte. Und in der That war Orangzeb kaum dießeits des Jndus im Lager, so fielen sie bey Nachtzeit über ihn her, nahmen ihm Läger weg, und ließen ganze Corps von seinen Truppen über die Klinge springen; aber die neuen Verstärkungen, die der Kayser von Tage zu Tage bekam, setzten ihn gar bald in den Stand, seine Einbußen wieder zu ersetzen. Nunmehr rückte er selbst gegen den Feind an: und weil

die unermeßliche Menge seiner Truppen, daraus er starke Detaschements machte, den Pseudo-Sujah außer Stand setzte, überall und von allen Seiten, wo er angegriffen wurde, die Spitze zu bieten; so gewann Orangzeb nach und nach Terrein. Die Patanier wurden einzeln geschlagen, und sahen sich endlich gezwungen, sich auf ihre Gebirge zurückzuziehen, wohin der Kayser nicht das Herz hatte, sie zu verfolgen, weil er sich das Schicksal der vier mogolschen Armeen befürchtete, die zu verschiednen Zeiten bey diesen unzugänglichen Defileen umgekommen waren. Kurz, Orangzeb begnügte sich, den Feind gedemüthiget, und dessen Macht geschwächt zu haben, zog nach Dehly zurück, und hielt daselbst einen triumphirenden Einzug, nachdem er drittehalb Jahre mit seiner Expedition zugebracht hatte.

Unterdessen wurde Cassam-Cham vor dem Eingange der Gebirge mit einer Armee zurückgelassen, theils die Patanier, die sich unterworfen, theils die, so sich in die Felsen zurückgezogen hatten, im Zaume zu halten. Orangzeb hatte ihm das Gouvernement in diesen Gegenden, an Mahobet-Chams Stelle übertragen, dem er den Kopf herunterschlagen lassen, weil er in diesem Kriege die Neutralität erwählet hatte; indem er behauptete, Mahobet-Cham berufte sich vergebens auf das Gesetz, welches den Großen des Reiches erlaube, Zuschauer bey den Kriegen abzugeben, die zwischen den Prinzen des kayserlichen Hauses entstünden; und zwar

um desto mehr vergebens, weil es ihm gar nicht hätte unbekannt seyn können, daß der Anführer der Patanier weiter nichts, als ein Betrüger, wäre.

Zudem war Cassam-Cham, als ein verschlagner, listiger, grausamer und von Natur verrätherischer Officier zu dieser Bedienung weit eher ein Mann für den Orangzeb, als der strenge Philosoph, den er neulich zum Tode verurtheilet hatte. Bey seinem Abschiede ließ er dem Cassam-Cham geheime Befehle zurück, der Pseudo-Sujah nebst den vornehmsten Anführern der Patanier ums Leben zu bringen, es möchte auch kosten, was es wollte. Dem zu folge dachte sich Cassam-Cham in der Stille einen Plan der Verrätherey aus, der ihm auch aufs vollkommenste glückte. Zuförderst dankte er einen Theil seiner Armee ab, und behielt nicht mehr bey sich, als so viel die Würde seiner Bedienung erfoderte. Sodann befreyte er die Patanier, die sich unterworfen hatten, von allen Auflagen, die sie sonst zu entrichten gewohnt gewesen waren. Er mengte sich unter sie, und gieng mit ihnen auf einen ganz gemeinen Fuß um, ohne Degen, ohne Dolch, ohne Leibwache; kurz, er überhäufte sie mit Liebkosungen und Gefälligkeiten. Dieser Anschein von Freymüthigkeit und Güte verblendete diese Völker dergestalt, daß sich Cassam-Cham damit die Gewogenheit und das Zutrauen derselben, bis zum Anbeten erwarb.

Die

Die Patanier, die in den Gebirgen wohnten, wurden von der guten Begegnung des Mogolschen Generals gegen ihre Brüder so gerührt, daß sie keine Ausfälle mehr von dem Gebirge thaten; aber den Pseudo-Sujah auszuliefern, ließen sie sich nimmermehr bereden. Sie gaben ihm seinen Aufenthalt in einem unzugänglichen Schlosse, wo ihm die auserlesenste junge Mannschaft mit der größten Sorgfalt und Behutsamkeit zur Leibwache diente. Dieses Mißtrauen gegen den Mogol ausgenommen, schien der Friede in diesen Gegenden völlig wiederhergestellt zu seyn.

Cassam-Cham meynte indessen, es wäre Zeit, sein Project endlich zum Ausbruche kommen zu lassen. Er stellte bey Gelegenheit der Beschneidung seines Sohnes eine große Festivität an, zu welcher er alle Oberhäupter der Patanier, so wohl die in der Ebne, als die auf den Gebirgen einlud; sie kamen auch alle haufenweise, in der größten Sicherheit, herzu geeilt. Währendes Gastmahls, welches an dem öffentlichen Markte zu Pechor zugerichtet war, und gerade zu einer Zeit, da die Versammlung durch die Fröhlichkeit und gute Gerüchte am meisten belebt war, nimmt Cassam-Cham eine Melone, und macht sich, indem er sie zerschneidet, mit Fleiß eine kleine Wunde in den Finger. Das Blut fließt darnach, und der General bittet um Erlaubniß, sich wegzubegeben; aber sein Weggehen war die Losung zur Ausführung seiner

nieder-

niederträchtigen Verrätherey. Er war kaum aus dem Saale getreten, den man um dieses Festes willen eigentlich erbauet hatte; so treten die Soldaten von seiner Leibwache herein, stürzen auf die Gäste zu, und überschwemmen alle Tische mit dem Blute derselben. In dem nämlichen Augenblicke ward auch das Gefolge dieser unglücklichen Leute niedergemacht, so daß keine Seele davon dem Blutbade entgieng. Die Patanier, weil sie ihrer Oberhäupter und Heerführer beraubet waren, unterstanden sich nicht, eine so barbarische Frevelthat zu ahnden. Der Pseudo-Sajah beeiferte sich vergebens, seine Nation aufzuhetzen, daß sie den Krieg wieder von neuem anfangen sollte: weil ihm aber bange wurde, daß man ihn selbst an die Mogoln ausliefern möchte; so faßte er den Entschluß, nach Persien zu gehen, und sich daselbst eine sichrere Freystadt auszusuchen; er ward aber auf dem Wege umgebracht.

Orangzeb zog allein den Vortheil von der Verrätherey, und bezeigte sich gegen den Verräther ganz wüthend. Er rufte ihn von seinem Posten zurück nach Dehly, unter dem Vorwande, ihn nach der Strenge zu bestrafen; aber er that ihm weiter nichts, als daß er ihn von der Omrha-Würde absetzte, und zu dem Stande eines gemeinen Soldaten degradirte. Dieses that er einzig und allein, eine kriegerische Nation zu besänftigen, vor deren Rache er sich scheuete: so bald aber sein Verbrechen vergessen

zu

zu seyn schien, erhob er den Cassam-Cham, der damit weiter nichts gethan, als des Fürsten geheime Befehle vollzogen hatte, zu den vornehmsten Würden im Reiche, und überhäufte ihn mit Vermögen.

Akebar, der jüngste von des Kaysers Söhnen, bekam Cassam-Chams Posten; allein anstatt dem Plane zu folgen, den ihm Orangzeb zu seinem Betragen gegen die Patanier vorgeschrieben hatte, welche der Kayser gern zur Weichlichkeit gewöhnt wissen wollte, übte sie der junge Prinz Tag vor Tag, mit den Waffen umzugehen. Unablässig gab er ihnen zu verstehen, sie sollten in seiner Person gar bald einen Rächer finden, der sie ins Treffen und zur Plünderung führte. Unaufhörlich erinnerte er sie an die niederträchtige Ermordung ihrer Oberhäupter; mit einem Wort, er ließ sich offenbar solche ehrgeizige Absichten merken, daß Orangzeb darüber in Unruhe gerieth, und ihn in aller Eile zurückberief. Es fehlte wenig, daß er ihn nicht hinrichten ließ; aber er wurde durch die Thränen und Vorbitte der Sultaninn, Mutter des jungen Prinzen, dießmal noch besänftiget; er strafte ihn weiter nicht, als daß er ihn in das Königreich Ugen verbannte, welches nahe bey Dehly liegt, wo er auf sein Vornehmen selbst Acht haben, und alle seine Schritte beobachten konnte.

Schach-Halam, dessen Mäßigung dem Kayser sehr angenehm war, erhielt nunmehr Befehl,

Befehl, sich zu den Pataniern zu verfügen, theils um dieselben im Zaume zu halten, theils um die Persianer zu repoußiren, von denen man wußte, daß sie im Begriffe standen, die Waffen zu ergreifen; aber die Drohungen dieses Volkes zogen keine Folgen nach sich. Was die Patanier betraf, so wendete des Kaysers ältester Sohn die Staatsgrundsätze, die man ihm eingegeben hatte, mit dem besten Erfolge wider sie an. Anstatt die Liebe zum Kriege in ihnen zu nähren und zu beleben, beeiferte er sich also vielmehr, dieselbe durch den Hang zur Ueppigkeit, zur Pracht und zu den Lustbarkeiten zu ersticken. Tag vor Tag gab er neue Festins, wovon immer eines glänzender war, als das andre; die Vergnügungen der Tafel, die Musik, der Tanz und die Jagd, machten das einzige Geschäffte des staatsklugen Vice-Königs aus; und sein Exempel war ansteckend. In kurzer Zeit bekümmerte sich diese ganze, sonst so kriegerische Nation um nichts, als Freude, Wollust und Zeitvertreib. Mit einem Worte, die Patanier büßten ihre alten Sitten ein, weil sie sich von der Wollust bezähmen, und in Schlummer wiegen ließen; und eine Zeitlang hörte man wirklich auf, sie unter die kriegerischen Nationen zu zählen.

Daß Schach-Halam in der Ausführung von Orangzebs Absichten so glücklich war, das war dem letztern um so viel angenehmer, weil sein Sohn eben dadurch, daß er die Patanier folgsam,

folgsam, und auf lange Zeit unterthänig machte, zugleich sich selbst durch die ausstudirte Ueppigkeit, Wollust und Schlemmerey, deren er sich bis zur Ausschweifung ergab, in den Augen der Völker verächtlich gemacht hatte. Um ihn jedoch entweder bey den Muselmännern nicht gänzlich verhaßt zu machen, oder vielmehr, weil er doch das einzige von seinen Kindern, und von seinen Generalen der einzige war, in den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, berief er ihn von den Gränzen Persiens zurück, und gab ihm das Commando in dem Kriege wider den Cevagi, dessen Progressen ihm von Tage zu Tage immer fürchterlicher wurden.

Denn nachdem der Cevagi mit dem Orangzeb Frieden geschlossen hatte, war er in Carnate eingefallen, und hatte dieses Königreich binnen kurzer Zeit erobert. Er würde sich noch mehr ausgebreitet, und vielleicht in den südlichen Gegenden Indiens eine Macht gegründet haben, die der Mogolschen Macht die Waage gehalten hätte, wofern nicht die Empörung seines Sohnes Sambagy dazwischen gekommen wäre, der sich zu dem Könige von Visapour in Sicherheit begab. Dieser leztre war über die Macht des Avantüriers neidisch, und brauchte die Tapferkeit und die Kunstgriffe des Sohnes mit glücklichem Erfolge gegen den Vater.

Allein Orangzeb bezeigte sich über den König von Visapour, seinen Vasallen, mißvergnügt, daß er, ohne sein Wissen, dem Sambagi

bagi eine Freystatt bey sich gegeben hatte, und verurtheilte ihn zu einer schweren Geldbuße. Um die nämliche Zeit begegnete er dem Könige von Golconda mit gleichem Stolze, weil er dem Cevagi den Durchmarsch durch seine Lande zum zweyten male verstattet hatte, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Diese feigherzigen und einfältigen Fürsten begiengen die Schwachheit, sich Orangzebs Urtheile zu unterwerfen. Sie wollten lieber den Todfeind aller indianischen Könige mit ihren Schätzen bereichern, als dadurch Rache an ihm üben, daß sie sich mit dem Cevagi, dem Helden und Beschützer der Freyheit des Vaterlandes, vereiniget hätten.

Unterdessen wehrte sich der Cevagi, ob ihm gleich die sämmtliche Macht der Mogoln über dem Halse lag, und ihm sein eigner Sohn einen bürgerlichen Krieg verursachet hatte, mit der größten Herzhaftigkeit. Er befleißigte sich aber vornehmlich auf den Krieg mit List und Chicanen. Die Ausfälle, welche dieser Fürst in die reichsten Provinzen des Reiches that, brachten ihm unermeßliche Beute ein. Es ist bekannt, daß die Völker, die unter der Botmäßigkeit der Mogoln leben, ihr Gold, ihr Silber, ihre Edelgesteine und kostbarsten Effecten unter die Erde vergraben, damit es dem Kayser, der sich als Universal-Erben aller seiner Unterthanen betrachtet, nicht in die Hände gerathe. Der Cevagi und seine Soldaten waren also auf ihren glücklichen Streifereyen einzig und allein bemüht,

neue

neue Arten von Martern zu ersinnen, womit sie die Indianer zwangen, ihre Schätze herauszugeben; und in der That trieben sie ihre barbarische Grausamkeit so weit, daß es unter diesen Unglückseligen, wenn sie auch noch so geizig waren, nur Wenige gab, die nicht lieber ihr ganzes Habe und Gut aufgeopfert hätten, als daß sie ihr Leben unter den entsetzlichsten Martern verlieren sollten.

Die Waffen des Reiches machten unter Schach-Halams Händen kein großes Glück. Er ließ sich von dem Feinde überrumpeln, so daß verschiedne Corps von seiner Armee vor seinen Augen in die Pfanne gehauen wurden. Was aber den Muth seiner Soldaten vollends ganz niederschlug, und ihnen alles gute Zutrauen benahm, war der Umstand, daß er den Feind nicht hatte abhalten können, einen Schatz, der von hundert Cameelen getragen ward, und den man ihm zum Solde der Mogoln zugeschickt hatte, wegzunehmen. Jedoch wurde diese Einbusse durch den Tod des Cevagi, der sich, indem er seinen Raub gar zu hitzig verfolgte, darüber eine Ader zersprengte, und bald darauf mit dem Ruhme des erfahrensten Feldherrn in Indien starb, mit Wucher ersetzet.

Orangzeb empfand über den Tod seines Feindes eben so viel Freude, als über die Schande seines Sohnes, der sich nunmehr bey den Truppen um alle Liebe gebracht hatte. Man behauptet so gar, er habe sich nicht enthalten

können, das Grab des Cevagi mit Blumen zu bestreuen, und ganz laut zu sagen: „Dieser „Avantürier war ein großer Mann. Er besaß „den Muth, sich ein mächtiges und souveraines „Reich in Indien zu errichten, da ich indessen die „alten Rajas ausrottete. Er hat den sämmtli„chen Truppen des Reiches ganzer neunzehen „Jahre lang zu thun gemacht; und troß meiner „Macht und meinen Bemühungen, ist doch der „Sieg niemals müde worden, ihn zu krönen.„

Da Orangzeb nunmehr von einem Feinde befreyet war, der ihm eben so viel Hochachtung, als Furcht und Haß eingeflößt hatte, und er also endlich einmal nach seinem Belieben über die gesammte Macht seines weitläuftigen Reiches gebieten konnte; so urtheilte er, nunmehr wäre es Zeit, das herrliche Project ins Werk zu richten, womit er seit so langer Zeit schwanger gegangen wäre, und alle Thronen, die noch in Indien übrig waren, umzustürzen. Dieses Unternehmen zog blutige Staatsveränderungen nach sich, und brachte den Ruhm der Mogoln aufs höchste. Es fanden sich in Indien noch mehr als hundert von solchen Regenten, die wir mit dem Namen Rajas bezeichnet haben. Die meisten davon waren zwar Vasallen der Mogoln, und ihnen zinsbar; aber den Tribut ausgenommen, den sie bezahlten, genossen sie noch immer in ihren Staaten alle und jede Vorrechte der unumschränkten Gewalt. Sie hatten die Religion, die Gesetze, die Gebräuche und die

Sitten

Sitten ihrer Vorväter beybehalten; einige unter ihnen, wie der Rana, Jacont-sing, König von Nocot-Marva, Jasing, König von Bator, die Könige von Golconda, vom Visapour, der Sambagi, der Erbe so wohl der Tapferkeit und Kriegslisten, als der Staaten seines Vaters, besaßen noch immer große Schätze, und befanden sich im Stande, Armeen von mehr als hundert tausend Mann auf die Beine zu stellen. Es ist also nichts gewisser, als wenn diese Fürsten alle zusammen gehalten hätten, so würden sie alle Eroberer von der Welt zu schanden gemacht haben.

Nun mochte Orangzeb entweder in den Gedanken stehen, daß sein Thron nimmermehr fest genug gegründet seyn könnte, so lange alle diese verschiedentlichen Staaten noch bestünden, oder er mochte auch wohl nur, wie oben gesagt worden, der Herzhaftigkeit und Unruhe seiner Unterthanen immer etwas zu schaffen geben wollen; genug, er faßte den Entschluß, alle diese verschiednen Mächte auszurotten. Dazu bediente er sich auch gar keines andern Vorwandes, als daß er den Alkoran auf den Trümmern des Götzendienstes, der von den indianischen Königen unterhalten und geschützt wird, errichten wollte. Zugleich befand er für nöthig, in diesen allgemeinen Bannstral auch das Christenthum mit einzuschließen, welches in seinen Staaten angefangen hatte einige Progressen zu machen. Den Anfang machte er damit, daß er

das prächtige Grabmaal des Jehan-Guire zerstörte, um einige Denkmaale des Christenthums, die daran eingehauen waren, und die er als Götzenbilder behandelte, zu vernichten. Ist es wohl ein Wunder, daß ein Tyrann, der seine Hände mit dem Blute seines eignen Vaters besudelt hatte, auch die Asche seines Großvaters in ihrer Ruhe störte? Die Kirchen wurden niedergerissen oder zugeschlossen, die christlichen Priester ins Gefängniß geworfen, und einige davon hingerichtet.

An den Christen hatte sich die Verfolgung angefangen; aber sie dehnte sich auch auf die Götzendiener aus. Jasing und Jacont-sing, zween der mächtigsten Könige in Indien, die auch wegen der Dienste, welche sie dem Orangzeb geleistet hatten, berühmt genug waren und in großem Ansehen standen, stellten dem Kayser voller Eifer für die Religion des Brama vor, wie ungerecht er handelte, daß er den Indianern nicht die Religion ihrer Väter lassen wollte. Sie gaben ihm zugleich von weitem her zu verstehen, daß sie sich der Verfolgung aus allen ihren Kräften widersetzen würden. Der Tyrann, der sich vor der Tapferkeit und Erfahrenheit der beyden Fürsten fürchtete, hatte nicht das Herz, das Glück der Waffen gegen sie zu versuchen; aber in Ermangelung dieses Mittels, bediente er sich der Verrätherey. Jasing ward auf geheime Befehle von ihm mit Gifte vergeben; Jacont-sing starb beynahe zu gleicher

Zeit,

Zeit, und vermuthlich eines eben so tragischen Todes. Dem sey jedoch wie ihm wolle; genug, so sehr sich auch Orangzeb sonst verstellen konnte, so war er doch bey der Nachricht von dem Tode dieser Männer nicht vermögend, sich des Ausrufs zu enthalten: „So sind sie denn über „den Haufen geworfen, die beyden Hauptschan„zen, welche die Indianer dem Alkoran und „meiner Macht noch entgegen setzen konnten? „Nun lasset uns zuschlagen, daß sich alles vor „dem Mahomet und vor mir auf die Knie „werfe.„

Auf einmal erhalten alle Vice-Könige in Indien die kayserlichen Befehle, die Tempel ihrer Götter der Erde gleich zu machen, und die Götzenbilder zu verbrennen. Es ist nicht zu beschreiben, in was für eine Verzweiflung die Braminen geriethen; aber ihr Jammergeschrey, und die unermeßlichen Geldsummen, die sie dafür zu erlegen sich erboten, konnten Orangzebs Entschluß keinen Augenblick wankend machen. Er verbannte so gar die Joguis, die Mondias, die Saniacis, und alle übrigen Mönche vom Heidenthum aus dem Reiche. Er nahm den Beamten, die sich nicht beschneiden lassen wollten, ihre Bedienungen. Was aber am deutlichsten zu Tage legt, daß sich Orangzeb in diesem Unternehmen mehr von seiner unersättlichen Habsucht und Ehrsucht, als von dem Eifer um die Ehre des Korans leiten ließ, war der Umstand, daß drey Rajas, die vor Schrecken die

muselmännische Religion angenommen hatten, dennoch aufgehoben, nach Dehly gebracht, ihrer Staaten beraubet, und unter die Zahl der Sklaven im Palaste gesteckt wurden. Dieses Beyspiel schreckte die übrigen Rajas ab, die sonst auch wohl hätten in die Versuchung gerathen können, ihre Religion zu verläugnen. Nicht lange darauf gab Orangzeb ein Edict heraus, worinnen er die Erklärung that, er wolle keinen Indianer, es sey in seinen eignen Staaten, oder es sey auch in den Staaten der Rajas, zwingen, sich beschneiden zu lassen; aber unter der Bedingung, daß ein jeder von ihnen jährlich eine Kopfsteuer von dreyzehn und einer halben Roupien für einen Kaufmann, sechs für einen Handwerksmann, und drey für den gemeinen Mann entrichten sollte. Die Erbfolger des Jacont-sing kauften sich von diesem verhaßten Tribute dadurch los, daß sie dem Orangzeb einen Theil von ihren Staaten abtraten. Alle übrigen Fürsten unterwarfen sich dem Tribut, ausgenommen der Rana, dessen Souverainetät von je her unabhängig gewesen war. Orangzeb schickte einen Abgesandten an ihn, und ließ ihm die Erklärung thun, er müsse entweder seinen Befehlen Gehorsam leisten, oder seine Staaten räumen; „außerdem,„ sagte der Mogolsche Abgesandte mit entschloßnem Tone zu ihm, „wird mein Herr den Alkoran und seine „Obermacht gar bald in Deiner Souverainetät „einzuführen wissen.„ — „Meine Souverainetät,„ antwortete der Rana mit eben so viel

Edelmuth,

Edelmuth, als Entschlossenheit, „ist so alt, als
„die Welt. Meine Vorfahren haben sie vermö-
„ge der Einwilligung der Völker besessen, von
„denen sie zu Königen erwählet wurden; und ih-
„re Seelen sind, nachdem sie durch ihre Wan-
„derungen gereinigt worden, in den Planeten-
„Himmel empor geflogen, von wannen sie einen
„Thron, der auf Billigkeit gegründet ist, hof-
„fentlich werden zu schützen wissen. Wie sehr
„unterscheidet sich mein Besitzthum von dem
„Besitzthume der Tamerlanischen Erben!
„Meine Väter haben lange Zeit vor dem Po-
„rus regieret; ich bin in ihre gesetzmäßigen und
„geheiligten Rechte getreten. Die Tartarn hin-
„gegen haben in unsern unglücklichen Gegenden
„ihre neuerliche Regierung bloß durchs
„Schwerdt, durch Mordbrennerey und durch
„Straßenraub eingeführt. Und ist denn nun
„das weitläuftige Reich, das sie erobert haben,
„für Orangzeb's Ehrgeiz noch nicht hinrei-
„chend? Ach! von allen den Staaten, die der-
„jenige von meinen Vätern noch besaß, der un-
„ter Tamerlans Waffen erliegen mußte, habe
„ich nichts mehr, als etliche, zwischen Gebirgen
„enge eingeschränkte, Provinzen. Und auch in
„diese muß er kommen, die Fackel des Krieges
„anzuzünden? Warum soll denn mir und mei-
„nem Volke nicht erlaubt seyn, ein Gesetz,
„das viel älter ist, als der Koran, hier beyzu-
„behalten?„

Orangzeb, der sich einer solchen Antwort
von dem Rana versehen hatte, zog zu dieser ein-

zigen kleinen Eroberung die ganze Macht seines Reiches zusammen. Seine vier Söhne, Schach Halam, Azam-Schach, Akebar und Rambach erschienen zu diesem Feldzuge, ein jeder mit einer besondern Armee. Orangzeb selbst brach von Dehly auf, nachdem er ein öffentliches Gelübde gethan hatte, diese Stadt mit keinem Fuße wieder zu betreten, bis er den Götzendienst mit Strumpf und Stiel ausgerottet hätte. Eigentlich mußte ihm dieses nur zum Vorwande dienen, daß er seine noch übrige Lebenszeit in einem Lager, umringet von einer Armee, zubringen konnte. Im übrigen folgten ihm sein Serrail, seine Schätze, eine ungeheure Menge von Bedienten, von Marketennern, von Handwerksleuten, mit einem Worte, der ganze Luxus wollüstiger Städte nach. Zwölf hundert Cameele und hundert Elephanten reichten kaum zu, alles sein Gepäcke zu tragen; und unter sieben bis acht mal hundert tausend Seelen, womit das Lager beständig angefüllt war, gab es nicht dreymal hundert tausend streitbare Männer.

In diesem stolzen Aufzuge rückte Orangzeb gegen die Staaten des Rana an; seine vier Söhne erwarteten ihn mit ihren Corps, um den Feldzug zu eröffnen. Man berennte demnach, auf seinen Befehl, die Staaten des Feindes von allen Seiten. Dieser Krieg sah nicht anders aus, als wie die Belagerung einer Stadt. Die Gebirge dienten den Belagerten an statt der Wälle;

und die verschiedentlichen Corps von den Armeen, wovon sie umringet waren, bildeten gleichsam die Linien ab, die man vor einer Festung aufwirft, wenn man sie belagert. Der Rana war seinen eignen Kräften ganz allein überlassen, vertheidigte sich aber von seiner Seite mit einer Klugheit, die man von einem Barbaren nicht hätte erwarten sollen. Er bewaffnete alle seine Unterthanen, theilte sie in vier Armeen, um einem jeglichen von den Söhnen seines Feindes eine davon entgegen zu setzen. Er für seine Person faßte den Entschluß, sich mit seinen auserlesensten Truppen im Mittelpuncte seiner Staaten zu halten, um sogleich nach den Gegenden eilen zu können, wo sein Beystand vonnöthen seyn möchte. Und als sich der Feind näherte, evacuirte er etliche Provinzen, wo der Zugang gar zu leicht gewesen seyn würde, zog aber vorher alle Einwohner, und alle Lebensmittel heraus.

Orangzeb, der sich die Ehre vorbehalten hatte, den ersten Streich selbst auszuführen, ließ seine Armee in ein Defilee rücken, welches er durch unermeßliche Arbeiten hatte erweitern lassen. Aber nachdem er etliche Meilen marschiret war, wie sehr erstaunte er nicht, daß er weiter nichts mehr fand, als unbekannte Fußsteige, schroffe Felsen, und entsetzliche Abgründe! Er stand bey sich selbst an, ob er weiter vorrücken sollte; aber endlich gab ihm die Verachtung, von der sein Herz gegen seinen Feind voll war, ein verwägnes Zutrauen ein, und die Truppen beka-

men Befehl, auf den verschiednen Wegen, die sich ihnen darbieten, tiefer ins Land zu dringen. Er seines Theils marschirte mit unendlichen Schwierigkeiten weiter, und gerieth in ein Labyrinth, worinnen der Rana einen Hinterhalt von seinen beherztesten und behendesten Leuten postiret hatte. Sobald die Indianer sahen, daß der Kayser mitten in die Falle hineingelockt war, sperrten sie mit unbeschreiblicher Hurtigkeit, durch ein Paar starke Verhaue, die beyden außereinzigen Wege, durch die er hätte entkommen können. Die Elephanten, die Pferde, die Menschen selbst waren schlechterdings nicht vermögend, diese von der Natur und Kunst gehäuften Hindernisse zu übersteigen. Die Armee war gezwungen, Halte zu machen, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden, oder was sie nun weiter vornehmen sollte; aber in dem nämlichen Augenblicke wurde sie mit einem Hagel von Kugeln, Pfeilen und Steinen überdecket, welche die Indianer, die zwischen den Felsen im Hinterhalte lagen, von allen Seiten her auf sie losregnen ließen. Die Mogoln werden verwundet, sind schon fast mehr als halb todt, und erheben ein schreckliches Mordgeschrey; einige geben die Flucht, andre schicken sich zum Gefecht an; allein weit gefehlt, daß sie dem Feinde auf den Leib kommen, und mit ihm handgemein werden könnten, so sind sie kaum im Stande, zu bemerken, wo das Wetter herkömmt; die Bestürzung, die Verwirrung und das Schrecken waren bey ihnen so groß, daß sich das eine Corps, wel-

ches

ches commandiret war, der Sultaninn-Favorite zur Leibwache zu dienen völlig zerstreute, und die Prinzeßinn im Stiche ließ, die hierauf den Indianern in die Hände fiel. Man brachte sie im Triumphe vor den *Rana*, der sich in einem etwas weiter entlegnen Thale postiret hatte, und sich in Bereitschaft hielt, über Orangzeb herzufallen, wofern es ihm ja gelingen sollte, die Bollwerke, die er seiner Hitze entgegen gesetzt hatte, über den Haufen zu werfen. Der *Rana* empfieng Orangzebs Gemahlinn mit aller der Ehrerbietung, die ihrem Geschlechte und ihrem Range zukamen. Er that noch mehr: da er nunmehr wußte, daß sich der Kaiser sammt seiner ganzen Hofstatt in der Falle befand, ohne sich wieder herauswickeln zu können; so gab er seinen Unterthanen Befehl, daß sie selbst die Hindernisse, die seinem Rückzuge entgegenstanden, aus dem Wege räumen mußten. Nachdem also Orangzeb einen ganzen Tag lang ohne Lebensmittel geschmachtet hatte, und nunmehr durch die Großmuth seines Feindes frey worden war; zog er sich in sein Lager zurück. Und wer war glücklicher, als Er, da die Sultaninn, unter der ehrenvollen Bedeckung eines Trupps von Indianern, wieder im Lager ankam, dessen Anführer dem Kayser zuredete, er möchte doch von einer so ungerechten und verwägnen Unternehmung abstehen; und der ihm zugleich die Erklärung that, der *Rana* bäte sich zur Vergeltung dafür, daß er ihm das Leben und seine Freyheit gelassen, und noch überdieß seine Gemahlinn wiedergegeben

hätte,

hätte, weiter nichts von ihm aus, als daß er die Kühe verschonen möchte, die der Rana aus den Provinzen, welche er evacuiret, nicht hätte mit wegführen können. Sollen wir ein Verfahren, wovon die gesittetsten Nationen fast kaum Beyspiele liefern, auf Rechnung der natürlichen Großmuth der Indianer, oder auf Rechnung ihrer Schwachheit setzen?

Allein der Mogol erwiederte diese außerordentliche Großmuth mit dem allerniederträchtigsten und schwärzesten Undank. Er konnte es seinem Feinde gar nicht vergeben, daß ihn derselbe durch die Gewalt der Waffen eben so sehr, als durch Hoheit der Seele überwunden hatte. Anstatt also eine solche verhaßte Expedition aufzugeben, verfolgte sie Orangzeb nunmehr mit desto größerer Hitze und Erbitterung. Die rasende Begierde, die Staaten seines Wohlthäters zu verwüsten, und ihm das Leben zu nehmen, wurde seine einzige Leidenschaft. Er vergaß alles darüber, selbst die sorgfältige vorsichtige Sorgfalt, die er sonst für seine eigne Sicherheit trug; und es fehlte wenig daran, so hätte ihn seine Hartnäckigkeit den Thron und das Leben gekostet. In der That machte er sich einen neuen Plan, und übertrug die Ausführung desselben seinen Söhnen. Er schickte ihnen starke Detaschements zu, mit dem Befehl, daß sie, es möchte auch kosten was es wollte, in die Gebirge eindringen, und alle Indianer, Männer, Weiber und Kinder, sollten über die Klinge springen lassen. Er

für

für seine Person behielt bloß eine Leibwache von fünf bis sechs tausend Pferden bey sich, mit welchen er sich nach Asmir, einem Flecken, der eine Tagereise von den Gebirgen entlegen ist, begab, und sich daselbst lagerte; aber die Gefahr, die er hier lief, war größer, als diejenige, welcher er mitten in den Gefechten hätte ausgesetzt seyn können.

Nachdem sich die mogolschen Prinzen, denen Orangzeb die erwähnten blutgierigen und zum Verwüsten ausgedachten Befehle gegeben, in ohnmächtigen und vergeblichen Bemühungen erschöpfet hatten, um in das Innere der Gebirge hindurchzudringen; so sahen sie sich endlich gezwungen, bey Schach = Halams Projecte stehen zu bleiben, welcher der Meynung war, das einzige Mittel, den Rana und seine Unterthanen zu Grunde zu richten, wäre, daß man sie aufs genaueste in ihre Barrieren einschränkte, und ihnen alle Communication mit der Ebne abschnitte; wodurch man sie abhalten würde, sich aufs neue mit Lebensmitteln zu versehen, die ihnen sehr bald ausgehen müßten; indem die wenigen Ländereyen, die zwischen den Gebirgen eingeschlossen wären, nimmermehr so viel tragen könnten, als zum Unterhalte einer solchen Menge von Menschen erfodert würde, wie die war, die sich mit dem Rana in die Felsen hineinbegeben hatte. Und in der That war dieses das einzige Mittel, den indianischen König, und seine ganze Nation ums Leben zu bringen. Es waren

ren bereits zwey Jahre vergangen, daß der Krieg gedauert hatte, als der Rana, ganz erstaunt über die unbezwingliche Geduld der Mogoln, endlich anfieng unruhig zu werden, und den Muth zu verlieren. Seine Unterthanen fiengen schon an, alles Vertrauen und alle Hoffnung sinken zu lassen; denn es nahm schon der schrecklichste Mangel unter ihnen überhand. In diesem äußersten Elende sah der indianische König keinen andern Weg vor sich, als Abgesandten an alle Rajas zu schicken, und sie aufzufodern, daß sie, ihm zu Gefallen, dem Kaiser eine Diversion machen möchten. Seine Gesandten hatten das Glück, sich durch die Posten der Feinde hindurchzustehlen, und an die Oerter ihrer Bestimmung zu gelangen; aber sie hatten auch den Schmerz, zu sehen, daß das Schrecken vor Orangzebs Waffen allen diesen Fürsten eine Furcht eingejagt, und sie gegen den Untergang des Rana ganz fühllos gemacht hatte. Niemand, als die Wittwe des Jacont=sing, deren Söhne Orangzeb vor einiger Zeit um das Leben zu bringen gesucht hatte, nahm an dem Schicksale des Rana Theil; ja, ihre Aussichten giengen noch weiter. Hingerissen von dem Durste nach Rache, hatte sie sogar das Herz, den Tyrannen Indiens vom Throne stürzen zu wollen.

Die vier Söhne Orangzebs belagerten, wie wir schon erwähnet haben, jeder mit seiner Armee, den unglücklichen Fürsten, der bey ihr um

um Beystand ansuchte; und der Kayser stand in einem kleinen Lager bey Asmir, mit seinen Weibern und einer Handvoll Soldaten von der Leibwache. Weil der Indianerinn diese seine Stellung bekannt war; so richtete sie hiernach ihren Verschwörungs-Plan ein. Sie wendete sich an den dritten von Orangzebs Söhnen, einen jungen, stolzen, ungestümen, unbändigen Prinzen von unbezwinglicher Herzhaftigkeit, der auf seine ältern Brüder neidisch war, und der schon Proben von seinem unruhigen Geist und von seiner Ehrsucht, bey seiner Verwaltung des Statthalteramtes im Cabulistanischen, von sich gegeben hatte. Akebar schien ihr also, unter allen Kindern Orangzebs am ersten fähig zu seyn, einen Angriff auf das Leben seines Vaters und Königs zu wagen. Sie schickte einen vertrauten Mann an ihm, der ihm einen Brief folgendes Innhalts einzuhändigen hatte:

„Der staatskluge Orangzeb hat sich selber „vergessen; wer kann noch seine große Weisheit „an ihm erkennen? Er hat sich durch seine Un„vorsichtigkeit den Händen desjenigen von seinen „Söhnen bloßgestellt, der sich ein Herz fassen „will, zu regieren. Welche Sicherheit kann er „wohl ihrem Muthe entgegen setzen? Eine Hand „voll Leute von seiner Leibwache; ein Dorf ohne „Wall und Mauern? Das Glück, oder viel„mehr die Gottheit, die Schach-Jeham's „Tod rächen will, bahnet jedem die Wege zum „Throne, der Herz genug haben wird, sich des„selben

„selben zu bemeistern. Dir, dem herzhaftesten „unter den Mogolschen Prinzen, kömmt es zu, „zu regieren; den alten Orangzeb kannst Du „ohne Schwierigkeit aufheben; seine Macht ist „zu sehr zerstreuet, als daß sie ihm zu Hülfe „kommen könnte. Nichts wird erfodert, dieses „wichtige Vorhaben glücklich auszuführen, als „Verschwiegenheit und Geschwindigkeit. Ob „nun gleich Deine Macht und Dein Muth zu „dieser Absicht schon allein hinreichend wären; „so will ich Dir doch funfzig tausend Mann Ra„geputen zu Hülfe schicken. Auf die erste Nach„richt von Deinem Abmarsche, soll der Rana „aus seinen Wäldern hervorbrechen, und seine „Armee zu der Deinigen stoßen lassen; alle Kin„der des Brama, deren Muth und Menge von „jeher Indiens Schicksal in den bürgerlichen „Kriege entschieden haben, werden für Dein Be„stes fechten.„

Akebar ließ sich von der Leichtigkeit dieses Projectes blenden, weil es zumal seiner Ehrsucht so sehr gemäß war, und bedachte sich keinen Augenblick, die Hände dazu zu bieten. Allein ob er gleich die Verschwörung bloß seinem General Tabercam, und seinem Sterndeuter offenbaret hatte; so gerieth er doch an einen Verräther in der Person des letztern. Die funfzig tausend Rageputen waren angelangt; Akebar hatte sich schon in Bewegung gesetzt, als Orangzeb durch seinen Sohn Schach=Halam die Nachricht erhält, daß sein dritter Sohn eine

Ver-

Verschwörung wider ihn anzettele. So argwöhnisch aber auch der Kayser sonst war, so maß er doch diesem Berichte seines Sohnes nicht nur keinen Glauben bey; sondern er faßte auch so gar ein großes Mißtrauen gegen das Anerbieten, welches ihm Schach-Halam gethan hatte, daß er ihm seine Truppen zuführen wolle. Er schickte ihm den Befehl zu, daß er auf seinem Posten bleiben, und sich weiter um nichts bekümmern solle, als den Rana immer enger und enger einzuschließen. Aber wie groß war seine Beschämung und Bestürzung, als er noch an dem nämlichen Tage ein Schreiben von Akebars Vertrauten, dem Sterndeuter, erhielt, worinnen ihm der ganze Zusammenhang der Verschwörung, der Marsch der Rebellen, und ihre Vereinigung mit den Rageputen berichtet wurde! Voller Schrecken und Angst, schrieb Orangzeb an seine Söhne, und insonderheit an Schach-Halam, daß sie ihm zu Hülfe kommen sollen. Mittlerweile macht er sich auch selbst, mit der Geschäfftigkeit eines großen Feldherrn, zu seiner Vertheidigung gefaßt. Er läßt in aller Eile Verschanzungen aufwerfen, schickt streifende Parteyen aufs freye Feld aus, stellt Truppen auf alle Posten und Anhöhen um das Dorf herum, macht so gar die Sklaven und Verschnittenen des Palastes wehrhaft, läßt sich selbst Tag und Nacht überall zu Pferde sehen, ermahnt seinen kleinen Trupp und spricht demselben Muth zu, sich nur so lange herzhaft zu wehren, bis die Verstärkungen ankämen, welche ihm seine

andern Söhne brächten; aber aller dieser klugen Veranstaltungen unerachtet, konnte er doch kaum Umgang haben, den Verschwornen in die Hände zu fallen. Schach-Halam, als derjenige von seinen Söhnen, der am geschwindesten zu seiner Vertheidigung herbeyeilte, war noch über vier Tagereisen von Asmir entfernt, und Akebar hatte nur noch ein Paar kleine Märsche zu thun, um seinen Vater ins Gesicht zu bekommen; seine streifenden Parteyen strichen schon überall in dem freyen Felde herum, und benahmen dem Orangzeb alle Hoffnung zur Flucht.

In dieser fürchterlichen Gefahr schrieb der Kayser aufs neue an den Sterndeuter, er solle doch alle Hülfsmittel, die ihm seine beste Einsicht an die Hand gäbe, anwenden, Akebarn in seinem Marsch aufzuhalten; und zugleich versprach er ihm unermeßliche Belohnungen, wenn er etwas beytragen könnte, ihm die Krone und das Leben zu retten. Der Sterndeuter erhielt dieses Schreiben während der Nacht, und begab sich gleich mit Anbruch der Morgenröthe nach dem Zelte seines Herrn, den er zu bereden suchte, daß er nach allen Regeln der Astrologie verloren seyn würde, wenn er sich diesen Tag auf den Weg machte; weil es, wie er behauptete, ein unglücklicher Tag wäre. Akebar war so abergläubig, wie alle Mogoln, und lebte in der demüthigsten Abhänglichkeit von seinem Sterndeuter. Er glaubte ihm aufs Wort, hielt sich selbigen Tag ruhig, und verlor also die kostbare

Zeit,

Zeit, zum unwiederbringlichen Nachtheil seines Vorhabens.

In der That kam ihm Schach-Halam, weil er Tag und Nacht marschiret war, um drey Stunden zuvor. Gegen Abend rückte er in Orangzebs Lager ein: aber obgleich der Kayser über die Gegenwart seines ältesten Sohnes, in Begleitung seiner Truppen, wieder Muth zu schöpfen anfieng; so hatte er doch nicht das Herz, sein eignes und des Reiches Schicksal auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht ankommen zu lassen. Zudem hatte er bereits Nachricht, daß sein andrer Sohn Azam-Schach nur noch etwan acht bis zehen Meilen von seinem Lager entfernt war. Er blieb demnach in seinen Verschanzungen stehen, und ergriff den Weg der Unterhandlungen zu einem Vertrage, um nur der Hitze des Anführers der Rebellen Einhalt zu thun. Der Abgeordnete, den er an ihn schickte, bekam Befehl, folgende Anrede an ihn zu thun: „Nein, nimmermehr wirst Du diesen „drohenden Rüstzeug gegen Deinen leiblichen „Vater anführen; ganz unfehlbar kömmst Du, „Dich mit Orangzeb und Deinen Brüdern zu „vereinigen, um den Rana in Gemeinschaft „mit ihnen zu überfallen; jedoch wundert sich „der Kayser, daß Du Dich erkühnet hast, von „Deinem Posten zu gehen, ohne ihn erst darum „zu begrüßen. Er ertheilt Dir daher den Be„fehl, so gleich wieder umzukehren; Dein Ge„horsam wird ihm zum Beweise dienen, daß

„diejenigen, welche Deine bisherigen Unterneh-
„mungen für eine Empörung ausgeben, Deine
„und seine Feinde seyn. Und in der That, wo-
„mit hätte er es auch verschuldet, daß sich ein
„geliebter und tugendhafter Sohn an seiner Kro-
„ne und an seinem Leben vergriffe?„

Aber Akebar trieb seinen Spott mit diesen Kunstgriffen des alten Tyrannen. Seine Antwort war, „Orangzebs Uebelthaten rechtferti-
„gen das Verfahren seines Sohnes aufs voll-
„kommenste. Ein solcher Bösewicht, der schon
„selbst seinem Vater und Könige die Krone und
„das Leben genommen hätte, dürfte gar keinen
„Anspruch auf die Rechte der Natur und der
„Blutsverwandtschaft machen. — Sage ihm
„nur also in meinem Namen,„ setzte er hinzu,
„er hätte morgen mit Anbruch des Tages nichts
„bessers zu erwarten, als was er den Schach-
„Jeham erdulden lassen.„

Hätte Akebar nicht das Treffen bis zum folgenden Tage aufgeschoben; so ist nichts wahrscheinlicher, als daß Orangzeb wäre vom Throne gestoßen worden. In der That waren auch die Unruhe und das Schrecken in seinem Lager so groß, daß schon ganze Corps willens waren, die Flucht zu geben, so bald sich der Feind nur würde sehen lassen. Was aber den Anführer der Verschwornen noch abhielt, seinen Vater auf der Stelle anzugreifen, das war theils die Müdigkeit der Truppen, die von den Strapazen eines langwierigen Marsches in der größten Sommer-

hitze

hitze erschöpfet waren, theils die Annäherung der Nacht; aber diese Verzögerung war für Akebarn noch unglücklicher, als der Marsch, den er auf das verrätherische Eingeben des Sterndeuters verloren hatte.

Unterdessen meynte Orangzeb immer viel gewonnen zu haben, da er sah, daß das Treffen doch wenigstens bis den folgenden Tag ausgesetzt bleiben sollte. Dabey ist es aber unbeschreiblich, wie sehr er diesen Abend vor einem entscheidenden Treffen, in Sorgen und Unruhe war: die Früchte von so viel ausgestandenen Strapazen und begangenen Missethaten; das mächtigste Reich in Asien auf dem Puncte, einem Vatermörder in die Hände zu gerathen; der Tod oder ein ewiges Gefängniß, wenn er unterliegen sollte; die Verachtung der Nachwelt, die ihn auf solchen Fall ganz unvermeidlich treffen mußte, weil er sich von einem tollkühnen Jünglinge überrumpeln lassen; dieß waren die finstern Bilder, die sich seiner Einbildungskraft aufs lebhafteste darstellten. Ganz niedergeschlagen von allen diesen unangenehmen Betrachtungen, konnte Orangzeb nicht einen Augenblick Ruhe genießen; ihm kam kein Schlaf in die Augen. Man sagt, sein Zustand wäre ihm so entsetzlich vorgekommen, daß er seine Zuflucht so gar zu Zaubereyen genommen hätte, um nur im voraus zu wissen, was sein Schicksal wohl folgenden Tag seyn würde. Er schrieb eigenhändig einige Zauber-Charaktere, die er

durch einen Officier zwischen ein Paar todten Körpern einscharren ließ; und der Officier hatte Befehl, einen Theil der Nacht die Wache dabey zu halten, und genau Achtung zu geben, ob er nicht etwan das Geräusch von einem Streite zwischen den Gebeinen der beyden Todten hören würde. Allein die Asche blieb kalt und ohne Bewegung; und auf den Bericht hiervon hatte Orangzeb das Herz, vorherzusagen, Akebar würde ihn nicht angreifen. Man muß gestehen, daß dieser Prinz entweder den Fanaticismus, oder die betrügerische Tücke aufs höchste getrieben habe.

Aber der Kunstgriff, den er sich ausdachte, und nicht seine vorgebliche Zauberey, verschaffte ihm dießmal den Sieg, ohne daß es zu einem Treffen gekommen wäre. Er schrieb mit einbrechender Nacht einen Brief an Akebar, und nahm mit der Bestellung desselben seine Maaßregeln dergestalt, daß der Brief dem General der Rageputen in die Hände fallen mußte. Ungefähr in folgenden Worten war das Schreiben abgefaßt: „Endlich bin ich dem beglückten Tage „nahe, den die Niedermetzelung der Götzendie„ner vollends verherrlichen soll. Du wirst also „nicht ermangeln, alle Indianer auf den rechten „Flügel zu beordern, wie wir es verabredet ha„ben. Wenn ich sie von der Fronte angreifen „werde, so mußt Du ihnen zu gleicher Zeit in „die Flanke fallen; hauptsächlich laß Dir angele„gen seyn, daß keine Seele von ihnen dem Blut„bade entgehen könne. Der Dienst, den Du

„mir

„mir itzt geleistet, da Du mir die Feinde des
„Propheten ins Netz gelockt hast, übersteigt alle
„Belohnung.„

Dieses Schreiben that mehr Wirkung, als Orangzeb sich zu hoffen unterstanden hatte. In der That schauderte dem indianischen Generale, dem sein Posten auf dem rechten Flügel angewiesen war, die Haut beym Durchlesen desselben. Er stand keinen Augenblick bey sich an, zu glauben, daß sich Akebar mit dem Kayser verstünde, um ihn und seine ganze Nation ins Verderben zu stürzen. Die Zögerungen des Prinzen auf seinem Marsche, und bey seiner Ankunft im Gesichte der Feinde, schienen ihm ihre Ursachen zu haben; mit einem Wort, er bestärkte sich in seiner Meynung durch das Andenken Mahamuds und Schach-Halams, welche ebenfalls eine Empörung wider ihren Vater vorgegeben hatten, bloß um Sujahn und den Cevagi ihm in die Hände zu liefern. Der Indianer fand also kein andres Mittel, der Verrätherey zu entgehen, als eine geschwinde Flucht; er gab daher seinen Rageputen Befehl, aufzubrechen, und ihm zu folgen, ohne den Anbruch des Tages zu erwarten; er war auch in seinem Rückzuge so eilfertig, daß er sich schon frühmorgens acht Meilen von Akebars Lager befand.

Die unerwartete Flucht der Indianer breitete die Unruhe, das Mißtrauen und die Muthlosigkeit fast unter der ganzen Armee aus; die Desertion des Generals der Rageputen zog eine De-

sertion fast aller Muselmänner nach sich. Der junge Akebar war in der süßen Hoffnung eingeschlafen, zu siegen und zu regieren; aber wie ward ihm beym Erwachen zu Muthe, da er die erschreckliche Einsamkeit erblickte, worein er sich versetzet sah! In der äußersten Bekümmerniß beschuldigt er den Tabercam, daß er ihn hintergangen und verrathen hätte; allein dieser General, der ein geborner Patanier war, und sich einzig und allein durch seinen Heldenmuth zu den militärischen Würden aufgeschwungen hatte, empfand keinen geringern Kummer, als sein Herr. Voller Verdruß, die Verschwörung zerrüttet, und alle seine Gedanken von Vermögen und Hoheit vernichtet zu sehen, erbot er sich, allein nach des Kaysers Zelte zu gehen, und ihn darinnen mit dem Dolche zu ermorden. Akebarn gefiel der Anschlag, seinen Vater noch auf diese Art ums Leben zu bringen; und er munterte ihn mit den größten Versprechungen dazu auf.

Auf der Stelle verläßt Tabercam das Gezelt des Mogols, und nähert sich dem Lager Orangzebs, worinnen sich keine Seele der List des Kaysers, und des so glücklichen Erfolges derselben versah. Man glaubte, der General käme als ein Mann, der seiner Pflicht getreu wäre, und hätte die Rebellen verlassen, um zu den Füßen seines Beherrschers zu fechten und zu sterben; man hieß ihn also mit seinem Gefolge willkommen, und brachte ihn nach dem kayserlichen Gezelte. Die Leibwacht Orangzebs und

des

des ältesten Prinzen war eingeschlafen. Hätte sie Tabercam plötzlich überfallen, so konnte er sie in Stücken hauen, und den Orangzeb sammt seinem ältesten Sohne niedermachen; aber die Besorgniß, daß beyde vielleicht noch entwischen könnten, wenn sie den geringsten Lärmen hören sollten, hielt den Patanier hiervon ab, und er blieb bey seinem ersten Vorsatz allein stehen. Die Leute, die ihn bis ans Zelt gebracht hatten, ließen ihn unter den Händen des Hauptmanns von der Leibwache. Diesen ersuchte Tabercam aufs innständigste, daß er ihn zu dem Kayser hineinführen möchte, indem er ihm Sachen von der äußersten Wichtigkeit zu entdecken hätte. Der Hauptmann lief hinein, seines Herrn Befehle über dieses Ansuchen zu vernehmen; aber Orangzeb wollte den Tabercam aus weislichem Mißtrauen nicht anders vor sich lassen, als unter der Bedingung, daß der General vorher sein Gewehr abgeben sollte. Auf diese Antwort Orangzebs, zieht Tabercam seinen Säbel, und an statt, ihn dem Hauptmann einzuhändigen, thut er einen Hieb nach ihm, um ihn zuerst zu tödten, und dann dem Orangzeb, dessen Stimme er schon gehöret hatte, und der sich allein im Zelte befand, die nämliche Begegnung wiederfahren zu lassen. Der Hauptmann war zu seinem Glücke gerade geschwind genug auf seiner Hut, daß er dem Hiebe entgieng, worauf sie beyde mit einer Art von Wut auf einander losgiengen. Ueber das Geräusch der Säbelstreiche stürzt Orangzeb

heraus, und erhebt ein fürchterliches Mordgeschrey, um seine Leute aufzuwecken. Indem er also seinen Vertheidiger mit Stimme und Gebärde aufzumuntern bemühet ist, kommen ihm mehrere zu Hülfe, und der verwägne Tabercam fällt mit vielen Stichen durchbohret, zu Boden. Der Kayser ließ ihn so gleich vor dem Eingange zu seinem Zelte einscharren, damit er, wie er sagte, das Vergnügen hätte, die Asche eines Königsmörders und Rebellen aller Augenblicke mit Füßen zu treten.

Unterdessen da Akebar den Tabercam gar nicht wiederkommen sah, merkte er wohl, daß der Mann ein Schlachtopfer seiner eignen Verwägenheit geworden seyn müßte. Weil ihm nun bange wurde, daß er selbst seinem Vater in die Hände gerathen möchte, entschloß er sich eilig zur Flucht, und begab sich mit seinen Weibern, seinen Kindern, seinen Schätzen und einigen Freunden nach den Ländern eines Raja in Sicherheit. Daselbst erfuhr er erst, wie der gar zu glückliche Orangzeb gesiegt hatte, ohne nur den Degen zu ziehen; aber er sah sich gar bald gezwungen, seiner Freystadt zu entsagen. Man brachte ihm die Nachricht, daß ihm Schach-Halam auf Befehl des Kaysers nachsetzte, und daß diesem Prinzen aufs Leben befohlen wäre, Akebarn lebendig oder todt einzuliefern. Man hatte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt; dieser Reichs-Acht also zu entgehen, versteckte er sich tief in den indianischen Wäldern und Gebirgen,

gen, wo er lange Zeit unter unaufhörlicher Strapaze, Beschwerlichkeit und Unruhe herumirrte: mit einem Worte, nachdem schon einige male wenig daran gefehlet hatte, daß er dem Schach-Halam in die Hände gefallen wäre, den er mit lauter List und Kunstgriffen noch glücklich genug hintergieng, hatte er endlich das Glück, in die Staaten des Sambagi zu gelangen.

Dieser Fürst, der Erbe der Tapferkeit, der Geschicklichkeit und der Ehrbegierde seines Vaters, empfieng den jungen Mogol mit großer Freude und Vergnügen. Akebar hatte ihn bloß um eine Freystatt angesprochen. Er aber bewaffnete ihm zu Liebe seine sämmtlichen Unterthanen, unter dem Vorwande, daß er den Kaiser Orangzeb nöthigen wolle, ihm seine verlorne Statthalterstelle wieder zu geben; in der That aber, um sich selbst vermittelst eines bürgerlichen Krieges zu vergrößern. Der Kaiser that anfänglich, als achtete er nicht viel auf die Bemühungen und Drohungen der beyden Prinzen, und blieb unerachtet des Glückes, welches sie gleich anfangs hatten, mit seiner hauptsächlichsten Macht, in den Staaten des Rana in seinem Lager stehen. Nachdem er aber erfahren hatte, daß sich die Rageputen, aus Verdruß, weil sie sich in dem Netze, welches er ihnen mit so glücklichem Erfolge gelegt, hatten fangen lassen, haufenweise zu Akebars Fahnen versammelten, und daß auch die Könige in Visapour und in Golconda zu wanken schienen; so sah er sich gezwungen,

gen, seinen Raub fahren zu lassen, und einen schimpflichen Friedens-Vertrag mit dem Rana zu schließen, worinnen er ihm nicht allein die völlige Souverainetät über seine Staaten ließ, sondern ihm sogar einige Provinzen wieder herausgab, welche Schach-Jeham vormals dem Vater des indianischen Königs entrissen hatte.

Orangzeb schnaubte nichts als Rachgier. Er machte fürchterliche Anstalten, und zog eine Million Leute zusammen, um seine erklärten so wohl, als heimlichen Feinde in ihren eignen Ländern mit Kriege zu überziehen. Da aber die Einkünfte des Staats, so unermeßlich sie auch waren, zu den Unkosten dieser Expedition nicht zureichen wollten; so nahm er seine Zuflucht zum Plündern, zu Gelderpressungen, zu Confiscationen, von denen man nirgends, als in despotischen Staaten, einen Begriff hat. Alle goldnen und silbernen Mobilien, die wegen der daran verwendeten Kunst und Arbeit noch kostbarer waren, als wegen ihres innern Werthes, wurden zerstücket, eingeschmolzen und in Münzen geprägt; endlich legte er auch Hand an die Schätze des Akebar, des Jehan-Guire, der berufnen Nur-Jaham und des Schach-Jeham. Eigentlich werden sonst die Schätze, die sich jeder Souverrain zu sammlen zur Ehre macht, bey den Mogeln als heilig betrachtet; und es ist ihren Thronfolgern gar nicht erlaubt, dieselben anzugreifen, außer wenn sich der Staat in der äußersten Gefahr befinden sollte: allein Orangzeb hatte sich über allen

len Aberglauben hinweg gesetzt, und machte sich gar kein Bedenken, unbrauchbare Schätze in seinen Nutzen zu verwenden; und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er sich kein größer Verbrechen vorzuwerfen gehabt hätte.

Bishieher waren alle Projecte Orangzebs, Eroberungen zu machen, und seine Staaten zu vergrößern, mit eben so viel Schande für ihn selbst, als Schaden für seine Unterthanen, gescheitert. Er war nirgends glücklich und sieghaft gewesen, als gegen die Prinzen von seinem Geblüt. Er war beynahe schon fünf und siebenzig Jahr alt, und es schien, als ob er es sich selbst schuldig wäre, den Ueberrest eines solchen unruhigen Lebens der Ruhe zu widmen; allein sein Ehrgeiz war noch niemals so stürmisch und so hitzig, seine Gesundheit noch nie so eisenfest, und seine Herzhaftigkeit noch nie so unüberwindlich gewesen. Anstatt, daß ihm die Gefahr, die er itzt unter Gezelten lief, einen Widerwillen gegen die Lebensart eines Kriegers hätte beybringen sollen, so hatte sie nur seine kriegerische Hitze desto mehr entflammet. Er that ein Gelübde, daß er nicht eher wieder einen Fuß in seine Residenz setzen wollte, als bis er alle die weitläuftigen Ländereyen, die seinem Reiche gegen Mittag am indianischen Weltmeere liegen, erobert haben würde; und die Glücksgöttinn, die man sonst mit einer Bulerinn zu vergleichen pflegt, welche ihre Gunstbezeigungen nur für Jünglinge aufhebt, war dem Orangzeb noch niemals so günstig gewesen, wie in seinem hohen Alter.

Er machte sich also auf den Weg, nachdem er beynah alle klingende Münze, und alle tüchtige junge Leute in seinen Staaten zu sich genommen hatte. Seine zahlreichen Truppen theilte er in drey Armeen, worunter er die stärkste für sich behielt. Der Sambagi erschrak aber nicht vor dem Wetter, das sich wider ihn aufthürmte. Er wehrte sich eben so herzhaft, und noch unbändiger, als sein Vater. Weil er die Mogoln nicht verhindern konnte, in sein Königreich einzudringen; so vergiftete er alle Brunnen, die ohnehin in Indien selten sind. Diese entsetzliche Verletzung des Rechtes der Natur kostete mehr als hundert tausend Mogoln das Leben; aber diese Ausleerung sammt dem Schaden, welchen das Schwerdt des Feindes unter Orangzebs Truppen anrichtete, wurde gar bald durch die zahlreichen Recruten ersetzet, die mit jeglichem Tage aus allen Provinzen in dem kaiserlichen Lager anlangten. Unterdessen ist die Lage von den Staaten des Sambagi von solcher Beschaffenheit, daß Orangzeb, mit allen seinen Kräften, doch nur sehr langsame Progressen machen konnte; aber die Unkeuschheit, die Grausamkeit und die Tyranney des Sambagi stritten am meisten zu des Mogols Besten. Die vornehmsten Unterthanen des Sambagi, die über sein Betragen aufgebracht waren, verschworen sich wider ihn, und trugen Akebarn die Krone an. Der junge Prinz ließ sich verführen; der Antrag schien seinem Ehrgeize zu schmeicheln: weil aber Akebar bald darauf in Sorgen gerieth, es möchte

dieser

dieser Antrag vielleicht eine Falle seyn, die ihm der indianische König gelegt hätte, um ihn ins Verderben zu stürzen; so entdeckte er ihm den Anschlag, und machte ihm die Verschwornen nahmhaft. Der Sambagi ließ sie in Verhaft nehmen, und ihrer nahe an die zweyhundert hinrichten; Akebarn aber den man bey ihm verdächtig zu machen gesucht hatte, wendete er sein Vertrauen wieder zu.

Als der junge Mogol die Leichname der unglücklichen Leute sah, die er verrathen hatte, verfluchte er seine nichtigen Schrecknisse, und ärgerte sich über sich selbst, daß er nicht so viel Muth gehabt hatte, sein Leben zu wagen, um sich eine Krone aufs Haupt zu setzen. Orangzeb, der seine Spionen bis an die Zelte seines Sohnes hielt, bekam gar bald Nachricht von seiner geheimen Gemüthsverfassung; und diese Nachricht gab ihm einen Anschlag an die Hand, dessen Ausführung ganz unfehlbar den Untergang des Sambagi hätte nach sich ziehen müssen. Er schickte unter der Verkleidung eines Fakirs den Lehrmeister Akebars, der ihn erzogen, und für den der Sultan zu jeder Zeit eine große Liebe bezeiget hatte, zu ihm. Dieser Mann trug seinem ehemaligen Untergebenen die völlige Verzeihung seiner Unternehmungen gegen Orangzeb an, unter der Bedingung, daß er dem Entwurfe zu einer Verschwörung, welchen Orangzeb gemacht hatte, um den Sambagi zu stürzen, beytreten wollte. Akebar besinnt sich, überlegt es, ergiebt sich endlich, und bedingt sich dabey jedoch alle Mittel

der Sicherheit aus, die ihn außer aller Gefahr vor des Kaysers Rache setzen könnten. Weil ihm aber gleich darauf wiederum die Denkungsart seines Vaters, und dessen Kunstgriffe in die Gedanken kamen; weil ihm das traurige Schicksal seines Bruders Mahamud einfiel: so konnte er sich schlechthin nicht überreden, daß der unbarmherzigste unter den Königen fähig seyn sollte, ihm sein Verbrechen zu verzeihen; und dieser Gedanke machte so viel Eindruck bey ihm, daß Orangzebs geheimer Abgesandter noch kaum aus dem Lager des Sambagi war, als er seinem Wirthe die Verschwörung entdeckte.

Der Sambagi hatte die größte Freude von der Welt über Akebars Aufrichtigkeit und gutes Vertrauen zu ihm. Er beschloß, die Falle, die man ihm hatte stellen wollen, wider den Urheber dieser Falle selbst zu kehren. Akebar schrieb, auf sein Anrathen, an den Kayser, er könnte den Anschlag den indianischen König ins Verderben zu stürzen, unmöglich anders ausführen, als mit großen Summen Geldes, womit er seine Generale bestechen müßte, und mit Hülfe einer Armee, die ihn unterstützen könnte. Orangzeb, den die Rachgier ganz verblendet hatte, ließ ihm beydes zukommen; allein sein Geld kam in die Schatzkammer des Sambagi, und seine verrathne Armee mußte über die Klinge springen.

Anstatt daß Orangzeb über eine solche Menge Widerwärtigkeiten seiner Unternehmung

hätte

hätte satt werden sollen, so spürte er vielmehr, daß dadurch seine Empfindlichkeit gegen seinen Sohn nur desto heftiger ward; und er ließ troß des unglücklichen Ausganges von alle dem, was er bereits gewagt hatte, doch die Hoffnung nicht sinken, daß er ihn noch bald sammt seinem Beschützer in den Untergang stürzen wollte. Zu dem Ende wendete er sich an den portugiesischen Vice-König in Indien, Don Francisco di Tavora. Durch Goa war es etwas leichtes, in die Staaten des indianischen Königs zu dringen; und um den Portugiesen zu bewegen, sich mit ihm zu vereinigen, bot er ihm große Summen an, und schwur ihm bey dem Alkoran, daß er ihm alles überlassen und im voraus abtreten wollte, was sie von den Landen dieses gemeinschaftlichen Feindes erobern würden. Der Europäer ließ sich den Geldgeiz verleiten, und schloß mit der größten Begierde die verlangte Allianz mit Orangzeb; aber er erwarb sich durch dieselbe nichts, als seine Schande und sein Unglück. In der That fiel der unerschrockene Sambagi über die Portugiesen her, schlug sie, zerstreute sie gänzlich, und zeigte sich bis vor den Thoren von Goa, welche Stadt ihm bey einer Haare in die Hände gerathen wäre.

Orangzeb bezeigte sich sehr gerührt über das Unglück seiner neuen Bundesgenossen. Er eilte, ihnen eine Armee unter der Anführung Schach-Halams zu Hülfe zu schicken; aber indem der Prinz Abschied von seinem Vater nahm, gab

ihm der Vater geheime Befehle, Goa zu überrumpeln und es zu besetzen. In der That hatte auch diese Hauptstadt der portugiesischen Colonien ihre Rettung dießmal bloß der Mäßigung Schach-Halams zu danken.

Schach-Halam machte sich den freyen Durchmarsch, den man ihm verstattet hatte, bloß damit zu Nutze, daß er in die Staaten des Sambagi eindrang; aber nicht so wohl in der Absicht, diesen König zu ruiniren, als vielmehr, sich der Person seines Bruders Akebar zu versichern, vor dessen Herzhaftigkeit und übrigen Hülfsmitteln ihm bange war. Daher ließ er sich auch wirklich nichts so ernstlich angelegen seyn, als seinen Nebenbuler zu verfolgen. Er gieng ihm von Posten zu Posten auf den Leib, zwackte ihm bald diesen, bald jenen Vortheil ab, und brachte es so weit, daß er sich bis an die Ufer der See zurückziehen mußte. Er würde ihn auch unfehlbar zum Gefangenen gemacht haben, wenn sich nicht ein französischer Schiffshauptmann, der sich eben damals in den dasigen Gewässern aufhielt, des flüchtigen Prinzen erbarmet, ihn zu sich an Bord genommen, und nachher auf der Küste von Persien ans Land gesetzt hätte, von wannen er nach Ispahan gelangte, wo man ihn mit allen den Ehrenbezeigungen aufnahm, die seiner Geburt zukamen. Der junge Sophi, Namens Schach-Solyman, konnte sich vor Freude und Vergnügen kaum mäßigen, daß er nunmehr ein Werkzeug

in seiner Gewalt hätte, welches allemal bereit seyn würde, die Regierung Orangzebs zu beunruhigen, dessen Ehrsucht und Missethaten ihm nicht minder verhaßt waren, als sie seinem Vater Schach-Abas gewesen.

Indessen setzte Schach-Halam, nachdem er einmal erfahren, daß ihm sein Raub entgangen war, den Krieg mit geringerer Hitze und mehrerer Nachsicht fort. Die Ungerechtigkeit und Unersättlichkeit, dadurch sich Orangzeb unaufhörlich verleiten ließ, die Ruhe seiner Nachbarn zu stören, waren ihm jederzeit verabscheuungswürdig vorgekommen. Zu diesem Bewegungsgrunde der Menschenliebe gesellte sich auch ein Grund der Staatsklugheit. Schach-Halam zweifelte keinen Augenblick, wenn Orangzeb mit Tode abgehen sollte, welches er für einen ganz nahen Vorfall hielt, weil der Kayser damals schon über achtzig Jahre alt war, so würde er einen fürchterlichen Krieg mit seinen Brüdern über dem Halse haben; er wollte demnach die indianischen Fürsten in sein Interesse ziehen, die ihm schon ohnehin, theils aus Achtung für seine guten Eigenschaften, theils auch deßwegen sehr gewogen waren, weil die Sultaninn, Mutter dieses Prinzen, von Geburt eine Indianerinn war, und weil man wußte, daß sie ihm eine große Ehrerbietung gegen die Religion des Brama eingeflößt hatte.

Uebrigens bezeigte sich der Sambagi über Schach-Halams gefällige Nachsicht gar sehr gerührt. Er ließ ihn auf seinem Rückzuge ganz ungestört seinen Weg durch unzugängliche Gebirge nehmen, wo es bloß bey ihm stand, ihn mitten in denselben sammt seiner Armee in den Untergang zu stürzen; allein die Mogoln wurden, nachdem das Schwerdt der Indianer sie verschonet hatte, von dem Hunger und der Pest aufgefressen. Tag vor Tag starben mehr als fünfhundert von diesen Unglücklichen; und in kurzer Zeit war diese so zahlreiche und blühende Armee bis auf einige tausend Mann geschmolzen, denen man noch Erfrischungs-Quartiere verstatten mußte.

Nachdem Orangzeb seinen Sohn dem Prinzen Akebar und dem Sambagi hinten nach geschickt hatte, die ihm, wie er glaubte, nunmehr auf keine Weise entwischen konnten; hatte er sich selbst für seine Person beeifert, das Königreich Visapour zu erobern. Es war vergebens, daß sich der König, Namens Secandar, der noch dazu ein Muselmann von der nämlichen Secte war, zu welcher sich der Mogol selbst bekannte, alle Mühe von der Welt gab, seinen Feind durch die Grundsätze der Religion, die sie mit einander gemein hatten, zu rühren. Es war umsonst, daß er den Scherif von Mecca um seine Vorbitte bey dem Kayser anflehete; Orangzeb bekümmerte sich keinen Augenblick um die Religion, so bald sie nicht mit seinem Interesse

tereſſe übereinſtimmte. Er blieb taub und unerbittlich bey allen Bitten und bey aller Demüthigung Secandars. Der unglückliche Fürſt, der von allen indianiſchen Königen verlaſſen war, ſetzte jedoch dem Orangzeb noch eine Armee von funfzig tauſend Mann Reiterey entgegen; dieſe war aber nicht vermögend, den Feind abzuhalten, daß er nicht in ſeine Staaten eingedrungen wäre, und darinnen Eroberungen von Wichtigkeit gemacht hätte.

Indeſſen giengen dem König von Golconda die Augen über Orangzebs Ehrſucht auf. Er ſah leicht ein, daß ſich dieſer Prinz, durch die Eroberung des Königreichs Viſapour, den Weg zu einem Einfall in ſein Gebiete bahnte, welches wegen der unſchätzbaren Diamant-Gruben, die darinnen befindlich ſind, noch weit mehr fähig war, die Habſucht des Mogols zu reizen. Er faßte demnach den Entſchluß, ſeinem Nachbar aus allen Kräften beyzuſtehen, um ihren gemeinſchaftlichen Untergang abzuwenden. Dieß war die wahre Geſinnung und eigentliche Abſicht dieſes Königs, der in der Folge das beweinenswürdige Schlachtopfer von Orangzebs Grauſamkeit werden ſollte.

Er nannte ſich Abdulacen, und ſtammte von den alten Kayſern von Narſinga ab, die vor den Zeiten der Eroberungen Tamerlans in Indien, über die ganze Halb-Inſel regierten, welche ſich von der Küſte Coromandel und Malabarien bis an das Vorgebirge Comorin gegen

 Mittag,

Mittag, und bis an den Fluß Naraada gegen Mitternacht erstreckt. Die Beherrscher dieses reichen und weitläuftigen Reiches waren Götzendiener: die Weichlichkeit, die Wollust und die Faulheit zerstören die Reiche, welche die Tapferkeit, die Stärke und die Obermacht des Genies gegründet hatten. Der letzte Kayser von Narsinga war ein schwacher, träger, unthätiger, von Lustbarkeiten entkräfteter Prinz, der die Sorgen der Regierung seinen persianischen, arabischen und tartarischen Favoriten überließ. Diese hatten sich so sehr gemästet, und waren so sehr mächtig geworden, daß sie bey dem Ableben ihres Herrn, das Reich, worinnen sie Hoheit und Vermögen gefunden hatten, zerrissen, und es unter sich theilten. Einem von ihnen wurde das Königreich Visapour zu Theile; dem andern, das Königreich Golconda; Madura, Brampour, Badanagar, Doltabad, Dekan, bekamen ein jedes seinen eigenen König: (diese letztern vier Königreiche waren bereits den Mogoln zur Beute geworden.) Der Nachkommenschaft des schwachen, einfältigen Kaysers von Narsinga hatte man weiter nichts gelassen, als Carnate; und auch dieses Königreiches war sie von dem Cevagi beraubet worden.

Aber seit einigen Jahren, war diese Familie wieder zu dem Besitze des Thrones von Golconda gelanget, weil der ganze Stamm des Usurpators von diesem Königreich ausgestorben war. Das Volk hatte von freyen Stücken, und aus Ach-

tung

tung für das Andenken seiner vormaligen Beherrscher, den Narsingschen Kayser, den einzigen noch übrig gebliebenen Sprößling dieses berühmten Hauses, den Prinzen Abdulacen, zu seinem König erwählet. Dieser Prinz, um sich seinen Unterthanen gefällig zu machen, die zu den Zeiten der Revolution größten Theils den Alkoran angenommen hatten, weil demselben die Urheber der Zergliederung des Kayserthums Narsinga anhiengen, ließ sich beschneiden. Nächst der Hoheit seiner Herkunft, besaß dieser König Herzhaftigkeit, Großmuth, erhabne Gesinnungen, und viel Verstand. Er war also derjenige, der das Herz hatte, seine Kräfte mit den Kräften des fürchterlichen Orangzebs zu messen, um in Indien ein Gleichgewicht der Macht einzuführen, vermittelst dessen Er selbst und die übrigen indianischen Könige sich bey ihrer Freyheit behaupten könnten.

Allein gerade in dem nämlichen Augenblicke, da er sich erkläret, und sein Königreich von Truppen entblößet hatte, um die Armee in Visapour zu verstärken, ertheilte Orangzeb seinem Sohne Schach-Halam Befehl, ihn zu überfallen, und ihm keine Zeit zu lassen, daß er zu Odem kommen könnte. Damals sah man einen ordentlichen Wetteifer zwischen Vater und Sohne, zu siegen und zu erobern; der Sohn war aber glücklicher, als der Vater. Nicht etwan, als hätte sich Abdulacen unvorbereitet überraschen lassen; vielmehr hatte er wirklich mehr Kräfte, als man wohl von einem Könige hätte erwarten

sollen, dessen Macht sich mit der Macht des Mogols in keine Vergleichung setzen ließ; sondern der General, dem er seine Truppen anvertrauet hatte, war ein Persianer, der an ihm zum Verräther wurde. Denn theils widersetzte er sich Schach-Halams Progressen gar nicht; theils kam er, so bald er sah, daß Schach-Halam bis in das Herz des Königreichs eingedrungen war, und ergab sich sammt seiner ganzen Armee. So sehr auch die Nachricht von dieser Verrätherey für Abdulacen ein Donnerschlag war, so war sie doch noch nicht vermögend, seine Standhaftigkeit niederzuschlagen. Er brachte eine neue Armee auf die Beine; aber sie wurde geschlagen und zerstreuet. Abdulacen, der einmal für allemal entschlossen war, sein Königreich bis an den letzten Odem zu vertheidigen, warf sich in das Schloß bey Golconda. Hier ward er gar bald belagert. Der Sieger verfuhr glimpflich gegen ihn, und dieß aus den nämlichen Absichten, die ihn schon vormals bewogen hatten, die Portugiesen und den Sambagi zu schonen. Er ließ dem König Abdulacen ingeheim andeuten, daß er sich herablassen, und um Frieden bitten sollte. Der Indianer gehorchte; Schach-Halam aber schrieb an seinen Vater, und beschwor ihn aufs flehentlichste, daß er einem übermannten, und um Gnade bittenden Feinde doch Verzeihung angedeihen lassen möchte.

Orangzeb empfand über die Nachricht von einem so glücklichen Erfolge die allerentgegengesetzte-

setztesten Regungen. Seiner Freude, sich an dem Abdulacen gerächet zu haben, kam nichts bey; aber zu gleicher Zeit wurde sein Herz vom Neide zerfoltert. Er konnte es seinem Sohne gar nicht vergeben, daß derselbe glücklicher gewesen war, als Er; und eben aus diesem Grunde ließ er es sich gefallen, daß Schach=Halam dem Könige von Golconda den Frieden schenkte, obwohl auf Bedingungen, die den Besiegten schwächen und zu Grunde richten mußten; wobey er fest beschloß, sich selbst die Ehre vorzubehalten, daß er ihm den letzten Streich beybringen wollte, so bald er mit der Erniedrigung des Königs vom Visapour zu Stande seyn würde. Der unglückliche Abdulacen ergab sich in alles. Er lieferte seine Schätze, seine Diamanten, seine Elephanten, und zween von seinen Ministern aus, denen Orangzeb die Köpfe herunterschlagen ließ; endlich machte er sich auch verbindlich, daß er seinen Nachbarn, wenn sie von den Mogoln angegriffen werden sollten, niemals Beystand leisten wollte; und zugleich versorgte er die letztern mit Truppen und Lebensmitteln.

Nach einem so glorreichen Feldzuge kam Schach=Halem (1691) wieder zu Orangzeb, und vereinigte seine Armee mit des Kaysers Truppen, die nunmehr von selbiger Zeit an geschwindere Progressen machten. Von beynahe zweyhundert Schlössern, die man im Visapour zählte, und die allesammt auf Bergen gelegen waren, zu welchen man nicht ohne große Schwie-

rigkeit gelangen konnte; war auch kein einziges, das nicht den hitzigen Angriffen der Mogoln hätte nachgeben müssen. Der König von Visapour war, nachdem er in der stärksten von seinen Festungen eine Belagerung von beynahe zwey ganzen Jahren ausgehalten hatte, endlich doch gezwungen, sich auf die schimpflichsten Bedingungen zu ergeben. Er mußte sich gefallen lassen, dem königlichen Titel zu entsagen, und seine Staaten sowohl, als seine Schätze, dem Sieger zu überlassen. Orangzeb meynte ihm eine ganz vorzügliche Gnade zu erweisen, daß er ihm noch das Leben ließ. Dieser dethronisirte König lebte nachher von einigen kleinen Leib-Renten, die ihm Schach-Halam aus seiner Schatulle gab.

Die Generale sowohl als die gemeinen Soldaten in Orangzebs Diensten sehnten sich nach den Strapazen so vieler Kriege und Gefechte nach nichts so sehr, als nach Ruhe; seine Kinder aber waren in ihren Meynungen getheilt. Der älteste wünschte nichts sehnlicher, als den Frieden, sowohl aus einer Mäßigung, die ihm natürlich war, als aus Staatsabsichten. Dieser Prinz konnte eben so viel Freunde zählen, als es in Indien Könige und Rajas gab. Er zweifelte eben nicht, daß er das Kayserthum vor seinen Brüdern davon tragen würde, wenn der Tod den Orangzeb in seinem Palast überraschen sollte: aber er stand mit Recht in Sorgen, wenn der Kayser in seinem Lager, und mitten unter

den ewigen Kriegsfeuern, die er mit jeglichem Tage erregte, mit Tode abgienge; so möchte sich die Armee, die ihm folgte, und die beynah aus lauter Muselmännern bestand, für den Azam-Schach erklären, dem sie deßwegen zugethan war, weil er einen großen Eifer gegen den Alkoran bezeigte: und eben aus dem nämlichen Grunde wünschte der zweyte von Orangzebs Söhnen, daß sein Vater nirgends anders, als in Lägern, und mitten unter einer Armee leben sollte, die seinem Willen gänzlich ergeben war. Akebar, der sich aus seinem Vaterlande verbannet sah, und als ein Flüchtling in Persien lebte, wurde gar nicht mehr unter die Zahl der Söhne und Erben des Kaysers gerechnet. Der Sultan Kambach endlich, der der Sohn einer Christinn war, fand weder bey den Indianern, die fast alle zusammen Götzendiener sind, noch bey den Muselmännern Beystand; mithin durfte er gar keine Ansprüche auf die Regierung machen. Sein ganzer Ehrgeiz erstreckte sich auch nicht weiter, als daß er die Belehnung über das Königreich Visapour, so wie über das Königreich Golconda zu erhalten suchte, die für ihn einen mächtigen Staat ausgemacht haben würden; deßwegen that er auch alles Mögliche, den Orangzeb zu bewegen, daß er den Abdulacen vollends nakkend ausziehen sollte.

Orangzeb aber, der auf alles Achtung gab und dem nichts entwischte, hatte die geheimen Gesinnungen seiner Kinder gemerkt. Sein Ent-

schluß war längst festgesetzt, daß er die noch übrigen Tage seines Lebens nirgends anders als unter Gezelten zubringen wollte. Er hatte noch niemals so viel Kräfte Leibes und der Seelen bey sich gespürt; seine Begierde nach kriegerischen Unternehmungen, nach Beschäfftigung, nach Eroberungen und Ehre nahm bey ihm mit den Jahren immermehr zu. Indessen berief er gleichwohl einen außerordentlichen Kriegsrath von seinen Söhnen und Generalen zusammen; nicht sowohl, um ihre Meynung über die Anschläge zu vernehmen, womit er noch schwanger gieng, als vielmehr, um desto besser in dem Herzen eines jeglichen zu lesen. Er erschien bey diesem Conseil auf einem goldnen Throne, und in alle dem Pomp, den man bey den indianischen Kaysern findet, und trug der Versammlung mit vieler Majestät, und in einem Tone voller Feuer und Nachdruck den Zustand des Reiches vor. Er zählte die bürgerlichen und die ausländischen Kriege her, die er unternommen, und mit Ehren ausgeführt, so wie seine Reisen, seine Beschäfftigungen, seine Heldenthaten, seine Siege, und die neuen Eroberungen, durch die er das Kayserthum Indostan vergrößert hatte. Vornehmlich hielt er sich bey der Nothwendigkeit auf, den Krieg so lange noch fortzusetzen, bis das Reich keine andern Gränzen mehr hätte, als China; und den Beschluß machte er damit, daß er fragte, wohin er sich vor allen andern mit seinen kriegerischen Unternehmungen wenden sollte.

Ganz

Ganz erschrocken und außer sich über eine Anrede, die alle seine Hoffnungen zuschanden machte, stand Schach=Halam auf, und erklärte sich für den Frieden, dessen Nothwendigkeit und vielfältigen Nutzen er mit großer Beredtsamkeit aus einander setzte. Er beklagte mit zärtlichen und pathetischen Vorstellungen den unglückseligen Zustand der unterdrückten Völker, daß die Anzahl ihrer Bürger dadurch gar sehr verringert worden wäre. Der Kayser hatte alle seine Verstellung nöthig, um den Zorn zurückzuhalten, welchen Schach=Halams Dreistigkeit in seinem Herzen erregte; und er hörte mit unbeschreiblichem Vergnügen dem Azam=Schach zu, als dieser unmittelbar darauf die Meynung seines ältern Bruders mit großem Nachdruck bestritt. Die Lobeserhebungen, womit er seine Gründe würzte, machten in dem Herzen des Kaysers einen Eindruck, der sich aufs lebhafteste in seinem Gesichte malte: „Ja,„ sagte der staatskluge Sultan, „ein geschäfftiger, unermü„deter König, der ein Eroberer noch in denjeni„gen Jahren ist, worinnen andre Sterbliche „schon aufhören, unter die Zahl der Männer „mitgerechnet zu werden; ein solcher König ist „ein Wunder unsrer Zeiten. Dein Heldenmuth, „gnädigster Herr, ist es noch, der das Geblüt „in Deinen Adern belebt: die Unthätigkeit wür„de den Umlauf Deines Blutes hemmen, und „uns des größten Königs berauben, den die „Welt seit Alexanders Zeiten gesehen hat. Ein „Lager, Waffen, Fahnen, kriegerisches Rüst-

„zeug,

„zeug, Städte in Staub verwandelt, Könige „vom Throne gestoßen, die zu Deinen Füßen „ihrem Ueberwinder um Gnade flehen; dieß al„lein sind die Schauspiele, die Deiner großen „Seele würdig sind. Sey also thätig, gnädig„ster Herr, damit die Geschäfftigkeit Deine „Jahre über die Gränzen hinaus verlängere, „welche die Natur sonst jedem Sterblichen setzt. „Meine Meynung ist, daß Du Deinen Helden„lauf und Deine Macht zuförderst gegen den „Sambagi lenken könntest. Ist wohl irgend „jemand in dieser Versammlung, der nicht selbst „wüßte, um wie vieler Ursachen willen der „Sambagi des Kaysers Zorn verdienet hat?„

Rambach stimmte der Meynung des Azam-Schach bey, gab aber, um seiner geheimen Ursachen und Absichten willen, dem Kayser den Rath, daß er sich des reichen Königreiches Golconda bemächtigen sollte, weil dasselbe die Staaten des Sambagi in zwey fast gleich große Theile zerschnitte; durch die Eroberung von Golconda, setzte er hinzu, welche gar keine Schwierigkeit machen würde, müßte der Sambagi unfehlbar unter den Streichen, die man ihm zugedacht hätte, erliegen.

Orangzeb nahm hierauf selbst das Wort, und eröffnete die Verordnung, daß man sich gefaßt halten solle, gegen den Abdulacen aufzubrechen. Bey diesem Befehle konnte sich Schach-Halam nicht weiter enthalten, seinen ganzen Unwillen ausbrechen zu lassen: „Wo „bleibt

„bleibt da die Billigkeit,„ rufte er aus? „Wie?
„So will man einen Monarchen unter die Füße
„treten, der sich auf Treu und Glauben der
„Eidschwüre verläßt, die der Kayser und ich
„ihm geleistet haben? Was wird man in Asien
„von uns denken, wenn man sieht, daß wir
„nur Verträge schließen, um sie hernach ohne
„alle Ursache wieder zu brechen? Gnädigster
„Herr,„ fuhr er fort, indem er sich an den
Kayser wendete, „wenn Du Dich ja entschlies-
„sen kannst, die Sorge für Deinen großen Na-
„men zu vergessen; so schone doch wenigstens
„den guten Namen eines Sohnes, der sich um
„Dich so verdient gemacht hat.„

Orangzeb fiel ihm in die Rede, indem er
ihm einen fürchterlichen Blick des Unwillens gab:
„Treuloser Mensch,„ sagte er, „ich habe schon
„lange auf Deine Unternehmungen Achtung ge-
„geben; der strafbare Ehrgeiz, von dem Du
„Dich hast verblenden lassen, ist meiner Auf-
„merksamkeit nicht entgangen. Antworte mir
„einmal: Hatte ich Dir nicht Befehl gegeben,
„Goa zu überrumpeln, und es wegzunehmen?
„woher kömmt es denn nun, daß Du der un-
„gläubigen Franguis, wider das Beste der Reli-
„gion und des Reiches, so geschonet hast?
„Warum hast Du, mitten im Siege, und wi-
„der meine Befehle, die Staaten des Samba-
„gi verlassen? Ist etwan der König von Gol-
„conda mit minder Gunst und Nachsicht von
„Dir angesehen worden? Ist es nicht ein Neid

„von

„von Dir gewesen, der den Lauf meiner Erobe„rungen im Visapour so lange aufgehalten hat?
„Es hat wenig daran gefehlt, so wäre dieser
„König, durch Deine Intriguen, meinem
„Triumph entgangen. Undankbarer, unter al„len meinen Feinden hast Du Dir Gönner und
„Bundesgenossen zu erwerben gesucht. Aber
„Du hast mich, und dieß ist in meinen Augen
„gerade das, was alle Deine Verbrechen aufs
„höchste bringt; Du hast mich für so einfältig
„angesehen, daß ich hinter Deine heimlichen
„Anschläge, hinter Deine unermeßliche Ehrsucht
„gar nicht kommen könnte. So gehe denn hin,
„und büße an einem einzigen Tage die Früchte
„eines zehnjährigen Dienstes und Gehorsams
„ein; ein ewiges Gefängniß mag einen Neben„buler, der mir zum Abscheu ist, begraben.„

Der Kayser hatte noch nicht aufgehört, zu reden, als der Sultan Mogedine, Schach-Halams ältester Sohn, der neben dem Kayser stand, seine Hand an den Säbel legte, mit dem Vorsatz, einen Hieb nach Orangzeb zu thun: „Halt ein, Verwägner,„ rief ihm Schach-Halam zu, „stifte kein so schreckliches und gefährliches Exempel für die Nachwelt.„ Nichts ist sichrer, als daß Orangzeb dießmal sein Leben bloß der Mäßigung Schach-Halams zu danken hatte. Er schien darüber gerührt, und dadurch besänftiget zu seyn. Auf die Vorbitte der Omrhas verzieh er ihm und umarmte ihn, ohne sich etwas merken zu lassen, daß er die Bewegung seines Sohnes wahr-

wahrgenommen hätte; allein der listige Greis verheelte seine Rachgier bloß zu dem Ende, daß er sie einige Tage darauf mit desto größrer Sicherheit ausbrechen lassen könnte.

Das Lager war voller Truppen, die dem Schach-Halam zugethan waren; und den Prinzen mitten unter diesen Truppen in Verhaft zu nehmen, möchte ein gefährliches Unternehmen gewesen seyn. Um also einen Vorwand zu haben, worunter Orangzeb diese Truppen entfernen könnte, ließ er unter der Armee die Nachricht bekannt machen, er habe Schach-Halams Meynung reiflicher erwogen, und sie der Glückseligkeit seiner Unterthanen so wohl, als seinem eignen Besten am zuträglichsten gefunden; es wäre bey alle dem sehr billig, daß er bey seinen Jahren, da er von Ehre und Glück gesättigt sey, endlich einmal sein Leben in dem Palaste seiner Väter auf eine angenehme Art, und in Ruhe zu genießen anfienge; und kurz, er habe sich vorgenommen, nach Dehly umzukehren. Dem zu folge ertheilte er den Corps, die dem Prinzen Schach-Halam am meisten anhiengen, Befehl, voraus zu marschiren: aber kaum waren sie um zwey bis drey Marschtage von dem Ganzen der Armee entfernet; so ließ Orangzeb unter dem Vorwande, daß er einen neuen Kriegsrath halten wollte, den Schach-Halam und dessen Kinder nach seinen Zelten berufen.

Der Vater wurde zuerst in das kayserliche Gezelt eingelassen; aber Orangzeb gab ihm, ehe er an ihn kommen konnte, ein Zeichen mit der Hand, daß er in das geheime Rathszimmer treten möchte: und kaum hatte der Prinz die Füße hinein gesetzt, so sah er sich durch die Officiers von der Leibwacht umringet, die ihm seinen Säbel und Dolch abnahmen, und ihn mit Ketten belegten. Gleich darauf kam sein ältester Sohn, Sultan Mogedine, im Gezelt an. Er wurde von dem Kayser mit eben so viel Kaltsinn empfangen; und indem er in den Geheimen Raths-Saal tritt, erblickt er seinen Vater mit Ketten belegt. Bey diesem Anblick erhebt er ein Mordgeschrey, und zieht seinen Säbel. Schach-Halam befahl ihm aber, den Säbel hinzuwerfen, und sich in Verhaft nehmen zu lassen. Amozedine, der andre von seinen Söhnen, hatte gleiches Schicksal; die beyden übrigen, die noch sehr jung waren, behielt man im Serrail und ließ sie nicht aus den Augen. Drey Elephanten empfiengen den Schach-Halam und seine beyden ältesten Söhne, und brachten sie nach unterschiedlichen Schlössern; aber Schach-Halam bekam jedesmal ein andres Gefängniß, so oft der Kayser ein neues Lager bezog. Man brachte ihn allemal auf das allernächste Schloß bey dem Lager, weil der mißtrauische Kayser, wegen der Bewachung eines Staatsgefangnen von solcher Wichtigkeit, keinem Menschen trauen wollte, als sich selbst.

Nach-

Nachdem Orangzeb diesen wichtigen Streich ausgeführt hatte, traf er nunmehr alle Anstalten zu der Eroberung des Königreiches Golconda. Der König Abdulacen ließ sich von diesem neuen Ungewitter nichts träumen, als dasselbe schon über seinem Haupte stürmte. Er hatte alle seine Truppen abgedankt, entweder aus einer bey den Indianern natürlichen Sicherheit, oder vielmehr, um dem argwöhnischen Orangzeb allen Verdacht zu benehmen; und itzt hieng er, vielleicht eben so sehr aus Staatsabsichten, als aus Neigung, den Lustbarkeiten einer wollüstigen Lebensart nach.

Der alte Kayser, der seinen Raub zu keiner Zeit aus den Augen gelassen hatte, seit dem er sich in einem betrügerischen Friedensvertrage gefallen ließ, dem Abdulacen noch die Krone zu lassen, empfand eine herzliche Freude über eine Lebensart, wodurch der glückliche Erfolg seiner Unternehmung ganz unausbleiblich gemacht wurde. Dieses Vortheils unerachtet, beschloß er dennoch, mit der Gewalt auch noch List zu verbinden. Er bat sich also bey dem Könige von Golconda freyen Durchmarsch durch dessen Lande aus, unter dem Vorwande, daß er eine Wallfahrt nach der Moschee zu Calbaraa, als dem berühmtesten Tempel der muhammedanischen Religion nächst der Moschee zu Mecca, zu thun willens wäre. Je mehr sich Abdulacen vor Orangzebs Besuche fürchtete, desto

mehr stellte er sich, als nähme er denselben mit herzlicher Freude an. Er schickte ihm so gar ein Geschenk von fünf mal hundert tausend Roupien zu, damit der Kayser nicht mit leeren Händen zu der Moschee käme.

Allein kaum war Orangzeb zween Tage lang in den Staaten des unglückseligen Abdulacen marschiret; so lenkte er von der Straße nach der Moschee ab, und nahm seinen Weg nach der Hauptstadt, wo er sich Rechnung machte, den König und dessen sämmtliche Familie aufzuheben. Das Schrecken flog vor ihm her; die Völker flüchteten aus dem freyen Felde, kamen in die Städte gelaufen, und steckten dieselben mit ihrer Furcht an. Alles, was Abdulacens General in der Eile thun konnte, war, daß er einige wenige Reiterey zusammen raffte, und dem Feinde entgegen rannte, damit nur sein Herr Zeit bekäme, das Schloß bey Golconda mit Truppen und Lebensmitteln zu versehen, und sich da hinein zu werfen. Unterdessen kostete dieser redliche Eifer ihn, und fast alle die beherzten Leute, die sich mit ihm zugleich aufgeopfert hatten, das Leben. Orangzeb überflügelte sie, und hieb sie allesammt ohne Gnade in die Pfanne; und von der Stelle zog er nach Golconda herauf, welches er belagerte. Abdulacen hatte einmal für allemal den Entschluß gefaßt, sich unter den Trümmern seines Thrones zu begraben, also that er ihm unglaublichen

Widerstand. Es vergieng kein Tag bey einer Belagerung, die doch sehr lange dauerte, (sie soll, wie man sagen will, sieben Jahre gewährt haben,) da er nicht Ausfälle gethan hätte. Orangzeb hingegen gab auch seiner Seits Proben von einer Tapferkeit, von einer Unerschrokkenheit, und von einer Stärke, die man von einem neunzigjährigen Greise nimmermehr hätte erwarten sollen. Einige male fehlte wenig daran, daß er erschlagen worden wäre, indem er der Festung gar zu nahe kam. Eines Tages ward er über und über mit dem Blute eines seiner Hofleute bespritzet, der neben ihm von einer glühenden Kugel getödtet wurde; sein Pferd bäumte sich unter ihm, aber Orangzeb brachte es mit der völligen Munterkeit eines Jünglings wieder zurechte.

Da er indessen, troz aller seiner äußersten Bemühungen, sah, daß er noch auf keine Weise im Stande wär, sich einer Festung zu bemeistern, die man in Indien für unüberwindlich hielt; so übertrug er die Sorge für die Belagerung dem Azam-Schach, zog ab, und lagerte sich etliche Meilen davon in einem anmuthigen Thale. Azam-Schach bewies, bey der ihm anvertrauten Expedition, alle mögliche Vorsicht und Klugheit eines alten Generals, und zugleich die Verwägenheit eines jungen Eroberers; aber ungeachtet aller seiner Geschicklichkeit, und aller seiner Bemühungen, sollte man nicht

glauben, wie viel Blut und Geld den Mogoln die Eroberung der Stadt Golconda noch kostete. Nach einer Reihe von ganz erstaunlichen Strapazen brachte man es endlich so weit, daß man die Stadtgräben ausfüllte, und fast den ganzen Umkrais ihrer Mauern herunter warf. Man versah sich eines entscheidenden Treffens auf den Breschen der Stadt; aber Azam-Schach rufte den Schutzgeist seines Vaters um Beystand an, und nahm seine Zuflucht zu einer Arglist, wodurch die Vergießung des muselmännischen Blutes noch verhindert ward, und doch der unglückliche Abdulacen endlich in die Grube stürzen mußte, die man ihm von so viel Jahren her gegraben hatte. Er wendete sich an die Generale des Feindes, und bestach sie mit unermeßlichem Golde und andern Geschenken. Diese Niederträchtigen, die den Untergang ihres Fürsten für unvermeidlich ansahen, meynten sich eben keines großen Verbrechens schuldig zu machen, wenn sie denselben um etliche Tage beschleunigten. Sie verhelfen demnach den Mogoln während der Nachtzeit in die Stadt; diese breiten sich überall aus wie ein reißender Strom, sprengen die Thore des Serrails, und überschwemmen die Zimmer darinnen mit dem Blute der Weiber, der Kinder, der Staatsbedienten und der Verschnittenen, kurz aller, die ihnen vor die Augen kommen. Abdulacen wacht über das Geschrey der Sieger und den Todesjammer der Sterbenden aus seinem Schlaf auf, springt aus dem

Bette,

Bette, und ficht eine Weile: nachdem er aber etliche Wunden bekommen hat, entflieht er und verbirgt sich an dem einsamsten Orte seines Palastes; jedoch wird er erkannt, aus seiner Freystatt herausgerissen, mit Ketten beleget, und vor den Azam-Schach gebracht.

Der Mogolsche Prinz schändete seine Lorbeern mit der niedrigen und unanständigen Begegnung, die er dem gefangenen Könige wiederfahren ließ. Ganzer sechs Stunden ließ er ihn an dem Eingange seines Zeltes lauern, wo er den brennenden Stralen der Sonne bloßgestellt, mit Blute, Schweiß und Staube besudelt, und vor Durst schmachtend stand, ohne daß es jemandem erlaubt gewesen wäre, ihm ein Glas Wasser zu reichen. Der unglückliche Abdulacen, als er endlich vor den Sieger gelassen wurde, welcher auf einem goldnen Throne saß, wo er von seinen Generalen umgeben war, ward gezwungen, sich auf die Erde niederzuwerfen, und dreymal mit seiner Stirne auf den Boden zu schlagen; endlich stand er auf, und hielt an seinen Sieger eine Anrede, aus welcher Hoheit der Seele, Heldenmuth und Bewußtseyn seiner Würde hervorleuchteten. Die Jugend, das gute Ansehen, die Unglücksfälle und die Standhaftigkeit Abdulacens rührten den Azam-Schach. Er ließ ihn an seine Seite sitzen, und sprach ihm mit einer zärtlichen

Bewegung, deren sich der Besiegte gar nicht mehr versah, Trost zu. Als Abdulacen von dem jungen Mogol Abschied nahm, überreichte er ihm noch einen Beutel, der mit den herrlichsten Diamanten auf dem Erdboden angefüllt war.

Unterdessen gerieth jedoch Azam-Schach in Sorgen, es möchte sich in dem Herzen seines Vaters eine Regung der Eifersucht entspinnen, wenn er seinen Gefangenen allzulange bey sich behielte; er schickte ihn also zu Orangzeb. Ueber den Anblick eines Raubes, den der alte habsüchtige Tyrann schon so lange in seine Falle zu bekommen gesucht hatte, wurde seine Seele von einer barbarischen Freude ganz trunken: „Wo hast „Du Deine Schätze„ hieß die Anrede, ohne alle weitre Vorbereitung? „Willst Du „mir sie hergeben?„ — „Meine Schätze, „gnädigster Herr?„ redete ihn Abdulacen mit demüthiger Stellung an; „den besten „Theil davon habe ich mit den Geschenken er„schöpfet, die Du mir abgedrungen hast; den „Ueberrest habe ich auf eine billige und recht„mäßige Gegenwehr verwendet.„ — „Dei„ne Lustbarkeiten werden sie aufgefressen ha„ben,„ versetzte der unersättliche Orangzeb; „aber wie stehts mit den Schätzen Deiner Vor„fahren; wo hast Du sie versteckt? mein Skla„ve muß mir die Wahrheit bekennen.„ Ueber

das

das Wort Sklave, welches dem Abdulacen bis in das Innerste gieng, rufte er aus: „Mein Herr, ich bin ein König gewesen, „und wegen meines Lebenswandels bin ich Nie„manden, als Gott, Rechenschaft schuldig.„ Diese edelmüthige Antwort verdroß den kleingesinnten Orangzeb: „Prügelt ihn aus, schla„get ihm das Fell wund,„ sagte er, indem er sich zu den Soldaten von seiner Leibwache wendete; „durch die Gewalt der Schmerzen „will ich wohl die Wahrheit von ihm heraus„bringen.„ Der unglückliche Abdulacen wurde hierüber ganz wütend, zog wider den Tyrannen aufs bitterste los, und überhäufte ihn mit Flüchen und Verwünschungen; aber Orangzeb, der gegen das Geschrey eines Königs, dem man als dem verächtlichsten unter den Menschen begegnete, eben so unempfindlich war, als gegen seine Klagen und Schimpfreden, ließ ihn vor seinen Augen nackend ausziehen, mit Ruthen peitschen und auf die Folter spannen. Allein alle Martern und Schmerzen waren nicht vermögend, ein andres Wort aus dem Munde des unerschrocknen Abdulacen zu bringen, als die Namen Bösewicht und Vatermörder, die er häufig gegen seinen Henker ausstieß. Orangzeb verurtheilte ihn bloß deßwegen nicht zur Todesstrafe, weil er ihn desto länger quälen wollte; man schaffte ihn von der Tortur zerfleischt, und halbtodt nach der Festung Doltabad, wo er bald

darauf starb. Auf diese Art gieng in der Person Abdulacens die edelste und größte Familie in Indien unter; und um sie vollends ganz herunter zu setzen, schämte sich ihr barbarischer Verderber nicht, die Töchter dieses so unglücklichen Königs verächtlichen Sklaven zu Weibern zu geben; das Königreich Golconda ward in eine Provinz des Mogolschen Kayserthums verwandelt.

Die Eroberung von Golconda zog noch andre Siege und neue Eroberungen nach sich. Nachdem Orangzeb bey sich selbst überleget hatte, ob er auf einmal und zu gleicher Zeit nicht nur Madura, das einzige von den Königreichen, welches von den Trümmern des Kayserthums Narsinga noch übrig war, sondern auch den Sambagi angreifen sollte; so blieb er bey dem Vorhaben stehen, seine sämmtliche Macht einzig und allein gegen den letztern anzuwenden, der schon seit ein und zwanzig Jahren einem Theile seiner Truppen zu schaffen gemacht hatte. Das Betragen des Sambagi läßt sich gar nicht entschuldigen, da er so unbedachtsam war, daß er die Könige vom Visapour und von Golconda, deren Schicksal ihn hätte sollen zittern machen, nicht aus allen seinen Kräften unterstützte. Er that weiter nichts, als daß er die Indianer, die Unterthanen dieser beyden Fürsten, die aus dem traurigen Schiffbruche ihres Vaterlandes entkommen waren, bey sich aufnahm, und seine Armeen mit ihnen

verstärkte.

verstärkte. Uebrigens blieb er fast beständig auf seinen Gebirgen, oder führte doch keinen andern Krieg, als daß er Streifereyen vornahm, seine Feinde zuweilen überrumpelte, und ihnen in der Geschwindigkeit das Ihrige entführte; kurz, er that den unglücklichen Einwohnern auf dem Lande ungeheuren Schaden, aber den Mogolschen Soldaten that er nichts.

Einen so listigen und verschlagnen Fürsten von allen Seiten zu umzingeln, theilte Orangzeb seine Truppen in zwo Armeen, wovon er die eine seinem Sohne Azam = Schach zu commandiren gab, mit dem Befehle, daß er in Carnate einfallen sollte, welches durch das Königreich Golconda von dem Lande getrennt war, dessen Eroberung er sich selbst vorbehielt. Der Sambagi übertrug die Vertheidigung von Carnate dem besten von seinen Generalen. Er selbst für seinen Theil hielt sich immer an den alten Kriegs = Plan, mit dem es dem Cevagi, und ihm selbst, bisher immer am besten gelungen war. Er mied die Schlachten; er besetzte die engen Pässe mit seinen auserlesensten Truppen, und behielt weiter nichts bey sich, als ein Corps Reiterey, an deren Spitze er, wie ein Blitz, bald hierhin, bald dorthin flog; und er kam niemals von seinen Streifereyen eher zurück, als bis er Gepäcke, Caravanen, detaschirte Corps, und manchmal auch Mogolsche Generals aufgehoben hatte. Orangzeb war mit allen seinen

äußer-

äußersten Bemühungen schlechterdings nicht vermögend, in die Gebirge einzudringen, an deren Fuße er zu campiren sich gezwungen sah, ohne Hoffnung, die Zugänge dazu zu erstürmen.

So unüberwindlich der Sambagi gegen die Waffen der Mogoln war, so wenig war er es auf der andern Seite gegen den Zauberreiz der Wollust; seine Unkeuschheit war ohne Gränzen. Er hatte den Ehebruch und die Schande bis unter den vornehmsten Familien seiner Staaten getrieben; und seine gar zu ausgelaßnen Ausschweifungen stürzten ihn auf eine sehr tragische Art in den Untergang. Er hatte einen Indianer um sich, Namens Cab-Cales, der sein Liebling, sein General, und der Minister seiner Lustbarkeiten war. Weil Orangzeb den Charakter des Cab-Cales kannte; so wendete er sich unter der Hand an ihn, und versprach ihm unermeßliche Schätze, nebst einem Theile von den Staaten seines Herrn, unter der Bedingung, daß er diesen verrathen und ihm lebendig in die Hände spielen sollte. Cab-Cales bedachte sich hierüber nicht lange. Er versprach dem Mogol alles, und er hielt ihm auch Wort. Die Falle, die er seinem Könige legte, war diese:

Er schrieb ihm, es würde eine Indianerinn von seltner und einnehmender Schönheit aus dem Hause ihres Vaters nach dem Serrail des Commendanten in einer seiner Gränzfestungen gebracht

bracht werden. Gleich bey der bloßen Beschreibung von den Reizungen der Indianerinn, schlagen bey dem Sambagi alle Flammen der Wollust in Glut auf; er will das Abenteuer persönlich wagen, und die Dame auf der Reise entführen; denn in dergleichen Unternehmungen beherzt zu seyn, rechnete sich dieser Prinz als einen Theil von seinem Ruhm an; und er rühmte sich, daß er seine Vergnügungen niemals schmackhafter gefunden habe, als wenn sie ihm viel Mühe und Gefahr gekostet hätten. Er nimmt also eine mittelmäßige Bedeckung zu sich, und macht sich damit auf den Weg: weil ihm aber seine Soldaten nicht so geschwind marschiren, als es seine Begierde wünschte; so reitet er voraus, und geräth dem Hinterhalt in die Hände, welchen Orangzeb, der von seinen Bewegungen benachrichtiget war, in einen engen Weg postiret hatte. Vergebens suchte er sich so lange zu wehren, bis ihm seine Leute zu Hülfe kommen könnten. Er wird umringet, gefangen genommen, mit Ketten beleget, und nach Orangzebs Lager abgeführt. Einige Augenblicke darauf erschien Cab-Cales; allein der Verräther ließ sich schlagen und gefangen nehmen, wie die Abrede getroffen war.

Als Orangzeb den Sambagi auf seine Knie fallen, und ihm um Gnade flehen sah, ließ er seine Freude und seinen Triumph in den lebhaftesten Bewegungen ausbrechen; allein dieses Vergnügen machte gar bald dem barbarischen

Ver-

Vergnügen der Rachgier und der Grausamkeit Platz. Den Anfang machte er damit, daß er mit dem Unglücke dieses Fürsten seinen Hohn trieb. Er überhäufte ihn mit verächtlichem Bezeigen, mit Schimpfreden und Vorwürfen. So dann wendete er sich zu dem Cab=Cales, der sich auf große Belohnungen Hoffnung machte: „Diesem Bösewichte,„ sagte er, „reiße „man nur gleich die Zunge aus.„ That er dieses, seinen Hofleuten einen desto größern Abscheu vor der Verrätherey beyzubringen; oder that er es, um vor dem Reiche zu verbergen, daß er bloß durch Betrügerey und Kunstgriffe den Sambagi in seine Gewalt bekommen hatte? Dem sey wie ihm wolle, genug Cab=Cales war ohne Bewegung, voller Entsetzen, und hatte nicht so viel Kräfte, daß er nur ein einziges Wort hervorbringen konnte; kurz, der treulose Verräther spie seine strafbare Seele mit seinem Blute von sich aus. „So müsse,„ rufte Orangzeb aus, „jeder Minister umkommen, der die Aus„schweifungen seines Herrn befördert!„

Bey dem Anblicke des auf der Erde ausgestreckten Leichnams beweinte der Sambagi aufs bitterlichste das Schicksal eines Ministers, von dessen schrecklicher Treulosigkeit er nichts wußte. Weil er sich selbst nichts bessers versah, als des grausamsten Todes; so richtete er sich auf, schüttelte seine Ketten, nahm ein vornehmes Wesen an, das sich freylich für seine itzigen Glücksumstände nicht mehr schickte, höhnte den Ueberwinder wiederum aus,

warf

warf ihm alle das Blut das er vergossen, und alle das Uebel vor, das er den Mogoln angethan hatte. „Gieb mir nur den Tod,„ fuhr er fort; „denn „es ist die größte Strafe, die ich leiden kann, „wenn ich den unmenschlichen Blicken eines sol„chen Ungeheuers und Vatermörders länger aus„gesetzt seyn soll.„ — „Ha!„ rufte Orangzeb voller Wut und Rachgier aus, „ehe ich Dir „den Tod, um den Du bettelst, zugestehe, sollst „Du vorher noch beschimpfet werden, und die „grausamsten Martern erdulden.„ Hierauf befahl er, ein altes Cameel herzubringen, auf welches er den gefangenen König mit Stricken binden ließ; man zog ihm alte Lumpen an, man setzte ihm eine spitzige Mütze auf den Kopf, woran Glöckchen und Schellen hiengen. In diesem lächerlichen Aufzuge führte man ihn mitten unter dem Geschrey, dem spöttischen Gelächter, den Flüchen und Schimpfreden der gemeinen Soldaten in dem Lager zur Schau herum. „Meine Freunde,„ rufte der unglückliche König, wann er einige Rageputen sah, „will denn nie„mand unter euch die Großmuth haben, einen „Fürsten von eurer Religion von so viel Be„schimpfungen zu erretten? Ich beschwöre euch „bey dem Brama, nehmet mir das Leben.„ Allein das Vergnügen, sein Blut fließen zu sehen, war dem unbarmherzigen Orangzeb aufgehoben. Man bringt ihm also sein Schlachtopfer zurück; und nachdem er dasselbe eine lange Weile zerprügeln lassen, befiehlt er, man solle ihm

die

die linke Seite aufschneiden, ihm das Herz herausreißen, und es den Hunden, sammt dem ganzen übrigen Leibe vorwerfen. Auf diese Art kam der größte Feldherr in Indien ums Leben; ein entsetzliches Schicksal, das er durch die übertriebene Ausgelassenheit in seinem Lebenswandel, und durch seine Grausamkeit einiger Maaßen verdienet hatte!

Unterdessen zog der Tod des Sambagi noch nicht den Untergang seiner Staaten nach sich, wie sich Orangzeb eingebildet hatte; sondern es fanden dieselben einen großen Vertheidiger in der königlichen Familie. Ram-Raja, der Bruder des Sambagi, war schon ehedem von dem Cevagi, ihrem gemeinschaftlichen Vater, zur völligen Thronfolge in den beyden Königreichen, die dieser gegründet hatte, ernannt worden; allein die Großen der Nation, die ihre Freude an den militärischen Gaben des ältesten Prinzen hatten, mißbilligten die Wahl des Cevagi, und hatten den Sambagi einmüthig und einstimmig für ihren König erkannt. Dieser hatte den Ram-Raja in Verhaft nehmen, und ihn in die Festung Gingy einsperren lassen, wo er seit mehr als zwanzig Jahren zwischen Leben und Tode schmachtete. Auf diesen Prinzen warfen die Großen des gebirgigen Königreichs die Augen, um ihn zum Könige über sich zu machen; und dieses vorzüglich vor den Kindern des Sambagi, welche noch viel zu jung waren, als daß sie den Staat wider die

Mogoln

Mogoln hätten beschützen können. Ob nun gleich Gingy eben um die Zeit von dem Prinzen Azam-Schach belagert ward, indem dieser schon fast ganz Carnate unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte; so gelangte doch die Wahl der Indianer bis hinein in Ram-Rajas Gefängniß. Seine Ketten fielen von ihm; und er hatte den Muth und das Glück, in verstellter Kleidung durch die verschiednen Quartiere der beyden mogolschen Armeen zu kommen, und sich in dem gebirgigen Königreich einzustellen, wo er auf der Stelle zum König ausgerufen ward. Er nahm sogleich den Namen Cevagi an, welchen sein Vater so berühmt gemacht hatte.

Unterdessen setzte ihm die Königinn, Witwe des Sambagi, ihren ältesten Sohn entgegen, und verlangte, daß die Krone auf ihn kommen sollte: weil sie aber sah, daß sich die Grossen gegen ihre Thränen und Bitten eben so taub bezeigten, als gegen ihre Liebkosungen; so warf sich diese Prinzeßinn aus Verzweiflung dem Henker ihres Gemahls in die Hände. Orangzeb nahm sie mit Freuden in seinen Schutz. Er versprach ihr, einen von ihren Söhnen zum Könige zu machen; und mit Hülfe der Königinn drang er auch endlich in die Gebirge ein, kam, und fieng an, die Festung Pamelaguer, als den festesten Platz im Lande, zu belagern. Diese Belagerung betrieb er mit so viel Hitze, daß sich die Belagerten gar bald in das beweinenswürdig-

ste Elend versetzet sahen. Nunmehr that der Commandant dem Orangzeb die Erklärung, er wolle den Platz übergeben, aber an Niemanden anders, als an die Wittwe des Sambagi. Der Kayser schickte die Prinzeßinn hinein sammt ihren Kindern, den ältesten ausgenommen, welchen er bey sich behielt. Allein bey der ersten Mahlzeit, die der Commendant, welcher einer von den eifrigsten Anhängern des neuen Cevagi war, der Königinn und ihren Kindern gab, vergiftete er sie, und brachte ihr sämmtliches Gefolge ums Leben. Nach dieser entsetzlichen Execution warf er einen Brief von der Höhe des Walles herüber, worinnen er dem Orangzeb zu wissen that, daß er fest entschlossen wäre, sich unter den Trümmern von Pamelaguer zu begraben. Orangzeb schämte sich; daß er sich hatte hintergehen lassen; er fieng die Belagerung wieder mit erneuerter Hitze an, und that ganz laut den Schwur, er wolle den Commandanten und die Besatzung mit den erschrecklichsten Martern ums Leben bringen. Und in der That stand er eben im Begriffe, den Platz vollends mit Sturme zu erobern, als der Cevagi, dem man gar nicht zugetrauet hatte, daß er im Stande seyn würde, sich im Felde zu halten, auf einmal aus seinen Wäldern hervorbricht, über die Mogoln herfällt, in ihre Glieder eindringt, sie zerstreut,

und den alten Kayser selbst zwingt, auf eine schimpfliche Weise die Flucht zu geben. Diese herrliche Heldenthat vernichtete alle Hoffnungen Orangzebs auf ewig; und nunmehr entsagte er dem Vorhaben, sich eines Landes zu bemeistern, dessen Eroberung als etwas Unmögliches betrachtet wurde.

Azam-Schach seines Theils, hatte endlich die Festung Gingy unter seine Botmäßigkeit gebracht, und das ganze Carnate erobert; und mit der Beute darinnen hatte er unermeßliche Schätze zusammen gebracht. Der Ruhm und das Glück des zweyten von seinen Söhnen, und noch mehr der Ehrgeiz dieses Sohnes, fiengen itzt an, dem Orangzeb gefährlich vorzukommen. Ihm lag nichts so sehr am Herzen, als die Sorge, das Orakel Lügen zu strafen, welches ihm das Urtheil gesprochen hatte, daß er durch die Hände eines von seinen Kindern ums Leben kommen sollte. Da ihm nun bange wurde, daß er an der Person des Azam-Schach, der von den Muselmännern angebethet wurde, weil er beherzt, und wegen seiner herrlichen Siege berühmt war, den fatalen Feind finden möchte, vor dem man ihn gewarnt hatte; so meynte er, er müsse ihm einen Nebenbuler entgegen setzen, dessen Kräfte und Hoffnungen den seinigen die Waage halten könnten; indem er sich Hoffnung machte, seine Sicherheit in dem

Häß und der Mißgunst, zwischen ein paar Widersachern zu finden, von welchen der eine so mächtig wäre, wie der andre.

Es waren schon zehn Jahre vergangen, daß Schach-Halam in einem engen Gefängnisse vergraben saß. Es schien, als ob er völlig vergessen wäre: weil aber dem Orangzeb die Bescheidenheit, die Mäßigung und das gute Verhalten dieses Prinzen endlich einmal wieder in die Gedanken kamen; so meynte er, der Prinz könnte einige hitzige und aufrührerische Augenblicke mit einer so langwierigen gefänglichen Haft wohl endlich zur Genüge gebüßt haben. So wild und hartherzig Orangzeb auch war; so hatte er sich doch nicht enthalten können, über die Geduld, die Hoheit der Seele und die Standhaftigkeit des Prinzen gerührt zu werden, da sich derselbe durch einen Zwang und eine Strenge von so vielen Jahren, doch zu keiner einzigen Regung der Ungeduld und des Verdrusses hatte verleiten lassen. Er faßte also den Entschluß, ihn auf freyen Fuß zu stellen, und ihm sein Ansehen und seinen Rang wiederzugeben, damit ihm dieser Prinz wider Azam-Schachs Ehrsucht und unruhigen Geist zur Mauer dienen könnte. Diese Gesinnungen, die ihm die Natur und die Staatsklugheit eingaben, kamen zum Ausbruche gerade um die Zeit, da sich die Nachricht in dem Reiche ausbreitete, daß ganz Persien in Bewegung wäre, um den Sultan

Sultan Akebar auf den Thron von Indostan zu setzen.

Der Sophi Schach = Solyman hatte, wie wir erwähnet haben, den Mogolschen Prinzen mit allen den Ehrenbezeigungen aufgenommen, die seinem Range zukamen, und hatte ihm sogar das Versprechen gethan, daß er ihn mit einer furchtbaren Armee wieder nach Indien bringen wolle: aber es sey nun, daß er sich von diesem großmüthigen Vorhaben nachher durch die Furcht vor Orangzebs Macht abhalten lassen, oder, daß er sich nicht entschließen konnte, die ruhigen Vergnügungen seines Serrails aufzuopfern; genug, es hatte eine Zeitlang das Ansehen, als hätte er sein Versprechen ganz aus der Acht gelassen; und dem Prinzen, dem er dasselbe gethan, fieng an seinem Hofe die Zeit an lang zu werden. Unterdessen gab jedoch Akebar nicht alle Hoffnung auf, daß er an der Spitze einer persianischen Armee wieder nach Indien kommen könnte. Er zog Solymans vornehmste Minister auf seine Seite, machte sich den Plan zu einer Invasion, und eröffnete denselben dem Könige von Persien. „Nichts ist „leichter, gnädiger Herr,„ sagte er zu ihm, „als „Orangzebs Thron umzustürzen. Ob er sich „gleich bereits in dem höchsten Alter befindet, und „keine Kräfte mehr hat, etwas zu thun; so hat „er sich doch mit seiner gesammten Macht in der „Halbinsel am Ganges = Strom eingesperrt. „Was für Armeen, was für Generale wird er

„uns wohl entgegen stellen können? Die Völ-
„ker sind es müde, länger unter seiner Tyranney
„zu seufzen; sie verabscheuen ihn, ohne sich vor
„ihm zu fürchten. Sie sehnen sich nach einer
„Staatsveränderung, vermittelst deren sie statt
„eines grausamen, geizigen, furchtsamen, heuch-
„lerischen alten Mannes, einen Prinzen, der
„Stärke und Tapferkeit besitzt, zum Herrn be-
„kommen können. Seine Söhne fangen an, ihn
„zu verachten, und sinnen bloß auf Mittel, wie
„sie ihn berauben wollen. Mein Glück steht in
„Deinen Händen; es kömmt bloß auf Dich an,
„Dir einen eben so großen Ruhm zu erwerben,
„wie ihn Deine berühmtesten Vorgänger beses-
„sen haben, wenn Du die Krone von Indien
„auf das Haupt Deines Freundes und Gastes
„setzest.„ Solyman, der bereits von seinen
Favoriten hierzu vorbereitet war, gab dem Ent-
wurfe des Mogols seinen Beyfall, und wieder-
holte ihm aufs neue das Versprechen, daß er ihn
aus allen seinen Kräften unterstützen wollte. Zu-
gleich überreichte er ihm, zum Unterpfande sei-
nes königlichen Worts, eine goldne, mit Dia-
manten besetzte Krone. Dagegen machte sich
Akebar, seiner Seits, anheischig, daß er an
Persien die Königreiche Cabul, Synde, und das
Land der Patanier bis an den Indus-Strom ab-
treten, und dieser Fluß künftig hin die Gränze
der beyden Reiche ausmachen sollte. Aber der
wollüstige Solyman, der ihm anfangs verspro-
chen, daß er selbst persönlich zu diesem Feldzuge
aufbrechen wollte, besaß nicht so viel Gewalt
über

über sich selbst, daß er den Vergnügungen seines Serrails hätte entsagen können. Er ließ also Akbarn allein mit einer mächtigen Armee ausziehen, die aus Persianern und Tartarn bestand.

Dieser Krieg, vor dessen Folgen Orangzeb sich fürchtete, war das, was ihn veranlaßte, den geheimen Entschluß, den er bey sich gefaßt hatte, den Schach-Halam wieder in Freyheit zu sezzen, in aller Eile auszuführen; denn er hatte nicht das Herz, dem Azam-Schach die Sorge für die Vertheidigung des Reiches aufzutragen, weil er in Furcht stand, er möchte sich der Armee, über die man ihm das Commando anvertraute, dazu bedienen, daß er sich zum König ausrufen ließe. Sein andrer Sohn Rambach, hatte weder so viel Ansehen, noch auch vielleicht so viel Talente, daß man sich bey einem Kriege von solcher Wichtigkeit hätte auf ihn verlassen können. Dem Orangzeb selbst aber verstatteten seine hohen Jahre gar nicht mehr, sich von einem Ende Indiens bis ans andre zu begeben. Seiner besten Einsicht nach war also sein ältester Sohn der einzige Mann, der dazu taugte, den Feind zurückzuweisen; theils, weil er auf seine Klugheit und Erfahrung viel rechnen konnte, theils auch, weil er nicht zweifelte, es würden sich die Rageputen, von denen dieser Prinz angebetet wurde, haufenweise zu seinen Fahnen sammeln, und unter ihm binnen kurzer Zeit eine mächtige Armee ausmachen. Ueberdieses glaubte er auch, er habe für seine eigne Sicherheit von einem Sohne, dessen

Mäßigung er schon aus so vielen Proben erkannt hatte, nichts zu befürchten. Er begab sich also an einem Morgen selbst in Schach-Halams Gefängniß, und nahm ihn mit sich in eine benachbarte Moschee; von dar führte er ihn an die Thore des Lagers, und überreichte ihm daselbst das Patent, wodurch er zum Vice-Könige im Cabulistanischen, und zum General über die Armee wider die Persianer ernannt war. Schach Halams Söhne wurden auf freyen Fuß gestellt, und der zweyte davon zum Vice-König von Bengalen erkläret.

Azam-Schach wollte über diesen ganz unerwarteten Streich fast in Verzweiflung gerathen; er suchte die Armee aufzuwiegeln, die itzt fast bloß noch aus Muselmännern bestand; allein Orangzeb hatte seinen Schmerz und seine Empfindlichkeit vorhergesehen, und seine Maaßregeln so weislich genommen, daß alle Bemühungen seines Sohnes fruchtlos waren. Der Kayser trieb die Vorsicht so weit, daß er ihn so gar von sich entfernte. Er gab ihm das Statthalteramt in Dekan und in Guzurate. Je älter er wurde, desto mehr stellte er sich an, als ob er von seiner ehemaligen Strenge nachließe, um sich nicht neue Feinde über den Hals zu ziehen. Kambach ward um eben dieselbe Zeit Vice-König in Golconda und im Visapour. Orangzeb blieb aber, vor wie nach, an dem Fuße der Gebirge im Lager stehen, und war mehr besorgt, wie er seine vier ehrgeizigen Söhne im Zaume halten, als wie er

er den Krieg gegen den Cevagi weiter treiben wollte.

Mittlerweile errettete Schach = Halam das Reich, nicht eben durch glänzende Siege, sondern durch ein weises und einsichtsvolles Verhalten. Er enthielt sich mit großer Klugheit, es mit dem ungestümen Akebar, der bereits Multan mit seinen Truppen überschwemmet hatte, zu einem Treffen kommen zu lassen. Durch wohl ausgedachte Märsche und eine geschickte Wendung, schloß er ihn gar bald in unbebaute und wüste Gegenden ein. Akebar war von Lebensmitteln entblößt; er konnte weder fechten, noch vorrücken, und hatte die Kränkung, seine Armee durch Krankheiten und Mangel umkommen zu sehen; alles, was er thun konnte, bestand darinnen, daß er sich für seine Person mit einem Theile seiner Reiterey nach Persien zurückzog; seine Artillerie, sein Gepäcke, und den Rest von seiner Armee mußte er dem Ueberwinder preis geben. Der Kummer und die Verzweiflung über sein Unglück stürzten ihn nicht lange darauf ins Grab.

Azemudine, der zweyte von seinen Söhnen, that sich durch eben so glücklich ausgeführte Unternehmungen in Bengalen hervor. Denn den Raja Sambacing, der sich eine Unabhängigkeit von eben der Art anmaaßen wollte, wie der Cevagi, schlug er in einer Schlacht aus dem Felde. Dieser indianische König ließ sich also

herab, und bat demüthig um Frieden, welcher ihm aber nicht anders zugestanden ward, als unter der Bedingung, daß er einen ansehnlichern Tribut bezahlen mußte, denn vorher.

So viel Ursach Orangzeb hatte, mit der Aufführung der ältesten Linie seines Hauses zufrieden zu seyn; so mißvergnügt war er dagegen mit dem Betragen der Prinzen Azam-Schach und Kambach. Diese beyden Prinzen thaten in ihren Statthalterschaften weiter nichts, als daß sie, durch allerhand Mittel, Truppen und Geld zusammen zu bringen suchten. Der Kayser gerieth in Sorgen, sie möchten sich vielleicht nicht einmal bis zu seinem Tode gedulden, ehe sie den bürgerlichen Krieg ausbrechen ließen. Kambach wußte, daß er von den Mogoln und Indianern gehaßt wurde, weil er sein Leben einer Mutter zu danken hatte, die eine Christinn war; er verstärkte sich also durch Allianzen mit den christlichen Colonien, die ihre Niederlagen auf den indianischen Küsten, und an den Ufern der Lande des Cevagi hatten, mit welchem letztern er ein geheimes Verständniß unterhielt. Azam-Schach hatte eine Armee und Schätze zusammen gebracht, die schon fähig waren, Furcht zu erwecken. Um dem Uebel, das Orangzeb vorhersah, auf einmal ein Ende zu machen, faßte er den Entschluß, sie alle beyde zu sich zurückzurufen; und das Schrecken, welches dieser Prinz, ob er gleich schon über hundert Jahre alt war, seinen Kindern einzujagen wußte, gieng so

weit,

weit, daß sich keiner unterstand, seinem Befehle zuwider zu handeln.

Unterdessen nahm, der Munterkeit unerachtet, die aus den Reden und Handlungen des Kaysers noch immer hervorleuchtete, seine Gesundheit zusehends ab. Ob er gleich seiner Armee Tag vor Tag die Befehle mit der bewundernswürdigsten Gegenwart des Geistes selbst austheilte; ob er gleich jederzeit im Kriegsrathe auf die kühnsten Unternehmungen, und insonderheit auf solche stimmte, welche die Aufmerksamkeit von ganz Asien zu erregen fähig waren: so sah man doch deutlich, daß bloß die Herzhaftigkeit noch seine Maschine in Bewegung erhielt. Es hatte sich eine kalte Feuchtigkeit über seine Augenlieder gesetzt, und hinderte die Bewegungen derselben; deßwegen mußten beständig zween Bediente um ihn seyn, die weiter nichts zu verrichten hatten, als daß sie ihm dieselben, wie er es haben wollte, auf oder nieder ziehen mußten. Man sagt, es sey auch damals noch in seinen Augen, wenn sie offen waren, etwas Lebhaftes und Fürchterliches zu sehen gewesen, welches den Leuten Ehrerbietung und Schrecken eingejagt hätte: in diesem traurigen Zustande erhielt Orangzeb sein Leben bloß noch durch seine ungemeine Mäßigkeit und Nüchternheit; seine ganze Sorge war, Mittel ausfindig zu machen, wie er sein Leben verlängern sollte. Er hatte kein andres Vergnügen mehr, als daß er sich mit dem Großvizir Acet = Cam, der eben so alt war, wie

Er,

Er, von seinen Feldzügen unterhielt. Dieser Minister und die Aerzte besaßen sein ganzes Vertrauen; sie allein beherrschten das Schicksal des Reiches. Man sagt so gar, sie hätten ihm eigentlich den Anschlag in den Kopf gesetzt, seine Staaten unter seine drey Söhne zu theilen.

Dieser Anschlag gefiel dem ehrgeizigen Orangzeb; für ihn war er gerade ein Mittel, bey der Nachwelt für den größten Monarchen gehalten zu werden, der jemals in Indien regieret hätte. Als er aber dieses Vorhaben bekannt machte, verhüllte er es mit dem Bewegungsgrunde, daß er gern den bürgerlichen Kriegen, und der Vergießung des muselmännischen Blutes vorbeugen wollte; ein Bewegungsgrund, worüber er, unter seinen Vertrauten allein, selbst lachte.

Er setzte demnach in seinem Testamente dem Azam-Schach die Königreiche Dekan und Guzurate aus; dem Rambach vermachte er Golconda und Visapour; und das Kayserthum endlich ließ er dem ältesten.

Einige Tage, nachdem er diese Verfügung getroffen hatte, verfiel er in eine Ohnmacht, die man für tödtlich hielt; augenblicklich breitet sich das Geschrey in dem Lager aus, der Kayser sey todt; die Armee theilt sich in zwo Factionen, wovon sich die eine für den Azam-Schach, und die andre, minder mächtige, für den Rambach erklärt. Es war schon an dem, daß man einander

ander in die Haare gerathen wollte, als man erfuhr, Orangzeb hätte sich wieder erholet, und befände sich besser. Bey dieser Nachricht fügte sich alles wieder in seine Ordnung. Weil Orangzeb von dem Großvizir hörte, daß seine Söhne große Bewegungen im Lager erreget hätten; so verurtheilte er sie beyde zum Exilio. Rambach leistete Gehorsam, und machte, daß er fortkam; allein Azam-Schach, der das Project, die ganze Armee dahin zu bringen, daß sie sich für ihn erklären möchte, nicht gern fahren lassen wollte, blieb im Lager. Der Kayser ward über seinen Ungehorsam aufgebracht, und schwur beym Alkoran, wenn sich der Sultan nicht noch selbigen Tag aus dem Lager packte, so wollte er ihm das Leben nehmen; der ehrgeizige Sultan war also ebenfalls gezwungen, sich zu entfernen. Er begab sich mit kleinen Tagereisen hinweg; aber er hatte noch nicht zwölf Meilen zurückgelegt, so kam er allein, und verkleidet zurück. In diesem Zustande versteckte er sich in dem Zelte eines von seinen Anhängern, und wartete daselbst auf Orangzebs Tod; seine Ungeduld und seine Wünsche wurden auch bald befriediget. Orangzebs Magen war so schwach worden, daß er nichts mehr verdauen konnte; dieser Prinz gab am vierten des Märzmonats im Jahr tausend sieben hundert und sieben, in einem Alter von hundert und einem Jahre, seinen Geist auf.

Also starb, mit Ruhm und Jahren überhäuft, einer der größten Monarchen seines Jahr-

hunderts.

hunderts. Wir zeigen billig noch einige Umstände an, die unsern Lesern dienen können, diesen Prinzen noch etwas genauer zu kennen.

Die Natur hatte ihm das edle und majestätische Ansehen gänzlich versaget, welches die morgenländischen Völker heut zu Tage eben so gern, als vor diesem, an ihren Königen sehen mögen. Er hatte eher das Ansehen eines Fakirs, als eines Königs. Dieses nachtheilichen Umstandes unerachtet, versprach seine Gesichtsbildung, weil sie von den lebhaftesten und durchdringendsten Augen beseelet ward, einen großen Geist. Er konnte in seinem Gesichte nach seinem Belieben alle die Regungen ausdrücken, die er entweder wirklich empfand, oder doch zu empfinden sich stellte. Denn niemals hat ein Mensch die Kunst, sich zu verstellen, und seine Minen zu regieren, besser verstanden, als Er. Uebrigens war es keinesweges ein ernsthaftes, geheimnißvolles und gezwungenes Betragen, worunter er seine Verstellung und Arglist verbarg; sondern ein äußerlicher Schein von Aufrichtigkeit, von Freymüthigkeit und Wahrheit. Er mußte eine geraume Zeit wider den Hang kämpfen, der ihn zur Wollust zog; aber der Sieg, den er über die Weichlichkeit, diese Gottheit aller asiastischen Regenten, davon trug, war bey ihm auch die Quelle von seinem Glücke, von seinem Ruhme, und von der langen Dauer seines Lebens. Seiner Mäßigkeit und Nüchternheit hatte er es zu danken, daß er seine Leibes-

und Seelenkräfte bis ins höchste Alter unversehrt behielt. Seine Sicherheit und Größe fand er mitten in Lägern und unter kriegerischen Beschäfftigungen. Im übrigen hatten seine Laster so wohl, als seine Tugenden, allesammt ihren Grund in seinem Ehrgeize. Man will sagen, dieser so schreckliche und so grausame Monarch habe von Natur das sanftmüthigste und menschenfreundlichste Herz gehabt, und er habe sich oftmals nicht enthalten können, über das Schicksal der Unglücklichen, die er seiner Rachgier und seinen argwöhnischen Vermuthungen aufopferte, Thränen zu vergießen. Dabey war aber der große Eifer, den er gegen den Alkoran bezeigte, so wie seine vermeyntliche Frömmigkeit, weiter nichts, als Heucheley, wie man aus folgendem Vorfall urtheilen kann.

Er sprach einstmals mit einem sehr gelehrten Juden von den verschiedentlichen Religions-Arten, darein sich die Welt getheilt hat. „Welcher von allen,„ sagte Orangzeb, „soll man „nun den Vorzug geben, der christlichen, oder „der muselmännischen, oder der mosaischen?„ — „Gnädigster Herr,„ antwortete der Jude, der sich vor den Folgen einer solchen Unterredung fürchtete, „es hatte einstmals ein Hausvater ei„nen Diamant von unschätzbarem Werthe; alle „seine Söhne, (und ihrer waren drey,) wünsch„ten aufs sehnlichste, den Diamant zum Erb„theile zu haben. Damit nun nach seinem Tode „keine Zänkerey darüber entstünde, ließ der

„Haus-

„Hausvater zween andre Diamanten so künst-
„lich, und dem ersten so ähnlich schneiden, daß
„es nicht möglich war, den ächten von den bey-
„den falschen zu unterscheiden. Hierauf theilte
„er sie unter seine drey Söhne aus; und nun
„meynte ein jeder, er hätte den rechten. Gnä-
„digster Herr,„ fuhr der Jude fort, „der Schö-
„pfer der Welt hat seinen Kindern dreyerley
„Grundgesetz gegeben; ob zwey davon falsch
„sind, ob nur eines darunter wahr ist, möchte
„wohl eine Frage bleiben, die nicht so leicht aus-
„zumachen stünde. Sollte denn Gott von den
„Menschen verlangen, daß sie das, was er vor
„ihnen so sorgfältig verborgen hält, entdeck-
„te?„ — „Ich bin deiner Meynung,„
versetzte Orangzeb; „wenn man nur den wah-
„ren Gott anbetet; so liegt wenig daran, mit
„welcher Art der Verehrung es geschieht.„

Ende des neunten Theiles.

Des

Herrn Dûport dû Tertre

Geschichte

der sowohl

alten als neuen Verschwörungen,

Meutereyen und merkwürdigen

Revolutionen.

Nach der Fortsetzung des Herrn Desormeaux

aus dem Französischen übersetzt.

Zehnter Theil.

Breßlau,

verlegts Wilhelm Gottlieb Korn, 1771.

Staatsveränderungen in Indien.

Fortsetzung.

Niemals war die Gewalt der Mogoln furchtbarer gewesen, als bey Orangzeb's Tode. Mit den weitläuftigen Staaten, die von den Vorfahren dieses Prinzen erobert worden waren, hatte er noch Visapour, das Königreich Golconda, und eine Menge andre Provinzen, die er den indianischen Königen abgenommen, vereiniget. Er hatte die Patanier und die Maratten dermaaßen gedemüthigt, daß sie es schon seit langer Zeit nicht mehr wagten, das Reich mit ihren Streifereyen und Plünderungen zu beunruhigen. Die Generale und Minister, die sich in der Schule dieses

Prinzen gebildet hatten, waren Leute voller Tapferkeit und Erfahrung; die Armeen von beträchtlicher Stärke, zur Mannszucht gewöhnt, und stolz auf ihre Siege. Die Raja's waren noch nie so getreu und so unterthänig gewesen; und endlich hinterließ Orangzeb, als Erben seiner Größe, drey Söhne und zwölf Enkel, die ihren Heldenmuth an der Spitze von Armeen, oder unter seinen eignen Befehlen, bereits zur Genüge an den Tag gelegt hatten. Allein weit gefehlt, daß diese zahlreiche und erhabne Familie das väterliche Erbe bey seinem völligen Glanze hätte erhalten sollen, so zerstörte sie vielmehr dasselbe auf eine jämmerliche Art mit eignen Händen. Der zweyte von Orangzeb's Söhnen stürzte, durch seine blinde und ungestüme Ehrsucht, das Reich in neue Unglücksfälle, und schwächte die Kräfte desselben; kurz, Orangzeb's Leichenbegängniß mußte, wie er selbst vorhergesehen hatte, durch die grausamsten Gefechte mit Blute bezeichnet werden.

In seinem Testamente hatte er das Kaiserthum dem Prinzen Schach-Halam vermachet; aber Dekan und Guzurate hatte er dem Azam-Schach zu Gefallen davon abgerissen; Golconda und Visapour hingegen, seine wichtigsten Eroberungen, waren Rambach's Erbtheil. Allein Azam-Schach war mit seinem Antheile nicht zufrieden; er war auch die letzten Tage von Orangzeb's Krankheit, mit so vieler Lebensgefahr aus keiner andern Absicht im Lager geblieben, als bloß um sich bey seines Vaters

Ableben der Schätze und der Armee zu bemeistern. Der alte Vizir Acet-Cam, den er durch Liebkosungen und Geschenke mit guter Art in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, verschaffte ihm den Beystand aller muselmännischen Officiers, welche sich mit desto größerm Vergnügen zu den Fahnen des Sultans versammelten, weil er in dem Rufe stand, daß er eifriger an dem Alkoran hielte, als seine Brüder. Die Soldaten waren über die vorzügliche Tapferkeit, über die Heldenthaten, die Siege und die Freygebigkeit des Prinzen Azam-Schach ganz entzückt, und machten keine große Schwierigkeit, dem Beyspiele ihrer Officiers zu folgen; die ganze Armee leistete ihm den Eid der Treue. Man las Orangzeb's Testament, und dessen Verfügungen zu folge, ward Azam-Schach zum Könige von Dekan und Guzurate ausgerufen. Die beiden Königreiche befriedigten den Ehrgeiz des neuen Königs noch nicht, sondern er verlangte alle die Cronen, welche Orangzeb getragen hatte, beysammen zu haben. Jedoch ließ er seine Absichten nicht alle auf einmal ausbrechen; denn er stand in Sorgen, es möchten sich Schwierigkeiten dawider von Seiten seiner eignen Armee ereignen, und diese vielleicht nicht anders, als mit Zittern, die Hände zum bürgerlichen Kriege bieten. Ehe er ihnen seine Anschläge bekannt machen wollte, war er willens, eine so große Macht zusammenzuziehen, daß keinem einzigen von seinen Anhängern ein Zweifel über den glücklichen Erfolg ankommen könnte.

Er hielt alle Couriers an, die aus dem Lager giengen, seinen Brüdern die Nachricht von Orangzeb's Tode zu bringen; und er nahm seine Maaßregeln so wohl, daß seines Vaters Leichnam in dem prächtigen Mausoleum bey Oremgabad, welches er sich selbst erbauet hatte, schon beygesetzt war, ehe seinen Brüdern ein Vorfall, der sie so nahe angieng, zu Ohren kam. Azam-Schach zählte schon hundert und funfzig tausend Mann und eine zahlreiche Artillerie, die zu seinem Gebote standen; aber er begieng einen unwiederbringlichen Fehler, daß er nicht geradesweges mit seiner gesammten Macht nach Dehly marschirte, ohne seinem Bruder Schach-Halam Zeit zu lassen, daß er zu sich selbst kommen konnte.

Denn in der That nahm dieser Prinz, nachdem er endlich erfahren hatte, daß Orangzeb todt wäre, und die Armee, die in seinem Gefolge gewesen war, Azam-Schachs Partey öffentlich ergriffen hätte, seinen Weg mit starken Tagereisen aus dem Cabulistanischen nach Dehly, welches ihn für seinen Beherrscher erkannte; die Länder folgten um die Wette dem Beyspiele der Hauptstadt nach; man beeiferte sich mit Freuden, dem Joch eines Prinzen entgegen zu eilen, der so sanftmüthig, so leutselig, so wohlthätig, so erfahren, und um so viel ehrwürdiger war, je mehr er Mäßigung im Glück, und Hoheit der Seele und Standhaftigkeit in dem Unglücke bewiesen, worunter er so lange Zeit geseufzet hatte. Schach-Halam (oder

Schach-

Schach-Alem) hatte schon für seine Person einen großen Widerwillen gegen einen bürgerlichen Krieg; er hatte immer über die barbarische Gewohnheit der mogolschen Prinzen geseufzet, die den Thron nicht eher bestiegen, als bis sie ihn mit dem Blute ihrer Brüder bespritzet hatten. Ueberdieses war er bereits über sechzig Jahre alt; ein Alter, welches sonst Liebe zur Ruhe und zur Sicherheit einflößt. Aus allen solchen Gründen war er zu nichts weniger geneigt, als seine Brüder in dem Besitze der Königreiche, die ihnen Orangzeb vermachet hatte, zu stören; allein die Drohungen, die Anstalten und Zurüstungen des Prinzen Azam-Schach, der endlich anfieng, seinen Ehrgeiz und seine Absichten in schimpfliche Reden wider Schach-Halam ausbrechen zu lassen, zogen diesen Prinzen in den bürgerlichen Krieg, dessen er so gern überhoben gewesen wäre, mit Gewalt hinein.

Ehe es jedoch zum öffentlichen Bruche noch wirklich kam, thaten die beiden Nebenbuler alles Mögliche, ihre Truppen zu verstärken. Azam-Schach bediente sich der Arglist, der Kunstgriffe und der Verstellung, mit einem Worte, der verhaßten Waffen, die immer die Quelle von Oranzeb's Siegen und Triumphen gewesen waren, die aber doch unter den Händen seines Sohnes keinen so glücklichen Ausgang nehmen wollten. Dem Azam-Schach wollte es nicht gelingen, Verräther unter Schach-Halam's Generalen zu finden; denn fast alle Raja's der Indianer gaben dem neuen Kaiser,

der sie unter der vorigen Regierung allesammt entweder geschonet, oder ihre Freundschaft gesucht hatte, nunmehr die allersichtbarsten Beweise ihrer Dankbarkeit und Zuneigung, indem sie sich öffentlich für ihn erklärten. Man beeiferte sich um die Wette, unter seinen Fahnen zu fechten, und ihm nicht nur Geld, sondern auch Truppen, Lebensmittel und Ammunition anzubieten. Selbst die Muselmänner empfanden die größte Ehrerbietung für Schach-Halam's Tugenden, und schienen den Prinzen Azam-Schach, für dessen Vortheil sie anfänglich geheime Wünsche gethan hatten, zu vergessen. Denn da sie vor Augen sahen, was für eine Menge Unglücksfälle über das Reich kommen müßten, und wie sehr dasselbe dadurch zerrüttet werden würde; so konnten sie sich nicht enthalten, Azam-Schach's Ehrgeiz zu verfluchen, und seines Bruders Partey wider ihn zu ergreifen. Mit einem Worte, Schach-Halam erlangte gar bald eine Obermacht, die seinen Gegner in Schrecken setzte.

Azam-Schach, der sich auf seine vormaligen Heldenthaten nicht wenig zu gute that, und überdieß von Natur keinen geringen Stolz und Eigendünkel besaß, konnte gar nicht begreifen, daß ein Bruder, den er des Mangels an Geist und Herzhaftigkeit beschuldigte, in den Herzen der Völker gleichwohl den Vorzug vor ihm behielt. Dieser Vorzug, dessen er sich nimmermehr versehen hätte, setzte ihn in Erstaunen, und brachte diesen von Natur wilden und unbän-

digen Prinzen dermaaßen aus aller Fassung, daß er dadurch nur desto mehr erbittert ward, und an statt nach Schach-Halam's Exempel, Liebkosungen und Wohlthaten anzuwenden, um die Großen bey seiner Partey, zu erhalten, er nichts als Schrecken und Drohungen, anwendete. Er gab eine Erklärung heraus, daß er alle, die sich nicht zu seinen Fahnen sammeln würden, als seine Feinde behandeln wollte. Die Folge davon war, daß die indianischen Raja's, die in der Nachbarschaft seiner Staaten wohnten, die in dergleichen Fällen natürlicher Weise zur Neutralität geneigt seyn mußten, in Sorgen geriethen, an ihm einen Tyrannen und Verfolger zu bekommen, und sich also zu seinem Nebenbuler schlugen. Verschiedne von seinen Generalen, auf die er am meisten gerechnet hatte, waren selbst Augenzeugen von der Unbesonnenheit des Sultans; sie ärgerten sich über die unanständige Wut, mit der er unaufhörlich wider den Schach-Halam loszog, indem er ihn so gar einen Banjan (*), eine Memme, einen einfältigen Menschen und einen Usurpator nannte; und dieses Betragen erregte ihren Unwillen um desto mehr, weil sie leicht einsahen, daß ein so ungestümer und unbesonnener Prinz ganz unfehlbar einen traurigen Schiffbruch an seinem Glücke leiden würde; sie verließen ihn also, und giengen mit ganzen star-

(*) Den Leser, der den Sinn dieses Schimpfworts nicht weis, muß ich auf sein Zeitungs-Lexicon verweisen. Ueb.

ken Mannschaften Reiterey zu dem Feinde über.

Aller dieser Desertionen unerachtet, blieb doch Azam-Schach's Armee noch über hundert und funfzig tausend Mann stark; fast lauter alte Soldaten, die unter Orangzeb's Regierung das ganze Schicksal von Indien entschieden hatten. Der König von Dekan hielt über diese Armee, die fast einzig und allein aus Muselmännern bestand, die Musterung unter den Mauern vor Oremgabad und bey dem Mausoleum seines Vaters. Nachdem er hier den abgeschiednen Geist seines Vaters, dieses großen Mannes, der dem Gesetze seiner Vorfahren Zeitlebens so treu geblieben war, angerufen, und zu ihm um Mittheilung seines Heldenmuthes und seiner Einsichten gegen einen Sohn geflehet hatte, der wegen seines Hanges zu der Religion des Brama, seiner ganz unwürdig wäre, hielt er eine Rede an seine Armee: „Ja", rufte er aus, „der Sieg ist unser; könnte ihn „der Himmel wohl einer Memme, einem Banjan gönnen, dessen Mutter den kaiserlichen „Palast mit dem gotteslästerlichen Weihrauche „schändete, den sie darinnen ihren Göttern anzündete"? Die Muselmänner beantworteten die gute Ahndung mit großem Freudengeschrey, und brachen auf. Bey dem Anblicke dieser tapfern Truppen, die vor seinen Augen vorbey defilirten, empfand Azam-Schach bey sich selbst, wie sehr es ihn daurete und gereute, daß er sich ihrer nicht eher bedienet hatte; er

konnte

konnte es sich selbst nicht vergeben, daß er sich von der eitlen Hoffnung hatte verblenden lassen, durch heimliche Verständnisse und Kunstgriffe über seinen Bruder zu triumphiren, und sich darüber so viel kostbare Zeit aus den Händen hätte gehen lassen; aber sein Kummer nahm noch viel mehr überhand, als er an dem Narbada-Strom anlangte, und den Feind auf dem jenseitigen Ufer bereits in einem verschanzten Lager erblickte; er konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß er sich hatte den Vorsprung abgewinnen lassen.

Schach-Halam hatte sich unterdessen, ermuntert durch die Geschäfftigkeit und Hitze seiner Kinder, und insonderheit durch den Beystand der Raja's und Omrha's, die ihm ihre Truppen zugeführt brachten, in Dehly krönen lassen; er hatte es zugegeben, daß man ihn als unumschränkten Beherrscher des ganzen weitläuftigen Reiches von der Tatarey an bis an die See ausgerufen; worinnen man doch wirklich Orangzeb's Testamente zu nahe trat, und die Verfügungen dieses Prinzen vernichtete, da er Dekan und alle neue Eroberungen, seinen beiden jüngern Söhnen zu Liebe, von Indostan getrennt wissen wollte. Nichts war billiger, als den Azam-Schach, weil er doch der Anstifter des bürgerlichen Krieges war, auszuziehen; aber was hatte denn Kambach gethan, der mit seinem Antheile, den beiden Königreichen Golconda und Visapour, zufrieden war, und in seinen Staaten,

Staaten, deren Glück und Vergnügen er war, ruhig lebte?

Dieses ungerechte Verfahren Schach-Halam's gegen einen genügsamen und tugendhaften Bruder war jedoch nicht so wohl ihm selbst zur Last zu legen, als vielmehr seinen Söhnen, deren Ehrgeiz gar zu unruhig und heißhungrig war; es ist auch erstaunlich, daß Rambach, da ihm eine solche Begegnung über dem Haupte schwebte, bey der Zwistigkeit seiner beiden ältern Brüder die Hände in den Schoos gelegt hat. Vermuthlich hoffte er, Schach-Halam, dessen Genügsamkeit und Mäßigung er kannte, würde es bey dieser nichtsbedeutenden Cärimonie der Proclamation bewenden, und ihn übrigens gern in dem ruhigen Besitz einer Crone lassen, die er bloß der Zärtlichkeit ihres gemeinschaftlichen Vaters zu danken hatte, und die überdieses dem Reiche niemals war einverleibet gewesen. So aber mußte ihm doch die unersättliche Gierigkeit von Schach-Halam's Söhnen eben so wenig bekannt seyn, als die Gewalt, deren sie sich von jeher über ihres Vaters Gemüth angemaaßt hatten. In der That war die Folge wider alle Erwartungen Rambach's; und man wird sehen, daß er als ein bedaurenswürdiges Schlachtopfer seiner Treuherzigkeit und Unthätigkeit umkam.

Unterdessen hielt Schach-Halam, so bald die Cärimonie seiner Krönung vorbey war, die Musterung über die zahlreichen Truppen, welche man ihm aus allen Provinzen des Reiches

gebracht

gebracht hatte. Er zählte deren über vier mal hundert tausend Mann, die sich allesammt nach dem Gefechte sehnten. Ob nun gleich die Menge, die Tapferkeit, der Eifer der Truppen, und die Erfahrenheit der Generale dem Kaiser so zu sagen den Sieg mit Gewißheit im voraus zu versprechen schienen; so wendete er doch dessen unerachtet alle Behutsamkeit an, die ihm die Klugheit eingab, und brauchte alle mögliche Vorsicht, um nichts aufs Ungefähr ankommen zu lassen. Er theilte seine Truppen in zwo Armeen von fast gleicher Stärke; eine davon hielt er bey Agra in Bereitschaft, daß sie auf den ersten Wink in Activität treten könnte, und die andre ließ er unter der Anführung seines zweyten Sohnes, des Sultans Azemudine, eines Prinzen, der eben so beherzt als erfahren, und wegen der herrlichsten Siege schon berühmt war, gegen den Feind aufbrechen. Die drey andern Söhne, so wie die sechzehn Enkel Schach-Halam's, die voller Feuer und Herzhaftigkeit waren, und denen insgesammt, einem so viel wie dem andern, an dem Siege gelegen war, führten das Haupt-Commando unter Schach-Halam selbst; und der neue Kaiser focht, nach dem Beyspiele Tamerlan's und der Helden aus seinem Hause, mitten unter seinen Kindern.

Azemudine, der sich auf eine Wahl, die ihm zur Ehre gereichte, nicht wenig zu gute that, rückte mit starken Tagereisen gegen Dekan hervor, und zeigte sich an der Spitze von zwey mal hundert tausend Mann an den Ufern des

Nar-

Narbada-Stromes. So bald er hier angelangt war, bestand sein erstes Geschäffte darinnen, daß er sich verschanzte, um den Feind im Lager zu erwarten; und dieß zwar auf Schach-Halam's Befehl, der die brausende und übereilte Hitze des Azam-Schach kannte, und eben deßwegen seinem Sohne die Verordnung gegeben hatte, diese außerordentliche Behutsamkeit anzuwenden, um auch damit den Feind zu desto größern Ausbrüchen seiner natürlichen Tollkühnheit zu verleiten.

In der That maß auch Azam-Schach, so bald er die Verschanzungen der Feinde bemerket hatte, diese scheinbaren Merkmaale der Schwäche und Muthlosigkeit keiner andern Ursache bey, als dem Mißtrauen auf ihre Kräfte und dem Schrecken vor seiner Macht; desto leichter, meynte er, sollte es ihm werden, einen so furchtsamen Prinzen zu überwinden. In dieser Hoffnung machte er auch einige Versuche, über den Strom, den man in verschiednen Gegenden durchwaten konnte, hinüber zu setzen; aber die Vorstellungen seiner Generale, die ihm eine unfehlbare Niederlage prophezeyten, wenn er sich unterstünde, über einen Strom zu setzen, dessen Ufer mit zwey mal hundert tausend Mann und zweyhundert Canonen gedeckt wären, hielten ihn noch zurück; so daß die beiden Armeen einige Tage hinter einander weiter nichts thaten, als daß eine die andre beobachtete. Azemudine erstaunte über die Vorsichtigkeit seines Onkels um desto mehr, weil er sie gar nicht

erwartet hatte: und da er endlich in Sorgen gerieth, daß die Zeit zum Feldzuge verlaufen möchte, ohne daß etwas Entscheidendes vorfiele, wo fern er nicht selbst das Hinderniß aus dem Wege räumte, das den Feind itzt abhielt, zum Handgemenge zu kommen, so ließ er etwas mehr von Schrecken und Bestürzung blicken. Nachdem er einige Ladungen aus dem schweren Geschütze auf seine Verschanzungen ausgehalten hatte, brach er den 19ten Junius mit der größten Eilfertigkeit sein Lager ab. Azam-Schach, der von einer Anhöhe, auf Azemudine's Bewegungen Achtung gab, wurde seinen Rückzug gewahr: "Sie reißen aus die Bärenhäuter,,! sagte er, "geschwind! wir wollen ihnen nachsetzen; „itzt giebt uns der Himmel den Sieg und das „Kaiserthum„.

Bey den Worten geräth die Armee in Bewegung, und setzt in der besten Ordnung über den Strom. Azemudine setzte unterdessen beständig seinen Rückzug fort, bis er in eine Ebne gelanget war, die er sich ausdrücklich zum Schlachtfeld ausgelesen hatte. Nunmehr machte er Halte; seine Armee kehrt sich um, und bietet dem Feinde die fürchterlichste Fronte. Da es jedoch schon spät am Tage war, so bleibt es diesen Abend noch bey bloßen Schormützeln, die der blutigen Schlacht zum Vorspiele dienten, welche den Tag darauf geliefert wurde.

Azam-Schach brachte die Nacht in der größten Unruhe zu, schämte und ärgerte sich über sich selbst, weil er doch mit aller seiner Erfahrung

fahrung nicht gemerkt hatte, daß Azemudine's verstellter Rückzug weiter nichts gewesen war, als ein listiger Fallstrick, um ihn zum Treffen zu locken. Es war ihm gar nicht unbekannt, daß die kaiserliche Armee zahlreicher wäre, als seine eigne; auch hatte er sich anders keine Hoffnung gemacht, zu siegen, als bloß durch die Furcht, die er itzt dem feindlichen General und seinen Truppen aus Uebereilung zugetraut hatte. Unterdessen behielt er sein Mißtrauen, und die traurigen Ahndungen, die sein Gemüth beunruhigten, bey sich, und zeigte sich den folgenden Morgen (am 20sten Junius) beym Anbruch der Morgenröthe schon auf dem Schlachtfelde, da er sich dann um desto aufgeräumter und herzhafter anstellte, je weniger Heiterkeit und gute Hoffnung er wirklich im Herzen hatte. Er stellte seine Armee in sehr gute Ordnung; sich selbst hielt er im Centrum, und das Commando über den rechten Flügel trug er seinem ältesten Sohne Bedarbach, so wie das Commando über den linken einem andern von seinen Söhnen, Namens Velaja auf. Sodann ritt er durch die Linien hin und her, ermunterte seine Soldaten, tapfer zu fechten, führte ihnen das Beste der muselmännischen Religion zu Gemüthe, welche Schach-Halam, wie er ihm schuld gab, auszurotten willens wäre: "Welch eine Schande „für euch„, rufte er aus, "welch ein Kummer „für mich würde es seyn, Camaraden, wenn „ihr euch von diesen Kindern des Brama den „Sieg nehmen ließet! denn der Feind, der un-

„ter

„ter seinen Fahnen fast keinen Jünger Maho-
„mets zählt, hat sich genöthigt gesehen, ab-
„göttische Indianer wider euch zu bewaffnen,
„ein weichliches, feigherziges, weibisches Volk,
„mit dem ich euch in gar keine Vergleichung sez-
„zen könnte, ohne euch damit einen Schimpf
„anzuthun. In der That, hier sehe ich den
„Kern der Mogoln und Tatarn, vor welchen
„sich noch niemals eine Nation in Asien hat im
„Felde halten dürfen; hier sehe ich Soldaten,
„die unter der ehrenvollen Last der Waffen grau
„geworden, die die Gefehrten der Strapazen
„und der Siege Orangzeb's gewesen sind, und
„die itzt wider verächtliche Sklaven zu fechten
„haben, welche man eben erst vom Ackerbau hin-
„weg gerissen hat. Der General, der sie com-
„mandirt, verdient es, an der Spitze einer sol-
„chen Armee zu stehen; es ist nicht der Tyrann
„von Indien selbst; der Feigherzige! er fürchtet
„sich zu sehr vor unsrer Tapferkeit, und hat sich
„vor der Gefahr in Sicherheit begeben; er hat
„die Sorge für sein Schicksal einem Sohne an-
„vertrauet, der nichts weniger, als die Gaben
„eines Generals, der nicht einmal die Herzhaf-
„tigkeit eines Soldaten besitzt. Seyd ihr nicht
„selbst Augenzeugen von seinem Schrecken, und
„von seiner Flucht gewesen? Wenn er demnach
„heute gleichwohl zum Gefecht entschlossen zu seyn
„scheint; so thut er es bloß darum, weil er nicht
„mehr entkommen kann. Cameraden, ich würde
„erröthen, wenn jemand unter euch mich wollte
„mit diesem jungen Banjan vergleichen, da ich von

„meiner zartesten Kindheit an in Lägern und mit„ten unter den Waffen erzogen worden, da ich „der Ueberwinder der Könige von Golconda „und Visapour bin, da ich fast eben so viel Sie„ge, als Jahre, zählen kann. Lasset uns dem„nach unter dem Segen Mahomets diesen Göz„zendienern zeigen, daß ein General und Sol„daten, die in Orangzeb's Schule gezogen „worden, unüberwindlich seyn. An den Em„pfindungen der Freude und des Vertrauens, die „mir sein Name und der Anblick von euch ein„flößt, merke ich, daß dieser große Mann vom „Himmel herab noch über unser Bestes wacht, „und daß er uns mit einem neuen Ruhme be„glücken wird. Ich gebe euch hiermit alle die „Schätze preis, wovon das feindliche Lager voll „ist; ich selbst suche in dem Siege nichts, als das „Glück, euch von dem verhaßten Joche zu be„freyen, welches euch der Freund und Verthei„diger des Götzendienstes angedrohet hat".

Azamudine vertheilte seiner Seits indessen seine Armee in drey Corps, die einander an Stärke ziemlich gleich waren; er selbst nahm seinen Posten in dem mittlern Corps; sein Sohn **Muhammed-Guerry** commandirte zur Rechten, und sein Enkel **Iskandar** zur Linken. **Azamudine** las, indem er durch die Linien hin und her ritt, die Freude und das Vertrauen auf dem Gesichte der Officiers und Soldaten; von allen Seiten empfieng man ihn mit Freudengeschrey; ein jeder schwur ihm zu, sein Blut bis auf den letzten Tropfen für den Kaiser zu vergies-

sen.

sen. Der Sultan fand also gar nicht für nöthig, viel Worte zu machen, um eine Armee anzufeuern, von der er sich gar keine bessern Gesinnungen zu wünschen brauchte, als er sichtbarlich bey ihnen fand. Er that also weiter nichts, als daß er hin und wieder von seinem Elephanten herab rief: "Da sehet nur, endlich ist er uns „doch ins Garn gelaufen, der tollkühne Prinz, „dem die Ehrsucht und das Verbrechen, die „Waffen wider sein Vaterland in die Hände ge„geben haben. Der Himmel ist endlich seines „Stolzes und seiner Grausamkeiten müde wor„den, und hat ihn seines eignen Verstandes be„raubet, um ihn einem Bruder in die Hände „zu geben, den er zu beschimpfen, sich ein bar„barisches Vergnügen gemacht hat: wie wird er „sich nunmehr aus dem Abgrunde, den er sich „selbst gegraben hat, retten können? Er hat den „Narbada-Strom im Rücken, zur Rechten und „zur Linken hat er Wälder und unwegsame Ge„birge; anders kann er gar nicht entkommen, „als daß er sich durch unsre Armee durchschlagen „muß. Nunmehr, tapfre Camaraden, ist es „eure Sache, es so zu machen, daß kein einzi„ger von unsern Feinden euren Streichen entge„he. Den heutigen Tag müsse ihre völlige Nie„derlage, und die Beendigung des bürgerlichen „Krieges verherrlichen! Ruhm und die herrlich„sten Belohnungen, verdiente Früchte des Sie„ges, erwarten euch. Ich sehe bereits die Ent„schlossenheit, den Heldenmuth, und die Unge„duld aus euren Augen blinken; so gehet dann

„unter dem mächtigsten Schutze des höchsten „Wesens, euren Fürsten und euer Vaterland „wegen der widerrechtlichen Eingriffe dieses un„würdigen Abkömmlings eines Tamerlan zu „rächen„.

Mit den Worten giebt er das Zeichen zum Angriffe. Muhammed-Guerry, sein ältester Sohn, setzt sich, an der Spitze des rechten Flügels, zuerst in Bewegung, und dringt in den linken der feindlichen Armee ein; aber Sultan Baderbach säumte nicht, diesen Schaden wieder gut zu machen; er sammelt seine Truppen wieder zusammen, führt sie von neuem ins Feuer, und gewinnt einen Theil von dem Terrein wieder, das er verloren hatte. Mitten unter dem Handgemenge erblickte er den Prinzen Muhammed, der aufs tapferste focht, und gieng also mit aller der Wut auf ihn los, welche die Nebenbulerschaft im Ruhme, in den Jahren, und in dem persönlichen Interesse nur zu erregen fähig ist. Muhammed begehrte dem Streite nicht auszuweichen; es entstand also eine Art von Zweykampfe zwischen den beiden Prinzen; binnen kurzem waren ihre beiderseitigen Köcher von allen Pfeilen ausgeleert, aber Baderbach, der dießmal glücklicher, oder vielleicht erfahrner war, trifft seinen Feind mit einem Wurfspieß und bringt ihm eine tödtliche Wunde bey. Dieser stößt ein heftiges Geschrey aus, und da er nicht ungerochen sterben will, nimmt er alle seine Kräfte zusammen, und thut einen so schrecklichen Stoß mit der Lanze nach dem Baderbach, daß

er ihm damit das Leben nimmt. Dieses letztere Bestreben hat aber seine Kräfte dermaaßen erschöpfet, daß er mit Baderbach in einem und eben demselben Augenblicke todt von seinem Elephanten herunter stürzt.

Auf dem linken traf der Prinz Valaja zuerst auf Iskandar, der gegen ihn stand, und machte ein großes Blutbad unter den Kaiserlichen; aber der Feind rückte desto zahlreicher wieder zum Treffen an, und nunmehr wurde das Gefecht eines der grausamsten. Valaja sah sich, troß der äußersten Anstrengung seiner Kräfte, gezwungen, zu weichen; man dringt in ihn ein, man umringt ihn, man läßt ihm keine Zeit zu sich selbst zu kommen: weil nun der Elephant, auf welchem er saß, durch die Menge von Feinden, die mit jedem Augenblicke dichter um ihn wurden, nicht mehr hindurchdringen kann, so faßte Valaja den Entschluß, von demselben abzusteigen, und sich auf ein Pferd zu setzen; aber eben indem er diese Bewegung macht, wird er angefallen, gefangen genommen und nach dem Lager des Siegers geführt, aus welchem man ihn auf das Schloß Goualeor führte; das ganze Reich glaubte auch lange Zeit, er wäre im Treffen ums Leben gekommen.

Azam-Schach focht seines Theils mit mehrerer Gleichheit; aber er hätte doch seiner gänzlichen Niederlage nicht entgehen können, wofern ihm nicht die Nacht zu Hülfe gekommen wäre, unter deren Begünstigung er sich in sein Lager zurück zog. Nunmehr erfuhr er erst, daß er ei-

nen Theil von seinen Truppen, und seine beiden Söhne verloren hatte; die Verzweiflung nahm in seinem Herzen Platz, er wälzte sich auf der Erde herum, er schäumte vor Wut, er beschwerte sich über Himmel und Hölle, daß sie einen Bund gemacht hätten, ihn ins Verderben zu stürzen. Und als er von diesem Anfalle der Raserey endlich wieder zu sich selbst kam, verfluchte er seine eigne Tollkühnheit, daß er über den Strom gegangen wäre, und einer Armee nachgesetzt hätte, die doch zahlreicher war, als seine eigne. Die Größe seines Unglücks, und insonderheit der Tod seiner beiden Söhne, (denn er meynte, Valaja wäre auch im Treffen geblieben,) die Unmöglichkeit, sich mit der Flucht zu retten, stürzten ihn in Convulsionen; sein Leben ward ihm zur Last, und er zückte schon seinen Dolch, um sich damit das Herz zu durchbohren. Seine Freunde reißen ihm denselben aus der Hand; man sucht ihn zu bereden, es sähe so gar schlimm noch nicht mit seiner Sache; der Feind habe mehr verloren, als Er; und kurz, er müsse auf die Erhaltung seines Lebens bedacht seyn, um den Tod seiner Söhne zu rächen. Diese Vorstellung schien ihn zu beruhigen; er ließ den Anschlag, sich ums Leben zu bringen, so lange anstehen, bis er sein Heil noch einmal versuchet haben würde; mit einem Worte, er beurlaubte seine Generale mit dem Befehle, daß sie sich auf den folgenden Morgen in Bereitschaft halten sollten, den Feind mit Anbruche des Tages zu überfallen.

Allein

Allein während der Nacht vor diesem zweyten Treffen, veranstaltete Azamudine eine besondre Art des Angriffs, deren sich der Feind gar nicht versah, und die ihn vollends zu Grunde richten mußte. Man brachte auf seinen Befehl alle Cameele von der Armee, über fünfhundert an der Zahl zusammen, und belud dieselben auf dem Rücken, da wo die beiden Buckel einen Zwischenraum lassen, mit einem kleinen Feldstücke; jedem von diesem auf neue Art gesattelten Cameele gab man zween Führer und drey Canoniers bey, und so stellte man selbige an der Spitze der Armee, in eine einzige Linie. Mit Anbruche des Tages rückte Azam-Schach mit seiner Armee aus, um das Treffen anzufangen. Man ließ ihn ungehindert anrücken; und so bald man gewahr wurde, daß seine Leute nahe genug waren, um von dem schweren Geschütze getroffen zu werden, stellten die Führer ihre Cameele so, daß sie dem Feinde die Flanke zukehrten, und die Canoniers feuerten mit einer solchen Geschwindigkeit, und mit so trefflichen Erfolge hinter einander weg, daß die Unordnung, die Bestürzung und das Schrecken sogleich unter der feindlichen Armee überhand nahmen, und dieselbe ganz unthätig blieb. Azamudine, der seine zahlreichen Truppen im voraus so gestellt hatte, daß sie die Truppen des Königs von Dekan überflügeln konnten, eilte währender Zeit selbst hervor, das Haupttreffen des Feindes anzugreifen, welches schon durch die Artillerie in Unordnung gebracht war; hierauf weicht alles,

giebt alles die Flucht, und auf solche Weise entstand nicht so wohl ein eigentliches Treffen, als vielmehr eine allgemeine Niederlage und ein Blutbad, welches acht Stunden währte. Der Sieger gab fast gar keinen Pardon; er metzelte unmenschlicher Weise eine Menge Unglückliche nieder, die aus allen Kräften umsonst auf ihren Knien Aman (um Barmherzigkeit) schrien; kurz, es war nichts entsetzlicher und erschrecklicher, als der Anblick, den itzt das Schlachtfeld darbot; Pferde, Cameele, Elephanten, verwundet, wütend, alles unter einander, und die Officiers mitten darunter auf die Erde hingestreckt. Die Soldaten, die Bedienten und die Weibsleute, machten ein jämmerliches Geschrey, und wendeten vergebens alle ihre Kräfte an, sich von der Menge der Flüchtlinge loszuwickeln. Von dem Platze, wo man das Treffen angefangen hatte, bis an den Narbada-Strom lag alles mit Blut und todten Körpern bedeckt. Nunmehr hörte Azam-Schach keinen Rath weiter an, als der ihm seine Verzweiflung eingab. Nachdem er sich in Gesellschaft seiner auserlesensten Helden bis aufs äußerste gewehrt, und mehr als menschliche Bemühungen angewendet hatte, entgiengen ihm endlich alle Kräfte; er war verwundet; und weil er sich hauptsächlich fürchtete, dem Feinde lebendig in die Hände zu fallen, so stieß er sich selber den Dolch ins Herz, damit er nicht den Schimpf hätte, von einer unedlern Hand zu sterben, als seiner eignen.

Ein so vollkommener Sieg machte Azemudinen zum Herrn über Dekan und Guzurate; die Städte in diesen beiden Königreichen unterwarfen sich eine nach der andern wie um die Wette, und lieferten die Anhänger des unglücklichen Azam-Schach, so wie seine Schätze, den Händen des Ueberwinders aus. Bald darauf verfügte sich der Kaiser selbst in seine neu eroberten Länder, um darinnen die Huldigung anzunehmen.

Jedermann erwartete nunmehr, daß man endlich der Ruhe wieder genießen würde. Schach-Halam für seine Person war so genügsam, daß er Rambachen in dem ruhigen Besitze der Staaten, die Orangzeb ihm ausgesetzt hatte, gerne nicht stören wollte. Zudem dachte er an die Verpflichtung des Eides, welchen er seinem Vater Orangzeb schwören müssen, ehe er aus seinem Gefängnisse gekommen war, daß er seine Brüder in dem ruhigen Besitze der Erbantheile, die er ihnen etwan aussezzen möchte, lassen wollte. Azam-Schach's Familie hatte man mit gutem Fug des Ihrigen berauben können, weil dieselbe den bürgerlichen Krieg angefangen hatte; aber was für einen Vorwand konnte man haben, Rambachen sein väterliches Erbe zu nehmen, einem genügsamen, tugendhaften, vernünftigen Fürsten, der nicht allein an Azam-Schach's Streitigkeiten mit dem Kaiser keinen Antheil genommen,

sondern auch die Achtung, die er seinem ältern Bruder schuldig war, niemals aus den Augen gesetzt hatte?

Aber die Ehrsucht bey Schach-Halam's Söhnen vernichtete in dem Herzen dieses gar zu gefälligen Vaters die Regungen der Natur, die Empfindungen der Menschenliebe und der Gerechtigkeit, und die Verpflichtung der Eidschwüre. Nachdem er ihren Bitten und Vorstellungen lange Zeit widerstanden, und ihnen die ausdrückliche Erklärung gethan hatte, daß er es nach Einziehung der Königreiche Dekan und Guzurate an seinen Eroberungen genug seyn lassen wollte, ließ er sich auf einmal überreden, und gab Befehl, daß die Armee aufbrechen, und Golconda und Visapour erobern sollte. Man hat angemerkt, daß er diesen ungerechten Befehl nicht eher gegeben haben soll, als nachdem er Orangzeb's Grab besuchet gehabt; nicht anders als hätte die Unersättlichkeit, wovon dieser Prinz Zeit seines ganzen Lebens so viel Proben gegeben hatte, nunmehr einen gleichen heißhungrigen Geiz bey seinem Sohne rege gemacht.

Dem sey jedoch, wie ihm wolle, genug, es brachen also viermal hundert tausend Mann auf, die man in verschiedne Corps vertheilt hatte, und nahmen ihren Weg nach Rambach's Staaten. Der unglückliche König von Golconda dachte bey dem Anblicke des Ungewitters, das ihm mit solchem Ungestüm über den Hals kam, weiter auf nichts, als wie er es von sich abwenden

den wollte; er nahm seine Zuflucht zu den Waffen der Ohnmächtigen, zum Bitten und zur Demüthigung; er schickte dem Kaiser prächtige Geschenke zu; er erbot sich, ein Vasall des Reichs zu werden, und Tribut zu bezahlen; mit einem Worte, die Sultaninn Eldepari, seine Mutter, welche Orangzeb aufs zärtlichste geliebt hatte, kam selbst, und that dem Kaiser einem Fußfall; sie suchte zum Besten ihres Sohnes die Stimme der Natur und der Blutsverwandtschaft, die Billigkeit und Genügsamkeit Schach-Halam's, Tugenden, die ihm angeboren waren, bey ihm rege zu machen. Das rührende Schauspiel einer Königinn zu seinen Füßen, die Beredtsamkeit, die Thränen und der Kummer einer Mutter erweichten diesen Prinzen; er ließ sich besänftigen, und berief seine Truppen zurück. Allein kaum war die Sultaninn wieder fortgereist, ihrem Sohne diese angenehme Nachricht zu bringen, so lagen dem Schach-Halam seine Kinder wiederum auf dem Halse. Es gab keine Triebfeder, die sie nicht in Bewegung gesetzt, keine Intriguen, die sie nicht angewendet hätten, um ihren Vater zu eben der Ehrsucht zu verleiten, von der sie selbst besessen waren; aber es wollte ihnen schlechterdings nicht anders glücken, als mit Hülfe einiger Mullahs, welche sie anstifteten. Diese Nichtswürdigen machten dem Kaiser ein Verbrechen daraus, daß er mit dem Sohne einer Christinn, mit dem Bundesgenossen der Franguis, Mitleiden haben wollte; kurz, sie über-

übertäubten ihn dermaaßen mit ihrem unaufhörlichen Geschrey von Religion und Tugenden, daß es ihnen gelang, alle Gerechtigkeit und Menschenliebe, die ersten und vornehmsten unter allen Tugenden, in seinem Herzen zu ersticken. Mit einem Worte, die Truppen erhielten aufs neue Befehl, ihren Marsch fortzusetzen, und den Krieg anzufangen.

Da sich also Rambach in die Nothwendigkeit gesetzt sah, die Last des Krieges mit so ungleichen Kräften gleichwohl zu übernehmen; so zog er eine Armee von hundert tausend Mann zusammen. Seine Unterthanen, von denen er angebetet wurde, kamen seinen Bedürfnissen zu Hülfe, und versahen ihn mit Geld und mit Kriegsvorräthen. Er wendete sich mit seiner sämmtlichen Macht nach Visapour, worinnen er sich eine geraume Zeit wehren konnte, weil man in diesem Königreich über zweyhundert Plätze zählt, die von der Natur eben so sehr befestiget sind, als durch die Kunst. Rambach hatte noch nicht vergessen, wie viel Zeit, Strapazen, Schätze und Blut die Eroberung von Visapour vormals den Orangzeb gekostet; daher ließ er auch nicht alle Hoffnung sinken, daß er wenigstens diesen Theil von seinen Staaten noch würde behaupten können. Er warf demnach starke Besatzungen in die Plätze, und im freyem Felde blieb er selbst mit einem ansehnlichen Corps Reiterey; allein ein neuer Feind, der ihm um eben die Zeit über den Hals kam, wurde die Ursache seines Unterganges. Dieser Feind war Daut-

Cam,

Cam, einer von Orangzeb's berühmtesten Generalen; ein Mann, der das Statthalteramt in Carnate bekleidete, der bey dem letzten bürgerlichen Kriege neutral geblieben war, indem er sich das Privilegium zu Nutze gemacht, das die Vice-Könige und Großen in Indostan haben, während der Kriege, welche die Prinzen von der Kaiserlichen Familie um der Thronfolge willen mit einander führen, die Neutralität zu beobachten, ohne daß ihnen der Sieger daraus ein Verbrechen machen könnte. Rambach hatte von einem Generale, dem er schon oft wichtige Proben von seiner Hochachtung und Freundschaft gegeben, dießmal wenigstens eine gleiche Mäßigung erwartet; aber Daut-Cam war ein Sklave der Hoheit und des Glückes, der nicht allein seinen unglücklichen Freund vergaß, sondern so gar mit der völligen Erbitterung eines unversöhnlichen Feindes auf ihn losgieng. Er that also mit seiner gesammten Macht einen Einfall in das Königreich Golconda, welches er in kurzem eroberte. Rambach sah sich auf diese Art von allen Seiten angegriffen, verrathen, verlassen, und befand sich gar bald in das beweinenswürdigste Elend versetzet. Seine Truppen gaben alle Hoffnung auf, ihn zu retten, und liefen haufenweise von ihm; und die Städte in seinen Königreichen verschlossen ihre Thore vor ihm, um sich nicht mit ihm unglücklich zu machen.

Lange Zeit irrte Rambach in seinen eignen Staaten mit etwan acht tausend Mann herum, die

die es nicht über ihr Herz bringen konnten, ihn zu verlassen. Es ist unbeschreiblich, wie viel er hierbey auszustehen hatte. Verfolget, überall umringet, dem Hunger und äußersten Elende bloßgestellt, müde noch länger mit seinem Schicksale zu kämpfen, wagte Rambach einen Versuch, nach den christlichen Colonien zu flüchten, die mit seinen Staaten benachbart waren; aber seine Feinde hatten ihm schon die Wege versperret. Nunmehr faßte der unglückliche König einen verzweiflungvollen Entschluß: er gieng an der Spitze der Handvoll Soldaten, die ihm noch übrig geblieben waren, auf Daut-Cam los, und ließ sich einige Meilen von Golconda mit ihm in ein Treffen ein. Sein kleiner Trupp wurde binnen weniger als einer halben Stunde, daß das Gefecht dauerte, zersprenget und über den Haufen geworfen; Er selbst, weil er den Verlust seiner Crone nicht überleben konnte, suchte seinen Tod in dem Gewühl der Feinde, wo er ihn auch fand. Einige sagen, er sey durch einen Pfeilschuß ums Leben gekommen; andre behaupten, ob er gleich alles angewendet, so sey er doch dem Daut-Cam lebendig in die Hände gerathen, der ihm dann vor seinen Augen hätte den Kopf abschlagen lassen. Auf eine so klägliche Weise fand der tugendhafteste Fürst in Indien seinen Untergang. Seine Staaten fielen also dem Kaiser Schach-Halam anheim, der nunmehr endlich den ruhigen Besitz der alten so wohl als neuen Eroberungen genoß, welche von seinen Vätern gemacht worden waren. Ein

Glück

Glück für ihn, wenn es nicht Ungerechtigkeit gewesen wäre, die ihn zum Herrn über Kambach's Erbtheil machte! Das unschuldige Blut dieses Bruders schrie um Rache zum Himmel; und jedermann maß die Schuld an den Unglücksfällen, die seit der Zeit Schach-Halam's Nachkommenschaft in Menge getroffen haben, der Missethat bey, daß man dieses Blut vergossen hatte. Er selbst, Schach-Halam, erlebte diese Unglücksfälle nicht. Er starb, nachdem er seine Regierung sechs Jahr lang, mit minder Aufsehen, als Orangzeb, aber mit mehr Ruhe und Zufriedenheit geführt hatte. Den Frieden und die Ruhe zu erhalten, war die vornehmste Absicht seiner Bemühungen; und die Ungerechtigkeit, deren er sich gegen Kambachen schuldig gemacht, suchte er in den Augen seiner Unterthanen, durch die Billigkeit, Gelindigkeit und Menschenliebe, womit er seine Völker beherrschte, wieder in Vergessenheit zu bringen; allein die Erben dieses Prinzen folgten dem Exempel nicht, das er ihnen gegeben hatte. Die Ehrsucht, die Grausamkeit, die Weichlichkeit und die Niederträchtigkeit lenkten alle ihre Schritte, und stürzten sie in den Abgrund von Unglücksfällen, worinnen wir sie heut zu Tage schmachten sehen.

Schach-Halam hatte kaum die Augen geschlossen, so griffen seine Söhne zu den Waffen, um das Kaiserthum an sich zu reißen. Das Indostanische Reich mußte die nämlichen Unglücksfälle empfinden, wie unter den vorhergehen.

gehenden Regierungen; man sah auch die nämlichen Verbrechen, so wie die nämlichen Verräthereyen. Sultan Mogedine oder Moezzedin, der älteste unter allen, trug den Sieg über seine Brüder davon, und ließ sie hinrichten. Aber noch in eben dem Jahre ward er wiederum von seinem Neffen Farukh-Schir oder Ferruschier überwunden, und mußte sein Heil in der Flucht und in der Einsamkeit suchen, worinnen er von der Zeit an vergraben blieb.

Ferruschier war auf dem Throne um nichts glücklicher, als sein Vorgänger. Denn kaum hatte er vier Jahr regieret, so wiederfuhr ihm das Unglück, zu welchem die Gottheit die Söhne und Enkel Schach-Halam's, welche die Anstifter von Rambach's Tode waren, verurtheilet zu haben scheint. Ferruschier hatte ein Paar Brüder, die sich die Seids nannten, aus dem Staube erhoben, und in die vornehmsten Aemter gesetzt; er hatte sie mit Ehren und Reichthum überhäufet, um sie für die Tapferkeit zu belohnen, mit der sie ihm wider den Sultan Mogedine beygestanden hatten: aber er fand Ursache, sich es gereuen zu lassen, daß er ihnen die Bürde der Regierung übertragen hatte, um sich einzig und allein der Weichlichkeit zu ergeben. In der That führten diese beiden Männer, von denen der eine eben so heißhungrig, grausam und ehrsüchtig war, als der andre, eine solche Regierung, daß das Reich unter der Last ihrer Tyranney seufzte, und sie den Kaiser bey allen seinen Unterthanen verhaßt machten.

Fer-

Ferruschier, der die allgemeine Erbitterung der Völker gegen sich selbst mit ansah, und der unaufhörlichen Empörungen, denen er seit der Erhebung seiner Favoriten zu begegnen hatte, müde worden war, faßte den Entschluß, ihnen ihre Bedienungen zu nehmen. Sie schienen sich auch mit völliger Ergebenheit dem Willen des Kaisers zu unterwerfen: aber sie schworen ihm in der Stille sein Verderben zu. In das Interesse ihrer Rache zogen sie die Großen des Hofes, die ihnen ihr Glück zu danken hatten, und die unfehlbar in ihren Untergang mit verwickelt worden wären. So machten sie dann alle zusammen eine mächtige Partey aus; aber Ferruschier lebte dabey in einer so sorglosen Sicherheit, daß er die heimlichen Anschläge seiner alten Favoriten nicht einmal bemerkte. Nachdem also die Seids die Omrhas, welche die Wache bey dem Kaiser zu besorgen hatten, auf ihre Seite gezogen; so dringen sie zur Nachtzeit in den Palast bey Dehly, lassen Weiber, Verschnittne, Officiers und Minister, alles ohne Unterschied über die Klinge springen, und so treten sie mit den Händen voller Blut vor den Kaiser. Sogleich wird der Kaiser in Verhaft genommen, mit silbernen Ketten beleget, und vor den General-Dorban gebracht, welchen die Häupter der Verschwornen zusammen berufen hatten. Hier legte man dem unglücklichen Könige mancherley wahre oder vermeynte Verbrechen zur Last, und mit einem Worte, man erklärte ihn der Regierung verlustig; wor-

auf man ihn so gleich nach dem Schlosse Goualeor abführte, und ihm daselbst die Augen ausbrannte.

Die Rebellen nahmen zugleich seinen Vetter, den Sultan Refieddenedjar oder Raschideddeeregtiar, aus dem nämlichen Gefängniß, und ruften ihn zum Kaiser aus. Das erste, wofür der neue Monarch sorgte, war, daß er seinen Vorgänger vollends hinrichten ließ; aber es währte auch nicht lange, so wiederfuhr ihm ein gleiches Schicksal. Die Seids, die nichts anders erwarteten, als daß sie unter der Regierung eines Prinzen, der ihnen seine Crone zu danken hatte, eines desto größern Ansehens genießen würden, bemerkten mit einer von Unwillen verbitterten Empfindlichkeit, daß der Kaiser einen heimlichen Haß auf sie geworfen hatte. Bey leeren Klagen stehen zu bleiben, dazu hatten sich diese Bösewichter mit dem Laster schon zu genau bekannt gemacht. Sie wiegeln also ihren Anhang nochmals auf, überfallen den Kaiser an der Spitze eines Haufens von Verschwornen auf der Jagd, und bringen ihn um. Von der Stelle giengen sie nach dem Gefängnisse des Reffieudelet oder Raschideddoulet, eines Bruders des ermordeten Prinzen, machten ihn frey, und setzten ihm die Crone aufs Haupt.

Dieser neue Monarch vergab ihnen das Verbrechen, durch welches er auf den Thron gelanget war, und überließ ihnen seine ganze Gewalt; allein der Himmel ließ ihn nicht lange die Früch-

te einer Freventhat genießen, an der er vielleicht nicht ganz unschuldig war. Er starb, und hinterließ den Thron seinem Vetter Nasreddin-Muhammed-Schach, welchem die Seids, die damals mächtiger waren, als alle Fürsten und andre Große des Reiches, die Crone zuwenden wollten.

Muhammed-Schach, ein Sohn des Sultans Ogbiangar, und Enkel des Kaisers Schach-Halam, war kaum aus den Kinderschuhen getreten, da er den Thron bestieg. Wie es scheint, so war von Tamerlan's Nachkommenschaft fast Niemand mehr übrig, als dieser einzige Prinz. Schach-Halam's zahlreiche Familie war in den bürgerlichen Unruhen, Verschwörungen und Kriegen umgekommen, die das Reich seit zehen Jahren zerrüttet hatten; allein die Unglücksfälle, welche die Indianer unter den vorhergehenden Regierungen erlitten hatten, lassen sich mit denenjenigen in gar keine Vergleichung setzen, denen sie unter der Regierung Muhammed's zum Raube werden sollten. Die bisherigen Staatsveränderungen waren fast bloß für die Prinzen vom kaiserlichen Hause, und für die, so an ihren blutigen Händeln Theil genommen hatten, unglücklich ausgefallen; das Kaiserthum selbst hatte sich mitten unter den bürgerlichen Kriegen vergrößert, und durch die Gewalt der Mogolschen Waffen waren fast alle Regierungen in Indien vernichtet worden. Unter dem ohnmächtigen Muhammed hingegen wird das große indostanische Kaiserthum ein ganz

neues Schauspiel geben. Dieser so weitläuftige, so reiche, so blühende Staat wird die schrecklichsten Widerwärtigkeiten erfahren; auf einer Seite werden ihn die Perser, auf der andern die Patanier und Maratten schwächen; der Kaiser selbst wird ein Ball seyn, mit dem seine Favoriten und Minister nur spielen; er wird sich verrathen, und von seinen Generalen einem wilden Eroberer in die Hände geliefert sehen, der ihm zwar das Leben und die Crone läßt, aber nicht anders, als nachdem er ihn die größte Bitterkeit des Unglücks, und den äußersten Schimpf der Erniedrigung empfinden lassen. Kaum wird Muhammed den Ketten seines Ueberwinders entgangen seyn, so muß er mit Schmerzen sehen, daß seine vornehmsten Unterthanen sich wider ihn auflehnen, sich mit seinen eignen Wohlthaten wider ihn rüsten, und sich zu eigenmächtigen Herrschern über die Länder aufwerfen, deren Verwaltung er ihrer Treue anvertrauet hatte; noch allzuglücklich, wenn sich diese neuen Regenten, die vormals seine Sklaven waren, nunmehr nur gefallen lassen, Tributarien und Vasallen eines Königs zu heißen, dem sie doch weiter nicht zu Diensten seyn werden, als es ihnen ihr eignes Interesse verstattet! Und endlich wird dieser unglückliche Fürst doch noch durch die Hände seiner Minister umkommen, um seinem Sohne nichts besseres zu hinterlassen, als einen in seinen Grundfesten erschütterten Thron, eine Gewalt, die er gleichsam nur bittweise genießt, eine Herrschaft, die sich kaum über die

Re-

Residenz und die benachbarten Städte erstreckt; weiter kein Einkommen, weiter keine Armeen, als die ihm die eigenmächtigen Verwalter der kaiserlichen Güter und Einkünfte freywillig zukommen lassen wollen; so ungefähr sieht das schreckliche Schauspiel aus, welches uns Indostan darbieten wird.

Den Grund eines so plötzlichen Verfalls, einer so kläglichen Revolution, darf man in nichts anders suchen, als in der Feigherzigkeit und Schwachheit des Kaisers. Muhammed war im Schatten des Serrail, unter den Augen einer wollüstigen Mutter erzogen; und er selbst athmete Zeit seines ganzen Lebens nichts als Weichlichkeit, Lustbarkeiten und Pracht. Von Natur hatte er eine große Anlage zur Gutherzigkeit, zur Gnade, zur Sanftmuth und Menschenliebe; dagegen aber sah man niemals an ihm den geringsten Funken von Herzhaftigkeit, von Standhaftigkeit, von Hoheit der Seele, von Entschlossenheit und Größe des Geistes; die Kunst, die große Kunst, die Menschen kennen zu lernen, verstand er ganz und gar nicht; eine Kenntniß, die den Beherrschern der Erde so nützlich ist: er hatte also das Schicksal, daß diejenigen, die in seinen Diensten standen, fast lauter Betrüger, Niederträchtige und Bösewichter waren. Daher kam es dann, daß er alle Menschen nach denen, die immer um seine Person waren, beurtheilte, und sie allesammt für Geizhälse, für verstellte Menschen, für Heuchler, für Schmeichler und für Wollüstlin-

ge hielt. Vielleicht achtete er es nicht einmal der Mühe werth, sich um ein so verachtenswürdiges Menschengeschlecht viel Kummer und Sorge zu machen; und es kann leicht seyn, daß er, um dasselbe zu bestrafen, die Regierung darüber verdorbnen Ministern preis gab. Doch damit möchten wir wohl seiner Einsicht noch zu viel Ehre anthun; der Reiz des Vergnügens und der Hang zum Zeitvertreib allein war schon hinreichend, ihm die Pflichten des königlichen Amtes beschwerlich zu machen. Und was mußte nicht ein Reich, das schon so viele Jahre her durch Factionen und Verschwörungen beunruhiget und zerrüttet worden war, unter einem solchen Herrn befürchten? Dem erfahrensten, dem geschicktesten und beherztesten Steuermanne würde es schon sauer genug geworden seyn, mitten unter so viel Klippen und Ungewittern sein Schiff glücklich hindurch zu führen. Konnte es wohl fehlen, daß es unter einem jungen Prinzen, der weder Erfahrung noch Geschicklichkeit, noch Kräfte besaß, zu Trümmern gieng? Seinen nervenlosen Händen entfiel das Ruder, und nun wollte sich jeder desselben bemeistern; daher entstanden dann Mißgunst, Uneinigkeiten, heimliche Verständnisse, Thätlichkeiten, und endlich die traurige Zerscheiterung des Schiffes, von welchem Muhammed und seine Nachkommenschaft kaum noch einige elende Trümmern gerettet haben.

Die Seids regierten anfänglich unter Muhammed's Namen, und vor ihrem Ansehen

beugte

beugte sich alles. Der Kaiser selbst nahm so gut, als die Großen des Reichs, mit Zittern die Befehle dieser Königsmörder an: allein sie trieben ihren Stolz, ihre Raubereyen und ihre Tyranney dermaaßen aufs äußerste, daß Muhammed, so schwach und kurzsichtig er auch sonst war, wohl einsah, er müsse sich diese Leute vom Halse schaffen, oder sich einmal für allemal entschließen, Tag vor Tag neue Verschwörungen wider sein Leben aufkeimen zu sehen, dergleichen sich immer von Seiten der Verwandten und Freunde dererjenigen hervorthaten, die durch die Verfügungen der Verwalter seiner kaiserlichen Macht um ihr Leben kamen: unterdessen war doch für den Kaiser allemal gleich große Gefahr dabey, er mochte unternehmen, was er wollte, entweder sie auszurotten, oder sie in ihren Stellen sitzen zu lassen. Das Beyspiel von zweenen seiner Vorgänger, welche es schon ihre Crone und ihr Leben gekostet hatte, daß sie einen Versuch gemacht, diese Leute zu stürzen, machte ihn dermaaßen zittern, daß er mit der größten Sorgfalt verheelte, wie sehr er seine Minister haßte, und sich vor ihnen fürchtete. Unterdessen entdeckte jedoch der Großkanzler des Reiches, Azezia, die heimlichen Gesinnungen seines Herrn troß seiner Verstellung.

Dieser Mann, der in der Folge dem Reiche noch schädlicher ward, als die Seids selbst, war von der Ehrsucht ganz besessen. Er hatte die Erhebung der beiden Omrhas nicht anders, als mit der äußersten Wut und Mißgunst ange-

sehen; aber er hatte sich jederzeit vor ihrer Gewalt geschmiegt, aus Furcht, daß ihm eben das Schicksal wiederfahren möchte, das so vielen begegnet war, die unter ihren Streichen hatten erliegen müssen. So bald er demnach inne geworden war, daß dem Kaiser über die Gefahr, in der er schwebte, (es sey nun von Seiten der Seids, oder von Seiten der Großen und der Völker, die es überdrüßig worden waren, länger unter dem Joch ihres Hochmuths zu schmachten,) die Augen aufgegangen wären, faßte er den Entschluß, sich diese Entdeckung zu Nutze zu machen, um den Muhammed aufzuwiegeln, daß er die beiden Brüder stürzen sollte; indem er keinen Augenblick zweifelte, daß er der Erbe ihres nachgelaßnen Raubes, so wie ihres Ansehens, seyn würde, so bald sie aus dem Wege geräumet wären.

Eines Tages also, da man dem Kaiser, in Azezia's Beyseyn, Bericht von einigen Empörungen abstattete, die durch den Hochmuth und die Tyranney der Seids veranlasset worden waren, und dem Muhammed einige Seufzer entfuhren, welche die Furcht und den Unwillen, wovon sein Herz hin und her gezogen wurde, zu erkennen gaben, ergriff der Großkanzler sogleich die Gelegenheit, seinen Herrn vollends wider sie in Harnisch zu bringen. "Gnädigster Herr„, redete er ihn an, " wie lange soll noch der Thron „den frevelhaftesten Unternehmungen, Ver„schwörungen und Empörungen bloßgestellt „bleiben? Was für eine Menge Unglück haben

„wir

„wir nicht schon seit Schach-Halams Able-
„ben erlitten! Ist es dem getreuesten von
„deinen Sklaven erlaubt, dir hiermit seine Ge-
„sinnungen zu offenbaren: so darfst Du den
„Grund von den Widerwärtigkeiten und Un-
„glücksfällen des kaiserlichen Hauses in sonst
„nichts suchen, als in der Ehrsucht der Seids.
„Die Bösewichter! sie haben ihre Hände mit
„dem Blute von zweenen unsrer Könige besu-
„delt, und Dich selbst auf Tamerlan's Thron
„bloß in der Absicht gesetzt, unter Deinem Na-
„men zu regieren. So lange sie noch Odem
„holen, wirst Du weiter nichts, als ein Schat-
„ten, nichts als ein Gespenst von Regenten
„seyn. Die Flamme des Aufruhrs wird in
„allen Provinzen auflodern; ihr verhaßter und
„verfluchenswürdiger Name wird das Signal
„zur Vereinigung aller Factionen geben. Du
„darfst gar nichts bessers erwarten, als unauf-
„hörliche Empörungen. Ich habe den gerech-
„ten Abscheu, den Du gegen diese Tyrannen
„empfindest, gesehen; ich habe ihn in Deinem
„Herzen gelesen, und mir hat schon vor dem
„Gedanken geschaudert, wenn sie das geringste
„Mißtrauen gegen Dich fassen, daß sie das
„Aeußerste, das Entsetzlichste auch wider Dich
„wagen werden. Ja vielleicht sehen sie bereits
„ein, daß ein Fürst, der so menschlich ist, wie
„Du, ihre Missethaten nicht länger mit anse-
„hen könne, und arbeiten schon heimlich an ei-
„ner neuen Empörung; vielleicht ist das
„Schwerdt, welches schon mehr Könige umge-

„bracht hat, bereits über Dein geheiligtes Haupt
„ausgezogen. Ihren Streichen wirst Du
„anders nicht entgehen, als wenn Du eilest, sie
„aus der Welt zu schaffen, die sie mit ihren
„Basilisken-Blicken vergiften; anders, als
„durch diesen Schritt, wirst Du auch in dem
„Reiche keinen Frieden und keine Einigkeit er-
„halten. Ich sage es nochmals, Deine eigne
„Sicherheit und Deine Ehre beruhen auf der
„plötzlichen Hinrichtung dieser Bösewichter„.

Muhammed war zweifelhaft und erschrok-
ken; er wußte nicht, was er thun sollte: nicht
etwan, als hätte er nicht die Nothwendigkeit
eingesehen, sich seine Minister vom Halse zu
schaffen; sondern ob er gleich alles mögliche Ver-
trauen in Azezia setzte, und sich eben so sehr
auf seine Geschicklichkeit, als auf seine Herzhaf-
tigkeit verließ: so entsetzte er sich jedoch, wenn
er die ungeheure Macht der Seids in Betrach-
tung zog. Es war kein andres Mittel vorhan-
den, sie los zu werden, als daß er sie meuchel-
mörderischer Weise umbringen ließe. Einem
Muhammed, der von Natur sanftmüthig und
mitleidig war, kam es schwer an, seine Ein-
willigung zu einem Meuchelmorde zu geben.
Zudem war für ihn selbst keine geringe Gefahr
dabey, wenn er dieses Mittel versuchte. Denn
schlug es fehl, so konnte er nichts so unfehlbar
erwarten, als daß er selbst diesen beiden Män-
nern in die Klauen fallen mußte, welche die vor-
nehmsten Officiers von der kaiserlichen Leibwacht
zu Anhängern hatten. Auf die wiederholten
Vor-

Vorstellungen des Kanzlers jedoch, der den Kaiser nur um die Gnade beschwor, daß er ihm die Ausführung auftragen sollte, überließ ihm Muhammed das Schicksal der beiden Verräther, so wie sein eignes, welches nach diesem Schritt einzig und allein von dem Erfolge des Unternehmens abhieng; er selbst versteckte sich unterdessen in dem Innersten seines Serrails.

Azezia traf seine Anstalten so gut, daß er die beiden Omrhas glücklich überraschte, und sie nebst ihren vornehmsten Anhängern mit dem Dolche niederstieß; die übrigen wurden förmlich am Leben gestraft; und die noch am wenigsten strafbar waren, kamen mit der Verbannung oder Confiscation ihrer Güter durch. Muhammed betrachtete sich selbst nicht eher als wirklichen Kaiser, als von dem Tage an, da er den Tod seiner beiden Vorgänger so augenscheinlich geahndet hatte. Er belohnte den Azezia aufs herrlichste, und verwandelte dessen Namen in den Namen Nizam-Muluk, welches so viel heißt, als starker Arm des Kaiserthums. Er gab ihm eine von seinen Nichten zur Gemahlinn; eine Ehrenbezeugung, die noch niemals einem Unterthanen in Indostan wiederfahren war; endlich ernannte er ihn gar zum Vice-König in Dekan und Golconda, und machte alle Nabobs und Rajas diesseits des Ganges-Stromes, von Surate bis an das Comorinische Vorgebirge von ihm abhängig. Nichts mangelte dem glücklichen Nizam-Muluk weiter, als daß er zum

Mit-

Mit-Regenten erkläret würde; aber Muham-
med überließ ihm die ganze Regierung des Kai-
serthums, und behielt so zu sagen weiter nichts
für sich, als den Titel und das Aeußerliche der
Königlichen Würde, seine Weiber und seine
Schätze. Glücklich wäre er gewesen, wenn er
gegen seinen Favoriten niemals andre Gesinnun-
gen angenommen; noch glücklicher, wenn er ihm
nicht mehr Macht und Schätze in die Hände ge-
geben hätte, als die Umstände eines Untertha-
nen leiden! Es ist Zeit, daß wir unsre Leser mit
diesem Manne genauer bekannt machen, dessen
Ehrsucht einen Krieg über den andern erregen,
und die schrecklichste Revolution nach sich ziehen
sollte.

Nizam-Muluk, den wir künftighin
schlechtweg mit dem Namen Nizam bezeichnen
werden, war in Persien geboren, und von ge-
meiner Herkunft. Er kam in seiner zartesten
Jugend nach Indien, um daselbst sein Glück zu
suchen. Er hieng sich an die Mogoln, unter de-
ren Armeen er sich gleich anfänglich als gemei-
ner Soldat hervorthat. Binnen kurzem brach-
te er es durch seine Tapferkeit und seinen Geist
so weit, daß er zum Officier erhoben ward. Er
folgte dem Kaiser Orangzeb auf vielen seiner
Feldzüge, und hatte das Glück, sich vor den
Augen dieses Prinzen hervorzuthun, der ihm
Posten von Wichtigkeit anvertraute, und ihn
endlich gar zu der Würde eines Omrha erhob.
In der Schule Orangzeb's war es auch, wo
er sich die große Kunst, Krieg zu führen und ei-
nen

nen Staat mit Klugheit zu regieren, erwarb. Diesen Prinzen nahm er sich jederzeit zum Muster; und die Nachahmung gieng ihm so gut von Statten, daß er eben so verstellt, eben so hinterlistig und verrätherisch wurde. Nizam war von Natur gesprächig, höflich, beredt, nüchtern, wachsam, arbeitsam, unermüdet; die Stärke seines Körpers war eben so groß, als die Stärke seines Geistes; und was dabey am meisten zu bewundern ist, so war er zugleich der geschmeidigste, der biegsamste, der feinste, und der entschlossenste Mann im Reiche. Seine Talente zeigten sich mit nicht minder Glanze an der Spitze einer Armee, als wenn er die Hauptperson bey Geschäfften und Unterhandlunnen war; aber unter dem Scheine der lebhaftesten Ergebenheit gegen seinen König, verbarg er eine weitgehende und ungemeßne Ehrsucht, ein undankbares und äußerst rachgieriges Herz. Ihm ist niemals etwas theuer und heilig gewesen, als sein eignes Glück, und seine persönliche Hoheit. Er hätte bey einer solchen Mischung von erhabnen Talenten, von gefährlichen Leidenschaften, von Tugenden und Lastern, die mächtigste Stütze des Reiches seyn können; aber er wollte lieber die Geißel desselben seyn. Hätte sichs Muhammed niemals gereuen lassen, daß er ihm seine Autorität anvertrauet hatte; hätte er sichs gefallen lassen, seine Generale, seine Minister und seine Favoriten von Nizam's Hand anzunehmen; so möchte sich vielleicht dieser Mann niemals von seiner Pflicht verirret, ja vielleicht

könnte

könnte er dem Kaiserthum allen den Glanz wieder verschaffet haben, den es unter Orangzeb's Regierung genossen hatte. Dem sey indessen wie ihm wolle, genug, der neue Vice-König von Golconda war bereits über siebenzig Jahr alt, da er das Ruder der Staats-Angelegenheiten in seine Hände bekam. Sein Ehrgeiz, die Stärke seines Geistes und Körpers, seine Geschäfftigkeit, sein unermüdeter Fleiß waren nicht geringer, als man alle diese Vorzüge an seinem Lehrmeister und Helden ehedem bewundert hatte.

Das Reich genoß unter der Regierung dieses neuen Ministers etliche Jahre hindurch eine Ruhe, die es seit langer Zeit nicht mehr gekannt hatte. Nizam machte sich dieselbe zu Nutze, seine Macht zu befestigen. Er theilte die vornehmsten Bedienungen unter seine Freunde und Bundesgenossen aus, und sammelte unermeßliche Schätze. Aber einige von seinen Creaturen, die er aus dem Staube zu den angesehensten Aemtern erhoben hatte, wurden des zweyten Ranges unter diesem gebieterischen Manne überdrüßig, und suchten ihn zu stürzen. Man machte ihm seinen Reichthum, und insonderheit das zahlreiche Gefolge, wovon er sich überall begleiten ließ, bey dem Kaiser zum Verbrechen; kurz, man schilderte ihn eben so ehrgeizig und gefährlich ab, als wie die Seids. Der leichtgläubige Muhammed, der bisher in dem Schooße der Schwelgerey geschlummert hatte, wachte mit Schrecken über das Geschrey der

Ver-

Verläumdung auf; er hatte aber nicht das Herz, dem Rathe, den man ihm ertheilte, zu folgen, und den Nizam heimlich hinrichten zu lassen, aus Furcht, dieser wegen seiner Freunde und Kinder so mächtige Minister möchte leicht einen Rächer finden; jedoch konnte er sich nicht enthalten, mehr Kaltsinn und Zurückhaltung gegen ihn blicken zu lassen. Der kluge Nizam merkte wohl, daß man ihn bey seinem Herrn angeschwärzt hatte: und da er bey einem so leichtgläubigen und mißtrauischen Prinzen das Schicksal der Seids befürchten mußte, so suchte er um Urlaub an, sich nach seiner Statthalterey verfügen zu dürfen. Der Kaiser willigte sogleich in sein Begehren, aber mit einer so sichtbaren Freude, daß Nizam gleich einsah, wie weislich er daran gethan, daß er den Entschluß gefaßt hatte, sich vom Hofe zu entfernen. Er war aber nicht so bald in Oremgabad, der Hauptstadt seines Gouvernements, angelangt, so fieng er an, vermittelst seiner Creaturen, Mißtrauen, Zwietracht und Uneinigkeit bey Hofe anzustiften; seine Absicht war, dem trägen, unthätigen Muhammed so viel verdrüßliche Händel zu erregen, daß er sich gezwungen sähe, ihn wieder nach Hofe zu berufen. Dieses gieng ihm auch desto leichter von statten, weil der Vizir Kamereddin-Kan, dem der Kaiser sein Vertrauen zuwendete, weder die Einsicht, noch die Erfahrung, noch die Gaben eines Ministers besaß. Dieser Mann, der beständig in den Ausschweifungen des Trunkes und der Liebe

erſoffen

ersoffen lag, und dabey dem Vergnügen der Jagd ergeben war, versäumte die Geschäffte gänzlich. Die ewigen Feinde des Mogolschen Namens, die Patanier und Maratten, fiengen an, Streifereyen in die Provinzen zu thun, und das Land zu verheeren. Das Geschrey der bedrängten Völker drang bis zum Throne hindurch; die vornehmsten Beamten, die Freunde Nizam's, so gar die Frauenzimmer von der Hofstatt, beschwerten sich über den Vizir, als einen Mann, der gar nicht die Fähigkeit hätte, die Bürde der Regierung zu tragen. Der Kaiser ward übertäubet, gab ihren unermüdeten Vorstellungen nach, und rief den Nizam aus Dekan zurück, als den einzigen Mann, der im Stande wäre, die Ordnung wieder herzustellen, und die Majestät des Kaiserthums zu behaupten.

Wenig Menschen hätten die Anerbietungen des Kaisers angenommen, wenn sie an Nizam's Stelle gewesen wären. Er genoß in seiner Statthalterschaft, welche die reichste in Indien war, eine unumschränkte Gewalt; seine Hofstatt war zahlreich und glänzend, seine Macht ansehnlich, und seine Schätze unermeßlich; aber diesem, in Ehrenämtern und Hoheit unersättlichen Persianer deuchte der Schauplatz in Dekan für seine Gaben zu klein; überdieß wollte er die Omrhas, die ihm feind waren, zu Boden drükken. Er eilte also nach Dehly zurück, wo man ihn im Triumph einholte. Gleich bey der ersten Audienz ernannte ihn der Kaiser zum Vekil-

Mutlack

Mutlak oder unumschränkten Reichsverweser, eine Würde, wodurch er über den Groß-Vizir selbst erhoben war. Kamereddin-Kan, der in der ausgelassensten Schwelgerey ersoffen war, bezeigte sich bey der Verringerung seiner Macht ganz gleichgültig; aber Kan-Devran, einer von den beiden Generalißimis, der einige Zeit vorher Muhammed's größter Favorit geworden war, konnte es nicht über das Herz bringen, sich vor dem Ansehen des Nizam-Muluk zu schmiegen. Stolz auf die Zuneigung seines Herrn, erklärte er sich öffentlich als Nebenbuler des unumschränkten Reichsverwesers; allein sein Ansehen war nicht vermögend, Nizam's Gewalt die Waage zu halten.

Dieser hingegen that sich nicht wenig darauf zu gute, da er sah, daß ihn der Kaiser wieder hatte suchen müssen, und noch mehr, daß er zum Verwalter seiner ganzen Macht gesetzt war, und betrug sich wirklich mit so viel Weisheit, als man von seiner Einsicht und Erfahrung hatte erwarten können. Alles an ihm athmete nichts geringeres, als Muhammed's Ruhm, und die Glückseligkeit des Reiches. Er zwang die Maratten und Patanier, sich wieder in ihre Gebirge zurückzuziehen. Viele Statthalter, die sich wegen der Schwäche der bisherigen Minister geweigert hatten, den gewöhnlichen Tribut zu bezahlen, unterwarfen sich den Befehlen, die von ihm kamen. Die Rajas, welche meistentheils das Joch, das ihnen Akebar und seine Erben ehedem auferleget, bisher abgeschüttelt hatten,

kehrten wieder zu ihrer Schuldigkeit zurück, kamen und bezogen wieder, wie es sonst gewöhnlich gewesen war, mit ihren auserlesensten Rageputen die Wache an den Thoren des Kaiserlichen Palastes. Die Hofstatt wurde glänzender, als sie seit Schach-Halam's Zeiten gewesen war. Mit einem Worte, Nizam beeiferte sich mit dem glücklichsten Erfolge, alle Mißbräuche, die sich seit den letztern Revolutionen in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten, abzuschaffen, und insonderheit die Macht und die Reichthümer der Großen zu verringern. Kan-Devran konnte wohl vorhersehen, daß der Glanz einer solchen Menge von wichtigen Diensten den Reichsverweser seinem Kaiser sehr werth und unentbehrlich machen müßte, und er selbst endlich unfehlbar unter der Macht eines so furchtbaren Nebenbulers erliegen würde; und brauchte daher alle Hülfsmittel der Intrique, um ihn bey Muhammed und der ganzen Hofstatt verhaßt zu machen. Die Großen, als Sklaven der Hofgunst, der Reichthümer und der Macht, die ihnen der Reformator Nizam zu entreißen suchte, vereinigten sich mit dem Generalißimus, der ihnen unaufhörlich die Ohren übertäubte, "man hätte den Nizam als den „persönlichen Feind aller Hofleute zu betrachten; „dieser ehrgeizige Mann fienge es bloß darauf „an, daß es weiter gar keine Großen und Mächtigen bey Hofe und in ganz Indien geben sollte, „als ihn selbst und seine Kinder. Wenn er „dann alles, was ihm verdächtig schiene, zu „Boden getreten hätte, wie weit würde er nicht

„seine

„seine Anschläge treiben? Die ganz gegründete „Furcht, von der ein jeder bey dem Anblicke sei„ner Macht unfehlbar befallen werden müßte, „nicht einmal zu gedenken, wie würde es wohl „den Großen ergehen, wenn dieser strenge und „geizige Mann das Project glücklich ausführen „sollte, die Staatsangelegenheiten wieder auf „den Fuß zu setzen, worauf sie zu Orangzeb's „Zeiten gestanden hätten? Dann würden sie „statt eines Prachtliebenden, großmüthigen, „mitleidigen, dankbaren Königs einen harten, „wilden, grausamen und unbarmherzigen Herrn „bekommen, der ihre Jahrsgehalte einzöge, ih„re Erbschaften antastete, und sie wie Sklaven „hielte,,.

Auf der andern Seite wurde Kan-Devran nicht müde, dem Kaiser unaufhörlich in den Ohren zu liegen; "es wäre Zeit, einiges Miß„trauen in einen Unterthanen zu setzen, den er „durch seine Gnadenbezeigungen sich selbst bey„nahe gleich gemacht hätte; die ganze Hofstatt „sähe mit Bekümmerniß an, daß auf den Mo„narchen selbst fast nichts gegeben würde, da in„dessen sein Minister Generale und Könige in „seinem Gefolge zählte, die ihm zu keiner Zeit „von der Seite kämen; jedermann seufzte heim„lich, wenn man sehen müßte, daß sich ein ver„ächtlicher Sklave gegen seinen Herrn den Ton „eines Sittenrichters und Schulmeisters anmaaß„te — Glaube nur sicherlich,,, fuhr er fort, „dieser verschlagne Mann hält unter seiner „scheinbaren Ergebenheit für Deine geheiligte

„Person, tiefe Absichten verborgen. Es ist „auch kein Mensch, der troß aller seiner Heu„cheley und Verstellung nicht merkte, daß sein „Ehrgeiz mit der reichsten unter allen Statthal„terschaften, und der allervornehmsten Würde „im Staate noch nicht befriediget ist. Die „Worte, Ordnung, Zucht, Tugend, führt „er beständig im Munde. Der Verräther! „Solche Gedanken von Strenge und ewigen „Verbesserungen bringt er dir bloß bey, um „Dich bey Deinen Unterthanen verhaßt zu ma„chen, und eine Revolution anzuzetteln, die er „sich recht gut wird zu Nuße zu machen wissen, „um sich auf den Thron Tamerlan's zu schwin„gen, mit dessen Blute er schon verbunden ist, „da er Deine Nichte geheirathet hat„.

Der einfältige Muhammed ließ sich durch dergleichen Reden und Kunstgriffe seines Favoriten leicht einnehmen; er fühlte, daß die alten argwöhnischen Gedanken auf seinen Minister im Innersten seines Herzens wieder aufwachten. Nizam's Strenge war gleichsam ein heimlicher Tadel über die Weichlichkeit des Kaisers; seine weisesten Rathschläge selbst fiengen ihm an verhaßt und unerträglich zu werden. Dessen unerachtet hatte er nicht das Herz, einen Mann, den er mit so viel Ehren zurück berufen, wiederum vom Hofe zu entfernen, oder ihm nur die Verwaltung der Staatsangelegenheiten zu entziehen; es sey nun, um das Volk nicht mißvergnügt zn machen, welches den Nizam mit Recht als den Stifter der allgemeinen Glückseligkeit

ligkeit betrachtete, oder es sey auch, daß er alsdann der Rachgier dieses furchtbaren Greises ausgesetzt zu seyn befürchtete. Muhammed ließ ihn also zwar bey der Verwaltung des Staats-Regiments, faßte aber zugleich den Vorsatz, ihm dabey so viel Kränkung und Verdruß anzuthun, daß er sich endlich gezwungen sehen sollte, sich von selbst zu entfernen. Zuförderst schlug er ihm mancherley Gnadenbezeigungen ab; Nizam mußte den Verdruß haben, zu sehen, daß Kan-Devran's Freunde bey Besezzung der Aemter den Vorzug vor seinen Freunden hatten; seine Rathschläge, nach welchen sich der Kaiser, seit seiner Zurückberufung, in allen Unternehmungen gerichtet hatte, wurden entweder verworfen, oder von den Favoriten mit einer beleidigenden Art bestritten. Die Hofleute wurden gar bald die heimlichen Gesinnungen des Monarchen gegen den unumschränkten Reichsverweser gewahr; sie sahen wohl ein, wenn ihn der Prinz der Gewalt, die er ihm anvertrauet hatte, nicht beraubte, daß es bloß geschähe, um nur noch einigen Wohlstand zu beobachten, aus Furcht vor den Folgen, und insonderheit, um die Völker nicht aufzubringen, durch deren gemeinschaftlichen Wunsch er wieder an das Ruder der Staatsgeschäffte gesetzt worden war. So bald sie diese Entdeckung, die ihren Wünschen so sehr gemäß war, gemacht hatten, traten sie den politischen Absichten des Regenten bey, und suchten die Person, die Manieren, den Eifer und die Strenge des Ministers lächerlich

zu machen. Alle Tage kamen wider ihn neue Liederchen, Sinngedichte, und spöttische Einfälle zum Vorscheine; mit einem Wort, er wurde an dem tadelsüchtigsten und wollüstigsten Hofe in Asien zum allgemeinen Gespötte. Anfänglich schien er gegen die Spöttereyen seiner Feinde ganz fühllos zu seyn, und verachtete sie: als er aber sah, daß es der Kaiser hierinnen mit seinen Hofleuten hielt, daß man jedesmal seine Meynungen bloß anhörte, um darüber zu lachen, und daß mit einem Worte Kan-Devran's Credit den seinigen bey dem Kaiser überwog; so ward er es endlich müde, einem so undankbaren Herrn länger zu dienen. Er ersuchte den Kaiser innständig um die Erlaubniß, daß er sich nach Dekan verfügen dürfte, um, wie er vorgab, einige Rajas zu Paaren zu treiben, die sich empöret hatten. Muhammed, dem dieses Vorhaben eine unerwartetete Freude machte, indem es seinen Wünschen zuvorkam, gab mit Vergnügen seine Einwilligung zu dieser Entfernung. Ja er bewilligte ihm so gar bey dem Abschiede verschiedne Gnadenbezeigungen, die Nizam nicht einmal gesucht hatte. Denn er schätzte sich überaus glücklich, damit einen Minister los zu werden, dessen Strenge ihm unerträglich worden war.

Nizam verließ also den Hof, und schnaubte nichts als Wut und Rache, nicht gegen den Kaiser, mit dessen Betragen er bloß Mitleiden haben konnte, sondern gegen die Favoriten, welche die Gewalt, die sie über sein Gemüth

hatten,

hatten, nur mißbrauchten, um ihn in den Abgrund der Schwelgerey zu stürzen. Er konnte wohl voraus sehen, daß Indostan gar bald den größten Unglücksfällen zum Raube werden würde. In der That versahen auch der Groß-Vizir und der Generalißimus, denen nunmehr die Verwaltung der Geschäffte allein überlassen blieb, ihren Dienst so nachläßig, die Großen faßten eine solche Verachtung gegen diese beiden Männer, die sich einzig und allein um ihre Lustbarkeiten bekümmerten, die Rajas und die Nabobs weigerten sich so stolz, den gewöhnlichen Tribut zu entrichten, die Klagen der an die Hauptstadt gränzenden Provinzen, welche mit Auflagen überhäufet waren, wurden so laut, daß man große Ursach hatte, wegen einer Empörung in Sorgen zu stehen. Nizam, der diese traurigen Umstände vorher gesehen hatte, schrieb an den Kaiser, und hätte ihm über das unvernünftige Betragen aller der Leute, die um ihn waren, gern die Augen aufgethan. "Unglücklicher „Prinz„, sagte er, "die Schmeichler, deren „verführerischen Stimme Du Gehör gegeben „hast, leiten Dich über einen blumigten Weg „in einen schrecklichen Abgrund. Die Länder wer„den mit unerschwinglichen Abgaben ausge„saugt, und flehen vergebens zu Dir um Gerech„tigkeit und Güte. Ihre Klagen können nicht „bis zu Deinem erhabnen Throne dringen; „man verschließt ihnen allen Zugang bey Dir. „Die Statthalter machen sich die Hof-Intri„guen, die Saumseligkeit, die ewigen Unei-

„nigkeiten und die Schwäche Deiner Minister
„zu Nutze, um sich nach und nach zu unum-
„schränkten Beherrschern derer Provinzen zu
„machen, die Du ihnen zur Verwaltung anver-
„trauet hast. Die Völker haben die Ausschwei-
„fungen, die Laster, die Schande und die Feh-
„ler dieser nichtswürdigen Männer, die Dein
„Vertrauen zu erschleichen wußten, mit ange-
„sehen; sie sind es müde worden, über eine sol-
„che Menge Uebelthaten zu seufzen, und ma-
„chen schon Anstalten zu einem allgemeinen Auf-
„stand. Es wird endlich Zeit, daß die Wahr-
„heit bis zu Dir hindurch dringe; thue nur ei-
„nen Blick auf das Gemälde, welches Dir In-
„dostan heut zu Tage darbietet. Deine Trup-
„pen haben weder Herzhaftigkeit, noch Manns-
„zucht; deine Generale keine Ehrliebe, keine
„Treue und keine Gaben. Die Großen leben
„in Weichlichkeit versenkt, sind übermäßig reich
„von Deinen Wohlthaten, schaffen dem Staate
„keinen Nutzen, und sind ihm vielleicht gar
„schädlich, da sie die Stützen desselben seyn soll-
„ten. Die beiden Nationen, die das weite
„Reich bewohnen, welches Du von Deinen Vä-
„tern erhalten hast, die Mogoln hören nicht auf,
„die Verachtung, welche sie für Deine Mini-
„ster empfinden, blicken zu lassen; Dein kaiser-
„liches Ansehen fängt schon an, ihnen minder
„theuer und geheiligt zu seyn. Was die In-
„dianer betrifft, was haben wir nicht von ih-
„rem tödtlichen Hasse wider uns zu befürchten?
„Sie lauern seit dreyhundert Jahren auf eine
„günstige

„günstige Gelegenheit, ihre Ketten zu zerbre-
„chen; vielleicht sind wir bereits dem unglückli-
„chen Augenblicke nahe, da wir sie wider uns
„sich auflehnen, und das Reich zerstören sehen,
„welches der große Tamerlan und Deine erhab-
„nen Ahnen mit so viel Strapazen und Gefähr-
„lichkeiten gestiftet haben. Vergieb, Gnädig-
„ster Herr, vergieb diese dreiste Sprache der
„Bekümmerniß und Ergebenheit eines alten
„Dieners, den Du mit Gnadenbezeigungen
„überhäufet hast, und der nichts sucht, als
„Deine Ehre; würdige ihn, seiner sterbenden
„Stimme Gehör zu geben. Was soll ich nun
„thun, wirst Du fragen? — Die unwürdigen Fa-
„voriten, die Dich belagert halten, vom Thron
„entfernen; das Ruder der Regierung, wel-
„ches Du ihren treulosen Händen übergeben hat-
„test, selbst ergreifen; wider die Menge von
„Usurpatoren, die sich weigern, Deine Befehle
„zu vollziehen, Deine Truppen selber ins Feld
„führen; alle die Sklaven, die bloß durch Dei-
„ne übermäßige Güte mächtig und furchtbar ge-
„worden sind, ins Nichts zurückstoßen; mit ei-
„nem Worte zum Muster Deines ganzen Ver-
„haltens den großen Orangzeb nehmen, wel-
„ches Dir keine andern Gesinnungen eingeben
„wird, als die eines Königs würdig sind„.

Der Kaiser ließ dieses Schreiben unbeant-
wortet, indem er es entweder gar nicht in die
Hände bekam, oder weil er darüber lachte.
Nizam-Muluk war ein Mann von sehr hitzi-

gen Affecten. Dieses abermalige Merkmaal der Gleichgültigkeit und Verachtung verdroß den Reichsverweser aufs äußerste; er wollte sich also durch Treulosigkeit und Verrätherey dafür rächen. Er lockte mit großen Geldsummen, und durch eine Menge Intriguen, die Oberhäupter der Maratten und Patanier in das Reich hinein, und gab mithin der Wut und Raubereÿ dieser barbarischen Nationen die nämlichen Völker preis, deren Bestes er vor dem Throne mit so vieler Hitze unlängst verfochten hatte. „Es „ist Zeit„, schrieb ihnen der treulose Minister, „euch für die Unterdrückung zu rächen, worin„nen euch die Mogoln so lange gehalten haben. „Brechet hervor aus euren Gebirgen, und brei„tet euch in den Provinzen aus; eurem Helden„muth und ungestümen Anfalle wird nichts wi„derstehen können. Die feigen Seelen, die „gegenwärtig das Reich beherrschen, dürfen „sich gar nicht mit euch messen; sie werden euch „durch ihre Bitten und mit ihren Schätzen zu „entwaffnen suchen; bis nach Dehly werden „euch die Wege offen stehen. Damit aber un„ser Verständniß mit einander nicht vor die Re„gierung komme, so machet den Anfang mit „Dekan, und verheeret dasselbe; ich gebe euch „die Völker unter meiner Statthalterschaft preis, „und will euch die Wege zu Siegen und Erobe„rungen bahnen. Zur Vergeltung für die „Dienste, die ich euch zu leisten willens bin, „verlange ich weiter nichts, als daß Ihr mit

„euren

„euren Feinden ohne meine Einwilligung keinen „Frieden schließet„.

Die Maratten waren die ersten, die sich von Nizam's herrlichen Versprechungen blenden ließen, die sogleich zu Felde zogen, und einen Einfall in Dekan thaten, wo sie alle Wege offen fanden; hier verheerten sie alles mit Feuer und Schwerdt, und machten unermeßliche Beute. Nizam hielt sich unterdessen in Oremgabad eingeschlossen, und sah aus der Stadt die Flamme mit an, welche die benachbarten Dörfer verzehrte. Der Untergang der Völker, die seiner Fürsorge anvertrauet waren, störte ihn nicht in dem Genusse des Vergnügens, sich gerächt zu haben. Mittlerweile fertigte er einen Courier über den andern nach Hofe ab, und suchte um Succurs an, auf den er sich aber keine Hoffnung machte. Die Patanier hingegen rückten in Guzurate ein, und verheerten das Land, ohne daß sich ein Mogolsches Corps vor ihnen im Felde durfte sehen lassen. Mit einem Worte, sie gelangten bis vor die Festung Goualeor, ehe sich die Minister die Mühe nahmen, die geringste Verfügung wider sie zu treffen, indem sie solchergestalt die schönsten Provinzen des Kaisertsums auf eine niederträchtige Art der feindlichen Verwüstung preis gaben. Endlich kam doch noch das Geschrey der flüchtigen Einwohner, die Klagen Nizam's, des Urhebers der allgemeinen Noth, welcher nun auch der erste war, der auf die Unthätigkeit der Favoriten loszog, dem Muhammed zu Ohren. Diesem

Prin.

Prinzen gieng das Unglück, dessen Urheber er nicht kannte, zu Herzen; er gab dem Kan=Devan und dem Groß-Vizir Befehl, mit einer zahlreichen Armee wider die Barbaren aufzubrechen; sie mußten also gehorchen: allein es war ein General so feigherzig und wollüstig wie der andre, und beide zusammen thaten dem Zutrauen des Kaisers schlechte Genüge. Statt den Feind anzugreifen, welchen zu unterdrücken fast bloß auf sie selbst ankam, sorgten diese beiden Männer mehr für ihre Bequemlichkeit und Lustbarkeiten, als für die Ehre und das Beste ihres Herrn, und schlossen in der größten Eilfertigkeit den schimpflichsten Tractat mit ihm, worinnen sie sich gefallen ließen, ihm auf ewig den vierten Theil der Abgaben des Königreichs Guzurate unter der Bedingung zu überlassen, daß er sich in sein Land zurückzöge. Hierauf eilten sie triumphirend nach Hofe, und rühmten sich, sie hätten einen furchtbaren Feind durch das Schrecken ihrer Waffen gezwungen, um Frieden zu bitten, ohne daß es sie einen Tropfen Blut gekostet hätte.

Dieser Friede war jedoch ein bloßer Fallstrick, den ihnen die Patanier gelegt hatten. In der That waren auch die beiden Generale kaum wieder nach Dehly gelanget, so lief die Nachricht ein, der Feind, den man für entwaffnet gehalten hatte, rücke wiederum entschloßner und fürchterlicher an, als jemals, und nähme seine Straße gerades Weges nach Agra; die Maratten hingegen kämen gegen Dehly angezogen.

zogen. Bey dieser erschrecklichen Zeitung beschweren sich die Bürger der beiden kaiserlichen Hauptstädte voller Erbitterung über die Feigherzigkeit der Generale, und geben ihnen öffentlich schuld, daß sie mit den Räubern ein Verständniß errichtet hätten; es fehlte auch wenig, daß das Volk sie nicht seiner gerechten Wut aufopferte. Man hatte die äußerste Mühe, die Gährung unter dem Volke zu stillen; der Vizir und der Favorit brachen auf der Stelle gegen die Patanier auf, von denen sie sich auf Nizam's Anstiften betrogen sahen. Der Omrha Skadet-Kan, ein Persianer von Geburt, und damals der beherzteste Mann in Indostan, erhielt Befehl, wider die Maratten auszuziehen und mit ihnen zu schlagen. Dieser säumte auch nicht lange, sich durch einen Sieg hervorzuthun, der jedoch nichts weniger, als entscheidend war. Denn in der That fanden die Besiegten, ob sie gleich durch eine Einbuße von fünf bis sechs tausend Mann geschwächt worden waren, ein Mittel, etliche Tagereisen ihres Marsches vor dem Ueberwinder zu verbergen, und erschienen wenige Meilen vor Dehly, da man auf die Versicherung der reitenden Boten des Skadet-Kan nicht anders glaubte, als sie wären geschlagen, und auf der Flucht nach ihrem Vaterlande begriffen.

Wie groß die Bestürzung des Hofes bey dem Anblicke des Feindes war, läßt sich nicht beschreiben. Die Armeen, die etwan noch im Stande gewesen wären, die Residenz zu vertheiP

thei-

theidigen, waren über vierzig Meilen weit hinweg. Man fertigt einen Courier nach dem andern ab an den Vizir, zu welchem Skadet-Kan gestoßen war, und ertheilt ihm den Befehl, zur Vertheidigung des Kaisers herbeyzueilen; und zu gleicher Zeit bewaffnet man die Hofbedienten, nebst den Bürgern, daß sie den Maratten so lange, bis der Succurs vom Vizir ankömmt, die Spitze bieten sollen. Der Omrha Hazen-Kan commandirte diese neue Armee, die itzt die ganze Macht des Kaisers ausmachte, und führte sie an einen vortrefflichen Posten, den er mit Verschanzungen versah. Doch der Feind achtete diese bürgerliche Miliz viel zu geringe, als daß er sich durch schwache, in der Eil aufgeworfene Wälle, welche die Furcht und die Schwäche der Mogoln verriethen, hätte aufhalten lassen. Er griff also diese Verschanzungen mit dem größten Ungestüm an. Die Bürger von Dehly hingegen fochten als Männer, die ihre Weiber und Kinder zu vertheidigen hatten; sie schlugen die Barbaren etliche mal zurück, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Die Maratten ließen sich indessen nicht irre machen, in der Hoffnung, einen Feind, der der Waffen nicht gewohnt war, gar bald zu ermüden. In der That eroberten sie auch die Verschanzungen, und tödteten den General nebst einer großen Menge von Hofleuten und Beamten. So bald die Mogoln aber den Kopf des Hazen-Kan, auf eine Lanze gesteckt erblickten, verloren sie den Muth und

zerstreuten sich. Der Sieger setzte ihnen bis an die Thore von Dehly nach, und war eben im Begriff, in die Stadt zu dringen, als der Vizir mit einem Corps Reiterey erschien.

Dieser General hatte sich, als er die Nachricht von der Gefahr erhalten, worinnen der Kaiser und die Residenz schwebte, von der Stelle auf den Weg gemacht, und dieses um desto eifriger, weil er für Agra nichts mehr zu fürchten hatte, indem die Feinde bereits auf der Flucht begriffen waren. Einige Meilen von Dehly erfuhr er, daß die Bürger mit den Maratten bereits im Handgemenge wären. Er trennte sich also mit der beherztesten Mannschaft von der Armee, und kam mit verhängtem Zügel herbey; aber wie groß war seine Betrübniß, als er den Sieg der Barbaren, und die Flucht der Mogoln gewahr ward! Unterdessen, ob er gleich weder die Artillerie, noch seine hauptsächlichsten Truppen bey sich hatte, bedachte er sich doch keinen Augenblick, und griff den Sieger mit großer Hitze an. Man kann auch sagen, daß dieser General durch seine Geschäfftigkeit und Herzhaftigkeit selbigen Tag das Reich wirklich gerettet habe. Die Maratten waren durch das vorhergehende Treffen, durch die Hitze und Strapaze bereits geschwächt; anfänglich empfiengen sie ihn mit ziemlicher Entschlossenheit, und man focht auf beiden Seiten eine Zeitlang mit gleichem Muthe. So bald sich aber Kan-Devran und Skadet-Kan, die dem Vizir unverzüglich gefolgt waren, blicken ließen, ließen

sen die Feinde, die schon erschöpfet und matt waren, die Hoffnung sinken, und brachen alles Gerecht ab; sie gaben die Flucht, und machten nicht eher wieder Halte, als zwölf Meilen von dem Schlachtfelde. Statt aber, daß ihnen der Vizir hätte nachsetzen, und sie vollends zu Grunde richten sollen, so begnügte er sich, den Kaiser und seine Residenz gerettet zu haben, und verderbte sich zween ganze Tage mit der Feyer seines Sieges. Während dieser Unthätigkeit hatten die die Maratten Zeit, wieder zu sich selbst zu kommen. Weil sie durch den Verlust, den sie erlitten hatten, und noch mehr durch die Nachricht erschreckt waren, daß die Statthalter in den Provinzen, durch die sie auf dem Rückzuge ihren Weg nehmen sollten, zusammengestoßen wären, um ihnen die Auswege zu sperren; so sahen sie leicht ein, daß sie dem Schwerdte der Ueberwinder nimmermehr würden entgehen können. In dieser äußersten Noth faßten sie den Entschluß, Abgeordnete an den Vizir zu senden, und ihn um Frieden zu bitten. Dieser Mann, der sich schon wieder nach den Vergnügungen seines Serrails sehnte, empfing sie mit großer Freude, und überließ, so zu sagen, ihnen selbst, die Bedingungen zu setzen. Der Favorit und die vornehmsten Officiers, die eben so wollüstig waren, wie der Vizir, gaben nicht allein ihre Einwilligung dazu, sondern drangen so gar auf baldige Schließung des Vertrags. Da war kein Mensch, der sich einer solchen Niederträchtigkeit widersetzte, als Skadet-Kan; aber ver-

vergebens bat er, daß man ihm einen Theil der Armee anvertrauen möchte; vergebens setzte er seinen Kopf zum Pfande, daß er diese Bande Straßenräuber ausrotten wollte; man nahm sich nicht einmal die Mühe, ihn anzuhören; und kurz, der Friede ward unterzeichnet.

Der Omrha gieng also hinweg, klagte aber laut über das unglückliche Schicksal des Reiches, daß es von kleingesinnten Generalen verrathen seyn sollte. Der Vizir und der Favorit kehrten wieder um nach der Residenz; und hier statteten sie dem Kaiser einen prächtigen Bericht von ihren Siegen ab, und rühmten ihm die Vortheile des Friedens, den sie geschlossen hatten, ungemein vor. Der großen Zuneigung zu solchen unwürdigen Ministern unerachtet, sah Muhammed dennoch ein, daß seiner Ehre nichts so schimpflich war, als ein nachtheilicher Friedensvertrag, den man ohne sein Vorwissen geschlossen hatte, und den sich die Barbaren zu Nutze machen konnten, ihre Armeen zu verstärken, und so dann die Raubereyen aufs neue anzufangen; aber er hatte nicht einmal den Muth, den unwürdigen Verwaltern seiner Macht seinen geheimen Verdruß merken zu lassen. Er beschloß einzig und allein, ihnen einen entschloßnern und beherztern Mann an die Seite zu sezzen, und warf dieserhalb die Augen auf den Nizam. Denn er wußte gewiß, daß dieser Mann, dessen Kunstgriffe und Geschwindigkeit ihm schon bekannt waren, allein im Stande wäre, das Reich von den Straßenräubern zu

befreyen, so sehr man ihn auch sonst im Verdacht haben mochte, daß er sie ins Reich gelockt hätte. Kurz, der Ehrgeiz und die Macht des Vice-Königs von Dekan giengen so weit, daß man ihn entweder aus dem Wege räumen, oder ihm die Regierung des Staats überlassen mußte.

Die Patanier und Maratten, die ihre Raubereyen schon wieder anfiengen, wo sie sie gelassen hatten, nöthigten den **Muhammed**, einen Unterthanen, der ihm eben so verhaßt, als fürchterlich war, noch eher um seinen Beystand anzusprechen, als er gedacht hatte. Er schrieb also mit den schmeichelhaftesten Ausdrükken an ihn, und ersuchte ihn aufs innständigste, wieder nach Dehly zu kommen, und die Regiments-Verwaltung in einem Reiche zu übernehmen, wo man ihn als den Schutzgeist desselben verehren sollte; Er selbst würde seinen guten Rath mit Vergnügen annehmen; er würde auch die Großen schon zu zwingen wissen, daß sie sich den Befehlen des größten Mannes in Indostan unterwürfen; und mit einem Wort, er wollte seiner Empfindlichkeit alle und jede, über die er sich zu beschweren hätte, übergeben. **Nizam** war überaus vergnügt, da er auf solche Art die Früchte seiner geheimen Kunstgriffe einerndten konnte; aber es sey nun, daß er einem Hofe nicht traute, der ihn so oft getäuscht hatte, oder wollte er vielmehr das Vergnügen, daß sich sein König recht viele Mühe um ihn geben sollte, noch länger genießen, genug seine Antwort war:

„Da

„Da er bereits auf einer See, in der so viele „Klippen zerstreut wären, solche merkwürdige „Schiffbrüche erlitten hätte, so gezieme es ihm, „als einem Manne von mehr denn achtzig Jah„ren, gar nicht, sich in die Gefährlichkeiten „einer neuen Seefahrt zu wagen; er sehne sich „vielmehr itzt bloß nach der Ruhe, die er auch „durch seine mehr als sechzigjährigen Dienste „endlich wohl erkaufet haben könnte; übrigens „würde er aber auch in der Einsamkeit nie un„terlassen, Wünsche für das Beste des Staats, „und für die Ehre des besten Regenten zu thun". Allein diese vorgeblichen Anschläge, sich zur Ruhe zu setzen, verschwanden sogleich bey dem Anblick eines neuen Briefes, der noch schmeichelhafter und dringender war, als der erste. Er machte sich also auf den Weg, in der völligen Versicherung, daß man ihn um desto mehr in Ehren halten würde, weil er das Schicksal des Staats in seiner Hand hatte, und allein im Stande war, das Reich von den Straßenräubern zu befreyen, die es verheerten.

In der That vertraute ihm der Kaiser bey seiner Ankunft zu Dehly die vornehmste Gewalt an; die Minister und Kan-Devran selbst mußten sich seinen Verordnungen unterwerfen; so mächtig hatte sich Nizam noch niemals gesehen. So bald der Vice-König von Golconda den Gipfel seiner Wünsche erreichet hatte, dachte er weiter auf nichts, als wie er dem Staate nützlich seyn wollte. Seine erste Sorge war, die Patanier und andre Barbaren fortzuschaf-

sen; er traf auch seine Unterhandlungen mit so gutem Erfolg, und wußte Vernunftgründe, Drohungen und Geld so recht zur gelegnen Zeit anzuwenden, daß sich die Barbaren endlich in ihr Vaterland zurückbegaben. So bald aber Nizam dem Staate diesen wichtigen Dienst, der aller Wahrscheinlichkeit nach der vornehmste Bewegungsgrund zu seiner Zurückberufung gewesen war, geleistet hatte, ward er auch bald die sinnliche Verringerung seines Ansehens gewahr; man erwies ihm nicht mehr die bisherigen Ehrenbezeigungen; der Kaiser, der ihn vorher mit Liebkosungen und Merkmaalen des Vorzugs überhäufet hatte, setzte selber die Achtung und Höflichkeit gegen ihn gar oft aus den Augen; der Hof blieb, wie vor und nach, in einerley Ausschweifungen versenket; die Mißbräuche nahmen immer mehr überhand, und vervielfältigten sich von Tage zu Tage; mit einem Worte, Nizam merkte wohl, daß er sich von eitlen Hoffnungen hatte blenden lassen. Aber nichts ärgerte ihn so sehr, als Kan-Devran's Aufführung gegen ihn. Dieser Favorit hatte sich vorher um seine Freundschaft beworben; er hatte sich so gar erniedriget, um dieselbe zu erschleichen; und auf einmal hatte er, ohne alle Ursache, sein Betragen gegen ihn so sehr geändert, daß er ihn den Spöttereyen und Beleidigungen der Höflinge, der Sklaven der Hofgunst, preis gab; überhaupt erschien Nizam niemals bey der Audienz, oder im Dorban, daß man ihn nicht hätte lächerlich zu machen gesucht.

Eines

Eines Tages, da er in des Kaisers Zimmer trat, gieng die Uebereilung des Favoriten so weit, daß er ganz laut sagte: „Da ist der Maimun„di“! (Das Wort bedeutet einen Marktschreyer, der die Affen tanzen läßt.) „Ja“, versetzte der aufgebrachte Minister, „und er „wird dich bald tanzen lassen“.

Ob nun gleich Nizam den Beleidigungen von Seiten seiner Feinde den ganzen Stolz seiner Seele entgegen setzte, und sich gegen die Ungunst des Kaisers gleichgültig, ja über dieselbe erhaben bezeigte; so verdrossen ihn doch dergleichen unangenehme Begegnungen aufs äußerste. Er schämte sich, den Versprechungen eines Monarchen, der seine einfältige Zuneigung gegen einen Favoriten, den er selbst nicht hochschätzte, nicht überwinden konnte, Glauben beygemessen zu haben. Welcher Schimpf für einen Mann, der so ehrgeizig war, für einen Minister, der so viel Titel und Aemter bekleidete, sich von einem jungen Favoriten verdunkelt, sich unter den Schwarm der Höflinge vermenget, sich verdächtig gehalten und heruntergesetzt zu sehen! Aber itzt durfte er nicht mehr um Erlaubniß ansuchen, nach Dekan zurückzugehen; denn er hatte alle Ursache, zu fürchten, daß man ihm seine nochmalige Entfernung zum Verbrechen machen würde; daß man ihn in Verhaft nehmen, oder wohl gar hinrichten möchte, aus Furcht, daß er etwan noch einmal den Pataniern und Maratten die Waffen wider das Reich in die Hände geben könnte. Er blieb

also bey Hofe, indem er die Mine einer lebhaften und feurigen Ergebenheit gegen die Person des Fürsten annahm, der ihm so schlecht begegnete. Zu gleicher Zeit aber dachte er sich den erschrecklichen Anschlag aus, alle seine Feinde zu stürzen, und den Kaiser, wo fern er darauf bestünde, sie zu schützen, in das gleiche Verderben zu verwickeln. Er suchte anfänglich den Groß-Vizir in sein Interesse zu ziehen, weil er meynte, daß dieser Mann über Kan-Devran's Credit vielleicht mißgünstig seyn möchte. Und er glaubte, um desto mehr berechtiget zu seyn, sich zu Kamereddin-Kan's Beystande Hoffnung zu machen, weil er durch das genaueste Band der Blutsfreundschaft mit ihm verwandt war, indem sein ältester Sohne eine von den Töchtern des Vizirs, so wie der Sohn des Vizirs eine von den Töchtern des Reichsverwesers geheirathet hatte. Allein der Ehrgeiz, die Begierde, an einem stürmischen Hofe zu herrschen, hatten keine Reizungen für Kamereddin-Kan. Dieser Mann hatte sich dermaaßen in sein wollüstiges Leben versenket, daß er nichts athmete, als Lustbarkeit; er begnügte sich gern am zweyten Range, und Favoriten gegen Favoriten gerechnet, war ihm Kan-Devran, der ihn an seinem Ansehen Theil nehmen, und große Schätze zusammenhäufen ließ, immer noch lieber, als Nizam, vor dessen stolzen Einfällen und gar zu strengen Sittenlehre er sich scheuete. Er blieb also taub und fühllos bey den Freundschaftsbezeigungen seines Schwagers, in dessen Freund-

schaft

schaft er ein großes Mißtrauen setzte. Dieser Korb benahm jedoch dem Nizam-Muluk noch nicht den Muth; und war es ihm auch mit dem Vizir fehlgeschlagen, so suchte er doch in dem ganzen Reiche noch Mißvergnügte und Verräther auf, daß sie seiner Rache beytreten sollten.

Der angesehenste unter allen denen, die ihm ihre Treue verkauften, der, so ihm die vorzüglichsten Dienste leistete, war der berufne Skadet-Kan, der sich in dem vorigen Kriege so sehr hervorgethan hatte. Der Leser hat bereits gesehen, wie verdrüßlich ihm der schimpfliche Vergleich gewesen war, den der Favorit und der Vizir mit den überwundenen Barbaren geschlossen hatten. Von der Zeit an war er ihr Feind geworden; statt, daß er an den Gnadenbezeigungen, die er vom Hofe zu erwarten berechtiget war, hätte Theil haben sollen, hatte man ihn, so zu sagen, in seine Statthalterschaft verbannet; und der Favorit suchte nichts mehr, als ihn bey dem Kaiser verhaßt zu machen, und ihn endlich zu stürzen. Skadet-Kan war von dem Haß und den Verläumdungen Kan-Devran's benachrichtiget, und schnaubte nichts, als Rachgier gegen den Kaiser und seine Favoriten, die er beide in gleichem Grade verachtete.

In dieser Gemüthsverfassung befand sich der Omrha, als ihn der listige Nizam-Muluk auszuholen suchte. Diese beiden Männer hatten einer des andern Gesinnungen errathen; und gar bald vereinigten sie sich mit den fürch-

terlichsten Eidschwüren zu einem gemeinschaftlichen Hasse. Sie trafen so gleich die Abrede, alle Mittel, welche die Intrigue darbietet, zu versuchen, daß der Favorit sammt dem Vizir vom Hofe gejagt werden sollten, um ihr Glück auf den Trümmern dieser Nebenbuler zu baüen, und in ihre Gewalt einzurücken. Nicht etwan, als hätten sie sich große Rechnung gemacht, daß ihnen dieser Anschlag gelingen sollte; dazu kannten sie die Gemüthsart des Kaisers zu sehr, da er noch niemals die mindeste Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Zuverläßigkeit bewiesen hatte, als bloß in Absicht auf diesen Favoriten; sondern diese beiden Männer glaubten, wenn sie diesen Schritt gethan hätten, so würden sie desto weniger strafbar seyn, wo fern sie alsdann das Reich in Unruhe versetzter, um ihre Feinde zu stürzen. Wie sie vermuthet hatten, so kam es auch. Umsonst thaten die Frauenzimmer und die Verschnittenen, die sie in ihr Interesse gezogen hatten, alles Mögliche, die Liebe des Kaisers gegen Kan-Devran zu ersticken. Einige von denen, die es wagten, ihre Stimme gegen ihn zu erheben, wurden so gar gestraft. Kan-Devran erhielt desto mehr neue Merkmaale der Gewogenheit des Kaisers; er blieb triumphirend bey Hofe, und beherrschte denselben mit unumschränkter Gewalt.

Ob nun gleich die Häupter der Mißvergnügten vorhergesehen hatten, daß alle ihre Bemühungen vergeblich seyn würden; so war ihr Zorn doch nicht minder wütend, da sie sahen,

daß

daß Kan-Devran gegen alle Pfeile, die sie auf ihn abdrückten, unverletzlich blieb. Aber nunmehr setzten sie auch ihrer Empfindlichkeit gar keine Gränzen mehr; sie beschlossen, ihre Güter, ihr Leben, ihre Ehre, das Reich selbst, kurz alles aufs Spiel zu setzen, um das Glück der beiden Höflinge, die es ihnen an Glücke zuvorthaten, zu untergraben.

Nachdem sie über die Wahl der Mittel lange mit einander zu Rathe gegangen waren, fanden sie nichts sicherer, als auswärtige und einheimische Feinde von allen Seiten gegen den Kaiser aufzuwiegeln, in der Hoffnung, die beiden Minister, die auf keine Weise vermögend waren, dem Ungewitter zu widerstehen, würden so viel Proben von ihrer Unfähigkeit und Schwäche geben, daß sich der Kaiser endlich gedrungen sähe, jenen das Ruder zu nehmen, und es ihnen selbst in die Hände zu geben. Uebrigens hielten sie die Maratten und Patanier, ob sie gleich schon seit so langer Zeit her im Besitze waren, das Reich zu verheeren, doch nicht für die Feinde, die so furchtbar wären, daß sie in dem Herzen des Kaisers eine solche Bestürzung erregen könnten, wie man sie gern bey ihm rege machen wollte.

Sie wendeten sich deßhalb an Schach-Nadir, den glücklichen Usurpator von Persien, und damals den berühmtesten Mann auf dem Erdboden. Mit Hülfe dieses Eroberers, den das Glück aus dem Staube des Elends und des

Straßenraubes hervorgezogen hatte, um die mächtigsten Monarchen in Asien zu demüthigen, gelang es den beiden Verräthern, das Reich, worinnen sie selbst ein so erhabnes Glück gefunden hatten, auf ewig zu Grunde zu richten.

Ehe wir noch den Ausgang ihres frevelhaften Unternehmens beschreiben, wird es nicht undienlich seyn, daß wir vorher einen Blick auf Persien werfen, welches damals schon seit mehr als zwanzig Jahren ein schreckliches und beweinenswürdiges Schauspiel darbot.

Der Sophi Schach-Hussein, der Erbe des Thrones, aber nicht der Tapferkeit und Klugheit seiner Väter, hatte sich durch sein weichliches Leben, durch seine Unthätigkeit und Sorglosigkeit, die größten Unglücksfälle selber über den Hals gezogen. Die plötzliche Erhebung seiner Favoriten, ihre Raubereyen und ihre Laster machten den Haß und die Verachtung wider ihn rege. Die Aghuaner oder Afganen, ein damals noch ziemlich unbekanntes und den Persianern unterwürfiges Volk, empörten sich. Der ohnmächtige Sophi mußte einer Handvoll solcher Straßenräuber unterliegen, deren Anführer ihn vom Throne stieß. Auf diese Revolution folgte die Ermordung fast der sämmtlichen Prinzen vom Geblüt, und der größten Herren von der Hofstatt. Die Uebrigen von der Nation wollten den Tod ihrer Oberhäupter rächen; das Kriegesfeuer loderte in allen Provinzen auf, und von den Ufern des Euphrats bis an die Gränzen von Indien erblickte

erblickte man nichts, als Schlachten, Blutbäder, Plünderungen und Feuersbrünste. Diese Geißel, die ganze zwanzig Jahre dauerte, fraß über eine Million Menschen; und nächstdem verwüsteten Pest und Hungersnoth diese schönen Ländereyen vollends ganz und gar. Endlich machten sich die Türken und die Russen das Unglück der Persianer zu Nutze, und nahmen ihnen die Provinzen ab, die ihnen am gelegensten waren. Wer hätte zu einer solchen Zeit wohl vorhersagen sollen, daß mitten aus dem Schooße des zertrümmerten und zerrütteten Persiens, auf einmal der berufenste Eroberer unsers Jahrhunderts hervortreten sollte? Doch es ist auch nichts Ungewöhnliches, daß eben in bürgerlichen Kriegen am ersten Männer aufstehen, die sich durch ihre Kühnheit und Gaben vorzüglich berühmt machen.

Ein gemeiner Bürger aus der Provinz Chorasan, Namens Nadir-Koul, war das Werkzeug, dessen sich die Gottheit bediente, dem Throne von Persien einen vorzüglichen Glanz zu geben, und zugleich Asien zu zerrütten. Dieser Mann, der Sohn des Statthalters in einer beträchtlichen Festung, büßte sehr früh seinen Vater ein, und gerieth unter die Vormundschaft eines Vettern, der ihn um seine Güter und alles Vermögen brachte, so daß unserm Nadir-Koul, wenn er leben wollte, weiter kein Mittel übrig blieb, als Soldaten-Dienste zu thun. Hierinnen nun that er sich durch so viel Proben des Heldenmuths und der Klugheit hervor, daß es ihm

gar

gar bald glückte, das Commando über tausend Mann zu bekommen. Sein Ruhm wuchs unterdessen immer mehr und mehr; und da endlich die Usbeckischen Tartarn mit einer mächtigen Armee einen Einfall in das Chorasanische thaten, so hielt man ihn allein für fähig, die Provinz zu retten. Man vertraute ihm einige Truppen an; und der ungleichen Stärke unerachtet, trug der junge Nadir-Koul einen entscheidenden Sieg davon. Vorher hatte man ihm, zur Belohnung seiner Tapferkeit und der Dienste, die er leisten würde, eine wichtigere Bedienung versprochen; aber hinterher lachte man ihn aus. Darüber wurde der junge Sieger dermaaßen entrüstet, daß er sich unter eine Bande Straßenräuber begab, an deren Spitze er erstaunliche Heldenthaten ausführte, und unzählige Verbrechen begieng. Und eben in diesen gesetzwidrigen Unternehmungen gewöhnte sich dieser, schon von Natur wilde Mann dergestalt ans Rauben, Morden und Metzeln, daß es in der Folge eine seiner größten Lustbarkeiten war, Menschenblut fließen zn sehen. Endlich aber wiederfuhr dem Straßenräuber Nadir-Koul das Schicksal, welches Leuten von seines Gleichen zu wiederfahren pflegt; er fiel dem Schach-Thamas, dem einzigen von den Söhnen des letztern Sophi, der dem Schiffbruche seiner Familie noch entgangen war, in die Hände. Dieser Prinz, dem man Nadir-Koul's Heldenmuth und andre Gaben des Geistes vorgelobt hatte, wollte ihn selbst sehen. "Warum hast

„du

„du doch„, fragte er ihn, "das schändliche „Handwerk eines Straßenräubers ergriffen, da „du von so guter Herkunft bist, und Tapferkeit „und andre Naturgaben besitzest„? — "Weil „ich sah„, war Nadir-Koul's Antwort, „daß mein König vom Throne gestoßen, mein „Vaterland unter das Joch gebracht, meine „Güter in fremden Händen, meine Dienste „ohne Belohnung geblieben waren; so mußte „ich nicht, was ich machen sollte: ich habe also „meine Zuflucht zum Rauben nehmen müssen, „damit ich leben könnte„. Dem Prinzen kam diese Antwort ungesittet vor; er befahl, man sollte ihm Nadirn aus den Augen schleppen, und mit Stockschlägen zu Tode prügeln. Einige Augenblicke darauf fielen ihm die Worte des Missethäters wieder ein; und nun meynte er mehr Hoheit des Geistes und Heldenmuth darinnen zu finden, als Frevel. Er wiederrufte also seinen Befehl, und begnadigte den Nadir-Koul. Aber es war mit der Vollstreckung seines vorigen Urtheils schon so weit gekommen, daß man kaum noch etwas Weniges von Wärme und Leben bey ihm fand. Mit vieler Mühe brachte man ihn endlich wieder zu sich selbst; und mit der Zeit glückte es auch so gar, daß er von seinen Wunden völlig geheilt wurde. So bald er wieder hergestellt war, stellte man ihn dem Prinzen vor, der ihn überaus gütig empfieng, und ihm das Commando über einen Theil von seinen Truppen gab. Aus dem Anführer einer Räuberbande war also Nadir-Koul der General seines

nes Fürsten geworden, und that sich nunmehr durch Wunder der Tapferkeit und eines geschäfftigen Geistes hervor. Es wird hinlänglich seyn, wenn wir sagen, daß er binnen kurzer Zeit verschiedne Schlachten gewann, daß er Persien wieder eroberte, und den Schach-Thamas glücklich wieder auf den Thron seiner Ahnen setzte. Der neue König überhäufte den Thamas-Kuli-Kan, (oder Sklaven des Thamas; denn diesen Namen hatte Nadir angenommen, seine Ergebenheit gegen den Fürsten damit an den Tag zu legen,) mit Gnadenbezeigungen, und machte ihn zum General-Feldmarschall seiner sämmtlichen Armeen. Allein Thamas-Kuli-Kan glich den berühmtesten Eroberern im Alterthume zu sehr, als daß er ihnen nicht auch im Ehrgeize sollte ähnlich geworden seyn. Er mißbrauchte das Zutrauen und die Gnadenbezeigungen seines Königs, um ihm selbst die Krone zu entreißen. Ganz unvermuthet wurde Schach-Thamas, in seiner Residenz, und zwar mitten in seinem Palast in Verhaft genommen, und auf Thamas-Kuli-Kan's Befehl nach dem öffentlichen Marktplatze zu Ispahan abgeführt, wo die Armee und das Volk zusammen berufen waren. Hier ward er, wie ein Missethäter angeklagt, und sollte wegen seiner Regierung Rechenschaft ablegen. Thamas-Kuli-Kan legte ihm mit den schimpflichsten Ausdrücken seine Schwelgerey, seinen Müssiggang, seine Weichlichkeit, seine Feigherzigkeit, seine Unfähigkeit zur Regierung zur Last; insonder-

insonderheit rückte er ihm einen Friedensvertrag vor, der mehr nothwendig, als schimpflich war, den der Sophi vor kurzem mit den Türken geschlossen hatte, und der freylich in den Augen des General-Feldmarschalls sein größtes Verbrechen ausmachte. "Ihr tapfern Persianer„! rufte Thamas-Kuli-Kan aus, "könnet ihr wohl „noch länger die Tyranney eines Mannes erdulden, der so feigherzig ist, und der sich gegen „den Ruhm und das Beste des Vaterlandes so „fühllos bezeigt? Befehlet ihr nicht selbst, daß „er von dem Throne, den er schändet, herabsteige, und sein Sohn, ob er gleich noch in „der Wiege liegt, seinen Platz einnehme? „Unser junger Prinz wird sich durch die Beyspiele so vieler Könige und Helden, die seine „Ahnen waren, besser belehren lassen, und „rühmlicher regieren. Unter seinen Befehlen „wollen wir die Türken schlagen, nachdem sie „uns so viel Beleidigungen zugefügt haben„. Bey diesen Worten ertönet die Luft von Verwünschungen wider Schach-Thamas; man schimpft ihn einen Treulosen, einen Verräther; man verlangt mit großem Geschrey, er soll abgesetzt werden; einige treiben gar die Heftigkeit so weit, daß sie ihm den Tod androhen. Erniedrigt, bestürzt, verwirrt konnte der Sophi nicht ein einziges Wort zu seiner Vertheidigung vorbringen. Man ergriff ihn zitternd und in Ohnmacht; so bringt man ihn auf eine Festung, und fährt ihm mit einem glühenden Eisen unter

die

die Augen, um ihn unfähig zu machen, den Thron jemals wieder zu besteigen.

Unterdessen wird der Sohn des unglücklichen Schach-Thamas zum König ausgerufen, und die Regierung dem Thamas-Kuli-Kan übertragen. Aber die Glücksfälle, die ihm bisher gelungen waren, sind noch nichts in Vergleichung derer, die auf ihn warteten. Seine erste Sorge war, eine Armee wider die Türken ins Feld zu führen, die nicht so wohl der Anzahl nach, als vielmehr wegen ihrer Tapferkeit und Mannszucht beträchtlich war. Der Krieg währte vier Jahre, und die Geschichte von Asien bietet uns keinen grausamern Krieg dar, als diesen. Voll von der Antipathie, die eine Folge der unaufhörlichen Kriege, der Nebenbulerschaft, des gegenseitigen Interesse, des Unterschiedes der Secten in einerley Religion sind, gaben Persianer und Türken keiner dem andern Pardon. Die militarischen Gaben, der große Geist und das Glück des Regenten von Persien zeigten sich augenscheinlich in diesen Feldzügen, die auch seinen Namen verewiget haben. Er gewann fünf bis sechs Schlachten, worunter die merkwürdigste das Treffen bey Erivan war, welches den 28sten May 1735 geliefert wurde, und worinnen die Türken ihren General, und mehr als funfzig tausend Mann einbüßten. Die Frucht einer solchen Menge von glücklichen Vorfällen war die Eroberung von Mingrelien, Georgien, Diarbekir und Turcomanien. Der Ruf von Thamas-Kuli-Kan's Heldenthaten erfüllte

füllte Asien mit Schrecken, und Europa mit Bewunderung.

Allein Thamas-Kuli-Kan war von selbiger Zeit an zu groß geworden, als daß er in dem Stande eines Privat-Mannes hätte bleiben können; es währte auch nicht lange, so ließ er sein Vorhaben, selber den Thron zu besteigen, welches er schon seit länger, als sechs Jahren, gefaßt hatte, öffentlich ausbrechen. Er beruft die Großen der Nation zusammen, und thut ihnen die Erklärung: da er unter den Strapazen des Krieges ein alter Mann geworden sey, so verstatte ihm sein Gesundheitszustand nicht länger, die Bürde der Geschäffte zu tragen, und er sage sich von der Regentschaft los. Die Versammlung, die entweder schon ingeheim bestochen, oder doch in die Furcht gejagt war, errieth die Absicht des Regenten, und rufte ihn zum König aus. Der ehrgeizige Thamas-Kuli-Kan that zwar, als wollte er sich dem allgemeinen Verlangen widersetzen; aber endlich ergab er sich doch, und betheuerte höchlich, er ließe es sich nicht anders gefallen, die königliche Würde anzunehmen, als mit der Bedingung, daß ihm erlaubt seyn sollte, dem jungen Könige Schach Abbas die Krone wieder zu übergeben, so bald er sich im Stande befinden würde, den Staat selber zu regieren: allein an dieses Versprechen des Usurpators glaubte schon damals kein Mensch.

Um zu zeigen, daß er von dem Glanze des Thrones gar nicht geblendet wäre, nahm Thamas-Kuli-Kan seinen alten Namen Nadir wieder

an, und fügte demselben den Titel **Schach** bey. Zugleich beeiferte er sich, Persien, welches durch so viele Kriege von Leuten entblößet war, dadurch wieder zu bevölkern, daß er eine Menge Ausländer ins Land zog, denen er Häuser und Ländereyen austheilte. Was ihm aber am meisten Ehre machte, war der glorreiche Friede, den er mit den Türken schloß, und zu dem er die Bedingungen selbst vorschrieb. Die Russen gaben ihm bloß auf seine Drohungen die Länder zurück, die sie während der bürgerlichen Kriege erobert hatten. In ganz Persien gab es damals kein Land weiter, als Kandahar, welches ein Raub der innerlichen Zerrüttungen war. Die Aghuaner hatten sich in selbiger Gegend festgesetzt, und unterhielten daselbst noch eine Art von Krieg mit Beyhülfe der Mogoln, die ihnen Lebensmittel, Geld und Leute lieferten, in der Absicht, sich dieses Königreiches, welches ehedem zu den Besitzungen ihres Kaiserthums gehöret hatte, wieder zu bemeistern.

Ehe **Schach-Nadir** noch zu der Eroberung von Kandahar abreiste, schickte er eine ansehnliche Gesandtschaft nach Dehly an den Hof, um theils seine Gelangung zum Throne von Persien kund zu thun, und theils sich über den von Seiten der Mogoln den rebellischen Aghuanern geleisteten Beystand zu beschweren. Allein **Muhammed**, dem das traurige Schicksal der letztern Könige von Persien zu Herzen gieng, wollte die Abgesandten des Straßenräubers, der sich des vom Blute triefenden Raubes derselben bemäch-

bemächtiget hatte, nicht vor sich lassen. Er ließ den Abgesandten ihren Aufenthalt in einer Vorstadt von Dehly anweisen; und nachdem er sie daselbst eine geraume Zeit sitzen lassen, ohne ihnen Audienz zu ertheilen, schickte er sie an ihren Herrn zurück. Nadir-Schach wollte über diesen übermäßigen Hochmuth und Verachtung fast wütend werden, und brach an der Spitze von hundert tausend Mann, die schon gewohnt waren zu siegen, nach Kandahar auf. Die Aghuaner, denen die Versprechungen der Mogoln neuen Muth gemacht hatten, wehrten sich mit heldenmäßiger Herzhaftigkeit; allein die unter der persianischen Armee eingeführte europäische Kriegszucht, und Schach-Nadir's Heldenmuth und Geist mußten gar bald die Oberhand über eine Kühnheit behalten, die aller dieser Vorzüge beraubet war. Ein beträchtliches Corps von Aghuanern ward in seinen eignen Verschanzungen geschlagen, und mußte über die Klinge springen. Hierauf wendete der Sieger alle seine Kräfte auf die Belagerung der Hauptstadt, eines der festesten Plätze in Asien, der eine Besatzung von mehr als vierzig tausend Aghuanern hatte. Die Belagerung dauerte ein Jahr, und ohne die Verrätherey eines der vornehmsten Officiers von den Rebellen, welcher dem Schach-Nadir die Citadelle übergab, wäre er gezwungen gewesen, sie auf eine schimpfliche Art aufzuheben. So aber ward er gar bald der Stadt, und des ganzen Königreiches Meister. Die Generale und

Officiers der Aghuaner wurden auf Pfähle gespießt, und die gemeinen Soldaten der siegenden Armee einverleibet.

Dieses war der Feind, welchen Muhammed zu beleidigen gewagt hatte, und den Nizam-Muluk und Scadet-Kan zum Werkzeuge ihrer Rache und Ehrsucht erwählten. Sie zweifelten keinen Augenblick, Muhammed würde bey dem Anblick eines so fürchterlichen Feindes erschrecken, seine Minister ohne Erfahrung, ohne Gaben, ohne Herzhaftigkeit entfernen, und ihnen selbst die Sorge für seine Vertheidigung übertragen; und auf diesen Fall waren sie willens, den König von Persien mit Gelde zu entwaffnen, oder ihn zu erdrücken, falls er so hartnäckig wäre, daß er seine etwan gewonnenen Vortheile verfolgen wollte. Wir werden aber in der Folge sehen, wie sehr der Ausgang wider ihre Erwartung war.

Schach-Nadir war in Kandahar noch beschäfftigt, seine neuerlich gemachte Eroberung zu befestigen, als er durch geheime Abgeordnete Briefe von den Häuptern der Verschwornen erhielt, die ihm zuredeten, daß er sich sein Glück zu Nutze machen, und einen Einfall in Indien thun sollte. Seine Freude bey der Durchlesung dieser Briefe war ungemein groß. Ohne allen Zweifel hatte er gar nicht erst nöthig, sich durch Bewegungsgründe von Fremden zu einer Invasion im Indostan aufmuntern zu lassen; die Rachgier, der Haß, und der Wunsch, sich der

Schätze

Schätze Muhammed's zu bemeistern, machten ihn dazu schon ohnedieß von ganzem Herzen geneigt: aber er konnte sich doch nicht enthalten, sein sonderbares Glück selbst zu bewundern, das ihm auf solche Art durch die Hände der Mogoln selbst die Wege bahnte, zu siegen und zu triumphiren. Unterdessen, da er die Größe und Kühnheit des Projects, welches man ihm vorgeschlagen hatte, reiflicher zu überlegen anfieng; so mäßigte die Aussicht auf die Hindernisse, die er zu überwinden haben würde, ehe er bis nach Dehly gelangen könnte, seine Hitze nicht wenig, und er erschrak so gar vor der Ausführung. Er sah vorher, daß er sich mit den Aghuanern, den Unterthanen der Mogoln, würde herumschlagen müssen, einem Volke, dessen Herzhaftigkeit er aus oftmaliger Erfahrung hatte kennen lernen, und das überdieß Meister der engen Wege, und der beynah unzugänglichen Pässe war, die nach Indostan führen. Wäre er endlich auch mit diesen Leuten fertig, und hätte sie durch Gewalt der Waffen gebändigt, oder mit vielem Gelde bestochen und auf seine Seite gebracht; so würde er alsdann augenblicklich die Mogolschen Armeen, die im Cabulistanischen, und andern diesseits des Indus-Stromes gelegenen Provinzen stünden, auf dem Halse haben. Und wie sollte er durch die ungeheuern Wüsteneyen gelangen, welche die beiden Reiche von einander trennen; unglückselige Gegenden, wo man nichts, als faules Wasser, und keine Lebensmittel antrifft? Wäre er ja noch so glücklich,

diese Hindenisse zu übersteigen; würde er dann nicht durch den Indus, einen breiten und reissenden Strom, über den es fast nicht möglich ist, Brücken zu schlagen, und durch die Mogolschen Armeen aufgehalten werden, die unendlich zahlreicher waren, als seine eignen? Seine Armee würde so gar durch die Eroberung und den Sieg sich selbst aufreiben, da indessen die Armee der Mogoln sich Tag vor Tag mit den Recruten verstärken würde, welche Muhammed aus allen Provinzen seines weitläuftigen Reiches herbeyrufen könnte. Ja, der Feind könnte so gar, ohne sich ins Handgemenge einzulassen, ohne ein Treffen zu wagen, ihn schon damit, daß er sein eignes Land verheerte und von Lebensmitteln entblößte, durch den Hunger überwinden. Und wie würde es alsdann einer Armee ergehen, die weder vor, noch rückwärts könnte? Hatte er nicht auch Ursache, zu befürchten, daß über die etwan in Persien eingehende, wahre oder falsche Nachricht von einem Unglücksfalle, der ihm wiederfahren wäre, vielleicht so gar über das bloße Gerücht von seiner Abwesenheit das Reich, dessen Regierung er sich nur so neuerlich angemaaßt hatte, und das das Joch eines Mannes, der ehedem ein Straßenräuber gewesen war, als verhaßt und verwünschenswürdig betrachtete, in Aufruhr gerathen, und den vom Throne gestossenen König wieder auf den Thron setzen könnte? Könnten nicht vielleicht die Türken, die er gezwungen hatte, einen schimpflichen Friedens-Tractat einzugehen, denselben brechen, und den

Krieg

Krieg von neuem anfangen? Und wer würde die Russen abhalten, die Provinzen, die sie der Krone Persien bloß aus Schrecken vor seinen Waffen wieder herausgegeben hatten, aufs neue zu erobern?

Je mehr Schach-Nadir über diese Hindernisse nachdachte, desto mehr kam ihm die Unternehmung tollkühn vor. Er schämte sich also über den plötzlichen Einfall von Ehrgeiz und Habsucht, der ihn verleitet hatte, den Abgeordneten der beiden Omrhas eine günstige Antwort zu ertheilen, und schrieb ihnen, er wäre zufrieden, daß er sich durch die Eroberung von Kandahar an dem Mogol gerächet hätte, und verlangte seine Progressen nicht weiter zu treiben. Zugleich entwickelte er ihnen die Schwierigkeiten eines solchen feindlichen Anfalls, wie sie ihm vorgeschlagen hatten, nach allen Umständen, und gab ihnen zu verstehen, daß er dieselben als unübersteiglich betrachtete. Zum Schlusse bot er endlich den beiden Omrhas eine Freystatt in Persien an, wenn sie meynten, daß es für sie gefährlich wäre, länger in Indien zu bleiben.

Die Häupter der Verschwornen waren über diese Antwort nicht wenig bestürzt; aber Nizam faßte den Entschluß, noch den letzten Versuch zu wagen, und schrieb an ihn in folgenden Ausdrücken: "Der Ueberwinder der Aghuaner, „der Türken und der Russen fürchtet sich vor „den, durch Ueppigkeit und Wollust entkräfte„ten Mogoln? Und seit wenn erschüttern denn

„Hindernisse und Gefährlichkeiten Deine große
„Seele? Bist Du nicht mehr der nämliche
„Mann, der sich aus dem Stande des Privat-
„lebens, durch die Kräfte seines Geistes und
„Heldenmuthes auf den Thron von Persien ge-
„schwungen hat? Bist Du nicht mehr der näm-
„liche Schach-Nadir, den der Sieg noch
„niemals müde worden ist zu krönen, der mit
„bloßen Drohungen die Russen gezwungen hat,
„ihm ganze Länder wieder herauszugeben, der
„den Kaiser Muhammed selbst auf seinem
„Throne hat zittern gemacht? Und itzt, da du
„in eben die glorreiche Bahn eilen sollst, in wel-
„che Alexander Dir vorgegangen ist, dem
„Deine unsterblichen Heldenthaten Dich schon
„ähnlich machen, entziehest Du Dich Deiner
„hohen und glänzenden Bestimmung? Man
„hat Dir, Gnädigster Herr, die Schwierigkei-
„ten bey der Eroberung, die ich Dir vorschla-
„ge, übertrieben groß abgemalt; aber wer könn-
„te einem solchen Ueberwinder, wie Du bist,
„Einhalt thun? Etwan unser Muhammed?
„O! wem ist es wohl unbekannt, daß dieser
„feigherzige und blödsinnige Fürst, der in seinen
„Wollüsten gänzlich ersoffen ist, für sein Leben
„und seine Ruhe gar gern seine Krone aufopfern
„würde? Oder etwan seine Generale? Leute, die
„in der Unthätigkeit, in der Schwelgerey und
„dem Laster grau geworden sind! sie verstehen
„kaum die ersten Anfangsgründe der Kriegs-
„kunst! Ich würde Deinen unbesiegten Persia-
„nern einen Schimpf anzuthun glauben, wenn ich
„den

„den verachtenswürdigen Haufen von elenden
„Leuten, woraus die Mogolschen Armeen beste-
„hen, mit ihnen in Vergleichung setzen wollte.
„Hat doch eine Handvoll Maratten und Pata-
„nier so gar, bis an die Thore von Dehly ins
„Land dringen können; ohne Scadet-Kan's
„Heldenmuth wäre ihnen der Kaiser und seine
„Residenz zum Raube geworden; itzt aber wid-
„met sich Scadet-Kan deinem Interesse, und
„der große Schach-Nadir bedenkt sich noch?
„Man hat Dich mit dem Namen der Aghua-
„ner geschreckt; hast Du nicht schon die auserle-
„senste Mannschaft von ihren Truppen besieget?
„Eben dieses Volk überdieß wird so gut, wie
„alle übrigen Völker im Reiche, die in der Un-
„terdrückung leben, und voller Verachtung ge-
„gen die Nichtswürdigen sind, von denen sie be-
„herrschet werden, sie alle zusammen werden
„Dich als den Erretter von Indien empfangen,
„und Dir zu Füße fallen. Meines Ansehens
„im Reiche, und des Beystandes, den ich leisten
„kann, will ich nicht erwähnen; aber die Ge-
„nerale in Cabul, und der Vice-König von
„Lahor, die mir gänzlich ergeben sind, werden
„bloß einen verstellten Widerstand thun, und
„Dir ihre Truppen, ihre Festungen und ihre
„Magazine überliefern. Die mächtige Partey,
„die ich zu Deinem Vortheil angeworben habe,
„sehnet sich nach Deiner Gegenwart. Zur
„Vergeltung der Dienste, die sie Dir widmet,
„hofft sie, wann Dein unbezwinglicher Arm sich
„seinen Weg bis in den Schoos von Indostan

„gebahnt haben wird, so werdest Du den Mu-
„hammed zwingen, die Minister, die ihn ent-
„ehren, zu strafen; und wann Du ihn sich selbst,
„und der Ehre wiedergegeben hast, werdest Du
„mit ihm ein ewiges Bündniß schließen. Die
„Abtretung der indianischen Provinzen, die Dir
„am Besten anstehen, die Auslieferung unsrer
„Schätze, die unsern Königen nur zur Nah-
„rung ihrer Ueppigkeit und Laster gedient haben,
„dieß sind die würdigen Belohnungen, die wir
„Deiner Tapferkeit anbieten. So folge dann
„getrost den Rathschlüssen der Vorsehung, die
„Dich nach Indien ruft, um die Laster und Aus-
„schweifungen des schändlichsten Hofes auf dem
„Erdboden zu bestrafen„.

Das Gemälde von dem Reiche, gezeichnet von der Hand eines erfahrnen, reichen, mächtigen Ministers, dem an dem glücklichen Erfolge des feindlichen Einfalles nicht wenig gelegen war, das prächtige Anerbieten von unermeßlichen Schätzen, mit denen man seinen Geldgeiz in Versuchung führte, und die er schon in seinem Herzen verschlang, die Gewißheit, fast weiter keine Hindernisse zu finden, als die Beschwerlichkeiten der Reise, bewogen den König von Persien endlich zu dem Entschlusse, sich an diese Unternehmung zu wagen, die kühnste, woran sich wohl seit der Eroberung von America ein Mensch gewagt haben mag. Er bringt also eine Armee von hundert und zwanzig tausend Mann zusammen, die aus Persianern, Tatarn, Türken, Aghuanern, Georgianern und Europäern be-

stand,

stand, lauter Soldaten voller Heldenmuth und Erfahrung, die einer strengen Mannszucht gewohnt waren, und die dem Hunger, dem Durst, der Hitze und den Strapazen schon mehrmals getrotzt hatten. Diese ganze Armee versieht er mit Montirung, mit Gewehr, und mit vortrefflichen Pferden. Nachdem er die Musterung über sie gehalten hat, macht er ihnen sein Vorhaben bekannt, malt ihnen dasselbe als überaus leicht ab, verspricht ihnen die Hälfte von der Beute, und einem jeden eine Stelle, wie er sie durch seine Herzhaftigkeit und Gaben verdienen würde.

Es ist nicht zu beschreiben, mit was für einer ausschweifenden Freude diese Armee von Wagehälsen und Landstreichern Schach-Nadir's Rede anhörte. Man unterbricht ihn mit großem Geschrey. Man bittet ihn aufs inständigste, die Ausführung eines so rühmlichen und vortheilhaften Anschlages nicht länger aufzuschieben. Ein jeder von diesen blut- und raubgierigen Menschen weidete sich schon mit der Hoffnung eines ansehnlichen Glückes; und es war kein einziger darunter, der sich nicht unter der Anführung eines Weltbezwingers, dem bisher noch nichts widerstanden hatte, für unüberwindlich gehalten hätte. Mit einem Worte, sie brachten alle zusammen zu diesem Feldzuge eben den Eifer und Muth mit, wie ihr Anführer. Schach-Nadir war auch so vergnügt, bey seiner Armee diese mit seinen Absichten so sehr übereinstimmende Gesinnungen anzutreffen, daß er

er für dienlich erachtete, ihre Hitze nicht erkalten zu lassen. Er gab also das Zeichen zum Aufbruch, und trat gegen Ende des November-Monats 1738 den Marsch an.

Er bemeisterte sich so gleich ohne Schwerdschlag der engen Pässe bey Gurbend; die Wüste Mimend legte er mit der größten Geschwindigkeit zurück, und bemächtigte sich verschiedner wichtiger Posten, ohne den mindesten Widerstand zu finden. Von dar rückte er ins Königreich Cabul ein, worinnen er die Hauptstadt gleiches Namens belagerte. Alle diese unvermutheten Glücksfälle hatte er dem **Nizam-el-Muluk** zu danken; dieser Verräther hatte ihm die Wege dazu gebahnt, indem er die Statthalter der benachbarten Provinzen entweder bestochen, oder durch seine Kunstgriffe in die Furcht gejagt hatte. Denn an die letztern schrieb er folgendes: „Der große **Schach-Nadir** „kömmt mit einer unüberwindlichen Armee gegen euch angerückt. Das Schrecken seines „Namens hat bereits allen unsern Generalen einen Schauder erreget, und es wird euch keiner zu Hülfe kommen. Nun möget ihr selbst „urtheilen, ob ihr einem Eroberer, der schon „über die gesammte Macht der Türken triumphiret hat, Einhalt thun könnet. Der klügste „Rath, den man euch geben könnte, wäre „wohl, seinen Zorn durch eine geschwinde Unterwerfung zu entwaffnen. Der Gott des „ganzen Weltkraises, dessen Geissel er ist, führt

„ihn

„ihn nach Indien, uns für unsre Missethaten
„zu strafen“.

Bey Erblickung dieser so gefährlichen, und doch so schnell eroberten Pässe wunderte sich Schach-Nadir selbst über sein Glück, und faßte schon die größte Hoffnung zu dem glücklichsten Erfolge seines Unternehmens. Jedoch verursachte ihm die Belagerung von Cabul einen längern Aufenthalt, als er gedacht hatte. Auf die Nachricht von dem Marsche der Persianer hatte Czerke-Kan, der Vice-König im Cabulistanischen, eine große Anzahl Truppen nebst einem ansehnlichen Vorrathe von Lebensmitteln, in die Hauptstadt seiner Statthalterschaft geschafft. Zugleich hatte er an zween Mogolsche Generals, von welchen ein jeder eine Armee an den Ufern des Indus-Stromes commandirte, geschrieben, daß sie ihm eilig zu Hülfe kommen sollten. Endlich schickte er auch einen Courier nach Hofe, um demselben so wohl die Progressen des Feindes, als die Gefahr, worinnen er schwebte, kund zu thun. In Erwartung des Beystandes, den er zu hoffen berechtiget war, hielt er Schach-Nadir'n beynah einen Monat lang vor seiner Festung auf; allein die beiden Generale, um deren Beystand er angesucht hatte, waren gleichsam Nizam's Leibeigne, und blieben ruhig auf ihrer Stelle sitzen. Die Favoriten und die Minister überließen den braven Cherze-Kan auf eine niederträchtige Art seinem unglücklichen Schicksale. Was den Kaiser anlangt, so war ihm in der Welt nichts we-

niger

niger bewußt, als daß das Königreich Cabul im Begriffe stünde, einem feindlichen Ueberfalle bloßgestellt zu seyn; ja, er wußte nicht einmal, daß der Usurpator von Persien wider ihn Krieg führte. Verrathen, und in die Hände des Feindes von Leuten, denen so viel an seiner Vertheidigung gelegen seyn sollte, so zu sagen verkauft, bewies Cherze'-Kan doch nur desto mehr Eifer, Tapferkeit und Treue. Er faßte den Entschluß, sich selbst unter den Trümmern seiner Festung zu begraben; und es ist unglaublich, wie viel Persianer bey seiner rühmlichen Gegenwehr ihr Leben einbüßen mußten. Schach-Nadir, der Nizam's Versicherungen zu folge, anfänglich nichts, als Verräther, im Cambulistanischen zu finden vermeynet hatte, war mit seiner Belagerung ziemlich saumselig zu Werke gegangen. Da er aber sah, daß er Gefahr lief, seinen Ruhm vor dieser Festung zu verlieren; so ließ er einmal über das andre Sturm laufen: und eben dieses kostete ihn so viel brave Soldaten. Mit einem Angriffe von allen Seiten endlich eroberte er die Stadt; und die Besatzung mußte über die Klinge springen. Cherze'-Kan und sein Sohn fielen einem wilden Sieger in die Hände, der den Werth der Tapferkeit an seinen Feinden nicht zu schätzen wußte, und sie auf einem Blutgerüste die Treue gegen ihren Beherrscher büßen ließ, von welcher sie solche heldenmüthige Proben abgelegt hatten.

Der

Der König von Persien fand in Cabul einen Schatz vor, der seit Akebar's Zeiten erhalten worden war, nebst unermeßlichen Vorräthen an Gewehr, Montirungsstücken und Lebensmitteln, ohne deren Beyhülfe er nimmermehr würde haben weiter kommen können. Unterdessen mochte er nun, weil er die Gefährlichkeiten und Hindernisse der Eroberung von Indien in der Nähe gesehen hatte, etwas laulicher zu werden anfangen, oder er mochte auch ein Mißtrauen in Nizam's Versprechungen setzen, die er seit Cherze'-Kan's Gegenwehr für verfänglich hielt, oder wollte er vielmehr den Kaiser von Indien nur ausforschen; kurz, er bot ihm den Frieden unter der Bedingung an, daß der Indus-Strom künftighin den beiderseitigen Königreichen zum Schlagbaume dienen, und ihm der Mogol die aufgewendeten Kriegskosten mit einem Theile von seinen Schätzen vergüten sollte. Falls er dieses nicht eingienge, drohte ihm Schach-Nadir, daß er über den Indus setzen, sein ganzes Reich mit Feuer und Schwerdt verheeren, und Dehly dem Erdboden gleich machen wollte.

Eben hatte Muhammed den Einfall des Feindes in seine Reichslande erfahren. Der Favorit Kan-Devran hatte ihm den Verlust des Cabulistanischen, und Schach-Nadir's Anschläge nicht verheelen können. Zugleich aber hatte er ihm die Einbußen des Feindes vor Cabul so übertrieben vorgestellt, und ihm das Unternehmen, Indostan anzugreifen, als so verwägen und un-

unsinnig abgemalt, daß der verblendete Mogol den König von Persien fast eben so gering achtete, als er selbst von ihm geachtet ward. In dieser Gemüthsverfassung befand er sich, als er Schach-Nadir's hochmüthige, und mit Drohungen untermischte Anträge erhielt. Er erschrak also nicht so sehr über seine Progressen, als er über seinen Stolz aufgebracht ward, und bedachte sich, ob er einem Menschen wohl eine Antwort ertheilen sollte, den er für nicht anders ansah, als für einen Straßenräuber, der mit genauer Noth der Todesstrafe entgangen war. Die Empfindlichkeit behielt endlich die Oberhand über die Verachtung, und er schrieb ihm einen Brief, der so höhnisch war als möglich, darinnen er ihn einen Tyrannen, Usurpator, Königsmörder nannte, und ihm seine niedrige Herkunft, seine Grausamkeiten, seine Missethaten, seine Raubereyen vorrückte. „Ich habe be„reits“, setzte er hinzu, „meinen Generalen „Befehl gegeben, den Landstreicher, der mir „Troß bietet, beym Kopfe zu nehmen, und ihn „zu den Füßen meines erhabnen Thrones zu „schleppen. Jedoch wenn er in sich geht, wenn „er anhero kömmt, mich um Gnade anzufle„hen; will ich ihm noch das Leben lassen, des„sen er sich durch seine Missethaten unwürdig ge„macht hat“.

Der König von Persien lachte nur über Muhammed's Hochmuth und Großsprechereyen, und dachte weiter auf nichts, als daß er ihn im Herzen von Indostan, aufsuchen und vom

Throne

Throne stoßen, oder doch wenigstens sich mit seinen Schätzen bereichern wollte. Neue Berichte, die ihm Nizam von der Sicherheit des Hofes zu Dehly, von den ärgerlichen Zwistigkeiten der Minister, und von der Art von Anarchie ertheilte, die im Reiche herrschte, machten ihm neuen Muth. Er hatte es nöthig, daß er so aufgemuntert wurde: denn kurz, ob er gleich schon einige Schwierigkeiten überwunden, so hatte er doch bey weitem noch nicht wider die größten zu kämpfen gehabt. Es war keine Kleinigkeit, ein Reich anzugreifen, das von mehr als zwölfmal hundert tausend Mann gedeckt, und durch unzugängliche Gebirge, so wie durch reißende Ströme, befestiget war. Dabey mußte man sich dem Mangel an Lebensmitteln, und einer übermäßigen Hitze bloßstellen, die noch fürchterlicher waren, als selbst die Macht des Feindes; und seine Armee war durch Krankheiten, Strapazen und Gefechte bereits merklich geschwächt und verringert worden. Wenn man alle diese Umstände mit einander überlegt; so sieht man wohl ein, wie viel Nutzen dem Könige von Persien Nizam's und Seadet-Kan's Verrätherey geschafft habe. Ohne den Beystand dieser Treulosen ist nichts gewisser, als daß er mit seinem Project hätte scheitern müssen. In der That ist es auch nicht zu beschreiben, wie viel er auf seinem Marsche von Cabul nach Pichaiver auszustehen hatte: denn auf diesem, von Gebirgen und Wüsteneyen durchschnittenen Wege, wo er überall Mangel an Wasser

litt, hatte er mit den erschrecklichsten Hindernissen zu kämpfen. Die Aghuaner in diesen Gegenden, welchen die Nachricht, die sich ausgebreitet hatte, daß der Kaiser in Person an der Spitze seiner auserlesensten Truppen im Anzuge begriffen wäre, guten Muth machte, vertheidigten die Pässe mit großer Herzhaftigkeit und vielem Glücke. Viele Mogolsche Officiers erholten sich wieder von ihrem ersten Schrecken, und vereinigten sich mit diesen beherzten Einwohnern der Gebirge; und alle zusammen schlugen, mit Hülfe der unermeßlichsten Verhaue, die sie gemacht hatten, den Feind zurück. Schach-Nadir ließ sich nicht abschrecken; aber er fand immer einerley Widerstand. So brachte er viele Tage zu, ohne weiter vorrücken zu können, ob er gleich keinen Tag hingehen ließ, ohne sie mit dem völligen Ungestüm seines Charakters anzugreifen. Das Gefecht war gar zu ungleich, als daß er sich hätte Hoffnung machen können, zu siegen. Die Aghuaner standen auf den Anhöhen, wo sie sich sorgfältig verschanzet hatten, und konnten den Feind ganz frey und ungehindert übersehen; sie wälzten also ungeheure Steine auf ihn herab, und gaben ihm keine Lage mit dem schweren Geschütze, mit dem kleinen Gewehr, mit Pfeilen und Wurfspießen, ohne ihm eine Menge Leute niederzuschießen, da hingegen Pfeile, Musketen, Artillerie, am meisten aber der Degen in den Händen der Persianer, gegen einen Feind, den sie kaum mit den

Augen

Augen entdecken konnten, ganz unbrauchbare Waffen waren.

Die persische Armee, und ihr General selbst, wurden endlich dieser Menge von Hindernissen und Gefährlichkeiten müde. Schach-Nadir wußte nicht, was er machen sollte, als er mit einmal auf den Einfall gerieth, eine Unterhandlung mit den Oberhäuptern der Aghuaner anzufangen. Er schrieb an sie: „Er könne sich nicht „genug verwundern, daß eine so beherzte und „so edelmüthige Nation, als die Aghuaner wären, „zum Besten solcher feigherzigen Tyrannen, „wie die Mogoln, föchten. An statt daß sie „einen Sieger, der nur gekommen wäre, ihre „Fesseln zu zerbrechen, auf seiner Bahn hinder„ten, sollten sie sich lieber unter seine Fahnen „begeben, wie ihre Brüder, die Aghuaner in „Kandahar, gethan hätten; er wolle sie nach „Dehly führen, und mit dem Raube von In„dien bereichern“. Das Gold, das er unter ihnen ausstreute, gab seinen Gründen ihr bestes Gewicht. Die Aghuaner, die es schon ohnedieß verdroß, daß ihnen der Kaiser nicht, wie man ihnen Hoffnung gemacht hatte, zu Hülfe gekommen war, faßten also den Entschluß, die Hindernisse, die sie den Persianern in den Weg gelegt hatten, selbst zu heben, und über dreyßig tausend Mann an der Zahl zu ihnen ins Lager zu kommen. Diesem Beyspiele folgten die Aghuaner in den benachbarten Gegenden nach, und mittelst dieser ganz unverhofften Ver-

stärkungen wurde Schach-Nadir's Armee zahlreicher, als sie jemals gewesen war.

Im Uebrigen war das Gerücht, das sich ausgebreitet hatte, der Kaiser würde selbst den Aghuanern zu Hülfe kommen, nicht ohne Grund gewesen. Gleich nach der Einnahme von Cabul hatte Kan-Devran, da er sah, daß ihn das ganze Volk verfluchte und verwünschte, weil er den braven Cherze' Kan ohne Beystand umkommen lassen, dem Muhammed den Rath gegeben, einen General-Dorban zusammen zu berufen, und eine Berathschlagung anzustellen, durch was für Mittel der Feind am besten zurückzuschlagen sey. Hier nun war der Favorit, als einer von den zween General-Feldmarschällen, der Meynung, man müsse die gesammten Truppen des Staats zusammen stossen lassen, und der Kaiser selbst an der Spitze derselben aufbrechen. Nizam stimmte, seine Verrätherey desto besser zu verbergen, diesem Rathe bey, und setzte nur die Erinnerung hinzu, man müsse sich nicht einkommen lassen, die geheiligte Person des Kaisers den Strapazen und Gefährlichkeiten dieses Krieges bloß zu stellen; es würde hinreichend seyn, wenn der Prinz bis nach Lahor vorrückte, indem er von dort aus den Muth seiner Generale und Soldaten durch seine Blicke beleben könnte. Man hat sagen wollen, Nizam habe bloß noch aus einigem Ueberreste von Ergebenheit gegen seinen König so gesprochen, weil er denselben in den Untergang seiner Armee, die er dem Feinde in die Hände zu spie-

len

len willens war, nicht mit verwickelt wissen wollen; dem sey indessen, wie ihm wolle, genug, die Omrhas hielten auch diesen Vorschlag genehm.

Es wurden also die Befehle ertheilet, daß die sämmtlichen Truppen des Reiches zusammenstoßen sollten, und zum Sammelplatze wies man ihnen das Königreich Lahor an. Das Gepäcke für den Hof wurde zurechte gemacht, und eine überaus zahlreiche Artillerie trat den Marsch an. Allein wie groß war das Erstaunen bey allen, die sich das Schicksal des Staates zu Herzen gehen ließen, als sie hörten, die Armee, die beynahe schon gänzlich beysammen gewesen wäre, hätte Befehl erhalten, sich zu trennen. Der Urheber einer so schädlichen Entschließung war der Favorit, der vor Mißgunst, weil er hörte, daß die Stimme des Volkes den Nizam zum General wider die Persianer ernannt wissen wollte, in Sorgen gerieth, dieser Mann, dessen vorzügliche Geschicklichkeit in Kriegs- und Friedens-Geschäfften er schon kannte, möchte über ihn die Obermacht, die er schon ehedem so lange besessen hatte, wieder gewinnen. Aus diesem Grunde machte er sich das Gerüchte, welches sich eben damals ausbreitete, der König von Persien wäre von den Aghuanern geschlagen worden, zu Nutze, gieng zu Muhammed, rühmte ihm die Vortheile von der vermeynten Niederlage der Feinde vor, und überredete ihn mit einem Worte, der Usurpator von Persien sey von seinen erlittenen Einbußen ganz muth-

los und niedergeschlagen, und dürfe die Ruhe und die Lustbarkeiten des Kaisers von Indien nicht weiter stören; und um ihn vollends aufzureiben, würde es hinlänglich seyn, wenn man ihm die Aghuaner auf die Fersen nachschickte.

Sobald sich Schach-Nadir des Landes der Aghuaner völlig versichert hatte, gab er seiner Armee einige Tage Rast, welches sie äusserst nöthig brauchte. Da er aber wohl wußte, daß der glückliche Erfolg seines Unternehmens eben so sehr auf Geschwindigkeit, als Kühnheit ankam, und daß er durch neue Heldenthaten so wohl den Feind schrecken, als auch den Muth seiner Leute beym Gleichen erhalten mußte: so trennte er sich an der Spitze von zehen tausend Mann Reiterey von seiner Armee; und, nach einem überaus schnellen Marsche von achtmal vier und zwanzig Stunden, zeigte er sich im Angesichte der Stadt Pichawer, unter deren Mauern eine Mogolsche Armee, die vom Nazir-Kan, dem neuen Vice-König im Cabulistanischen, commandiret wurde, verschanzet stand. Die unvermuthete Erscheinung der Persianer, die man für weit entfernt hielt, und die noch, wie man glaubte, in den Gebirgen der Aghuaner aufgehalten wurden, verbreitet das Schrecken unter der kaiserlichen Armee. Umsonst schützte sie die Menge, das schwere Geschütz, und dichte Verschanzungen: ein Theil rettet sich mit der Flucht; der andre wird nach einem dreystündigen Gefechte über den Haufen geworfen, und in die Pfanne gehauen; und den General

be-

bekömmt man gefangen. Der Sieger stürmt Pichaiver, nimmt es ein, und macht darinnen, außer einer unermeßlichen Beute, eine unzählige Menge Kriegsgefangne.

Die Nachricht von dem Abfalle der Aghuaner, auf deren Tapferkeit und Treue man sich so sehr verlassen hatte, und die Zeitung von der blutigen Niederlage des Vice-Königs, und der Eroberung von Pichaiver, welche Schlag auf Schlag nach Hofe gelangten, setzte den Kaiser und seine Favoriten in Erstaunen. Ihre Zuversicht und ihr Eigendünkel verwandelten sich in Angst und Schrecken. Alle Cabalen, alle Uneinigkeiten hörten auf, oder schienen doch aufzuhören. Die verschiednen Parteyen, worein sich der Hof getrennt hatte, waren allesammt einmüthig der Meynung, man müsse unverzüglich gegen den Feind aufbrechen; und die Armee, die beständig vor den Thoren der Hauptstadt im Lager steht, setzte sich wirklich den 31sten Jänner 1739 in Bewegung. Auf dem Marsche stießen viele Corps Truppen dazu; und so wurde sie an die dreymal hundert tausend Mann stark. Der Groß-Vizir, Kan-Dewran, und Nizam, dem die Mogoln ganz allein die Fähigkeit zutrauten, das Reich durch seine Erfahrung, seine Gaben und Einsichten zu retten, führten dieselbe unter des Kaisers Befehlen an.

Der Mogol berief noch vor seiner Abreise einen Dorban zusammen, um sich über den Plan

des Feldzugs zu berathschlagen. **Nizam**, dessen Ansehen immer mehr zunahm, je mehr man anfieng, sich vor dem Feinde zu fürchten, sprach zuerst; und nachdem er erwiesen hatte, daß man die Progressen des Feindes keiner andern Ursache beymessen könnte, als einer unglücklichen Sicherheit, durch die man sich abhalten lassen, den Generalen im Cabulistanischen Succurs zuzusenden, sagte er: "Nunmehr, da die „Tapferkeit der Mogoln nicht weiter gefesselt, „und es ihr erlaubt ist, einen glorreichen „Schwung zu nehmen, werden wir ohne Mü„he über den tollkühnen **Schach-Nadir** tri„umphiren. Was sage ich? Hat er die Kühn„heit, über den Indus-Strom zu setzen, so „ist er verloren, ohne daß es die Unterthanen „des Kaisers einen Tropfen Blutes kosten darf. „Unsre Truppen dürfen nur in verschiedne Ar„meen abgetheilt werden. Indem die stärkste „dem Feinde die Spitze bietet, können ihm die „andern die Lebensmittel abschneiden, und ihm „den Weg zum Rückzuge versperren. Wie „wird es alsdann **Schach-Nadir**'n mit aller „seiner Kühnheit ergehen? Er, und alle, die „er bey sich hat, müssen umkommen, oder er „muß sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade „ergeben. Du, für Deine Person, großer „König", fuhr er fort, indem er sich zu dem **Muhammed** wendete, „kannst Dich mit ei„nem Corps de Reserve in Lahor halten; der „Abkömmling Tamerlan's hat nicht nöthig, „sein Leben gegen das Leben eines Straßenräu-

„bers

„bers zu wagen". So sprach Nizam. Der Kaiser aus Feigheit, und die Omrhas aus Treulosigkeit, oder auch aus Mangel an Erfahrung und Einsicht, stimmten seiner Meynung bey. Der Verräther hatte den unseligen Anschlag, die Armee zu theilen, bloß in der Absicht gegeben, daß sie einzeln geschlagen werden könnte; und auf die Entfernung des Kaisers hatte er nur gedrungen, um die Armee des Beystandes zu berauben, den sie von der Gegenwart ihres Fürsten ziehen könnte, dessen Blicke schon allein den Soldaten gemeiniglich Vertrauen und Tapferkeit einflößen.

Nizam und Kan-Devran rückten mit dem besten Theile der Armee bis nach Kiernal, einem großen Marktflecken im Königreiche Lahore vor, wo sie ihr Lager aufschlugen; von dar aus schickten sie starke Mannschaften von Reiterey längst des Indus-Stromes hin, um dem Feinde den Uebergang zu verwehren. Da aber die Nachricht von den Anstalten des Feindes einlief, daß er sich anzuschicken schiene, über den Strom zu setzen; so hielten die beiden Generale einen großen Kriegsrath. Nizam-el-Mulük wollte haben, daß man gegen den Feind aufbräche, um mit ihm zu fechten; diesem Rath aber widersetzte sich Kan-Devran, aus Beysorge, daß sein Nebenbuler, dessen Treulosigkeit er schon von weitem zu merken anfieng, die Armee verrathen, und sie dem Feinde in die Hände spielen möchte. Er that also die Erklärung, er würde nicht zugeben, daß man ohne

des Kaisers Vorwissen ein so kühnes Unternehmen wagte. Zu gleicher Zeit schrieb er an den Kaiser, und gab ihm zu verstehen, es wäre alles verloren, wenn er sich nicht aufs eiligste bey der Armee einfände: aber Muhammed, der seine Weiber, seinen Hofstaat, und das unsinnigste Geschleppe der Ueppigkeit hinter sich drein zog, erschien nicht eher, als im Monat Februar, in dem Lager bey Kiernal.

Schach-Nadir machte sich unterdessen seine erhaltnen Vortheile unvergleichlich zu Nutze. Er war schon an dem Ufer des Indus-Stromes angelangt, fand aber den Uebergang eben so mühsam, als gefährlich. Er machte Halte in einer Gegend, wo der Strom minder breit, aber desto schneller war. Weil er nun beschlossen hatte, dieses Hinderniß zu überwinden, oder dabey umzukommen; so schickte er seine Reiterey parteyenweise an dem Ufer des Stroms selbst herum, um damit den Feind zu beunruhigen, und dessen vornehmste Macht zu entfernen. Währender Zeit ließ er ingeheim, und mit desto größrer Mühe und Arbeit, je seltner das Holz in selbigen Gegenden zu haben ist, große Barken in Form von halben Galeeren erbauen, worauf er einige Stücken von schwerem Geschütze brachte. So dann raffte er einige Schiffe zusammen; und ließ die auserlesenste Mannschaft von seiner Armee darauf einschiffen. So bald er mit allen diesen Anstalten zu Stande gekommen war, ließ er mit Hülfe einiger europäischen Ingenieurs die halben Galeeren vom

Lande

Lande stoßen; und so gelangte er mit Hülfe der Artillerie, troz eines Hagels von Pfeilen und Kugeln, den ein starkes Corps von der Mogolschen Reiterey auf ihn regnen ließ, glücklich an das gegen über gelegene Ufer. Indem er nun mit einer Handvoll Leuten von seiner Leibwache ficht, führen ihm die Schiffe von Zeit zu Zeit neue Verstärkungen zu, an deren Spitze er die Mogoln anfällt, die, weil sie unordentlich und ohne gehörige Disciplin fochten, gar bald über den Haufen geworfen und zerstreut sind.

Eben war Muhammed im Lager angelangt, als die Nachricht einlief, daß der Feind über den Indus-Strom gesetzt hätte. An statt nun die Persianer zu überfallen, ehe sie Zeit bekommen, sich zu besinnen, hält sich der indianische Monarch mitten unter seinen Weibern und Verschnittenen ruhig in seinem Lager. Ueber die Nachricht, die man ihm bringt, daß der Sieger sich gar nicht einfallen lassen, ihn zu beunruhigen, sondern schon auf dem Marsche nach Lahor begriffen sey, faßt er neuen Muth. Er hatte noch an die vier mal hundert tausend Mann um sich, ohne noch die Verstärkungen zu rechnen, welche Tag vor Tag aus allen Provinzen im Lager ankamen. Der Vice-König im Königreiche Lahor, Zekieria-Kan, hatte ihm zugeschworen, er wolle sich eher unter den Trümmern dieser kaiserlichen Stadt mit begraben lassen, als dieselbe übergeben. Er hatte zahlreiche Truppen unter seinen Befehlen. Mit einem Worte, die Schmeichler, von denen

dieser

dieser Fürst umgeben war, wünschten ihm wegen Schach-Nadir's Unternehmung schon Glück. "Währender Zeit,,, sagten sie, "daß
„er sich mit der Belagerung dieses Platzes be-
„schäfftigt, können wir ihm die Lebensmittel und
„den Rückweg abschneiden. Alsdann wird er
„auf allen Seiten von Deinen zahlreichen
„Schwadronen so umringet, und vom Mangel
„dermaaßen in die Enge getrieben werden, daß
„er unterliegen muß. Er ist ein Unsinniger,
„der sich selber in die Falle stürzt, die ihm der
„Schutzgeist des Reiches gelegt hat; der Him-
„mel bringt ihn allen Streichen Deiner Rache
„entgegen;,,.

Allein wie groß war das Erstaunen Muhammed's und seiner Minister, als sie die Nachricht erhielten, daß Zekieria-Kan, bey der Annäherung des Königs von Persien, die Stadt Lahor geräumet, und nach einem verstellten Widerstande von nicht mehr als drey Tagen, ihm auch die Citadelle, nebst den dasigen unermeßlichen Magazinen übergeben hatte. Der Verräther klagte, daß der Kaiser nicht die mindeste Bewegung gemacht hätte, ihm zu Hülfe zu kommen. Aus dieser einzigen Widerwärtigkeit folgten noch eine Menge andre; alle Städte im Lande, die durch das Exempel der Hauptstadt in Furcht gerathen waren, öffneten den Siegern ihre Thore, und übergaben ihnen alle die Lebensmittel und Kriegsvorräthe, welche der Hof bey ihnen zur Verwahrung niedergelegt hatte. Kurz, die Eroberung dieses ganzen Königreiches ko-

stete

stete den glücklichen Schach-Nadir nicht acht Tage.

Nunmehr fühlte Muhammed, daß sein Stolz verschwand. Schrecken, Muthlosigkeit und Betäubung traten an die Stelle der vorigen Zuversicht und der hochmüthigen Drohungen. Und ob der Monarch gleich sechs mal mehr Truppen hatte, als der Feind; so hatte er doch schlechterdings nicht das Herz, die Sache auf den Ausschlag eines Treffens ankommen zu lassen. Er selbst gab sich der niederträchtigsten Verzweiflung preis, und entwich mit seinen Weibern und Verschnittenen aus dem Lager, in der Absicht, sich in den Gebirgen von Indostan bey einigen Rajas verborgen zu halten, und alle Felder zu verheeren, damit der Feind dadurch abgehalten würde, ihm nachzusetzen. Muhammed's Flucht verbreitete die Bestürzung vollends unter der ganzen Armee. Unter dieser unermeßlichen Menge von Menschen, die aus ganz Asien zusammen gekommen waren, befand sich nicht ein einziger, der nicht bey Schach-Nadir's Namen gezittert hätte.

Unterdessen war der König, der von seiner eignen Armee flüchtete, noch nicht weit von dem Lager hinweg, als ihm einige seiner vornehmsten Officiers nachkamen, die ihm aufs nachdrücklichste zu Gemüthe führten, wenn Er flüchten wollte, so übergäbe er damit das ganze Reich den Händen des Feindes; und es wäre doch einem Kaiser, einem Enkel des großen Tamerlan's, ganz unanständig, die herrlichste Krone

auf

auf dem Erdboden hinzugeben, ohne zu fechten.
"Voritzt, gnädigster Herr„, sagten sie, "ist
„es noch nicht so weit hinein böse. Nichts ist
„leichter, als daß wir die Truppen, die in ver-
„schiednen Lägern zerstreuet sind, zusammenzie-
„hen. Wenn Deine Soldaten sehen, daß sie
„alle beysammen sind; so wird ihre eigne Men-
„ge ihren Muth beleben; sie werden eher zu Dei-
„nen Füßen sterben, als ihren Kaiser der Will-
„kühr eines Feindes preis geben, der bisher
„bloß dadurch gesiegt, daß er im Indostanischen
„Verräther und feige Memmen angetroffen
„hat„.

Muhammed ließ sich demnach, obwohl mit vieler Mühe, wieder ins Lager führen; seine Sinnen waren von dem Bilde der Gefahr und des Todes erstarrt. Jedoch machten ihm das Freudengeschrey, womit ihn die Armee bey seiner Zurückkunft empfieng, und die Versicherungen, die ihm alle Officiers gaben, daß sie entweder siegen, oder vor seinen Füßen sterben wollten, wiederum Muth. Es schien, als schämte er sich, daß er so viel Merkmaale des Mißtrauens und der Schwachheit von sich gegeben hatte. Er suchte auch nunmehr den Krieg mit größerm Nachdruck und mehrerer Entschlossenheit zu treiben. In der Hoffnung, demselben durch ein entscheidendes Treffen ein Ende zu machen, schickte er allen den verschiednen Corps, die an den Ufern des Indus-Stromes zerstreut waren, den Befehl zu, daß sie zu ihm stoßen sollten. Allein Schach-Nadir ließ ihm keine

Zeit,

Zeit, Odem zu holen: sondern, so bald er die Eroberung von Lahor zu Stande gebracht hatte, brach er gerades Weges nach Kiernal auf; indem er zuversichtlich glaubte, er würde sich mit einer Armee, die sich unter seiner Anführung für unüberwindlich hielt, und mit Nizam's Beystande, gar bald im Stande sehen, die Mogoln mit Strumpf und Stiel zu vertilgen.

Dieser kühne Schritt erfüllte die Mogoln aufs neue mit Schrecken. Der Verlust des Königreichs Lahor, der Uebergang über den Indus, die Eroberung aller jenseits des Stromes gelegnen Provinzen, die Niederlage von dreyerley Armeen; alle diese wichtigen Thaten, die den Ueberwinder kaum ein Viertheljahr Zeit gekostet hatten, kamen ihnen ganz unbegreiflich vor. Man betrachtete Schach-Nadir'n als ein Wunder von Geschwindigkeit, als einen neuen Alexander; und in Erwartung der Verstärkungen, die man aus verschiednen Provinzen verschrieben hatte, faßte man den Entschluß, sich mit Verschanzungen zu decken. Aber diese sichtbaren Kennzeichen der Bestürzung und des Schreckens dienten zu weiter nichts, als den wenigen Ueberrest von Muth und Hoffnung, den die Mogoln bisher noch gehabt hatten, vollends zu ersticken. Hätte man so viel Entschlossenheit bewiesen, wie der Feind; so möchte man bey einer solchen Ueberlegenheit an der Anzahl der Truppen, und bey einer furchtbaren Artillerie vielleicht noch den Sieg davon getra-

getragen haben. Zudem wäre auch eine Niederlage noch immer nicht so schädlich gewesen, als die kläglichen Folgen der schimpflichen Unthätigkeit, worinnen die Armee liegen blieb.

In der That ließ sich der Mangel gar bald in dem Lager der Mogoln spüren, und erfüllte dasselbe mit Widerwillen und Verzweiflung. Man zählte darinnen über drey mal hundert tausend Mann wehrhafte Leute, ohne eine gleich starke Anzahl von Weibern, Knechten, Marketendern und andern unnützen Mäulern, die in dem Gefolge des Hofes waren. Die Anzahl der Pferde und Lastthiere belief sich fast eben so hoch, wie die Anzahl der Menschen; und welche Magazine konnten für eine so ungeheure Menge wohl zureichen? Nun hatte man zwar dergleichen im Königreiche Lahor angelegt; aber diese waren Schach-Nadir'n in die Hände gerathen. Man hatte sich Hoffnung gemacht, Meister vom freyen Felde zu bleiben; aber man hatte sich auch so feigherzig und unbesonnen verhalten, daß nunmehr der Feind dieses unschätzbaren Vortheils in einem fruchtbaren, mit reichlichem Vorrathe versehenen, und auf allen Seiten offenen Lande genoß. Also war man genöthigt, aus Dehly selbst Zufuhre kommen zu lassen: allein zu geschweigen, daß diese Stadt vom Lager gar sehr entlegen war, so ereignete sich auch das Unglück, daß die Bedeckung, wenn sie auch noch so zahlreich war, schon bey dem Anblicke der kleinsten feindlichen Partey die Flucht gab, und ihr die mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen bela-

beladenen Fracht-Wagen, die ihr anvertraut waren, ohne Schwerdstreich überließ. Ueberhaupt haben in diesem ganzen Kriege niemals zehntausend Mann Mogolsche Reiter das Herz gehabt, tausend Mann persianischen Reitern die Spitze zu bieten. Endlich nahm der Mangel im Lager dermaaßen überhand, daß ein kleines Maaß Korn, (Abar genannt,) zehn Rupien (*) galt. Da vergieng kein Tag, an dem nicht einige tausend Menschen und Pferde vor Hunger und Elend umkamen. Haufenweise verließen die Truppen das Lager, und giengen zu dem Feind über, in dessen Lager an allem Ueberfluß war. Nun wurden zwar diese Lücken wiederum durch die Truppen ersetzet, die nach und nach aus den Provinzen ankamen: allein da sie keine Lebensmittel mitbrachten, so halfen sie weiter zu nichts, als die Summe des Elends zu vermehren.

Einer von den vornehmsten Urhebern dieses Unglücks, der berufne Seadet-Kan, langte itzt unter andern bey der Armee an, und zwar mit den sämmtlichen Truppen aus seiner Statthalterschaft, die sich auf zwanzig tausend Mann Reiterey beliefen. Da aber der Omrha das entsetzliche Elend sah, worein er und Nizam das Reich gestürzet hatten, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Damals, als sich Seadet-Kan in die Intriguen des Vice-Königs von Golconda mit eingelassen, hatte er sich nicht vorgestellt,

(*) So viel als ein neuer Louis d'or oder eine Caroline.

gestellt, daß dieselben den Untergang des Staats nach sich ziehen würden; er seines Theils hatte sich bloß an dem Favoriten rächen, und den Kaiser nöthigen wollen, denselben zu stürzen. Da er also nunmehr die ganze Tiefe des Abgrundes, den er unter den Füßen seines Königs gegraben hatte, näher zu betrachten anfieng, gab er vor äußerstem Zorne und Uebereilung dem Kummer und der Reue Raum. Augenblicklich entschlossen, sein Verbrechen wieder gut zu machen, sollte es auch sein Leben kosten, lief er hin, und warf sich dem Muhammed zu den Füßen: "O! wer sind die Verräther, gnädigster Herr,,, redete er ihn mit den Thränen in den Augen an, "die Dir den unseligen Rath gegeben haben, ein „entscheidendes Treffen zu vermeiden, und Dich „in einem Lager einzusperren? Deine Truppen „sind muthlos, sie sind niedergeschlagen, sie er„liegen unter der Last des Hungers und Elendes, „sie sind im Begriffe, Dich zu verlassen. Wo „sind die Magazine, die man zum Unterhalte „der Armee angelegt hat? Wir haben hier kein „andres Mittel zur Rettung, als daß wir fech„ten und siegen. Nein,,, fuhr er voller Eifer fort, "Seadet-Kan soll kein Augenzeuge von „der Erniedrigung seines Königs, und der „Vernichtung der Armee seyn. Ich will den „stolzen Feind, der uns in ein so erschreckliches „Elend gestürzt hat, so gleich angreifen. Und „wenn ihr,,, sagte er, indem er die Generale anredete, die in dem Zelte des Kaisers versammelt waren, "wenn ihr mir nicht folgen wollet, „so

„so werde ich dessen unerachtet allein fechten;
„so werde ich den Ruhm haben, entweder mei-
„nen König zu retten, oder für ihn zu sterben„.

Nizam war über diese Anrede, deren er sich ganz und gar nicht versehen gehabt hatte, erschrocken, und bestritt sie mit seinen gewöhnlichen Kunstgriffen, "Es treibet uns ja noch nichts„, rufte der Verräther aus; "der Feind erschöpft „seine Kräfte in vergeblichen Unternehmungen; „Tag vor Tag verringert sich die Anzahl seiner „Truppen durch die Strapazen, durch die Ge„fechte, und insonderheit durch das heiße Wet„ter. Wenn wir dabey beharren, das Treffen zu „vermeiden; so werden wir ihn eben damit zwin„gen, sich wieder zurückzuziehen. Und wer „wird uns alsdann wohl hindern, ihn auf sei„ner Flucht einzuschließen, und ihm den man„cherley Schaden, den er uns zugefügt hat, „mit Wucher wieder zu vergelten? Warum soll„te man wohl den Klagen muthloser Soldaten, „oder der Hitze eines Generals nachgeben, der „weiter kein Mittel zum Siege kennt, als „Macht und Tapferkeit? Ist Orangzeb wohl „dadurch, daß er den hitzigen Einfällen seines „Muthes nachhieng, zu seinem Zwecke gelan„get, über seine Feinde zu siegen? Geschah es „nicht vielmehr durch ein überaus weises und „behutsames Verhalten? Da wir also sicher „sind, daß wir siegen werden, wenn wir nicht „fehlen; warum wollten wir denn in einem un„gewissen und tollkühnen Treffen die Person des

„Kaisers, auf welchem das Beste und die Hoff-
„nung des Staats beruht, in Gefahr setzen!
„Ueberdieß streitet auch selbst der Himmel wi-
„der diesen Anschlag; der Tag, den man er-
„wählen will, den Feind anzugreifen, ist ein
„unglücklicher Tag„.

Seadet-Kan mußte sich Gewalt anthun, dem treulosen Nizam bis ans Ende anzuhören. Kaum war dieser aber fertig, so rufte er aus: "Man will also haben, daß das Treffen aufge-
„schoben werden soll? allein geben wir nicht da-
„mit den Kaiser und die ganze Armee der Will-
„kühr eines grausamen und barbarischen Fein-
„des preis? Und wer wird denn unterdessen der
„ungeheuren Menge von Menschen und Thie-
„ren, womit das Lager angefüllt ist, Lebens-
„mittel geben? Jeder Tag, jede Stunde, je-
„der Augenblick, da wir zögern, kostet einige
„tausend wackre und unglückliche Soldaten das
„Leben, und beschleunigt den Untergang des
„Staats. Vielleicht kann sich die Armee, wenn
„man ihr die Hoffnung zu fechten benimmt,
„noch heutiges Tages zerstreuen. Wer dem
„Tode im Handgemenge Trotz bieten kann, der ist
„darum nicht vermögend, die Schrecken desselben
„auszuhalten, wenn er ihn langsam, mit Hun-
„ger und Verzweiflung in seinem Gefolge her-
„annahen sieht. Dem Elende, das auf uns
„wartet, können wir nicht anders entgehen, als
„durch einen Sieg; und können wir siegen, oh-
„ne zu fechten? Meinethalben mag Nizam mit
„seiner Beredtsamkeit, und eingebildeten Weis-
„heit

„heit prangen, wie er will; ich meines Theils
„kann in solchen traurigen Augenblicken weiter
„nichts thun, als fechten, und sterben. Gnä-
„diger Herr, Du sollst mich noch heute als Sie-
„ger über Deine Feinde wiedersehen. Sollte
„aber der Himmel meinen Eifer nicht begünsti-
„gen; sollte Tamerlan's Kaiserthum dem Usur-
„pator von Persien zum Loose fallen: so wird
„mir doch mein Degen die Schande ersparen,
„ein solches großes Unglück mit anzusehen„.

Mit diesen Worten macht der Omrha eine Bewegung, und will weggehen; und indem kommen ihm einige Reiter in den Weg, die mit Schweiß, Staub und Blute bedecket sind, und eilig mit dem Geschrey ins Zelt treten: "Hülfe! „Hülfe! Schach-Nadir ist ins Lager einge-„drungen, und verheert alles mit Feuer und „Schwerd„! Diese Nachricht feuert Seadet-Kan's Muth aufs neue an; er springt auf seinen Elephanten, geht auf den Feind los, haut auf ihn ein, da er im Plündern begriffen ist, bringt ihn in Unordnung, und setzt ihm mit einer Hand voll Soldaten, die schon entschlossen waren, zu siegen oder zu sterben, über zwo Stunden lang nach.

Jedoch war es nur ein Detaschement persianischer Reiterey, worüber Seadet-Kan einen so wichtigen Vortheil davon getragen hatte. Schach-Nadir war selbigen Tag bey Anbruche der Morgenröthe, mit fünf bis sechs tausend Pferden aus seinem Lager aufgebrochen, um theils die Verschanzungen der Mogoln in Au-

genschein zu nehmen, theils auch ihre Verfassung zu beobachten. Nachdem er eine lange Weile vor dem Angesichte des Feindes gleichsam herum spazieret war, und ihn mit Ausfoderungen und Drohungen genäckt und gehöhnt hatte; so war er endlich, da er sah, daß keiner das Herz hatte, auf den Kampfplatz zu kommen, auf den Entschluß gerathen, ins Lager zu dringen, um sich die Bestürzung, die darinnen herrschte, zu Nutze zu machen. Seine Absicht war bloß, einige Quartiere wegzunehmen, und sich alsdann zurückzuziehen. Der Erfolg dieses Unternehmens war gerade so, wie er ihn vorhergesehen hatte. Man that ihm überaus schwachen Widerstand; die Mogoln gaben die Flucht, und überließen ihm ihre Zelter, ihr Gepäcke und ihre Artillerie. Da sich aber die Persianer, statt den erlangten Vortheil weiter zu treiben, zerstreuet hatten und im Plündern begriffen waren; so hatte sie Schach-Nadir schlechterdings nicht wieder in Ordnung zu bringen vermocht: und eben dadurch hatte Seader-Kan Gelegenheit bekommen, sie zu schlagen, und aus dem Lager zu zerstreuen.

Weil nun Schach-Nadir sah, daß man ihm nachsetzte, so schickte er seiner Armee, die bereits unterm Gewehre stand, Befehl zu, ihm in aller Eile zu Hülfe zu kommen; worauf es auch in der Ebne, welche zwischen den beiden Lägern befindlich war, gar bald zu einem überaus hitzigen und blutigen Gefechte kam. Unterdessen hatte keiner von den Omrhas das Herz gehabt,

habt, dem Seadet=Kan zu folgen, da er hingerissen von seinem ungestümen Muth aus dem kaiserlichen Zelte weggegangen war, um über den Feind herzufallen. Als aber die Nachricht von der Flucht und dem Blutbade unter den Persianern einlief, wollte ein jeder der erste seyn, der zu Pferde stiege, und der am meisten Eifer und Herzhaftigkeit bewiese. Denn die feigen Memmen, denen man Seadet=Kan's erhaltnen Vortheil übertrieben groß abgemalt hatte, meynten schon, sie dürften nunmehr nicht weiter die Gefahr, sondern bloß die Ehre und die Beute vom Feinde, mit ihm theilen. Dem Favoriten, den die größte Furcht ankam, daß Muhammed den Seadet=Kan, wenn er ihm seine Rettung zu danken haben sollte, mit der ausnehmendsten Gnade dafür belohnen möchte, war dabey nicht anders zu Muthe, als hätte der Omrha nicht so wohl die Persianer, als vielmehr ihn selbst überwunden. Der Neid vertrat bey ihm die Stelle der Herzhaftigkeit, und er eilte den andern allen zuvor; allein kaum war er in dem Angesichte des Feindes angelangt, so verschwand auch sein Zorn so wohl, als seine Tapferkeit. Er hatte sich durch die Nachricht blenden lassen, die sich von Seadet=Kan's Siege im Lager ausgebreitet hatte; und seine Meynung war nicht gewesen, zum Gefechte herbey zu kommen, sondern dem Feinde nachzusetzen. Er machte demnach Halte, und gab bey dem Treffen einen bloßen Zuschauer ab, ohne sich im mindesten darein zu mengen. Gleichwohl

brauchte Seadet-Kan einen geschwinden Beystand höchst nöthig; denn er hatte mit seinem, nicht völlige zwanzig tausend Mann starken Corps, die sämmtliche persianische Armee auf dem Halse, die über hundert tausend Mann stark war. Der Kaiser, Nizam, der Groß-Vizir, die übrigen Omrhas, und die Artillerie, hatten nicht gesäumt, dem Kan-Devran nachzueilen. Da sie aber sahen, daß er still stand, richteten sie sich in ihren Bewegungen nach dem Beyspiele dieses feigherzigen Generals, und blieben ebenfalls stillstehen. Schach-Nadir hingegen machte sich die Unthätigkeit der Mogoln unvergleichlich zu Nutze; er hieb Seadet-Kan's Mannschaften in die Pfanne; der Omrha selbst wurde, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, endlich verwundet, und gerieth dem Ueberwinder in die Hände. So bald Schach-Nadir'n dieses gelungen war, fiel er mit neuem Muth über Kan-Devran her, der sich also wider seinen Willen gezwungen sah zu fechten. Seine Truppen, die von den Blicken ihres Kaisers belebet wurden, hielten den Angriff mit heldenmüthiger Tapferkeit aus. Es kam bald zum Handgemenge, und zum Gefechte mit dem Säbel. Das Blut floß zu großen Strömen; allein kurz, weil die Mogoln, die den Persianern an Menge viermal überlegen waren, aller Augenblicke neue Verstärkungen von frischen Truppen bekamen, so unterhielten sie auch das Treffen beständig mit erneuerter Herzhaftigkeit. Die Persianer erstaunten über

einen

einen Widerstand, den sie von einem Feinde, der bisher lauter Proben der Schwäche und Feigheit von sich gegeben, gar nicht erwartet hatten, und fiengen an, an ihrem Siege zu verzweifeln. Ihre Kräfte waren von einem so langwierigen und hitzigen Treffen erschöpfet, und sie gaben zwar noch nicht die Flucht, aber sie fochten doch mit weniger Muthe. Die Indianer, weil sie ihre Ueberlegenheit wahrnehmen, fangen schon an, Victoria zu schreyen, und greifen sich noch mehr an, als bisher; sie dringen mit einem solchen Ungestüm auf den Feind ein, daß er ein merkliches Terrain verliert; und verschiedne Corps von Persianern zogen sich bereits in Unordnung zurück. Schach-Nadir stand mit einem Wort am Rande seines Unterganges, als auf einmal ein unvermutheter Zufall denen den Sieg aus den Händen riß, die schon meynten, daß ihnen derselbe nicht mehr entgehen könnte.

Kan-Devran, der sich durch das Geschrey und die angewendete Tapferkeit seiner eignen Soldaten, weiter, als sein Wille gewesen war, verleiten lassen, den Persianern nachzusetzen, stürzt von seinem Elephanten herab, weil er eine tödtliche Wunde bekommen hat. Bey diesem Anblick erhebt sich unter der persianischen Armee ein Freudengeschrey, und unter der Armee Muhammed's ein Geschrey der Betrübniß. Die Mogoln, die durch den Tod ihrer Generale fast immer in Schrecken gerathen und alsdann überwunden werden, lassen augenblicklich

von ihrer Hitze nach. Diesen köstlichen Augenblick wußte sich Schach-Nadir, als ein grosser Mann, zu Nutze zu machen. Er brachte seine Truppen wieder in Ordnung, ritt von Gliede zu Gliede: "Hier meine Freunde„, rief er ihnen zu, "müssen wir heute siegen oder sterben.
„Wenn wir so feigherzig wären, und vor einem
„Feinde fliehen wollten, den wir bis mitten im
„Herzen seines eignen Reiches aufgesucht haben;
„so würden selbst die Länder, die wir schon erobert haben, ihre Waffen wider uns kehren.
„Und wie sollten wir, als Besiegte und Flüchtlinge, wieder über die Ströme und Gebirge
„kommen, die wir mit so viel Mühe und Strapazen zurückgelegt haben, da wir doch damals
„Sieger waren? Wer soll uns auf einem
„so langwierigen und mühsamen Marsche mit
„Lebensmitteln versorgen? Der Rückweg ist
„uns versperret. Kein einziger von uns kann
„sich Hoffnung machen, dem Tode anders zu
„entgehen, als durch den Sieg. Itzt ist der
„Feind erschreckt, und thut fast keinen Widerstand mehr. Sollten die Indianer, die verächtlichen Sklaven, die man mit bloßen Stockschlägen zusammen gebracht hat, gegen die Ueberwinder der Türken und Tatarn bestehen können? Wohlan dann, so folge ein jedweder
„dem Beyspiele, das ich ihm geben werde„.
Mit diesen Worten stürzt er sich in die dichtesten Regimenter der Mogoln hinein, und richtet unter ihnen ein schreckliches Blutbad an. Die wackersten Omrhas, die es aufs äußerste verdrüßt,

drückt, daß sie sich einen so herrlichen Sieg aus den Händen reißen sehen, wenden aufs edelmüthigste alle Kräfte an, den Feind zurückzuschlagen, aber umsonst; sie werden weder von ihren eignen Soldaten, noch von dem Kaiser selbst unterstützet, der schon über Seadet-Kan's Gefangenschaft, und Kan-Devran's Verwundung erschrocken war, sein Gewehr von sich geworfen hatte, und gar keine Befehle mehr von sich gab. Die auserlesensten Mogolschen Officiers wurden getödtet: und wäre nicht die Nacht eingebrochen, die diesem eben so hitzigen, als im Glück abwechselnden Treffen ein Ende machte; so würden die Indianer ganz und gar seyn über den Haufen geworfen worden. Beide Armeen zogen sich zurück in ihr Lager, und liessen die Todten und Verwündeten auf dem Schlachtfelde liegen.

Bey dem allem war Muhammed's Armee, ob gleich in diesem Treffen sechsmal mehr Indianer, als Persianer geblieben waren, doch an Menge den Feinden noch immer so sehr überlegen, daß sie die Absicht, diese mit Strumpf und Stiel auszurotten, gewiß erreichet haben würde, wenn sie einen Anführer gehabt hätte, der sie wieder ins Treffen führen wollen. Allein so wußte der Kaiser, der von lauter Verräthern umgeben war, gar nicht, wozu er sich entschliessen sollte. Jedoch sagt man, er sey nicht übel willens gewesen, noch ein Treffen zu liefern, indem er wohl eingesehen, daß der Sieg für ihn das einzige Mittel wäre, dem schrecklichen Elende

de zu entgehen, dem er und seine Armee außerdem zum Raube werden mußten. Das war aber Nizam's Absicht nicht, der nunmehr, durch den Untergang des Favoriten, das einzige Orakel im Geheimen Rathe geworden war; und da fand sich auch kein einziger Omrha, der das Herz gehabt hätte, dem Kaiser andre Gesinnungen beyzubringen, als der unumschränkte Reichsverweser haben wollte; so sehr fürchtete sich jedermann vor dem Ansehen und der Rache dieses Mannes, der durch seine Missethaten beynahe zur obersten Macht im Lande aufgestiegen war.

Dem Ansehen nach hätte Nizam, da er doch nunmehr den Favoriten, der ihm so viel Verdruß angethan, los war, und seinen alten Rang bey Hofe wieder erlanget hatte, endlich wohl auf die Sicherheit und das Beste des Kaisers bedacht seyn sollen; allein die Rache dieses unversöhnlichen Greises war damit noch nicht befriedriget. Zudem stand er in Sorgen, daß ihm Muhammed, wenn er als Sieger davon käme, wieder abspänstig werden möchte. Deßwegen beschloß er, ihn so tief zu erniedrigen, daß der Kaiser bloß von ihm abhängen sollte. Die Unbarmherzigkeit, mit der er seinen Feind Kan-Devran in seinem Unglücke verhöhnte, beweist schon allein, daß alles Gefühl von Ehrliebe und Tugend in dem Herzen dieses Nichtswürdigen erloschen war, und von ihm künftighin nichts andres, als Missethaten, zu erwarten standen.

Der

Der Favorit hatte auf dem Schlachtfelde beynah alles sein Blut verloren; man hatte ihn mit vieler Mühe nach dem Lager gebracht, worinnen sich weder seine Gezelte, noch sein Gepäcke mehr befanden, indem bereits alles geplündert und weggenommen war. Also trug man ihn nach dem kaiserlichen Zelte, und setzte ihn ohnmächtig und halb todt zu des Kaisers Füßen. Muhammed konnte sich bey diesem Anblicke der Thränen nicht enthalten, und ließ ihn in ein Gezelt tragen, welches dicht an das Kaiserliche stieß. Nizam begieng die Grausamkeit, daß er zu ihm kam, als wollte er ihn besuchen. „Nun, wie gehts“? sagte er heimlich zu ihm, da er an das Bette trat, „siehst Du nun, wie „ich die Affen tanzen lasse? Mich ärgert nichts „weiter dabey, als daß Dich der Tod, der „Dir schon auf der Zunge sitzt, übereilet, ehe „Du meine ganze Rache mit ansehen „kannst“ —

„Ach“! erwiederte der Favorit mit einem schmerzlichen Geschrey, „kannst Du mir bey „den Umständen, darinnen ich mich befinde, „das Herz mit einem Streiche durchbohren, der „noch grausamer ist, als der Tod selbst? Ich „sterbe als ein Schlachtopfer Deiner Rachgier; „aber schone zum wenigsten Deinen Fürsten, da „er Dich mit Gnadenbezeigungen und Wohl„thaten überhäufet hat. Sey ihm künftighin „getreu, und laß Dich doch von dem Geschrey „so vieler Unglücklichen erweichen, die Dir „niemals etwas zu Leide gethan haben, und die

„itzt

„itzt unter der Last des Elendes, das Du über
„sie gebracht hast, umkommen“!

Nizam vergnügte sich an der Verzweiflung seines Feindes, und gieng seiner Wege. Hierauf tritt er zu dem Kaiser ins Zelt, und erzählt ihm mit der Mine einer herzlichen Theilnehmung das traurige Schicksal des Favoriten: „Gnädigster Herr“, sagte er, „Du wirst gar bald „die Nachricht von seinem Tode erhalten; und „es wird nicht lange dauern, so erhältst du von „alle dem, was Dir noch am theuersten und ge„treuesten ist, eine eben so unangenehme Zei„tung. Die Armee erliegt unter ihrem Elen„de; sie steht schon auf dem Sprunge, ihre „Rettung in der Flucht zu suchen. Mir, gnä„digster Herr, ist angst und bange für dein eig„nes Schicksal, für das Leben Deiner Frauen „und Deiner Kinder. Und wie können wir es „mit solchen niedergeschlagnen, abgematteten „Truppen wohl nochmals auf den Ausschlag ei„ner Schlacht ankommen lassen? Würden wir „nicht damit einem unvermeidlichen Tode in den „Rachen laufen? Ewig verwünscht mögen „doch alle Kriege und Gefechte seyn, da sie für „die Menschlichkeit so tödtlich sind! Es ist uns „weiter kein Rettungsmittel übrig, als daß wir „uns herablassen, und uns den Frieden erkau„fen; sollte es uns auch alle unsre Schätze ko„sten. Ich, gnädigster Herr, erbiete mich, „zu dem Sieger ins Lager zu gehen, um den „Frieden zu vermitteln; es beruht nur noch auf „Deinem Befehle“.

Voller

Voller Erstaunen und Bestürzung über eine so niederschlagende Anrede, wirft Muhammed einen traurigen Blick auf alle Generale, die um ihn sind; aber er erblickt in ihren Augen nichts, als das Bild des Schreckens und der Niedergeschlagenheit. Der Prinz Ametscha, des Kaisers Sohn, war der einzige, der sich Nizam's Rathe widersetzte: „Noch ein Tref„fen, lieber noch ein Treffen"! rufte der wackre Sultan aus. „Ist es denn nicht allemal bes„ser, wenn wir mit den Waffen in der Faust „umkommen, als daß wir die Ehre und Maje„stät des Reiches beflecken? Wie? wir sollten „so niederträchtig seyn, und den nichtswürdigen „Straßenräuber um Gnade anflehen, der uns „alle in Ketten schmieden würde? Folget mir, „meine Freunde, und lasset uns als Verzwei„felnde auf den Feind losgehen. Wir werden „in unserm Muthe Kräfte genug finden, ihn zu „besiegen; nichts kann ihn noch stolz und furcht„bar machen, als unsre Muthlosigkeit und un„sre Zwistigkeiten". Allein die Feigherzigsten, oder, wenn man will, die Weisesten thaten der Hitze des jungen Prinzen Einhalt. „Du „stürzest Dich in Dein Verderben", stellten sie ihm vor; „die Soldaten haben in zween Tagen „nichts gegessen; sie laufen zu ganzen Banden „davon, und verstärken die Persianer, in de„ren Lager alles im Ueberfluß ist. Itzt bleibt „die Armee bloß noch in Hoffnung eines baldi„gen Friedens oder Rückzugs beysammen, den „sie für das glücklichste Ende ihres Elendes hält;

„aber

„aber auf das erste Gerücht von einem neuen
„Treffen, wird sie sich zerstreuen. Und meynst
„Du wohl, daß Du alsdann mit einer Hand
„voll Soldaten einem Weltbezwinger Einhalt
„thun könntest, dem die gesammte Macht der
„Türken nicht Einhalt zu thun vermocht hat?
„Er wird durch nichts zu besänftigen seyn, als
„durch Bitten, Unterwerfung und Geschenke:
„aber wenn er auch alle unsre Schätze, und so
„gar einen Theil des Reiches fodern sollte, kön-
„nen wir wohl des Sultans, Dein eignes, und
„aller Großen Leben, das voritzt in seinen Hän-
„den steht, zu theuer erkaufen"?

„Wir müssen uns den Rathschlüssen des
„Himmels unterwerfen", rufte **Muhammed**
aus, „mein Ruhm und meine Glückseligkeit
„sind verschwunden. Geh hinüber", sagte er
zu **Nizam**; „und möchtest Du nur noch einen
„Frieden erhalten, dessen Bedingungen Deinen
„König nicht mit einem ewigen Schimpfe be-
„decken"! Also langte **Nizam**, der nunmehr
uneingeschränkte Vollmacht hatte, gar bald bey
Schach Nadir'n im Lager an.

Es war schon lange her, daß sich dieser
Prinz nach einer Unterredung mit dem Reichs-
verweser gesehnt hatte, um mit ihm die Mittel
zur Vollendung des Unterganges von Indostan
abzureden. Er empfand also eine unbeschreibli-
che Freude, da man ihm die Nachricht brachte,
Nizam sey ins Lager gekommen, und habe Be-
fehl, Friedensvorschläge zu thun. Er gab ihm
auch öffentlich, im Beyseyn seiner Generale,
mit

mit großem Gepränge und vieler Pracht Audienz. Um sich nun vor den Hofleuten des Königs von Persien nichts von dem geheimen Verständnisse merken zu lassen, welches er mit ihrem Herrn unterhielt, redete er ihn folgender Maaßen an:

„Der Kaiser von Indien seufzet schon seit „langer Zeit über die Unglücksfälle des Krieges, „und wünschet demselben durch einen dauerhaften „Frieden ein Ende zu machen; er hat sich heute „entschlossen, eine ewige Freundschaft an die „Stelle der Zwietracht treten zu lassen, die bis„her zwischen den beiden größten Königen in „Asien geherrscht hat. Glaube nur nicht, gnä„diger Herr, daß er sich etwan aus einer ihm „unanständigen Furcht zu dem Schritt entschlos„sen habe, den er mir zu thun befohlen hat. „Es ist zwar bisher, wir gestehen es, ein großes „und schnelles Kriegsglück auf Deiner Seite ge„wesen; allein der Heldenmuth meines Beherr„schers ist dadurch noch nicht erschüttert worden, „und er hat noch sehr zahlreiche Armeen, die be„reit stehen, ihr Leben für ihn aufzuopfern“.

Bey den Worten, Heldenmuth und zahlreiche Armeen, gerieth Schach-Nadir in Zorn, und fiel dem Abgesandten in die Rede: „Meynst du wohl“, sagte er, „ich wisse den „jämmerlichen Zustand nicht, worinnen sich die „Mogoln befinden? Alle Posten des König„reichs Lahor sind in meiner Gewalt; meine „Soldaten haben alle Zugänge besetzet. Mu-

„hammed und seine Armee sind erschreckt, sind
„besiegt, sind ohne Lebensmittel, ohne Kriegs-
„vorräthe, ohne Hülfe, und müssen binnen vier
„und zwanzig Stunden meine Sklaven seyn,
„oder Hungers sterben. Er selbst mag sich nur
„ja nicht schmeicheln, sein Heil in der Flucht zu
„finden; ich habe meiner Reiterey bereits gemeß-
„nen Befehl gegeben, keinem Menschen, der
„sich aus dem feindlichen Lager wegmachen woll-
„te, Pardon zu geben. Kurz, Dein Herr hat
„keinen andern Weg weiter vor sich, als daß er
„seinen Ueberwinder um Gnade und Verscho-
„nung bittet„.

Auf diese Worte legte der Omrha die Rolle eines Ministers ab, und fieng an, in der Sprache eines Bittenden zu sprechen. Mit thränenden Augen gestand der Heuchler, nicht anders als wäre er durch die Gewalt der Wahrheit, und durch Schach-Nadir's Zorn dazu gezwungen gewesen, daß die Armee seines Herrn die äußerste Hungersnoth, und das größte Elend litte; Muhammed sey freylich überwunden, er befinde sich in Verzweiflung, und hoffe weiter auf nichts, als auf die Großmuth und edle Gesinnung des Siegers.

„Weil sich denn der König von Indien endlich demüthigt„ erwiederte Schach-Nadir;
„so will ich ihm das Leben und sein Reich lassen;
„jedoch unter der Bedingung, daß der Indus-
„Strom künftighin die Gränze zwischen unsern
„beiden Reichen machen soll; daß er mir ferner
„den

„den Thron Tamerlan's, den man aus Persien „ehemals nach Indien geschleppt hat, wieder „herausgiebt; und endlich, daß er mich wegen „meiner aufgewendeten Kriegskosten mit einem „Geschenke von zwanzig Kourours (*) schadlos „stellt". Eine Weile drauf setzte er hinzu: „Ich befehle dir, deinem Herrn die Erklärung „zu thun, er solle zu mir in die Ebne herkom„men, die zwischen den Lägern der beiden Ar„meen liegt; da wollen wir in einer einzigen „Unterredung allen den Zwistigkeiten, um de„ren willen beide Nationen so lange getrennt ge„wesen sind, ein Ende machen. Wir wollen „die Banden des Friedens festknüpfen; er „braucht nur drey von seinen Ministern mit sich „zu bringen. Vor allen Dingen aber rede ihm „zu, sich den Bedingungen zu unterwerfen, die „ihm sein Ueberwinder vorschreibt".

Als nun der Omrha nach seiner Zurückkunft ins Lager der Mogoln, die Befehle Schach-Nadir's, und insonderheit die Verordnung erzählte, daß sich der Kaiser fast ganz allein zu dem Könige von Persien verfügen sollte, schien Muhammed darüber ganz niedergeschlagen zu werden; die bittersten Zähren quollen ihm stromweis aus den Augen. Die Bekümmerniß seiner Weiber und seiner Generale war der seinigen gleich; überall hörte man nichts, als Seufzer,

(*) Mag ungefähr hundert und funfzig Millionen Thaler Conventions-Münze betragen.

Geschrey und Verwünschungen. Manche nannten den Minister einen Verräther und Bösewicht; man beschuldigte ihn, er habe die Vollmacht des Hofes überschritten, und selber dem Feinde die Gedanken an diese unselige Zusammenkunft unter den Fuß gegeben. Muhammed entsetzte sich mit allem Rechte vor der Vorstellung, daß er hingehen, und sich der Willkühr eines Tyrannen preis geben sollte, dessen Hände noch von dem geheiligtesten Blute rauchten, und den Er beleidiget hatte. Auf der andern Seite giengen ihm der beweinenswürdige Anblick so vieler tausend Menschen, die in seinem Gefolge her gekommen, und die alle bleich, entstellt, entkräftet, und schon wie halb todt waren; die Furcht, seine Weiber und seine Kinder durch das Schwerdt der Feinde, durch den Hunger umkommen, oder noch schrecklichere Beschimpfungen, als der Tod selbst wäre, ausstehen zu sehen, durchs Herz.

Unterdessen ließ Schach-Nadir, weil ihm Nizam nicht so gleich Antwort wiedergebracht hatte, die vornehmsten Mogolschen Gefangenen vor sich kommen, und sagte zu ihnen: „Ich hatte meinem Feinde den Frieden zuge„standen; da er aber lieber Krieg haben will, „der Treulose! so soll er durch Schwerdt und „Feuer umkommen". Zugleich wendete er sich an seine Generale: „Man halte sich gefaßt", war die Anrede, „den Feind anzugreifen; man „bade sich in dem Blute desselben; man gebe „Niemandem Pardon; den Kaiser schließe man

„in

„in Ketten; seine Weiber nothzüchtige man, und „überhaupt rotte man auf ewig die Verräther „aus, die ihre Tractaten brechen".

Nizam erhielt gar bald Nachricht von diesen grausamen Verfügungen, und begab sich deßwegen auf der Stelle zum Kaiser, den er in der erschrecklichsten Niedergeschlagenheit antraf. Dieser Prinz versuchte allerhand Arten von Gift, und wollte mit seinen Weibern und Kindern sterben. So sehr auch der Omrha ein Verräther war, so schien es doch, als ob der Anblick von diesen entsetzlichen Anstalten einen Schauder bey ihm erregte. „Gnädigster Herr", redete er ihn an, „der wahre Heldenmuth besteht gar „nicht darinnen, daß man sich den Tod anthut; „für einen König wäre dieses eine unanständige „Schwachheit. Den Streichen der Widerwär„tigkeit die Stirne zu bieten, und den Rath„schlüssen des Himmels nachgeben zu können, „das, das ist die Pflicht eines gläubigen Mu„selmanns. Gott ist mein Zeuge, daß ich „nichts versäumet habe, erträglichere Bedin„gungen zu erhalten, und insonderheit Dich des „entsetzlichen Verdrusses von einer Zusammen„kunft zu überheben, vor der Du Dich so sehr „scheuest. Ganz gewiß mißbraucht der Sieger „die Gunstbezeigungen des Glückes; allein es „giebt kein ander Mittel, einen Barbaren, der „alles zu thun fähig und verrucht genug ist, zu „rühren, als wenn man ein gutes Vertrauen in „seine Großmuth zu setzen scheint. Er hat mir „sein königliches Wort gegeben, daß er weder

„einen Anfall auf Dein Leben, noch auf Deine
„Freyheit, noch auf Deine Krone thun will.
„Und was die übrigen Vortheile betrifft, wor-
„auf er dringt; so kann uns die Zeit vielleicht
„noch Mittel an die Hand geben, seine Hoff-
„nung zu vereiteln„. Die Weiber des Kaisers
und alle seine Freunde traten dem Nizam bey.
Muhammed hieng sehr an dem Leben; ein
schwacher Schimmer von Hoffnung war bey ihm
schon hinlänglich, seiner Verzweiflung zu entsa-
gen und wieder zu sich selbst zu kommen. Er
willigte demnach ein, sich mit dem Könige von
Persien zu besprechen; worauf man auch dem
letztern sagen ließ, der überwundene Fürst wür-
de sich an den zu der Zusammenkunft ernannten
Ort verfügen.

Seadet-Kan indessen, der sich anfänglich
in die Verschwörung des Reichsverwesers mit
eingelassen, und sie nachher dermaaßen verab-
scheuet hatte, daß er alle sein Blut vergießen
wollte, um sein Verbrechen wieder gut zu ma-
chen, erfährt in dem Innersten seines Gefäng-
nisses, daß man durch Nizam's Vermittelung
im Begriffe stünde, einen Frieden zu schließen,
und daß Muhammed willens wäre, sich in
das Lager des Siegers zu verfügen. Bey die-
ser Nachricht regen sich in ihm tausenderley ver-
schiedne Gedanken, die ihn beunruhigen; bald
beklagt er das Schicksal seines Königs; bald ta-
delt er ihn, daß er sein Schicksal treulosen Hän-
den anvertrauet: da ihm aber einfällt, eine
Vergleichung zwischen Nizam's erhabnem
Glücke,

Glücke, (der eben dadurch, daß er standhaft in dem Verbrechen beharret hatte, der Schiedsrichter von beiden Monarchen geworden war,) und dem unglücklichen Schicksal anzustellen, welches ihm selbst in den Ketten eben deßwegen wiederfuhr, weil er seine Treulosigkeit bereuet hatte; so wankte seine Tugend und verschwand. Er entschloß sich also, daß er es seinem Mitschuldigen in der Verrätherey noch zuvorthun wollte, um an dessen Ansehen Theil zu nehmen. Voll von seinem Anschlage bittet er aufs innständigste, daß man ihn vor Schach-Nadir'n lassen solle, indem er ihm Geheimnisse von Wichtigkeit zu entdecken hätte. Der König von Persien hatte es noch nicht vergessen, daß er die ersten mit Glück ausgeführten Unternehmungen bey seiner Invasion eben so sehr dem Seadet-Kan zu danken gehabt hatte, als dem Nizam. Er willigte also so gleich ein, ihm eine geheime Audienz in seinem Zelte zu geben. „Gnädigster Herr", redete ihn der Gefangne an, „es ist mir zu Ohren gekommen, „daß Du mit Nizam in Tractaten stehen, und „bereits Deine Einwilligung gegeben haben sollst „Indien für eine Summe von zwanzig Kou„rours zu räumen. Weis Schach-Nadir „sein Glück nicht besser zu nutzen? Dieses klei„ne Geschenk ist weder Muhammed's Schäz„zen, noch der Größe eines solchen Monarchen „angemessen, wie Du bist. Ich mache mich „anheischig, Dir alle Schätze von Indostan in „die Hände zu liefern; aber unter der Bedin-

„gung, daß Du Dich, wenn Muhammed izt
„zu Dir kommen wird, seiner Person versicherst,
„daß Du so dann gerades Weges nach Dehly
„aufbrichst, und insonderheit, daß Du ein Miß-
„trauen in den Vice-König von Golconda sez-
„zest, der Dich hintergeht„.

Der König von Persien, dem dieser Antrag wegen seiner Habsucht ungemein schmeichelhaft klang, war darüber voller Freuden; er versprach dem Seadet-Kan, daß er bey der Sache in allen Stücken seinem Rathe folgen, und insonderheit den Kaiser beym Kopfe nehmen wollte.

Der unglückliche Prinz, zu dessen Untergange man sich solchergestalt verschwur, war in Nizam's, und noch zween andrer Omrhas Begleitung, des Vormittags gegen eilf Uhr aus seinem Zelt aufgebrochen. Bestürzung und Niedergeschlagenheit standen auf seinem Gesichte gemalt; noch mehr aber nahm sein Schrecken zu, als er, nachdem er einige Schritte aus seinem Lager gethan hatte, verschiedne persische Schwadronen ansichtig wurde, die sich hin und wieder auf dem Wege zerstreuet hatten, und die im Begriffe zu seyn schienen, ihn zu umringen. Eine Weile darauf traf er den Sohn des Königs von Persien an, der ihn zu einem prächtigen Pavillon führte, welchen man mitten auf der Ebne errichtet hatte. Schach-Nadir kam ihm aus demselben mit der zahlreichsten Hofstatt entgegen, um ihn zu empfangen. So bald Muhammed seinen Ueberwinder erblickte, stieg er vom Pferde, lief ihm entgegen, und warf sich fast bis auf

die

die Erde nieder, um ihn zu begrüßen. Schach-Nadir, der ungefähr die nämlichen Bewegungen gemacht hatte, begegnete dem indianischen Könige mit vieler Menschenliebe, und nannte ihn seinen Bruder. Die beiden Prinzen bestiegen zu gleicher Zeit zween verschiedne Thronen, die man einander gegen über zugerichtet hatte. Nachdem sie sich einige Augenblicke mit einander besprochen hatten, lud Schach-Nadir den Muhammed zur Mittagstafel ein; für den Besiegten war eine solche Einladung ein Befehl. Die Bewillkommung des Königs von Persien hatte ihm wieder Muth gemacht. Er folgte also Schach-Nadir'n, der ihm eine prächtige Mittagsmahlzeit gab, bey welcher Muhammed so gar der Fröhlichkeit Raum zu geben schien; so sehr ist es wahr, daß die Verstellungskunst den Königen viel mehr eigen ist, als andern Menschen. Allein gegen das Ende der Mahlzeit, da der Perser von den Dünsten des Weines erhitzet wurde, wendete er sich an Muhammed mit den Worten: "Wie ist es doch „möglich, daß Du Dich selbst so gar sehr hast „vergessen, und mich bis ins Herz Deiner Staaten dringen lassen können? Hättest Du nicht, da „Du die Nachricht bekamest, daß ich aus Kandahar in der Absicht aufgebrochen wäre, Dein Reich „zu erobern, hättest Du Dich nicht gleich damals „dem wollüstigen Leben in Deinem Serrail entreißen, und bis an den Indus-Strom hervorrücken sollen, wider mich zu fechten? Und „da die Truppen, die Du im Solde hältst, so

„sehr zahlreich sind; warum hast Du denn nicht
„so gleich eine Armee abgeschickt, mich in den
„engen und unzugänglichen Wegen des König-
„reichs Cabul aufzuhalten? Wie kömmt es doch,
„daß Du die tapfern Aghuaner nicht unter-
„stützet, und mir den Uebergang über so viele
„Ströme nicht streitig gemacht hast? Du ver-
„stehst doch gar nichts von der Regierungs- und
„gar nichts von der Kriegs-Kunst. Was aber
„Deine Unbedachtsamkeit und mein Erstaunen
„aufs höchste bringt; so kömmst Du so gar hier-
„her, und giebst Dich meiner Willkühr auf
„Gnade und Ungnade preis. Hätte ich nun ei-
„nen Anschlag gefaßt, Dir das Leben zu neh-
„men, oder Dich in ein ewiges Gefängniß zu
„sperren; so sage mir nur, wer könnte Dich von
„Deinem unglückseligen Schicksale befreyen?
„Etwan Deine Generale und Minister? Du
„unglücklicher König! diese Leute athmen nichts,
„als Niederträchtigkeit und Verrätherey. Aber
„ich will weder mein Glück, noch Deine Klein-
„müthigkeit mißbrauchen. Du sollst leben; ja,
„ich will Dir so gar Deine Krone lassen; aber
„ehe ich wieder nach meinen Staaten zurückkeh-
„re, will ich Deine Hauptstadt sehen, und ei-
„nige Tage darinnen verweilen„. Zugleich ließ
er sich den Alkoran bringen, und schwur über
demselben, daß er weder auf das Leben Mu-
hammeds, noch auf seine Krone jemals einen
Anfall thun wollte. Der Mogol ward über diese
Reden wie vom Donner gerührt, und erblickte
nunmehr den entsetzlichen Abgrund, worein er sich
selbst

selbst gestürzet, indem er sich auf Treu und Glauben eines Straßenräubers und Usurpators verlassen hatte. Seine Unglücksfälle und seine Fehler stellen sich seinem Geiste aufs lebhafteste vor Augen, und so bleibt er ohne Bewegung, mit niedergeschlagnen Augen, stillschweigend sitzen, mit der Mine eines Missethäters, der weiter nichts mehr erwartet, als sein Todesurtheil. Endlich da er sich nach und nach von seiner Bestürzung wieder erholet hatte, wendet er sich an Schach-Nadir'n, und sagt mit gebrochner und sterbender Stimme: "Gnädiger Herr, „ich unterwerfe mich den Bedingungen, die Du „dem Nizam vorgelegt hast; und wir wollen „den Friedensvertrag unterzeichnen, wann es „Deiner Hoheit gefällt„. — "Es sind „noch einige Artikel dabey zu reguliren„, erwiederte der König von Persien. "Zuförderst „dringe ich auf eine Entschädigung, die den Un„kosten des Krieges, den Du Dir über den Hals „gezogen hast, etwas besser angemessen ist. „Nächstdem mußt Du Dich auch entschließen, „mir Tribut zu bezahlen, und Dich selbst als „meinen Vasallen zu betrachten„. —

"Dem Besiegten„, versetzte Muhammed ganz demüthig, "kömmt es zu, von dem Sie„ger Gesetze anzunehmen; setze also nur die Ent„schädigung und den Tribut fest, ich lasse mir „es gefallen„.

Schach-

Schach-Nadir setzte die erste zu vierzig Kourours (*), und den letztern zu zehen (**) an. Vor Entsetzen über die Größe der Summe, erwiederte der Mogol herzhaft: "Gnädiger Herr, „da ich mich schon durch die unermeßlichen Ko„sten von einem Kriege erschöpfet habe, darein „ich zu meinem Unglücke verwickelt worden bin; „so ist es mir nicht möglich, alle die Schätze, „die Du foderst, zu schaffen. Lieber besteige „doch, gnädiger Herr, auf einmal den Thron „von Indostan; ich will Dir lieber mein Reich „abtreten, als unmögliche Bedingungen unter„schreiben„. —

"Du trätest mir doch nichts ab, Undank„barer„, rufte Schach-Nadir aus, indem er ihm einen wütenden Blick gab, "was nicht „schon mein wäre; denn das Glück der Waffen „hat mich nicht allein zum Herrn über das Reich, „das Du dem Scheine nach abtreten willst, son„dern auch über Dein, und Deiner Kinder Le„ben, und über die Ehre Deiner Weiber ge„macht„. Muhammed erschrak und schwieg; Schach-Nadir aber rufte nunmehr seinen Groß-Vizir, und befahl ihm, den Kaiser von Indien in Verhaft zu nehmen. Muhammed ließ sich entwaffnen, und nach den Gezelten abführen, die man für ihn zu rechte gemacht hatte, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Hier

(*) Dreyhundert Millionen Thaler.
(**) Fünf und siebenzig Millionen Thaler.

Hier aber gab er der Wut und der Verzweiflung Raum. Die Schwüre eines Mannes, der in dem Verbrechen alt geworden war, versprachen ihm wenig Sicherheit. "Es ist aus mit „meiner Regierung, es ist aus mit meinem Le„ben„! rufte der unglückliche König aus, indem er sich aller Augenblicke nichts bessers versah, als daß er seine Unbedachtsamkeit, und seine begangenen Fehler mit dem Tode würde büssen müssen.

Unterdessen breitet sich das Gerüchte von Muhammeds Inhaftirung unter der Mogolschen Armee aus, und verbreitet in derselben die Unruhe, das Schrecken und die Verzweiflung. Einige Rajas, denen das traurige Schicksal eines so mächtigen Monarchen nahe gieng, wollten über die Perser herfallen, und ihren Kaiser rächen oder sterben; aber andre, die klüger waren, und die ganz gewiß glaubten, daß es auf die erste Bewegung von ihrer Seite, den unglücklichen Prinzen seinen Kopf kosten würde, bestritten die Meynung von jenen mit Nachdruck. Und was für Glück konnte man sich überdieses bey solchen Truppen versprechen, die schon allen Muth verloren hatten, und die durch diesen neuen Vorfall vollends äußerst zaghaft geworden waren? Man begnügte sich also, zu seufzen. Einige der vornehmsten Officiers suchten ihr Heil in der Flucht; andre giengen zu dem Sieger über; die Weiber, von denen das Lager voll war, erhuben das kläglichste Jammergeschrey; die Soldaten beobachteten ein finstres

Still-

Stillschweigen; und darüber brach die Nacht ein, die das Entsetzen dieses unglückseligen Tages noch vermehrte, und darinnen man überall nichts, als Seufzer und Verwünschungen wider die Urheber eines so schrecklichen Unglücks, zu hören hatte. Diese Zeichen des Kummers wurden nicht eher unterbrochen, als den folgenden Morgen mit Aufgange der Sonnen, da sich dann ein Detachement von persianischer Reiterey zeigte, das mit entblößtem Säbel ins Lager kam, und das bis in die Gezelte des Kaisers vorrückte, aus welchen es die Weiber und die Kinder wegführte. Die Generale, die Minister, die Officiers hatten ein gleiches Schicksal, ohne daß es sich unter mehr als dreymal hundert tausend Menschen, woraus die Armee damals noch bestand, nur ein einziger gefunden, der das Herz gehabt hätte, sich der Aufhebung aller dieser Personen zu widersetzen. Stillschweigen, Erstaunen, Thränen und Flucht, das waren die Waffen, deren sich alle diese furchtbaren Krieger bedienten.

Mit eben so ungestörter Ruhe packten die Persianer die Schätze und die Equipage des Kaisers und der Omrhas auf, und schleppten sie hinweg. Diese Beute soll sich, wie man behaupten will, beynah auf fünf hundert Millionen belaufen haben. So bald diese Reichthümer in Schach-Nadir's Lager gebracht waren, ließ der persische General in allen Quartieren ausrufen, es sollten sich bey Lebensstrafe die Officiers, die gemeinen Soldaten, die Marketender,

der, die Packknechte, und überhaupt alle Mogoln insgesammt vor Untergange der Sonne aus dem Lager und der Gegend hinweg begeben. Zugleich erlaubte man ihnen, alles, was sie von ihrem Gepäcke wegtragen könnten, mitzunehmen, ohne daß sie befürchten dürften, auf ihrem Wege beunruhiget oder angegriffen zu werden. Die Armee gehorchte auch diesem Befehle mit so vieler Unterwerfung, daß selbigen Abend nicht ein einziger Mann mehr auf dem unermeßlichen Raum eines Lagers zu sehen war, worinnen sich noch des Morgens eine so ungeheure Menge Menschen befunden hatte.

Die erste Sorge des glücklichen Schach-Nadir's war, daß er die meisten Rajas ohne Lösegeld auf freyen Fuß stellte, und sie so gar mit Geschenken von sich ließ, in der Hoffnung, diese Prinzen, die dem Mogol Tribut bezahlten, sollten ihm künftighin aus Dankbarkeit und Edelmuth in seinen Absichten desto mehr zu Willen zu seyn. Die nämliche Gnade ließ er einigen Omrhas wiederfahren, an denen er am meisten Widerwillen und Verachtung gegen Muhammed verspüret zu haben glaubte; übrigens konnte es auch wohl seyn, daß er es bloß that, um sie zu belohnen, weil sie ihren Herrn verrathen hatten. Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, die Mogolsche Arme war geschmolzen und zerstreuet, der Kaiser sammt seiner Familie, nebst seinen Generalen und Ministern gefangen; nunmehr konnte ein einziges Verbrechen, das keine Mühe kostete, Schach-Nadir'n auf den Thron

Thron von Indien erheben, und es fehlte nicht an Omrhas, die treulos genug waren, dem Eroberer den entsetzlichen Rath zu geben, daß er dem Muhammed den Kopf abschlagen lassen, und sich seines blutigen Raubes bemächtigen sollte. Allein Schach-Nadir empfand, daß dieses Unternehmen seine Kräfte übersteigen würde. Konnte er wohl ein solches mächtiges Reich, wie Indostan war, mit einer Armee, die schon durch die Hitze der Jahreszeit und durch Strapazen geschwächt war, unter seiner Herrschaft zu erhalten hoffen? Konnten sich die Persianer nicht vielleicht seine Abwesenheit zu Nutze machen, und einen Aufstand anfangen? Konnten nicht die Türken und die Russen einen neuen Krieg anfangen? Also blieb er bey dem klügern Vorsatze, Persien bloß mit den Provinzen, die sich von Kandahar bis an den Indus-Strom erstrecken, zu vergrößern, und voritzt den Indianern ihre Schätze wegzunehmen. Seine Hände mit dem Blute eines unglücklichen Monarchen zu besudeln, war auch in den Augen dieses Straßenräubers ein verhaßtes und unnützes Unternehmen.

Nachdem also Schach-Nadir die Schätze, die Artillerie und die prächtigen Equipagen Muhammed's und der Omrhas nach Cabul fortgeschickt hatte und damit nun fertig war, gab er das Zeichen zum Aufbruch; und es gab kein Mittel der Vorsicht und Behutsamkeit, das er nicht angewendet hatte, um seinen Marsch mit Sicherheit thun zu können. Seadet-Kan,

der

der nunmehr bey dem Könige von Persien ein eben so großes Zutrauen genoß, wie Nizam, zog an der Spitze von zwey tausend Mann persianischer Reiterey vor der Armee her. Er hatte Befehl, auf der Straße überall auszusprengen, die beiden Könige lebten mit einander in dem besten und genauesten Verständniß, und es geschähe nicht allein mit Muhammed's Einwilligung, sondern so gar auf sein Ansuchen, daß Schach=Nadir mit nach Dehly käme. Dicht hinter dem Seadet=Kan her folgte die persianische Armee. Die Ordnung, welche sie auf dem Marsche beobachtete, war folgende: Zuerst erblickte man ein Corps von fünf und vierzig tausend Mann, in dessen Mitte sich Muhammed befand, in eine Sänfte, die von einem Elephanten getragen ward, eingesperrt und auf dem Rücken liegend. Seine Weiber und seine Kinder folgten ihm in eben solchen Fuhrwerken und in eben der Stellung; seine Generale und seine Minister, von welchen einige mit Ketten beleget waren, umgaben ihn in Tragsesseln. Die Kiulapuchen, eine Art von Miliz, die ihren Namen von den Mützen mit vier Hörnern hat, welche sie trägt, machten das Haupttreffen aus. Der König von Persien schloß den Marsch der sämmtlichen Armee mit der auserlesensten Mannschaft von der Reiterey, die durch die Ueberläufer von den Mogolschen Truppen verstärket war. Allen Soldaten war bey Lebensstrafe untersaget, aus ihren Gliedern zu treten, und sich auf dem platten Lande zu zer-

streuen. Uebrigens mag es nun seyn, daß Schach-Nadir's behutsame Anstalten die Völker im Respect erhielten, oder daß sie durch die Gefangenschaft ihres Königs gänzlich betäubet waren; genug, die sämmtlichen Indianer schwiegen in Gegenwart des Siegers; so daß er nicht den mindesten Widerstand auf seinem Wege bis nach Dehly fand, und den 7ten März glücklich vor den Thoren dieser Hauptstadt anlangte. Hier nahm er seinen Aufenthalt in den Chalemar-Gärten, einem überaus anmuthigen Lustschlosse, das den Mogolschen Kaisern gehört, und nahe an der Hauptstadt liegt.

Folgenden Tag, als den 8ten, zog Muhammed mit völligem Pomp in seine Hauptstadt ein; es ward ihm erlaubet, seinen Völkern das rührende Schauspiel von einem Könige zu geben, der durch seine Fehler und Unglücksfälle erniedriget war. Bey dem Anblick eines Monarchen, auf dessen Gesichte der Schmerz und die Demüthigung gemalt standen, gab es keinen einzigen Bürger von Dehly, der nicht Thränen vergoß, wenn er die nunmehrige Erniedrigung Muhammed's mit dem Glanze seines vormaligen Glückes, und die Demüthigung der Nation mit ihren alten Triumphen verglich. Jedermann war von Mitleiden, Unruhe und äußerstem Unwillen durchdrungen; und vielleicht waren es nicht so wohl die Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, die man von einem solchen Sieger, wie Schach-Nadir war, befürchtete, als vielmehr die Begierde, eine solche

Menge Beschimpfungen zu ahnden, die den folgenden Tag das Volk zu einem Aufruhre wider die Persianer verleiteten.

Dem sey wie ihm wolle; genug, als Muhammed in seinem Palast anlangte, welcher nicht allein die Wohnung der Könige daselbst, sondern auch zugleich die Festung der Stadt ausmacht, so erfuhr er, es hielten die Perser denselben bereits besetzet; Seadet-Kan hätte sie hinein geführt, und hätte von Stund an die Kästen, welche die von zehen Kaisern seit zweyhundert Jahren her gesammelten Schätze enthielten, sammt den Magazinen, worinnen unermeßliche Reichthümer verwahret lagen, versiegelt; und die Perser hielten die strengste Wache um den Palast, damit man von der Beute, die sich der Ueberwinder vorbehalten hätte, nichts wegbrächte. Imgleichen erfuhr er, der treulose Omrha habe eine zahlreiche Liste von allen Großen, und von den wohlhabendsten Männern im Reiche, nebst der Benennung ihrer Güter aufgesetzt, damit Schach-Nadir mit einem Blicke den ganzen Werth seines Raubes übersehen konnte: allein die Widerwärtigkeiten, welche Muhammed's Unterthanen zu erdulden hatten, dünkten ihn eine Kleinigkeit, wenn er sie mit seinen eignen verglich.

Kaum hatte er einige Augenblicke ausgeruhet, so ließ er in allen Straßen und Gassen ausrufen, man solle die Persianer als gute Freunde und Bundesgenossen aufnehmen. Zugleich

machte man eines der schönsten Quartiere von Dehly für sie zurechte. Aller dieser Anstalten unerachtet war Muhammed immer noch in Sorgen, daß der triumphirende Einzug, welchen Schach-Nadir den folgenden Tag in seiner Hauptstadt halten wollte, durch seine Unterthanen gestöret, und sie auf solche Art Ursache an ihrem eignen Untergange, so wie an dem seinigen, werden möchten; er verbot also den sämmtlichen Bürgern dieser großen Stadt bey Lebensstrafe, daß sie sich den folgenden Tag weder auf den Straßen, noch auf den Dächern der Häuser sollten sehen lassen.

Dieses Verbot wurde mit einer solchen Genauigkeit beobachtet, daß Schach-Nadir'n nicht anders zu Muthe war, als käme er in einen wüsten, und von allen Menschen verlassenen Platz, da er den 9ten früh in die Stadt rückte, und von einem Ende derselben bis ans andre zog, um sich unter dem Vortritt und mit dem Gefolge seiner sämmtlichen Armee in den Palast zu verfügen. Er war von einer großen Menge persischer und mogolscher Herren umgeben; denn die leztern trugen kein Bedenken, ihren unglücklichen König auf eine niederträchtige Art zu verlassen, um sich bey einem Eroberer einzuschmeicheln, der doch nichts als ihren Untergang im Schilde führte. Zu Schach-Nadir's beiden Seiten marschirten Nizam und Seadet-Kan, die beiden vornehmsten Urheber der Revolution; allein dem leztern hatte das Schick-

sal nicht bestimmet, die Vortheile zu genießen, die er sich von seiner Verrätherey versprochen.

In der That hatte ihn auch Nizam zwar gern zum Gehülfen bey der Ausführung seines Verbrechens haben wollen; dagegen aber war er weit entfernt, die Belohnung dafür mit ihm zu theilen. Den ganzen Weg über war er nicht müde geworden, Schach-Nadir'n in den Ohren zu liegen: "er solle ja kein Ver-„trauen in einen so wetterwendischen Mann sez-„zen, wie Seadet-Kan wäre; dieser Omrha „sey zwar anfangs mit ihm gemeinschaftlich zu „Werke gegangen, ihm die Hindernisse aus „dem Wege zu räumen, die sich seiner Inva-„sion in Indien widersetzet hätten; aber nach-„her habe er sich seinen Eifer gereuen lassen, „ohne daß er die mindeste Veranlassung dazu „gehabt hätte, als seine natürliche Unbeständig-„keit. Wenn Muhammed seinem Rathe ge-„folgt wäre, so würde er es vielleicht haben da-„hin bringen können, die Persianer mit „Strumpf und Stiel auszurotten. In dem „Treffen bey Kiernal habe Niemand so viel „Heldenmuth bewiesen, als Er; und hätte er „seines Theils es nicht verhindert, da man ihn „unterstützen wollen, so dürfte er Schach-„Nadir'n zweifelsohne die Frucht von so vielen „Eroberungen, Siegen, Strapazen und Müh-„seligkeiten aus den Händen gewunden ha-„ben. Und ob er gleich am Ende die Partey „der Persianer wieder ergriffen hätte; so „wäre dieses doch bloß geschehen, um wieder

„von ihren Ketten befreyet zu werden, und sie
„zu verrathen: und an statt, daß er die großen
„Versprechungen, die er zu thun die Tollkühn-
„heit gehabt hätte, in Erfüllung bringen sollte,
„so würde der König vielmehr sehen, daß er
„ihm bey seinem Einzuge in Dehly nicht ein-
„mal ein Geschenk brächte, wie es seiner Hoheit
„würdig wäre“.

Diese Worte hatten Schach-Nadir'n schon ein großes Mißtrauen eingeflößt; als aber Seadet-Kan in den Chalemar-Garten kam, ihn zu bewillkommen und seine Befehle zu holen, und der König von Persien sah, daß er ihm, an statt eines Geschenkes, nichts übergab, als die unselige Liste, so würdigte er ihn nicht eines Wortes zur Antwort. Dieser traurige Empfang schreckte den Seadet-Kan noch nicht ab; vielmehr begleitete er Schach-Nadir'n auf seinem Einzuge, und folgte ihm bis in den Palast. Da sich aber der Persianer bey allen dergleichen Merkmaalen der Ergebenheit ganz gleichgültig bezeigte: so näherte er sich ihm, und redete ihn an; dieser aber antwortete ihm nicht anders, als mit wütenden Blicken und mit drohenden Worten: „Wo bleibt denn die Erfüllung des Ver-
„sprechens, Verräther, das du mir gethan hast?
„Du wolltest mir ja die gesammten Schätze des
„Reichs in die Hände liefern? Wo ist denn
„das reiche Geschenk, das Du für mich bestim-
„met hattest? Mache Dich gefaßt, morgen
„des Tages zu sterben, oder Deine Verspre-
„chungen zu erfüllen“. Und mit den Worten

kehrte

kehrte er ihm den Rücken zu. Seadet=Kan begab sich hinweg, mit dem Dolche im Herzen; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß sein Tod zwischen Schach=Nadir'n und dem Reichsverweser schon verabredet sey. Er verwünschte das Tageslicht, das ihm zu seiner Verrätherey geschienen hatte; und um noch einer schimpflichern Todesstrafe zu entgehen, wozu er bereits die Anstalten zu sehen vermeynte, nahm er beym Schlafengehen ein heftiges Gift zu sich, woran er des folgenden Tages starb; ein Tod, der für einen der vornehmsten Urheber des allgemeinen Unglücks in seinem Vaterlande noch immer zu gelinde war.

Diese Begebenheit machte fast gar keinen Eindruck; so sehr dachte ein jeder nur an seine eignen Widerwärtigkeiten, die er litt, und die er noch erwarten mußte. Man betrachtete Schach=Nadir's triumphirenden Einzug in Dehly, als einen ewigen Schimpf für den Mogolschen Namen, den man uicht anders auswischen könnte, als in dem Blute der Ueberwinder. Eben so nahe gieng jedem Bürger das Schicksal des Kaisers, vor den itzt Niemand mehr gelassen wurde. Das wilde und drohende Ansehen der Barbaren, welche Schach=Nadir in die Stadt gebracht hatte, flößte den Einwohnern mehr Haß ein, als Schrecken; und die Bürger von Dehly ließen, trotz aller der Gefahr, der sie sich bloß stellten, ihren Unwillen und ihre Rachgier auf ihrem Gesicht und in ihren Augen blicken.

Der Omrha Seid-Kan, ein naher Anverwandter des Groß-Vizirs, und Chez-Surau-Kan, einer von Muhammed's vornehmsten Officiers, nahmen die allgemeine Gesinnung der Gemüther wahr, und faßten den Entschluß, dieselbe zu nutzen, und einen allgemeinen Aufstand zu erregen, vermittelst dessen sie sich Hoffnung machten, den Tyrannen von Indien zu ermorden, und seine Armee über die Klinge springen zu lassen. Gleichwohl waren es diese beiden Männer eben nicht, die sich unter den Großen über Schach-Nadir'n am meisten zu beschweren gehabt hätten, indem er ihnen doch noch ihre Freyheit gelassen hatte; aber der Eifer für die Ehre ihres Fürsten, der sie mit Gütern überhäufet hatte, flößte ihnen den stärksten Haß gegen die Persianer ein. Uebrigens hatten sie sich beiderseits durch verschiedne Heldenthaten schon rühmlich hervorgethan, und man zählte sie vor andern unter die bravsten Männer des Königreiches.

Nachdem sie also einige Maaßregeln mit einander verabredet haben, lassen sie den 10ten März gegen Abend unter der Hand das Gerücht ausstreuen, Schach-Nadir wäre plötzlich gestorben, ohne zu erklären, woran er gestorben seyn sollte. Aber kaum hatte sich diese Nachricht ausgebreitet, so nehmen die Bürger selbige mit der größten Begierde an; einige sagen, er sey durch eine heftige Krankheit ums Leben gekommen; andre, er sey mit Gift aus der Welt geschafft worden; die meisten hingegen behaupten,

ten, es hätten ihn einige Mogolsche Herren umgebracht; ja, man setzt so gar noch besondre Umstände hinzu; und unter der ganzen Menge von Bürgern und Fremden, wovon die Hauptstadt voll war, läßt sich auch kein Mensch einfallen, an der Wirklichkeit eines Todesfalles zu zweifeln, den ein jeder mit der größten Begierde wünschte. Die Abgeordneten der beiden Omrhas mischen sich in den unterschiedlichen Quartieren der Stadt mitten unter das Volk, und lassen die Luft von den Worten ertönen: „Der „Tyrann ist todt; die Ketten der Indianer sind „zerbrochen; nunmehr lasset uns die Straßen„räuber erwürgen, die das Reich verwüstet ha„ben, und die wider alle Treu und Glauben „der Eidschwüre den Kaiser noch immer gefan„gen halten; keiner von den Bösewichtern müsse „unsern Streichen entkommen".

Auf diese Worte greift das erregte Volk zu den Waffen, und stürzt von allen Seiten auf die Kiulapuchen von der Hauptwache zu, so daß man ihrer binnen Zeit von wenig Augenblicken über drey tausend auf den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, und so gar in den Moscheen niederstieß. Nunmehr erschienen die beiden Omrhas, welche die Urheber des Aufruhrs waren, an der Spitze der Bürger, ihrer Wut die Wege anzuweisen, und ihre Streiche zu leiten. So locken sie dann die Entschlossensten nach dem Palaste zu, wo sie auch der Wache ungeachtet glücklich eindringen. Schach-Nadir erfährt den Aufstand aus dem Geschrey, aus den un-

gestümen Bewegungen und der übereilten Flucht seiner Soldaten, von welchen einige mit Wunden bedeckt, bis an sein Zimmer kamen, und zu seinen Füßen den Geist aufgaben, indem sie um Rache riefen; er geräth darüber in Wut, und will, troz der Dunkelheit der Nacht, aus seinem Zimmer gehen, um die Feinde zurückzuschlagen; endlich aber läßt er sich doch durch die innständigen Bitten seiner Generale bewegen, indem sie ihm zu Gemüthe führen, es könnte sich in der Finsterniß und an unbekannten Oertern leicht ein Hinterhalt verborgen halten, der auf ihn lauerte; die Mogoln suchten auch weiter nichts, als ihre Streiche wider seine geheiligte Person zu vereinigen; und statt daß er die Seinigen rächen könnte, liefe er vielmehr Gefahr, in dem Auflauf und der Verwirrung selbst umzukommen. Er ließ sich also gefallen, seine Rache bis morgen aufzuschieben; schwur aber, er wolle seine Feinde allesammt mit Strumpf und Stiel ausrotten, und aus ganz Dehly einen bloßen Aschen- und Ruinen-Haufen machen.

Weil indessen die beiden Omrhas nach einem hitzigen Gefechte, worinnen die herzhaftesten von ihren Truppen das Leben einbüßten, aus dem Palaste verjaget worden waren; so verfügten sie sich nach den andern Quartieren der Stadt, wo sie auch das Blutbad mit der größten Hitze bis zu Aufgange der Sonnen unterhielten, da sich dann jedweder Bürger nach Hause begab, um von den Strapazen dieses blutigen Treffens

aus-

auszuruhen: allein der Augenblick der Reue nahte heran; und in eben der Stunde, da das Niedermetzeln aufhörte, berief Schach-Nadir seine Generale zusammen, und ertheilte ihnen den Befehl, daß sie auf ein gewisses gegebnes Zeichen an der Spitze ihrer Corps in alle Quartiere der Stadt einfallen sollten. „Badet „euch in ihrem Blute“, sagte er, indem er von ihnen weggieng; „lasset euch kein feigherziges „Mitleiden bewegen, weder Weiber, noch „Greise, noch Säuglinge zu verschonen; feuert „die Wut des gemeinen Soldaten an, und gebet ihr Nahrung; diese rebellische Stadt soll „durch Feuer und Schwerdt verheeret werden, „daß die ganze Welt über ihre Bestrafung er„schrecke“. Kaum hatte der König von Persien diese Worte gesagt, so verfügte er sich in die Moschee des Palastes, und stieg oben auf den Minaret, um das entsetzliche Schauspiel zu genießen, welches seine Rachgier itzt veranstaltet hatte.

Auf die verabredete Losung rücken die Persianer aus, dringen unter dem entsetzlichsten Mordgeschrey in die Paläste, Häuser und Moscheen, und richten unter allen Indianern das grausamste Blutbad an, dessen in der Geschichte wohl jemals Meldung gethan worden ist. Bürger, Ausländer, Männer, Weiber, Greise, Kinder, Säuglinge so gar kommen in diesem Blutbade mit um; die Gelehrten, die Andächtigen, die Fakirs, die Moullahs, die ihre Zuflucht nach den Moscheen genommen hatten,

ver-

verlieren ihr Leben, indem sie den Alkoran herbeten; die schönsten Mädchen fallen zitternd, betäubt, in die Hände der Mörder, die noch von dem Blute ihrer Aeltern rauchen, und nachdem sie ihrer Geilheit zum Opfer gedient haben, empfangen sie den Tod. Das Geschrey der Sterbenden und der Verwundeten, das Blut, welches auf den Straßen stromweise fließt, und schon die Wasser der Gemna röthet, die Trümmern der Häuser, welche mit Geprassel einstürzen, das Feuer, das sich von einem Quartiere nach dem andern ausbreitet, und die schönsten Paläste sammt den darinnen befindlichen Reichthümern verzehrt; dieß sind ohngefähr die vornehmsten Züge, wodurch sich das Gemälde von diesem ewig verabscheuungswürdigen Tage vor andern ausnimmt. In dieser entsetzlichen Unordnung, welche mehr als zweymal hundert fünf und zwanzig tausend Menschen das Leben kostete, Muselmänner, Götzendiener, und Christen, die den Geist aufgaben, indem einige Jesum Christum, andre den Brama oder Mahomet anruften, fand sich weiter Niemand, als einige Ausländer, meistens Künstler oder Negocianten, die noch das Herz hatten, sich zu wehren. Sie vereinigten sich unter der Anführung eines Verschnittenen, der ein Aufseher über die Mobilien im Palaste war, und eines Arztes: allein sie konnten es wider regulirte Truppen nicht lange aushalten; und nachdem sie einige Minuten lang ein blutiges Treffen geliefert, und von allen Seiten angefallen und um-

umringet wurden, hatten sie doch noch den Trost, daß sie mit dem Degen in der Faust starben. Der Lärmen von einem so beweinenswürdigen Auftritte war so groß, daß er bis in das Zimmer drang, worinnen der Kaiser gefangen gehalten ward. Er hatte eben damals den Nizam und seinen Groß-Vizir bey sich. Ganz betäubt von diesem neuen Unglücksfalle, hebt der unglückliche König seine Augen und Hände gen Himmel auf, indem er den Gott anrief, der das Verbrechen ahndet, und hielt sich gefaßt, den unglückseligen Opfern, die man überall schlachtete, beygesellt zu werden, indem er nichts andres glaubte, als daß der Tyrann alle Abscheulichkeiten dieses schrecklichen Tages noch mit Vergießung seines Blutes bekrönen würde. Unterdessen schleicht sich Nizam, welchem Schach-Nadir von seinem abscheulichen Anschlage nichts hatte merken lassen, nebst dem Groß-Vizir von dem Kaiser hinweg, und eilt nach der Moschee, aus deren Thurme der unbarmherzige Persianer der Wut seiner Soldaten mit dem größten Wohlgefallen zusah. Die beiden Omrhas entsetzen sich, sind ganz betäubt, können kaum ein Wort aufbringen, werfen sich dem Zerstörer von Dehly zu Füßen, und Nizam redet ihn mit den Worten an: „Nein, um „mein Leben will ich Dich nicht bitten; nun ist „es mir unerträglich, sondern zu Deinen Füßen „liegend, flehe ich Dich um den Tod an; was „haben dir aber die armen Schlachtopfer gethan, „deren Geschrey Du hörest? Sind sie es,

„die

„die Dir, oder Deinen Soldaten, nach dem Leben „getrachtet haben? Sollen diese für den Aufstand gestraft werden, den etliche unruhige „Köpfe machten? Eine Handvoll elende Leute „ausgenommen, haben die Bürger von Dehly „allesammt in Dir den Ueberwinder von Indostan verehret; und was haben sie nun verbrochen? Warum willst Du Dich mit ihrem „Blute sättigen? Mußt du ja noch ein Schlachtopfer haben, so bin ich hier; laß mich unter „Deinen Streichen das Leben verlieren; nur „erspare mir den Schmerz, die Ermordung „einer solchen Menge von Unschuldigen und Unglücklichen mit anzusehen“.

Aber weit gefehlt, daß der unmenschliche Persianer durch die Thränen des Verräthers, dem er sein ganzes dermaliges Glück zu verdanken hatte, rühren lassen sollte, so fiel er ihm vielmehr in die Rede, nannte ihn einen meineidigen Bösewicht, und drohte, er wolle ihn für die einzige gute That, die er gethan hätte, auf einen Pfahl spießen lassen. Eben in dem Augenblicke brachte man Seyd-Kan, Chez-Surez-Kan, und Reiman vor ihn, die man beschuldiget hatte, sie wären die Anführer der Rebellen gewesen. Vergebens thaten die beiden Minister Schach-Nadir'n aufs neue einen Fußfall, und baten aufs flehentlichste für diese Herren, die ihre Anverwandten und guten Freunde waren, um Gnade; der wilde Persianer gab ihnen weiter keine Antwort, als daß er diesen drey unglücklichen Männern den Unterleib aufhauen

hauen ließ. So bald diese Execution vollzogen war, fühlte er, daß sein Grimm nachließ, und er schickte so gleich Befehle ab, mit dem Metzeln und Feueranlegen inne zu halten. So unmenschlich seine Soldaten auch waren, so waren sie doch des vielen Mordens schon satt gewesen, und beschäfftigten sich bloß noch mit der Plünderung, als sie das Zeichen zum Rückzuge blasen hörten. Sie nahmen also gar gern wieder den Weg nach ihren Quartieren, und schleppten die schönsten Weiber, die ihrer ersten Wut aus dem Wege zu gehen gewußt hatten, nebst einem ungeheuren Raube mit sich hinweg.

Den folgenden Tag wurde jedoch in den Quartieren der persianischen Armee ausgerufen, es solle ein jeder bey Lebensstrafe die gefangenen Weibspersonen wieder auf freyen Fuß stellen. Die Einwohner, die den Untergang ihrer Mitbürger noch überlebet hatten, erhielten ebenfalls Befehl, die Leichname, die auf den Straßen, an den öffentlichen Plätzen und in den Moscheen zu großen Haufen über einander lagen, auf der Stelle zu begraben. Vergebens suchten sie um die Erlaubniß an, die Leichname der Muselmänner von den Körpern der Indianer absondern zu dürfen, um einem jeden nach den Gebräuchen seiner Religion die letzte Pflicht zu beweisen; sie erhielten weiter keine Antwort, als die: sie sollten den Befehlen des Ueberwinders binnen vier und zwanzig Stunden Gehorsam leisten, bey Strafe, daß sie das Blutbad aufs neue angehen sähen. Man eilte demnach, zu gehor-

chen.

chen. Die Weiber und Kinder standen den Männern bey. Einige machen tiefe, breite Gräber mitten auf den Marktplätzen; andre richten ungeheure Scheiterhaufen auf, und werfen ohne Unterschied die Leichen von Christen, von Muselmännern und von Indianern hinein. Man wäscht die Straßen und die Moscheen rein, und zu der vorgeschriebenen Zeit erblickte man auch nicht die geringste Spur mehr von dem abscheulichen Menschenschlachten des vorherigen Tages. Dabey hatte man aber freylich weder die Zeit, noch auch die Aufmerksamkeit, die Körper derer, die in den Häusern umgebracht worden waren, aus denselben heraus zu tragen. Die Ausdünstungen von einer solchen Menge Leichen verbreitete sich in die Luft, und zog eine Pestilenz nach sich, welche gerade um die Zeit zum Ausbruche kam, da die Geissel von Indien ihren Rückweg antrat.

Mittlerweile besann sich Schach-Nadir auf die unselige Liste, die ihm Seader-Kan in die Hände gegeben hatte. Er machte also den Anfang damit, daß er sich der Erbschaft dieses Omrha, welche sich auf mehr als dreyßig Millionen belief, so wie des Nachlasses aller Großen des Reichs anmaaßte, die entweder im Kriege wider ihn mit dem Degen in der Faust umgekommen, oder auf seinen Befehl hingerichtet, oder an einer Krankheit gestorben waren. Allein so beträchtlich diese Summen an sich auch seyn mochten, so waren sie doch nichts in Vergleichung mit denen, die er von den noch

leben-

lebenden großen Herren erpreßte, indem er sie bey Strafe der allergrausamsten Martern zwang, nicht nur den jährlichen Tribut, den sie dem Kaiser entrichten, sondern auch ihre eigenthümlichen Schätze aus ihren Statthalterschaften herschaffen zu lassen. Niemand, als Nizam, (von welchem der König von Persien unermeßliche Summen zu bekommen hoffte, theils weil seine Statthalterschaft Dekan die reichste und weitläuftigste im ganzen Kaiserthume war, theils auch weil er seit funfzig Jahren her die vornehmsten Aemter im Staate verwaltet, und also eine erstaunliche Quantität Goldes, Silbers, Edelgesteine und allerhand kostbarer Effecten zusammen gescharrt hatte,) Nizam allein, sage ich, fand ein Mittel, der Heißhungrigkeit Schach-Nadir's auszuweichen. „Großer König", sagte der listige Greis zu ihm, da er sah, daß man ihm zusetzte, er solle seine Taxe herbeyschaffen, „da ich in einem Alter von „beynahe neunzig Jahren, von meinem Herrn „genöthigt ward, aus Dekan zurückzukommen, „und die Verwaltung der Staatsangelegenhei„ten zu übernehmen; so meynte ich schon da„mals, daß ich in Dehly sterben würde. Ich „übergab daher die Regierung in meiner Statt„halterschaft den Händen meines ältesten Soh„nes; und zum Danke für meine väterliche Lie„be weigert sich dieser Undankbare nunmehr, „Befehle von mir anzunehmen. Doch was sa„ge ich? es weis ja in Dehly jedermann, daß „er so gar die Tollkühnheit hat, Muhammed's

„Befehlen Trotz zu bieten. Er ist ein Rebelle,
„den ich Deiner ganzen Serenge preis gebe;
„Du allein bist im Stande, ihn durch die Ge-
„walt der Waffen zum Gehorsam zu bringen.
„Brich nur wider ihn auf. Der unermeßlichen
„Beute nicht zu gedenken, womit Du Dich auf
„diesem Feldzuge bereichern wirst, werden sich
„auf das bloße Gerücht von Deinem Namen
„die abgöttischen Könige auf der Halb-Insel
„diesseits des Ganges-Stromes, um die Wette
„beeifern, Dir den Tribut zu bringen, den sie
„dem Kaiser schuldig sind, und von dem sie sich
„schon seit langer Zeit frey gemacht haben".

So habsüchtig nun Schach-Nadir auch war, so war er jedoch zu klug, als daß er sich in dem Netze, welches ihm Nizam legte, hätte fangen lassen. Sich von der Hauptstadt in Indien zu entfernen, und mit seiner Armee, die zwar in der That beträchtlich war, die aber durch die Hitze, durch den Mangel, durch hinterlistige Ueberfälle, ja wohl gar durch die bloße Strapaze zu Grunde gerichtet werden konnte, bis an die äußersten Gränzen des Reiches hinein zu begeben, war seinem Interesse gar nicht gemäß. Ob er indessen gleich einsah, daß ihn Nizam bloß zu hintergehen, und vielleicht gar in den Untergang zu stürzen suchte, da er ihm diesen neuen Feldzug zumuthete; so ließ er sich doch von seiner Empfindlichkeit gegen ihn nichts merken, und bestand weiter nicht auf einem Geschenke von ihm; vielleicht weil er sich vor den gefährlichen Kunstgriffen des Mannes fürchtete,

oder

oder weil er ihn noch bey andern Gelegenheiten nöthig zu haben glaubte. Dem Groß-Vizir hingegen bewies er so viel Nachsicht nicht. Er ließ vielmehr diesen Minister, der für einen der vermögendsten Männer im Reiche gehalten wurde, zu sich kommen, und befahl ihm, die Summe von hundert Millionen noch desselbigen Tages herbeyzuschaffen, indem er ihm zugleich androhte, wo fern er nicht Gehorsam leistete, wolle er ihn mit den grausamsten Martern hinrichten lassen. Der Vizir schien jedoch über diese Drohung eben nicht zu erschrecken; er machte viel Geschreyes über die ungeheure Größe der Summe, und sagte, er sähe keine Möglichkeit vor sich, so viel Geld zu schaffen. Sein Secretair, der fast eben so reich war, führte die nämliche Sprache. Diesem aber gab Schach-Nadir weiter keine Antwort, als daß er ihm ein Ohr abschneiden ließ. Da er aber sah, daß der Herr bey seiner Hartnäckigkeit steif und fest beharrte, ließ er ihn aus seiner Gegenwart hinwegreißen, und öffentlich der Sonnenhitze bloßstellen; welches eine überaus grausame, und in den Morgenländern sehr gewöhnliche Strafe ist. Anfänglich hielt es der Groß-Vizir mit ziemlicher Entschlossenheit aus: da er aber dem Durst und der entsetzlichen Hitze, die ihn marterten, endlich nicht länger widerstehen konnte; so schrie er um Barmherzigkeit, und kaufte sich von dieser entsetzlichen Todesart damit los, daß er eine Summe von achtzig Millionen baar entrichtete, und zugleich seine

manten hergab, die man noch höher am Werthe schätzte. Sein Secretair, dem das nämliche Schicksal angedrohet war, wollte lieber das Leben verlieren, als seine Schätze einbüßen; und um einer erschrecklichen und schimpflichen Todesstrafe zu entgehen, vergab er sich mit Gifte.

Während der Zeit, daß der unbarmherzige **Schach-Nadir** solche Proben von seiner Grausamkeit und Raubsucht an den größten Männern des Hofes ablegte, die er als verächtliche Sklaven behandelte, mußten die Bürger der Stadt neue Widerwärtigkeiten erdulden. Die persianische Armee hielt Dehly so scharf besetzet, daß nichts weder hinein, noch heraus kommen konnte. Dieses war ein grausames Mittel der Vorsicht, womit er verhindern wollte, daß sich die Reichen mit ihren Schätzen nicht davon machen möchten. Desto geschwinder aber mußte sich der Mangel an Lebensmitteln in dieser unermeßlichen Stadt spüren lassen. Das Maaß Getraide stieg schon zu einem übermäßigen Preise; und nunmehr fieng auch die Hungersnoth an, ihre Schrecknisse über die unglücklichen Leute zu verbreiten, die dem Schwerdt und dem Feuer noch entkommen waren. Alle Einwohner, die sich mit der Flucht retten wollten, um anderwärts eine Freystadt und Lebensmittel zu suchen, fanden auf der Straße ihren Tod, den ihnen die persianischen Reiter anthaten, welche Tag und Nacht auf dem freyen Felde herumschwärmten. Die Ausländer, die sich in Dehly gesetzt hatten, konnten dieses

äußer-

äußerste Elend nicht länger aushalten; sie giengen also mit ihren Weibern und Kindern zu Schach-Nadir'n, thaten ihm Fußfälle, und baten ihn entweder um den Tod, oder um die Freyheit, daß sie sich auswärts Lebensmittel einkaufen dürften. Der König von Persien ließ sich erst Geld geben, bevor er ihnen die Erlaubniß ertheilte, aus der Stadt zu gehen.

Nachdem der Persianer die Privat-Leute beraubet hatte, so meynte er, es sey nun auch Zeit, die Hände an die Schätze des Fürsten zu legen. Er ließ also den kaiserlichen Schatz, die Frucht der Sparsamkeit und der Raubereyen aller der Könige, die seit Tamerlan's Zeiten geherrscht hatten, aufbrechen. Es ist bekannt, daß in Asien jeder regierende Herr eine Ehre darinnen sucht, einen Schatz zu sammeln, den man auch in den äußersten Nöthen des Staats nicht leicht angreifen darf. Die Summen, welche Schach-Nadir theils in Gold- und Silber-Barren, theils in Edelgesteinen und kostbaren Stoffen, theils auch in andern Effecten von unschätzbarem Werthe daraus wegnahm, sind fast gar nicht zu würdern. Unter diesem prächtigen Raube nahm sich insonderheit der Pfauen-Thron aus, ein Werk von Schach-Jeham, welches über zweyhundert Millionen am Werthe geschätzt wurde, und nebstdem eine unermeßliche Menge goldner, mit den schönsten Diamanten und Edelgesteinen auf dem Erdboden besetzter Geschirre. Einige haben behaupten wollen, daß sich die Beute auf mehr als drey tausend Millionen be-

laufen hätte. Es ist genug, wenn wir sagen, daß eine große Anzahl von Elephanten und Cameelen kaum im Stande war, alles nach Persien zu bringen. Doch dieß war noch nicht der größte Verlust, welchen Indostan erlitt, wofern es wahr ist, wie man denn daran nicht zweifeln darf, daß die Menschen der größte Reichthum eines Staats sind. In der That aber ließ Schach-Nadir aus Dehly alle Bürger, die sich durch ihre vorzüglichen Geschicklichkeiten vor andern ausnahmen, so wie die besten Handwerksleute, und die stammhaftesten Männer fortbringen. Seine Absicht war, mit Hülfe derselben eine Stadt zu erbauen, die wie Dehly werden sollte, dessen Pracht, Größe, Einrichtung und Verzierungen seine ganze Bewunderung rege gemacht hatten; allein die einheimischen Kriege, die dieser Zerstörer der Menschheit seine ganze übrige Lebenszeit hindurch auszuhalten hatte, verstatteten ihm nicht, ein Vorhaben auszuführen, welches große Absichten verkündigte.

Unterdessen verrichtete Schach-Nadir zu Dehly alle Functionen der unumschränkten Obermacht. Die Justiz ward unter seinem Namen verwaltet, die Münze mit seinem Wappen ausgeprägt; und damit sein Ruhm, und die Schande des Mogolschen Namens verewiget würde, so ließ er eine große Menge goldne Münzen ausstreuen, worauf man die Innschrift las: "Ich, Schach-Nadir, Fürst der Fürsten, König der Könige, der größte Mann

„auf

„auf dem Erdboden, Eroberer von Indo-
„stan u. s. w. Tag vor Tag setzte er sich auf
den Thron, und sprach Todesurtheile, die er
vor seinen Augen vollstrecken ließ. Die gering-
sten Fehler wurden mit dem Verluste der Nase,
mit Ohrenabschneiden, oder mit der Bastonade,
beträchtlichere Vergehungen aber mit dem
Strang, oder mit Aufhauen des Unterleibes
bestrafet. Uebrigens hatten die wichtigsten
Dienste, die man ihm geleistet, die militarische
Ehrenstelle, die vornehme Herkunft, die größten
Würden, das Alter, ja so gar das Geschlecht,
bey ihm nicht das mindeste Vorrecht. Der Ge-
neral von einer Armee, oder eine Frau vom er-
sten Range, wurde bey ihm eben so wenig ge-
schont, als die Packknechte und Sklaven; und
hatten sie einerley Fehltritt begangen, so muß-
ten sie einerley Strafe leiden. Die Sieger
wurden durch einerley Schrecken, wie die Be-
siegten, in der Zucht erhalten. Schach-Na-
dir meynte, ein Fürst müsse nicht durch eine
Gewalt regieren, die von der Vernunft und
Achtung gegen andre Menschen, oder von Ge-
duld und Menschenliebe gemäßigt würde, son-
dern dadurch, daß er Blut vergösse, und den
Leuten ein Schrecken einjagte. Das muß man
gestehen, in Indien erreichte er mit diesem
System seinen Zweck; und obgleich seine ganze
Armee aus lauter Straßenräubern und Barba-
ren bestand, die des Mordens, des Raubens,
der Unabhängigkeit gewohnt, und die an Reli-
gion, an Sprache, an Sitten und Gebräuchen

ganz verschieden waren; so wurden doch Ordnung und Mannszucht bey derselben so genau beobachtet, daß man nicht nur keinen Aufruhr unter ihnen entstehen sah, sondern auch niemals Klagen oder Murren unter ihnen hörte.

Mitten unter den Sorgen und Unruhen, womit Schach-Nadir beschäfftiget war, hätte man nimmermehr glauben sollen, daß er sich sollte einfallen lassen, der Reformator der Sitten einer Nation werden zu wollen, die er so unglücklich gemacht hatte. Unter verschiednen Edicten, die er wider die Ueppigkeit ausgehen ließ, ist besonders eines zu merken, worinnen er den Omrhas und andern Großen, die bisher gewohnt gewesen waren, öffentlich allemal mit einer königlichen Bedeckung, und einem Gefolge von vier bis fünf hundert Reitern zu erscheinen, das Verbot ertheilte, niemals mehr als zween Reitknechte zu ihrer Begleitung bey sich zu haben. Doch vielleicht quoll dieses Verbot eben so sehr aus Schach-Nadir's Staatsklugheit, als aus seinem Hasse gegen großes Gepränge. Er mochte ohne Zweifel in Furcht stehen, die Mogolschen Herren könnten, wenn man sie zur Verzweiflung brächte, endlich wohl einmal alle zusammen treten, und mit ihrem Gefolge über die Persianer herfallen. Im Uebrigen sind die rechtmäßigen Befehle der Kaiser niemals mit größrer Unterwerfung erfüllet worden; kurz, das ganze Geschleppe der Ueppigkeit verschwand.

Da

Da man nun den König von Persien zu Dehly die Rechte der regierenden Macht mit einer solchen Entschlossenheit und Strenge ausüben sah, so war kein Mensch, der nicht gemeynt hätte, er würde die Krone von Indostan mit derjenigen vereinigen, die er bereits trug. Kein Mensch wußte, wie es dem unglücklichen Fürsten itzt gienge, auf dessen Throne er itzt saß. Niemand konnte sagen, ob er ums Leben gebracht, oder ob er vielleicht in der Tiefe eines Gefängnisses noch am Leben wäre.

Allein so angenehm auch Schach-Nadir'n die Herrschaft vorkam, deren er sich in Indien angemaaßt hatte; so sah er doch ein, daß sich schlechterdings nicht daran denken ließe, seine Eroberung mit Persien zu vereinigen. In der That scheint es, als hätte die Natur diese beiden großen Reiche durch besondre Gränzen getrennt, die sich ohne Gefahr unmöglich überschreiten lassen. Trifft es sich ja zuweilen, daß ein mächtiger und habsüchtiger Fürst diese Hindernisse übersteigt; so hat man doch immer angemerkt, daß ihm seine Eroberung gar bald wieder entwischte, und daß er, an statt neue Kräfte zu gewinnen, vielmehr bloß seine eigne Macht schwächte. Diesen Beobachtungen zufolge, faßte Schach-Nadir den Entschluß, Indien zu räumen. Man sagt dabey, er habe bey sich selbst angestanden, ob er einem so kleingesinnten, unthätigen, und zur Regierung unfähigen Prinzen, wie Muhammed war, seine Krone wohl wiedergeben sollte: Weil er aber

überleget hätte, daß ein Monarch von solchem Charakter für ihn gerade am wenigsten ein furchtbarer Nachbar seyn würde; so habe ihn dieses bewogen, ihn wieder auf seinen Thron zu setzen. Zuförderst ließ er also die Berennung von Dehly aufheben, daß nunmehr wieder Lebensmittel im Ueberflusse zur Stadt kamen; und nachdem dieses geschehen war, ließ er eine General-Staatsversammlung in dem großen Saale des Palasts ansagen, zu welcher er die Großen von beiderley Nationen einlud.

Als der Tag gekommen war, fanden sich die Großen haufenweise zu der Versammlung ein. Schach-Nadir zeigte sich auf einem goldnen Throne, in dem völligen Glanze der königlichen Würde. Man hatte aber auch einen andern Thron, dem seinigen gegen über zugerichtet, welcher leer blieb; und es war bald zu merken, für wen derselbe bestimmet wäre. In der That stieg auch der König von Persien auf einige Worte, die ihm jemand, der zum Saale hinein trat, ins Ohr sagte, herab und gieng aus dem Saal heraus. Einige Augenblicke darauf sah man ihn wieder kommen, da er dann den Kaiser Muhammed bey der Hand hielt, und ihn zu dem Throne führte. Zugleich ließ er eine goldne, mit Diamanten besetzte Krone herbringen, setzte ihm dieselbe aufs Haupt, und rief aus, "Es lebe der Kaiser Muhammed"! Augenblicklich ertönte der Saal von dem wiederholten Ausruf: "Es leben die Könige von Persien und Indien". So bald das Geräusch

nach-

nachgelassen hatte, überreichte Schach-Nadir dem Kaiser Muhammed einen Turban, ein Armband, einen Gürtel, zween Degen und einen Säbel. Nachdem er ihn also auf den Thron wieder eingesetzt hatte, hielt er folgende Rede an ihn: " Mein Herr Bruder, wenn „die Gottheit allen Königen eben so viel Billigkeit und Mäßigung, als Macht ertheilte; so „würde niemals der Krieg den Erdboden verwüsten, die Völker würden in den Banden „eines glückseligen Friedens leben, und keines „würde das andre zu Grunde richten. Allein so „schenket die Vorsehung, deren Rathschlüsse wir „nicht begreifen können, dem einen den Geist „der Weisheit, und dem andern theilt sie Heldenmuth und Ehrgeiz zu; einige haben weiter „keinen Vorzug, als eine große Liebe zur Billigkeit, und andern endlich werden Sanftmuth und Wohlthätigkeit zu Theile. Es ist „nicht zu läugnen, daß Du unter die Anzahl „der letztern gehörest. Aus was für einem unglückseligen Verhängnisse mag es doch gekommen seyn, daß Du gegen mich diese Tugenden, die Dir sonst so natürlich sind, aus den „Augen setzen, und mich zwingen konntest, „Dein Feind zu werden? Was hatte ich Dir „doch gethan, daß Du das Feuer der Empörung unter den Aghuanern wider mich entzündetest? Hattest Du den Anschlag gefaßt, die „Familie der Sophis, die um ihrer Verbrechen und wollüstigen Lebensart willen verworfen war, wieder auf den Thron zu setzen? Da-

„mit

„mit widerstrebtest Du aber ja der Wahl des
„Himmels so wohl, als die Persianer, die mich
„einmal zur unumschränkten Gewalt erhoben
„hatten. Deiner Unbilligkeit ungeachtet, habe
„ich mich um Deine Freundschaft beworben;
„ich habe Abgesandte an Deinen Hof geschickt;
„aber mit was für einem Stolze, mit was für
„einer Verachtung wurden sie nicht aufgenom-
„men! Du erwiedertest die Mühe, die ich mir
„um Deine Freundschaft gab, mit nichts als
„Drohungen und Beschimpfungen. Was wür-
„de die Welt gedacht haben, wenn ich alle diese
„Beleidigungen hätte ungeahndet hingehen las-
„sen? Was für einen Begriff würdest Du Dir
„selber von meiner Herzhaftigkeit gemacht ha-
„ben, wenn ich in einer schimpflichen Unthätig-
„keit geblieben wäre? Ich bin also mit einer
„furchtbaren Armee in Deine Staaten einge-
„rückt; das Schrecken gieng vor mir her, und
„der Sieg, der noch niemals von meinen Fah-
„nen gewichen ist, hat mir alle Wege von Per-
„sien an, bis in die Hauptstadt Deines Reiches
„geöffnet. Weder die Berge, noch die Strö-
„me, womit die Natur Deine Staaten befe-
„stiget zu haben scheinet, haben mich zurückhal-
„ten können. Deine Generale haben unter der
„Schwere meines Armes erliegen müssen. Du
„selbst wurdest bey Kiernal, ungeachtet der
„fast unzählbaren Armee, die Du bey Dir hat-
„test, überwunden, und fielest in meine Hände.
„Ob es nun gleich nach den Rechten des Siegers
„in meiner Macht stand, über Dein Leben,

„Deine

„Deine Freyheit, und Deine Krone zu gebie-
„ten; so habe ich doch weiter nichts verlanget,
„als daß Du mich nach Dehly führen solltest.
„Kaum aber bin ich in dieser Stadt angelangt,
„so fällt man meuchelmörderischer Weise über
„meine Soldaten her, man bringt sie um, man
„erwürgt sie: und wenn ich selbst den Streichen
„der Rebellen noch entgangen bin; so kam es
„bloß davon her, weil der Himmel, der die
„Könige schützt, nicht zugeben könnte, daß ich
„von solchen verächtlichen Händen umkäme.
„Nachdem ich also diese Stadt, die ich mit
„Feuer und Schwerdt von der Erde zu vertilgen
„berechtiget war, noch leidlich genug gezüchtigt
„hatte, habe ich mich auf Tamerlan's Thron
„gesetzt, um ihm einmal seinen längst verlornen
„Glanz wiederzugeben. Nunmehr ist das Volk
„gehorsam; die Großen sind gedemüthigt; Dir
„kömmt es zu, die königliche Gewalt, die ich
„Dir wieder in die Hände gebe, in ihrem gan-
„zen Umfange zu behaupten. Sollte mir nun
„zur Vergeltung für meine Gnade und Wohl-
„thaten nicht erlaubt seyn, Schätze mit mir
„wegzunehmen, die hier weiter keinen Nutzen
„hatten, als daß sie dem Stolz und der Uep-
„pigkeit der Könige Nahrung gewährten? Ich
„habe die Großen eines Theiles von ihrem Ver-
„mögen beraubet; aber sie werden es auch desto
„weniger in ihrer Gewalt haben, sich aufzuleh-
„nen. Ich vereinige mit Persien die Provin-
„zen, die zwischen Kandahar und dem Indus-
„Strome liegen. Nicht zu gedenken, daß die-
„ses

„ses eine gar mittelmäßige Frucht von meinem „Siege ist, so waren diese Länder, deren Statt„halter schon unvermerkt anfiengen, sich zu un„umschränkten Herren aufzuwerfen, dem Glan„ze Deiner Hoheit unnütz geworden. Willst „Du nun glücklich regieren, so wirst Du künf„tighin die Ruder des Staats mit eignen Hän„den regieren; Du wirst die Völker durch das „Schrecken in ihrer Pflicht erhalten, und in„sonderheit wirst Du ein Mißtrauen in die „Großen setzen, unter denen ein gewisser argli„stiger, ausgelernter, habsüchtiger, undankba„rer, und aller möglichen Missethaten fähiger „alter Bösewicht der gefährlichste ist„.

Muhammed nahm die Rechtfertigung und die sonderbaren Erinnerungen des Tyrannen mit Ehrfurcht an. "Mein Reich ist Dein„, antwortete er ihm mit zitternder Stimme; "ich „habe es itzt Deiner Großmuth und erhabnen „Denkungsart zu danken. Du wirst jederzeit „sehen, daß ich mich nach Deinen geheiligten „Befehlen richte; zu dem Ende, gnädiger „Herr, erweise mir die Gewogenheit, und wei„se mir mein Betragen an; nenne mir die Mi„nister, deren ich mich künftig bedienen soll„. — "Nein„, erwiederte der Persianer, „die „Minister, die ich ernennen wollte, würden Dir „nur mit Verachtung begegnen, und würden „sich unabhängig zu machen suchen. Wann „ich werde aufgebrochen seyn, so theile Du „selbst die vornehmsten Bedienungen an „diejenigen aus, die Du für die würdigsten

„Män-

„Männer erkennest. Wenn sich aber einer dar-
„unter wieder erdreisten sollte, Unruhen in Dei-
„nem Reiche zu erregen; so kannst Du Dich
„auf meine Freundschaft verlassen: ich werde
„jederzeit eine Armee am Indus-Strom halten,
„die auf den ersten Befehl, den sie von Dir er-
„hält, bereit seyn soll, herbey zu eilen: und soll-
„te dieselbe nicht mächtig genug seyn, so will ich
„selbst mit der auserlesensten Mannschaft von
„meinen Truppen dazu kommen, um die köni-
„gliche Majestät an Deiner Person in ihrem
„völligen Glanze zu erhalten„. Mit den
Worten umarmten sich die beiden Könige und
schieden von einander; und noch an dem nämli-
chen Tage wurde das Beylager zwischen der
Begom-Kiambache, einer Nichte Mu-
hammed's, und dem zweyten Sohne des Kö-
nigs von Persien, Nasrullhab-Mirza, voll-
zogen.

Die erste Sorge des wieder eingesetzten
Monarchen gieng dahin, daß er ein Edict aus-
gehen ließ, welches ein ewiges Denkmaal sei-
ner Beschimpfung und seiner Unglücksfälle ist.
Es war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:
“Nachdem der Fürst der Fürsten, der König
„der Könige, der Schatten Gottes auf Erden,
„der Beschützer des rechten Glaubens, der
„zweyte Alexander, Schach-Nadir, welchem
„Gott ein langes und beglücktes Leben verleihen
„wolle, Abgesandten an Meinen erhabnen Hof
„geschickt hatte; so warf Ich mich vor dem
„Throne Gottes nieder, und ertheilte Meinen
„Mini-

„Ministern Befehl, die Angelegenheiten, um
„deren willen dieselben nach Dehly gekommen
„waren, förderſamſt abzuthun; aber vergebens.
„Nachher ſchickte dieſer große König einen an-
„dern Abgeſandten an Mich, den Meine Mini-
„ſter damit aufhielten, daß ſie die Vollziehung
„Meiner Befehle immer verabſäumten. Hier-
„über iſt der mächtige Schach-Nadir wider
„Mich in Zorn gerathen, iſt mit einer furcht-
„baren Armee in Indien eingerückt, und hat,
„wie jedermann bekannt iſt, Meine Generale
„bey Kiernal überwunden. Nach dieſem Vor-
„fall habe Ich mit Ihm eine Zuſammenkunft
„gehalten, und Er iſt mit Mir bis nach Dehly
„gekommen. Hieſelbſt bot Ich Ihm Meine
„Schätze zuſammt Meiner Krone an; aber aus
„einer Edelmüthigkeit, die Seiner großen Seele
„gemäß iſt, hat Er ſich bloß an den Provinzen,
„die jenſeits des Indus-Stromes liegen, be-
„gnügen laſſen, und Mich auf dem Throne Mei-
„ner Väter und Ahnen wieder eingeſetzt. Um
„nun für ſolche Großmuth erkenntlich zu ſeyn,
„habe Ich Ihm abgetreten, und trete Ihm
„hiermit ab ſämmtliche Länder, die gegen We-
„ſten an den Flüſſen Eteck, Sinde, und Nale'-
„Senguere' gelegen ſind; und zwar namentlich
„die Provinzen Pichaiver, Cabul, und Gaznin,
„den Theil von Kiouhiſtan, der von den Afga-
„nen bewohnet wird, die Länder Tekier, Se-
„kier, Khuda-Abad, der Tſchukis, und der
„Bölugden, ſammt deren Städten, Feſtungen,
„Dörfern und Zubehörden. Ich gebiete dem-
„nach

„nach Meinen Vice-Königen, Generalen, „Statthaltern und Commandanten, daß sie die „Persianer bey Strafe Meiner Ungnade und „ernstlicher Ahndung in dem ruhigen Besitze „dieser Provinzen ungestört lassen„.

Dieses Verfahren Muhammed's war dem Könige von Persien überaus angenehm. In einer Anwandelung von Freude und Erkenntlichkeit, ließ er alle Omrhas und Rajas zu sich kommen. "Ich weis„, redete er sie mit einer drohenden Stimme und mit Augen an, die vom Unwillen entflammt waren; "ich weis, daß ihr „alle zusammen lauter Verräther und Bösewichter seyd; es ist kein einziger unter euch, der „nicht verdienet hätte, die schmerzhafteste Todes„strafe zu leiden. Indessen will ich euch doch „das Lebenslicht nicht ausblasen, ob ihr es gleich „nicht werth seyd; aber unter der Bedingung, „daß ihr eure Verbrechen und eure Treulosigkeit „künftighin durch eine Treue und Unterwerfung, „die alle Proben aushält, wieder gut machet. „Ich stehe im Begriffe, Dehly zu verlassen: „wenn ich aber höre, daß sich einer von euch „unterstehen sollte, das Joch der Dependenz „abzuschütteln, und wider meinen Bruder Mu„hammed zu den Waffen zu greifen; so soll „er hiermit wissen, daß ich mit allen Blitzen „der Rache gewaffnet wiederkommen, und der „ganzen Welt an seiner Person ein Exempel ge„ben werde, welches fähig seyn soll, den Ver„räthern und Aufrührern auf ewig ein Schrek-

„ken einzujagen„. Und mit den Worten kehrte er ihnen den Rücken zu.

Allein diese Gesinnungen des Wohlwollens waren von keiner langen Dauer. Denn in dem Allianz-Tractate, den er noch vor seiner Abreise mit Muhammed schloß, setzte er fest, daß eben der Nizam, dessen schlaue, arglistige und treulose Gemüthsart er so richtig abgeschildert hatte, zum ersten Minister, zum Regenten im Kaiserthum, und zum Vormunde oder Oberhofmeister Muhammed's erkläret wurde. Hieß daß nicht, die Erniedrigung des unglücklichen Sultans aufs höchste treiben? Hieß es nicht, die Meutereyen und Unruhen in Indostan verewigen, und die Omrhas eigentlich locken, daß sie bey Erblickung des glänzenden Glückes des allertreulosesten unter den Menschen ungetreu würden? Aber was für eine widersprechende und veränderliche Gemüthsart mußte dieser Barbar nicht haben! Nur wenig Tage vorher war er im Begriffe gewesen, eben diesen Nizam, den er itzt, so zu sagen, mit der ununischränktesten Macht im Kaiserthume bekleidete, alle seine Verbrechen, die sich derselbe hatte zu Schulden kommen lassen, durch eine erschreckliche und öffentliche Todesstrafe büßen zu lassen. Man hatte ihn selber sagen hören, das Kaiserthum Indien würde nimmermehr Ruhe haben, so lange dieser unruhige Kopf am Leben bliebe. Vermuthlich meynte er, es wäre mit einem solchen gefährlichen Manne kein Mittelweg einzuschlagen, und man müßte ihn entweder völlig erdrük-

ken,

ken, oder ihm das Heft des Staats in die Hände geben.

Uebrigens war Schach-Nadir in seinen Gesinnungen gegen Muhammed nicht minder veränderlich. Bald war er mit sich selbst zufrieden, daß er ihm die Krone wiedergegeben hatte; bald gereuete ihn seine Freygebigkeit. Wie einige vorgeben, so soll er bey seiner Abreise gesagt haben, es wäre niemals ein Prinz der Regierung so unwürdig gewesen, wie dieser Kaiser.

Ob sich nun gleich der unersättliche Schach-Nadir aller Schätze Indiens, und der weitläuftigen Provinzen, die sich von Persien bis an den Indus erstrecken, bemeistert hatte; so war er doch immer noch nicht zufrieden. Er hätte lieber alles baare Geld von Indostan verschlingen, und diese Macht, die mit der persischen lange Zeit um den Vorzug gestritten hatte, auf ewig entkräften wollen. Zu dem Ende gab er dem Nizam, dem Groß-Vizir, und noch zween andern Omrhas Befehl, von den Großen und dem Volke, unter dem Titel freywilliger Geschenke, Summen einzutreiben, wie sie dem Range und Vermögen eines jeden angemessen wären: und damit ihn diese Herren nicht hintergehen sollten, so gab er ihnen zween von den allerunbarmherzigsten Generalen, die er unter seiner Armee nur hatte finden können, als Kundschafter zur Begleitung mit.

Die Omrhas hätten einen solchen verhaßten Auftrag nur gar zu gern von sich ablehnen mögen; allein der fürchterliche Schach-Nadir

ließ bey seinen Befehlen keinem Menschen eine andre Wahl weiter übrig, als den Tod, oder augenblicklichen Gehorsam. Also mußte man sich entschließen, in einer mit Feuer verwüsteten, ausgeplünderten und verheerten Stadt noch alles zusammen zu suchen, um die gierige Habsucht dieses Eroberers zu befriedigen. Die Omrhas trugen ihre erhaltene Commißion in einer Versammlung der reichsten Bürger vor, welche diese neuen Zumuthungen mit dem äußersten Entsetzen anhörten. Diese unerwartete Erpressung stürzte sie ganz in Verzweiflung; aber vor Furcht, ein neues Morden in der Stadt anfangen zu sehen, opferte jedermann sein Geld, und alle Kostbarkeiten auf, die er hatte; und hiermit wurden noch sechs und dreyßig Millionen zusammen gebracht, welche man Schach-Nadir'n zu den Füßen legte. Allein bey Erblickung dieser Summe, die den Tyrannen sehr mäßig dünkte, gerieth er in eine unglaubliche Wut, brach in die äußersten Vorwürfe und Schimpfreden wider die Omrhas aus, drohte ihnen den entsetzlichsten Tod an, und schwur ihnen zu, er wolle ganz Dehly mit Feuer und Schwerdt verheeren, wenn sie ihm nicht vor Ablauf des Tages noch hundert Millionen brächten. Vergebens fielen ihm die Commissarien zu den Füßen, und benetzten ihm dieselben mit ihren Thränen; umsonst stellten sie ihm vor, daß die Stadt ihre Schätze in der Feuersbrunst und Plünderung, die er selbst anbefohlen, verloren hätte; die Seele des wilden Persianers ließ sich durch nichts rühren, und die Commissa-

missarien sahen sich genöthigt, die allergrausamsten Mittel hervorzusuchen, um die Verwüstung von Dehly, und vielleicht gar den Tod des Kaisers, und den Untergang seiner Kinder abzuwenden.

Sie vertheilten sich unter einander in die verschiedenen Quartiere der Stadt, drangen mit einem Gefolge von persianischen Soldaten, worunter sie die allerwildesten ausgesucht hatten, in die Häuser; und da war keine Gewaltthätigkeit zu erdenken, die man nicht an den reichsten Bürgern der Stadt ausgeübt hätte. Man schlug die Thüren ein, man brach Kisten und Kästen auf, man grub in der Erde nach, in der Hoffnung, Gold und Edelgesteine zu finden: und wenn dieser strengen Visitation ungeachtet, die Summe noch nicht vollständig war, zu welcher man einen jeden angesetzt hatte, so spannte man die Leute auf die Folter, man zerschlug ihnen die Gliedmaaßen, man schloß sie nackend auf einen eisernen Stul, worunter man Feuer anlegte; die Soldaten nothzüchtigten vor den Augen der Bürger ihre Weiber und Töchter. Wer unter denenjenigen, bey welchen kein Geld zu finden war, noch am wenigsten unglücklich dran war, der kam damit los, daß man ihm ein Ohr, oder einen Arm abhieb, oder ihn auf die Fußsohlen brannte. Niemals ist wohl das Recht des Mächtigern mit so vieler Unmenschlichkeit ausgeübt worden. Die vornehmsten Männer, wenn sie auch wegen ihrer Aemter und Tugenden noch so angesehen waren, die ältesten Greise, die Frauenzimmer, die Wittben, die Waisen wur-

den eben so wenig verschonet, als ihre Sklaven. Es ist unglaublich, wie viel unglückliche Leute bey diesen Erpressungen und dieser Execution, die um desto entsetzlicher waren, weil sie langsam und mit Ueberlegung vollzogen wurden, ums Leben kamen. Unzählige Bürger, worunter so gar diejenigen zu rechnen sind, die ihre äußerste Armuth vor einem solchen Schicksal in Sicherheit setzte, verließen ihre Häuser, und flüchteten aufs freye Feld. Allein Schach-Nadir schickte diesen Flüchtlingen seine Reiterey nach, die ein großes Blutbad unter ihnen anrichtete. Hätte nicht der Statthalter der Provinz Ekerabad in der Nachbarschaft von Dehly, Sorge getragen, eine Menge solcher unglücklichen Leute zusammen zu holen und aufzunehmen, und sie mit Lebensmitteln und Wagen zu versehen, daß sie sich an die Orte verfügen konnten, die sie sich zu ihrer Freystadt erwählet hatten; so wäre beynahe kein Mensch davon gekommen.

Unterdessen konnten die Vollstrecker von Schach-Nadir's Befehlen, trotz dieser Erfindungen der ausgelerntesten Grausamkeit, doch nicht mehr zusammenbringen, als eine Summe von zwey und siebenzig Millionen, wovon sie dem Tyrannen nicht mehr als sechzig einhändigten; sie begiengen also die Niederträchtigkeit, die übrigen zwölf Millionen, die mit den Thränen und dem Blut ihrer Mitbürger benetzet waren, unter sich zu theilen. Man stand wirklich in Sorgen, Schach-Nadir würde unter dem Vorwande,

daß

daß die Summe, die er gefodert hatte, nicht voll wäre, ein Trauerspiel, das schon so lange gedauert hatte, endlich mit einer noch entsetzlichern Entwickelung beschließen, das unglückliche Dehly in Asche verwandeln, und den Kaiser sammt seinen Unterthanen auf den rauchenden Trümmern dieser Stadt erwürgen. Unter diesen Umständen kam ein Dervisch, der von den bisherigen Unglücksfällen so wohl, als von denen, die er noch befürchtete, ganz außer sich war, näherte sich dem Tyrannen, und erkühnte sich, ihm ein geschriebnes Blatt zu überreichen, worauf nicht mehr stand: als folgende Worte: "Wenn Du Gott bist; so handle wie Gott, und „zerstöre nicht selber das Werk Deiner Hände: „bist Du ein Prophet, so führe uns den Weg „des Heils: und bist Du endlich ein König, „warum behandelst Du nicht die Menschen als „Deine Brüder? Warum springst Du ihnen „nicht lieber in ihrem Elende mit Hülfe bey, als „daß Du alle Deine Wut an ihnen auslässest„? — "Ich bin weder Gott„, war Schach-Nadir's Antwort, "noch ein Pro„phet, noch ein König; sondern ich bin das „Werkzeug, dessen sich der Himmel bedient, die „Nationen zu strafen, denen er den Untergang „geschworen hat„. Und hierinnen hatte er Recht; er vergaß aber, daß eben die Geißeln, welche die Vorsehung manchmal erwählt, den Hochmuth, die Weichlichkeit, den Despotismus der Könige, und die Ausschweifungen der Völker zu bestrafen, am Ende ihrer Seits

wiederum die Wirkungen seiner fürchterlichen Rache empfinden und elendiglich umkommen.

Weit gefehlt, daß Schach-Nadir die Unglücksfälle, denen er dereinst zum Raube werden sollte, vorhergesehen hätte; so war er auf nichts weiter bedacht, als sich sein Glück zu Nutze zu machen. Jeder Tag war für ihn und für seine Generale ein Festtag, woran man die Ueppigkeit, die Wollust und die Schwelgerey, darüber er doch den Ueberwundenen so viel Vorwürfe gemacht hatte, aufs höchste trieb; und mitten aus dem Schooße der Wollust gebot der Tyrann jene blutigen Executionen, wovon der bloße Gedanke schon Schaudern erregt.

Manchmal wurde der unglückliche Muhammed zu den Tractamenten seines schrecklichen Ueberwinders mit eingeladen. Dieser Prinz, der sich aller Freundschaftsversicherungen von Schach-Nadir'n ungeachtet, mit Recht immer noch als ein Opfer betrachtete, das zwischen Tod und Leben schwebte, fraß seinen Kummer in sich, und stellte sich an, als ob er ohne Sorgen der Fröhlichkeit Eingang verstattete. Man sagt, es habe Schach-Nadir einstmals, da er in dem anmuthigen Lustschlosse Chalemar gewesen wäre, von dem Mogol verlanget, er solle ihm die schönsten Frauenzimmer aus seinem Serrail herbringen: weil aber Begom-Lemanio, eine Enkelinn des Kaisers Schach-Halem, da man ihr den Befehl des Kaisers gemeldet, nichts andres glauben können, als man schickte

nach

nach ihr, nach den Königinnen und nach den schönsten Beyschläferinnen bloß in der Absicht, daß sie der Geilheit der Ueberwinder zum Spielwerke dienen sollten, so habe sie sich lieber mit Gifte vergeben, als dem Befehle Gehorsam leisten wollen; und auf ihr Zureden, heißt es noch überdieß, wären viele andre Frauenzimmer im Serrail ihrem Beyspiele gefolgt, und hätten sich selbst ums Leben gebracht.

Diese Anekdote jedoch, deren Zuverläßigkeit sich allerdings in Zweifel ziehen läßt, an ihren Ort gestellt; so sah Schach-Nadir endlich wohl, daß nun weiter kein Mittel übrig war, eine verheerte Stadt zu plündern, und gab also seiner Armee das Zeichen zum Aufbruch. Es war der 8te May, da er sich auf den Weg machte, nachdem er zween Monate in Dehly verweilet, und binnen diesem kurzen Zeitraum die unglücklichen Bürger dieser Stadt die allerempfindlichsten Widerwärtigkeiten, Morden, Sengen und Brennen, Plünderung und Hungersnoth hatte erdulden lassen; und bey seiner Abreise endlich fieng so gar die Pest an, diese unglückselige Hauptstadt vollends zu verwüsten.

Uebrigens hatte Schach-Nadir, auf seinem Rückzug, eben so viel und noch mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als bey seiner Invasion. Unerachtet des erstaunlichen Raubes, und der Menge von Sklaven, die er mit sich fortschleppte, gelangte er doch nach einem

Marsche von fünf Tagen nach Serinh, einer Stadt, welche vierzig (französische) Meilen von Dehly liegt. Von hier aus schrieb er an den Vice-König Zekieria-Chan in Lahor, man solle ihm vier und zwanzig Millionen herbringen; mit der Bedrohung, falls man sich weigerte, so wolle er der Stadt Lahor eben so mitspielen, wie der Residenz Dehly. Den Vice-König nahm dieser Befehl gar nicht Wunder; er war sich desselben so gewiß vermuthen gewesen, daß er vorher den reichsten Einwohnern in seiner Statthalterschaft vorgestellt hatte, was sie sich von dem Persianer bey seiner Zurückkunft zu versehen hätten, wo fern sie nicht den Entschluß faßten, ihn in Zeiten durch eine ansehnliche Summe zu besänftigen. Das Beyspiel von dem Blutbade zu Dehly überzeugte sie, und also lag die Summe schon in Bereitschaft. Zekieria-Chan eilte so gleich herbey, **Schach-Nadir'n** dieselbe einzuhändigen; und in der That bezeigte er sich sehr vergnügt über die Bereitwilligkeit, mit der man ihm Gehorsam geleistet hatte. Er überhäufte den Vice-König mit Höflichkeiten, und stellte auf dessen Ansuchen eine große Anzahl Mogolsche Sklaven auf freyen Fuß.

Von dannen rückte **Schach-Nadir** bis an den Fluß Scheuhau hervor, über welchen er Brücken schlagen ließ; allein ein plötzliches Anlaufen des Wassers riß dieselben hinweg, da die Armee eben angefangen hatte, darüber zu defiliren. Eine ziemliche Anzahl Officiers und gemeine Soldaten wurden sammt ihrer Beute von

dem

dem Wasser verschlungen. Dieser unerwartete Zufall zwang die Armee, wieder umzukehren. Den Augenblick foderte Schach-Nadir das Königreich Lahor bey Strafe militarischer Execution auf, seiner Armee Lebensmittel zu liefern. Auf diese Nachricht machten sich die meisten Indianer auf die Flucht, und gaben ihre Häuser und ihre Güter der Willkühr des Feindes preis. Lahor, die dritte Stadt im Kaiserthum, wurde zur Einöde. Zekieria-Chan, der sich von dem Straßenräuber noch nicht getrennt hatte, warf sich ihm zu Füßen, und beschwur ihn, nicht weiter ins Land zu rücken, indem er ihm seinen Kopf zum Pfande setzte, daß die Brücken binnen wenig Tagen sollten wieder hergestellt seyn. Dieß ließ sich Schach-Nadir gefallen; und weil es dem Vice-Könige glückte, die Brükken noch eher wieder herzustellen, als er Hoffnung gemacht hatte; so entließ ihn der König mit reichen Geschenken.

Hierauf setzte die persianische Armee ihren Weg mit gleicher Geschwindigkeit fort bis an den Indus-Strom. Daselbst mußte sie aber in ihrem Marsch Halte machen. Der Strom, dessen Bette schon an sich sehr breit ist, war durch außerordentliches Anlaufen der Gewässer itzt noch breiter, als sonst. Man fand nicht einmal hinlängliche Materialien, um Brücken darüber zu schlagen. Der ungeduldige Schach-Nadir, der schon anfieng, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, wollte den Uebergang ohne Brücke versuchen; aber die Afganen und andre

Bar-

Barbarn, die es wagten, über den Strom zu schwimmen, ertranken; und mithin sah man sich genöthigt, an den Ufern des Indus so lange zu campiren, bis das Gewässer gefallen seyn würde. Es fehlte nicht viel daran, so hätte diese unvermeidliche Verzögerung des Marsches Schach-Nadir'n und seine ganze Armee in den Untergang stürzen können.

Die Afganen, die Patans und andre jenseits des Indus-Stromes wohnhafte Indianer, welche lauter beherztere und kriegrischere Leute sind, als die wollüstigen Einwohner von Indostan, hatten die Nachricht bekommen, daß Schach-Nadir mit unermeßlicher Beute auf dem Rückzuge nach Persien begriffen wäre. Sie zogen sich also hundert tausend Mann stark zusammen, und erschienen gar bald an den Ufern des Stromes, mit dem Vorsatze, die Persianer bey ihrem Uebergang anzugreifen, und ihnen den Raub des Kaiserthums wieder abzunehmen. Bey der Annäherung dieser neuen Feinde, befand sich der König von Persien in sonderbarer Verlegenheit; die Lebensmittel waren in seinem Lager schon rar, und neue konnte er nicht anders, als mit großer Schwierigkeit erhalten. Die siegreiche Armee lief mitten unter ihren Schätzen Gefahr, vor Hunger umzukommen. Wollte er auf der andern Seite wagen, vor den Augen einer ganz frischen Armee, die sich so gern eine Ehre daraus gemacht hätte, ihm seinen Raub aus den Händen zu reißen, über einen so breiten Strom zu setzen; so stellte

er

er sich einem unfehlbaren Untergange bloß. Itzt war seine Kühnheit erschreckt; aber das Glück half ihm auch noch aus dieser Gefahr, welche vielleicht die größte war, in der er sich bey diesem ganzen Kriege befunden hatte.

Nadir-Chan, der Statthalter im Königreiche Cabul, stand gleich dazumal mit einem Corps Truppen zu Pichaiver. Er bekam Nachricht, in was für einer Gefahr sich der König von Persien befände, und machte einen Versuch, ihm herauszuhelfen. Man kann nicht eigentlich sagen, ob es dieser Mogol in der Absicht that, sich bey Schach-Nadir'n beliebt zu machen, weil er vor kurzem durch den Umstand, daß Muhammed das Cabulistanische an Persien abgetreten hatte, sein Unterthan geworden war, oder ob er vielmehr seinen alten Beherrscher von der Gefahr, die ihn bedrohete, befreyen wollte. Denn freylich hatte man Ursache, zu befürchten, daß die persianische Armee, da ihr itzt der Rückweg abgeschnitten war, wieder umkehren, und das Kaiserthum vollends zu Grunde richten könnte. Dem sey indessen, wie ihm wolle; genug, Nadir-Chan wendete sich an die Oberhäupter der Afganen, fieng mit ihnen eine Unterhandlung an, um sie zu bewegen, daß sie den Weg frey machen sollten. Er gieng bey diesen habsüchtigen Leuten so zu rechter Zeit freygebig mit dem Gelde um, und wußte Versprechungen und Drohungen mit so gutem Erfolg anzuwenden, daß sie sich endlich für etliche Millionen,

lionen, die ihnen Schach-Nadir auszahlen ließ, bereden ließen, sich zurückzuziehen.

So bald die Armee über den Strom gelanget war, erhielt sie Lebensmittel im Ueberflusse. Schach-Nadir gab ihr einige Tage Rast, deren er sich zur Ausführung eines Anschlages bediente, den er seit einiger Zeit ingeheim bey sich gefaßt hatte. Es war diesem unersättlichen Manne nicht möglich gewesen, seine Armee mit einer ungeheuren Beute bereichert zu sehen, ohne darüber neidisch zu werden. Nicht als hätte er in Sorgen gestanden, daß der gemeine Soldat, nachdem er reich geworden wäre, die Fahne verlassen, oder sich in mancherley Ausschweifungen stürzen möchte, sondern bloß um seine Schätze noch mehr zu vergrößern, ließ er in dem Lager ausrufen, es sollten alle Officiers und Gemeine ihre Beute zum königlichen Schatze bringen; und dieß unter dem Vorwande, sie auf einem langwierigen und beschwerlichen Marsche von der Last eines eitlen Geschleppes zu befreyen. Das Schrecken von Schach-Nadir's Namen war so groß, daß sich kein einziger unterstand, ihm den Gehorsam auch hierinnen zu verweigern. Allein der Tyrann trieb den Despotismus und die Heißhungrigkeit noch weiter. Aus Beysorge, daß die Officiers und Gemeinen vielleicht noch Diamanten und Gold bey sich versteckt haben möchten, ließ er ihr Gepäcke visitiren; und man zog sie allesammt, Generale und Officiers so wohl, als Gemeine und

Sklaven, nackend aus, um zu sehen, ob sie nichts in ihren Kleidern bey sich hätten. Unter mehr als hundert tausend Männern, woraus diese Armee bestand, welche sich einzig und allein aus Liebe zur Beute durch so viele Gefährlichkeiten bis mitten in Indien hinein hatte führen lassen, fand sich nicht einziger, der sich wider einen so außerordentlich unbilligen Anführer nicht etwan aufgelehnt, sondern der nur das Herz gehabt hätte, die mindeste Klage von sich hören zu lassen. Es rührte wohl daher, weil von diesen Straßenräubern aus verschiedenen Nationen keiner dem andern im mindesten traute, und weil sich alle zusammen vor nichts so sehr fürchteten, als einem solchen Herrn in die Hände zu gerathen, wie Schach-Nadir war, der die geringsten Vergehungen eben so scharf bestrafte, wie die größten Missethaten. Der Privat-Raub der Armee belief sich beynah auf vier hundert Millionen; der König aber wies als eine Art von Schadloshaltung, jedwedem gemeinen Soldaten drey hundert Thaler, und den Officiers doppelt so viel an, daß er also von einer Untersuchung, die jeden andern, als ihn, das Leben gekostet haben würde, über dreyhundert Millionen für sich erübrigte.

Mittlerweile hatten die Afganen und andre Barbarn, die in den Ländern, wo die Persianer auf ihrem Marsche durchziehen mußten, wohnhaft waren, ebenfalls vernommen, daß Schach-Nadir bey seinem Ueber-

Uebergange über den Indus-Strom von ihren Landsleuten den Frieden hatte erkaufen müssen; sie bemeisterten sich der beschwerlichsten engen Pässe, mit der festen Entschließung, dem Eroberer von Indien die Erlaubniß, durch dieselben zu ziehen, nicht anders zu gönnen, als für klingende Münze. Allein Schach-Nadir wollte lieber seine Armee, und sein eignes Leben in Gefahr setzen, als seinen Ruhm durch schimpfliche Verträge beflecken. Er führte demnach mit ihnen einen Krieg voll lauter List und Kunstgriffen; und es glückte ihm, daß er sie zerstreute, und ihnen viele Leute tödtete. Im Uebrigen war es ihm nicht genug, daß er sich den Weg frey gemacht hatte; sondern er schickte seinen Feinden noch einige starke Detachements bis in die Gebirge nach, welche die Dörfer der Afganen in Brand steckten, und ihre Weiber und Kinder ermordeten. Nachdem sich der Sieger auf solche Art gerächt hatte, nahm er seinen Weg nach Pichalver.

Daselbst machte er Halte, um die gehörige Einrichtung in seinen neu-eroberten Ländern zu treffen, und so wohl die Huldigung, als die Tribute der Statthalter in den Provinzen, die ihm Muhammed neulich abgetreten hatte, einzunehmen. Er vergaß auch den Nadir-Kan nicht, dem er die Rettung seiner eignen Person und seiner ganzen Armee zu verdanken hatte. Mit der Statthalterschaft von Cabul, die dieser Herr schon besaß, verband er die Statthalter-

halterschaft zu Pichaiver, und machte ihm noch überdieß prächtige Geschenke.

Von dar zog Schach-Nadir nach Kandahar, von wannen er zur Eroberung von Indien aufgebrochen war. Er fand daselbst hundert tausend neue Montirungs-Stücken, nebst Kriegsvorräthen und Lebensmitteln, die man ihm aus allen Provinzen von Persien zuschickte. Allein die Nachrichten, die er von dem Betragen seines ältesten Sohnes erhielt, dem er während seines Feldzuges nach Indien die Regierung übertragen hatte, verursachten ihm großen Kummer. So wild und unbarmherzig er auch selber war, so konnte er doch nicht ohne Betrübniß erfahren, daß der junge Prinz die beiden letzten Sofis eigenhändig umgebracht, daß er ganz Persien mit Blut und Mordthaten erfüllet, die Provinzen beraubet, und an allen Orten Denkmaale der niederträchtigsten Lüderlichkeit hinter sich zurückgelassen hatte.

Eben da er seine Einrichtung gemacht hatte, daß er aufbrechen, und ihn wegen einer solchen Menge von Ausschweifungen zur Rechenschaft ziehen wollte, meldete man ihm, daß sich der Vice-König von Pekier, (einem Königreiche, welches er dem Mogolschen Kaiserthum entrissen hatte,) weigerte, ihn für seinen Beherrscher zu erkennen, daß dieser Rebell hundert tausend Mann unter seine Fahnen zusammen gebracht hätte, und daß er sich mit Hülfe eines fast unzugänglichen Landes Hoffnung machte,

 sich

sich in gänzliche Unabhängigkeit zu versetzen. Schach-Nadir konnte leicht einsehen, daß dieses Exempel allzugefährlich war, als daß er es hätte können unbestraft lassen. Er bricht also mit seiner Armee gegen ihn auf. Die Schwierigkeiten, mit denen er in diesem Kriege zu kämpfen hatte, waren schwerer zu überwinden, als die er bey der Eroberung von Indien angetroffen. Die Länder, durch welche er zog, waren verwüstet, die Lebensmittel verbrannt, die Gehölze verhauen, die Gewässer vergiftet, und zu verschiednen malen fehlte wenig daran, daß er nicht mit allen, die ihn begleiteten, umgekommen wäre. Unterdessen gelang es ihm durch Kühnheit, List und Entschlossenheit doch noch, daß er über die meisten von diesen Hindernissen triumphirte; aber vornehmlich siegte er durch den Beystand der Vice-Könige von Lahor und von Multan, die sich auf Muhammed's, oder vielmehr Nizam's Befehl genöthigt sahen, dem Verwüster von Indien zum Werkzeuge seines Ruhmes zu dienen.

An statt nun, daß der undankbare Schach-Nadir die guten Dienste des Hofes zu Dehly hätte erkennen sollen, so sah er sich itzt kaum wieder an den Thoren von Indien, als er auf den Anschlag gerieth, noch einmal in das Land einzurücken, bis nach Agra vorzudringen, und alle Reichthümer daraus wegzunehmen. Das Gerüchte von der neuen Invasion, womit man bedrohet wird, breitet sich in dem Reiche aus,

und

und erregt aufs neue Entsetzen und Verzweiflung. So gleich sah man die meisten Bürger ihre Güter im Stiche lassen, und ihre Flucht bis jenseits des Ganges-Stromes hin nehmen. Allein die Rajas, durch deren Länder der erschreckliche Persianer ziehen sollte, machten ein Bündniß mit einander, und verschwuren sich, daß sie eher den letzten Blutstropfen vergießen, als ihm den Durchmarsch zugestehen wollten. Es war umsonst, daß er ihre Augen durch das Gold und die herrlichsten Versprechungen zu blenden suchte; er fand hier keine Verräther. Weil er sich also bey seiner eignen Tapferkeit allein auf den Erfolg dieses Feldzuges nicht verlassen durfte; so nahm er seinen Weg wieder nach Ispahan, wo er auch kaum angelangt war, als er seinen ältesten Sohn mit der Verbannung ins Elend bestrafte. Sein größtes Verbrechen war nicht gewesen, daß er mit Persien, und dessen Unterthanen so übel gehauset, sondern daß er sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, sich zum Herrn des Landes zu machen, indem er das Gerücht ausgestreuet, sein Vater wäre in Indien umgekommen. Wie man sagt, so ist die Freude seines Triumphes auch durch andre häusliche Kränkungen gestöret worden, welche ihm noch empfindlicher gewesen seyn sollen, als der Verdruß, den ihm der Prinz verursachet hatte; sein Serrail fand er in solchen Umständen vor, daß es der Zwietracht und der äußersten Schande zum Raube geworden war. Fünfe von seinen Weibern hatten sich, unter Begünstigung

etlicher Verschnittenen, den Ausschweifungen der allerschändlichsten Lüderlichkeit ergeben, und zwey darunter befanden sich eben in dem sechsten Monat ihrer Schwangerschaft. Der allezeit unbarmherzige Schach-Nadir ließ den beiden letztern den Unterleib aufhauen, und die drey übrigen lebendig begraben; die Verschnittenen aber, die um ihre Geheimnisse der Bosheit gewußt hatten, wurden auf Pfähle gespießt.

Ob sich Schach-Nadir eine Zerstreuung in seinem Kummer machen wollte, oder ob er es vielmehr that, seine Eroberungssucht zu vergnügen; genug, er überzog (1740) die Usbeckischen Tatarn mit Kriege. Ehe er jedoch zu diesem Feldzuge aufbrach, stellte er nicht allein die ehemaligen Tribute, die er abgeschafft hatte, wieder her, sondern vermehrte dieselben auch mit vierzig Millionen. Diese Strenge brachte die Persianer zur Verzweiflung. Viele Hausväter sahen sich gezwungen, ihre Güter zu verstoßen, und ihre Kinder als Sklaven zu verkaufen, um einem Monarchen, der damals vielleicht allein mehr Schätze besaß, als alle Könige der ganzen Welt zusammen genommen, einige Auflagen zu entrichten; andre in noch größrer Anzahl flüchteten in fremde Länder.

Unterdessen begünstigte das Glück doch immer noch einen Fürsten, der es so wenig werth war, zu siegen. So viel Schlachten er lieferte, so viel Siege trug er davon. Nachdem er die Usbecki-

Usbeckischen Tatarn bezwungen hatte, trieb er seine Eroberungen noch weiter, und gelangte zu Nationen, deren Namen man nicht einmal in Persien gehöret hatte: und als er auch in diesen unglücklichen Ländern die ihm gewöhnlichen Denkmaale, nicht so wohl seiner Tapferkeit, als vielmehr seiner Barbarey, gestiftet hatte; so kehrte er endlich, mit Beute belastet, in sein altes Königreich zurück, da er dann eine erstaunliche Menge von Sklaven mit sich geschleppt brachte, denen er in den schönsten Provinzen von Persien ihre Wohnungen anwies, weil dieselben durch die Flucht der Einwohner öde geworden waren.

Stolz gemacht durch alles sein bisheriges Glück, faßte Schach-Nadir den Anschlag, die Türkey anzufallen, und den Sultan Mahmoud (oder Muhamed den Fünften) eben so zu behandeln, wie den Kaiser von Indien; aber die Türken ließen sich nicht so mitspielen, wie die Indianer; und Mahmoud war auch als ein kluger, geschäfftiger, menschenliebender, großmüthiger, und mit guten Bedienten versorgter Fürst, keinesweges der Mann, der sich so hätte überfallen und unterdrücken lassen, wie Muhammed. Der König von Persien that zwar alles Mögliche, den Saamen der Empörung und Uneinigkeit unter den Türken auszustreuen, und Verräther in dem Serrail zu Constantinopel auf seine Seite zu ziehen; aber umsonst: er fand überall nichts, als getreue Unter-

thanen, die dem Othomanischen Hause ergeben, beherzt, einträchtig, und voll von Haß und Abscheu gegen ihn waren. Eben so wenig glückte es ihm durch die Gewalt, zu der er endlich seine Zuflucht nahm; vielmehr sah er sich schimpflicher Weise genöthigt, seinem Unternehmen zu entsagen.

Währender Zeit schüttelten die Mogoln, denen er das Statthalteramt über die Provinzen gelassen, welche ihm Muhammed abgetreten hatte, und darunter so gar der Vice-König von Kandahar, das persische Joch ab, und warfen sich zu selbst regierenden Herren auf. Schach-Nadir, der also mit bürgerlichen Kriegen und Empörungen, die aller Augenblicke wiederkamen, beschäfftiget war, wollte sie zwar durch Drohungen, und durch das Schrecken seines Namens, wieder zu ihrer Pflicht bringen; allein sie machten sich wenig aus einem Fürsten, der schon anfieng, unglücklich zu werden, und unterstützten vielmehr die Rebellen in Persien mit so glücklichem Erfolge, daß Schach-Nadir troz seiner unerschrocknen Behendigkeit doch nimmermehr fertig werden konnte, die Flamme des Aufruhrs überall zu dämpfen. Kaum hatte er eine Provinz mit dem Blute ihrer unglücklichen Einwohner überschwemmet, so war er auch schon genöthigt, nach einer andern zu eilen, um daselbst ein gleiches Blutbad anzufangen. Sein ältester Sohn zettelte eine Verschwörung wider ihn an: er entdeckte zwar die Verschwornen, und ließ diesem Prinzen die Augen ausreißen,

der

der auch an der Vollstreckung dieses Urtheils starb; allein das schlimme Exempel war einmal für allemal gegeben. Es entstand eine neue Verschwörung, welche größten Theils aus seinen eignen Anverwandten bestand, welche auch Feuer auf ihn gaben, und ihm einen Daumen zerschmetterten.

Die Ursache zu diesen Empörungen und Verschwörungen war nicht so wohl die Unterdrückung, worunter die Persianer seufzten, als vielmehr der Anschlag, welchen Schach=Nadir gefaßt hatte, seine Völker mit den Türken zu einerley Glauben zu vereinigen. Er selbst hatte sich für einen Sunnis, oder Anhänger des Omar erkläret, theils um die Secte des Ali, welche die Familie der Sofis, deren Thron er besaß, in Persien eingeführt hatte, lächerlich und verhaßt zu machen, theils um sich einen Weg zu Eroberung der Türkey zu bahnen, weil er der Meynung war, die Einwohner derselben würden sich seine Oberherrschaft desto lieber gefallen lassen, wenn sie sähen, daß er in der Religion mit ihnen einerley Meynung wäre. Uebrigens war Schach=Nadir eigentlich der größte Verächter aller Arten von Gottesdienst. Es ist bekannt, daß sich dieser außerordentliche Mann gerühmt hatte, er wolle der Welt eine Religion beybringen, die unendlich besser und klüger seyn sollte, als die Lehre Mosis, oder Christi, oder Mahomets; allein der persianische Tyrann mußte aus den Widersprüchen und Empörungen, die er erfuhr, wohl erkennen, daß es weit leich-

ter wäre, ganze Völker ihrer Güter, ihrer Freyheit, und so gar ihres Lebens zu berauben, als ihnen ihre Meynungen in Religions-Sachen zu entreißen. Mitten unter diesen unaufhörlichen Staatsveränderungen traf es sich, daß Schach-Nadir endlich (1747) seinen Tod fand, welchen er von den Händen seines eignen Neffen erhielt. Solchergestalt kam denn das schrecklichste Ungeheuer für die Menschlichkeit, das man seit Gengis-Chan's und Tamerlan's Zeiten gesehen hatte, noch ums Leben. Wie es scheint, so hatte ihn die Vorsehung der Todesstrafe, zu der er mit so gutem Rechte verurtheilet gewesen war, bloß zu dem Ende entrissen, daß Asien durch ihn für die Verbrechen und Wollüste seiner Könige gezüchtigt werden sollte. Es wird nicht undienlich seyn, die Anmerkung zu machen, daß Persien, welches nach Schach-Nadir's Ausspruche das vornehmste Werkzeug war, dessen sich die Gottheit bediente, die Mogoln zu demüthigen und zu Boden zu treten, heut zu Tage durch einheimische Kriege aufs jämmerlichste verwüstet wird, und daß es schon längst unter den langwierigsten und erschrecklichsten Unglücksfällen schmachtet, deren nur in der Geschichte gedacht wird.

Indessen war der Thron von Indien bis in seinen Grundfesten erschüttert; das Schrecken, welches ehemals die Säule desselben gewesen war, hatte sich in Verachtung verwandelt. Man hörte auf, ein Reich als ehrwürdig zu betrach-

trachten, das mit aller seiner Macht doch nicht hatte der Schande ausweichen können, von den Persianern überrumpelt zu werden. Muhammed war durch seine Laster und Unglücksfälle beschimpfet, und schien in den Augen seiner Unterthanen weiter nichts mehr zu seyn, als gleichsam ein Lehnsmann des Königs in Persien, als ein Fürst, der bloß noch aus Gnaden seines Ueberwinders lebte und regierte, als ein Gespenst vom Monarchen, das unter der Vormundschaft von einem seiner eignen Unterthanen stünde, mit einem Wort, als ein Gegenstand des Mitleidens und der Barmherzigkeit. Die Großen, die bisher nur Unruhen erreget, und Factionen angesponnen hatten, um einer den andern in der Gunst des Fürsten zu untergraben oder zu verdrängen, und desto mehr Antheil an der Regierung für sich zu gewinnen, sahen nunmehr, daß ihr König entehret, das Reich geschwächt, die Völker uneinig und ohne Ehrfurcht für die regierende Landesherrschaft waren, und fiengen an, ihre Absichten und ihren Ehrgeiz auf die Unabhängigkeit zu lenken: und wenn sie sich itzt wider Muhammed's Leben nicht verschworen, so geschah es bloß aus einer Staatsklugheit, die sich auf lauter Verachtung gründete. Und in der That, welcher Monarch konnte sich wohl besser für Ehrgeizige schicken, als ein schwacher, feigherziger, träger Prinz, der ihren Unternehmnngen aus eignen Kräften keinen Widerstand thun konnte, und der der Gewalt des treulosesten Mannes in Asien, wel-

cher die meiste Schuld an der Zerrüttung des Reiches hatte, unterworfen war?

Uebrigens begünstigten alle Umstände die ehrsüchtigen Absichten der Großen. Unter den beiden Völkern, die in Indien wohnen, sind die Landeseingebornen fast allesammt Götzendiener, die den größten Abscheu für die Religion so wohl, als für die Oberherrschaft der Nachkommen Tamerlan's heegen, unter deren eisernem Joche sie nun schon über drey hundert Jahre her geseufzet hatten; diese alle sehnten sich nach nichts so sehr, als nach einer Staatsveränderung, vermittelst deren sie sich Hoffnung machten, das Gesetz des Brama, und die Gewalt ihres Fürsten über den Trümmern des Alkorans, und des Mogolschen Reiches wieder empor kommen zu sehen: allein wenn auch diese Wünsche nicht hätten erfüllet werden sollen, mußte es ihnen nicht immer noch eine ungemeine Freude seyn, zu sehen, daß ihre Tyrannen einander mit ihren eignen Händen aufrieben?

Was auf der andern Seite die Mogoln anbelangt, die, wie wir oben gesagt haben, weiter nichts sind, als ein Haufen tatarische, türkische, arabische und persianische Soldaten, welche die bloße Begierde, ihr Glück zu machen, nach Indien lockt, so war ihnen das Schicksal des Reiches, sowohl als der Zustand der Familie Tamerlan's ganz gleichgültig. Sie hiengen sich an die Nabobs, oder an die Generale, denen die Kaiser, aus einer unseligen Sorglosigkeit, verstattet hatten, sich eine unumschränkte Ge-

Gewalt über die Truppen anzumaaßen, und erkannten also keine andre Herren, als diese. Die höchste Landesherrschaft war für sie weiter nichts, als ein leerer Name; und sie waren ihren Generalen um desto unverbrüchlicher ergeben, weil sie von diesen allein ihre Beförderung zu hoffen hatten. Der Kaiser, der im Innersten seines Palastes, gleichsam wie abgesondert von der Welt, für sich lebte, war in ihren Augen nichts beßres, als ein Götzenbild ohne Kraft und Macht. Was die Patans und Maratten betrifft, die im Reiche wohnhaft sind, und die bloß vom Kriege und vom Raube leben, so konnten es diese nicht ohne die äußerste Freude mit ansehen, daß die Macht des Kaisers, die bisher die einzige Vormauer von Indien gegen ihre Streifereyen und Anfälle gewesen war, nach und nach zu nichte wurde. Die Provinzen, die ihres Beystandes beraubet waren, boten nunmehr ihrer Habsucht einen desto leichtern Raub dar; und in den bürgerlichen Kriegen, die sie voraussahen, hofften diese Völker, die allemal willig und bereit sind, sich für Geld herumzuschlagen, große Summen von den Nabobs zu ziehen, denen sie ihre Dienste und ihr Blut jedesmal ohne Schwierigkeit verkaufen.

Unter diesen Umständen befand sich das Reich, als Nizam bey der Abreise des Königs von Persien, und vermöge seiner Verordnungen, von der Regierung des Staates Besitz nahm; er fand nicht den mindesten Widerspruch von Seiten Muhammed's und seiner gedemüthigten

Lieb.

Lieblinge. Nicht etwan, als wäre der Fürst, und die, so um ihn waren, nicht schon längst von der Treulosigkeit des alten Omrha überzeuget gewesen; sondern sie waren noch ganz betäubt von dem Schrecken, das ihnen der fürchterliche Schach-Nadir eingejagt hatte. Muhammed wollte also lieber seine Macht abtreten, als immer und ewig wider einen mächtigen und unruhigen Unterthanen kämpfen, der mit einer bloßen Einladung ganze Legionen von Barbarn bewaffnen, und sie ins Reich bringen konnte. Wie sollte er sich auch überdieß unterfangen, das Joch eines Vormundes abzuschütteln, dessen Händen der Ueberwinder die Regierung des Staats anvertrauet hatte, ohne den Beschützer desselben noch einmal nach Indien zu locken, ohne die Kinder, die Freunde, die Anhänger des Ministers, welche Herren der vornehmsten Statthalterschaften waren, und die wichtigsten Aemter bey der Krone bekleideten, in Harnisch zu jagen? Die Erfahrung der vergangenen Zeiten, und selbst die Bekanntschaft mit Nizam's Charakter, machte dem Kaiser Hoffnung, wenn er diesem Manne seine königliche Gewalt ohne Ausnahme überließe, so würde ihm derselbe doch wenigstens den Glanz und das Aeußerliche der königlichen Würde, und die Wahl seiner Lustbarkeiten und seiner Favoriten lassen. In dieser Hoffnung überhäufte er ihn mit Liebkosungen und Gunstbezeigungen; ja, er nannte ihn so gar den Erretter des Staats, den Vater des Vaterlandes, die Stütze des Reiches. Allein dieses

ses Betragen Muhammed's, das in vorigen Zeiten vielleicht den guten Erfolg gehabt haben möchte, den er davon zu erwarten berechtiget war, machte itzt keinen Eindruck mehr in Nizam's Herzen. Dieser Mann war von seinem Glück und von seiner Gewalt berauscht, stolz auf seine Gaben, verließ sich auf den Beystand seiner Freunde, kannte die geheimen Gesinnungen der Großen und der Völker, die er gleichsam selbst geschaffen hatte, und lachte in seinem Herzen über das vermeynte Vertrauen des Kaisers. Er wollte einen Versuch machen, wie weit das Glück einen Privat-Mann bringen könnte: und ob er gleich beynah ein Alter von hundert Jahren erreichet hatte; so erkühnte er sich doch noch, seine Absichten bis auf den Thron Tamerlan's zu richten. Ob er übrigens gleich alle Ursach hatte, zu befürchten, daß ihm der Tod zuvorkommen möchte, wo fern er sich nicht dazu hielte, seinen kühnen Anschlag auszuführen; so griff er doch nicht zu raschen und gewaltsamen Mitteln. Geduld, Behutsamkeit, List, die schleichendsten, die am weitesten hergeholten Wege waren es, deren er sich bediente. Es war seinem Plane gemäß, daß er den Statthaltern der Provinzen verstattete, sich unvermerkt zu regierenden Herren aufzuwerfen, die Macht des Reiches ingeheim zu Grunde zu richten, die Verachtung, die man gegen Muhammed gefaßt hatte, von Tage zu Tage zu vergrößern, alles was sich von braven Leuten im Staate fand, an sich zu ziehen, und den Haupt-

streich

streich nicht eher auszuführen, als wann er den Sultan gänzlich ohne alle Zuflucht, und ohne Vertheidiger sehen würde. Sollte es sich, aller seiner sorgfältigen Anstalten und Behutsamkeit ungeachtet ereignen, daß sich Muhammed gleichwohl noch behauptete; so tröstete sich Nizam doch in der Hoffnung, daß es ihm, wann er das Reich einmal geschwächt hätte, etwas leichtes seyn würde, sich in seiner Statthalterschaft, welche die weitläuftigste und reichste in Indien war, unabhängig zu machen, und also noch immer einer von den mächtigsten Königen im Orient zu werden.

Diesen ehrsüchtigen Anschlägen zu folge, fiel Nizam dem Kaiser itzt gar nicht mehr mit jenen strengen Einfällen von einer Reformation der Sitten zur Last, durch die er sich vormals bey Hofe so verhaßt gemacht hatte. Er ließ den Muhammed nach seinem Geschmacke leben, und gab ihn seinem Hange zur Wollust und Schwelgerey ohne Einwendung preis. Unterdessen suchte er täglich durch das vorsichtigste Betragen seinen Credit immer mehr und mehr zu befestigen. Alle die, so sich ihm vorzüglich ergaben, wurden mit Gnadenbezeigungen und Gütern überhäufet; dahingegen andre, die ihr Glück bloß durch die Gunst und Gewogenheit des Kaisers zu befördern suchten, nicht nur nicht das mindeste erlangen konnten, sondern so gar gemißhandelt, ihrer Bedienungen beraubet, und oben drein verfolget wurden. Ob sich nun gleich Muhammed einzig und allein mit seinen schänd-

lichen

lichen Lustbarkeiten abzugeben schien; so konnten ihm doch die weitaussehenden Anschläge seines Ministers nicht entgehen. Er that die Augen auf: weil er aber nicht Muth genug hatte, alle die schreckhaften Dinge, womit er umringet war, in der Nähe zu betrachten; so schloß er sie augenblicklich wieder zu, bis er innen wurde, daß ihm so gar die Freunde des Devran-Chan, auf deren Treue er bisher sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, verließen, und sich unter Nizam's Schutz begaben. War es wohl zu verwundern, daß niedriggesinnte und eigennützige Höflinge die Hoheit, das Vermögen, die Ehrenstellen, der Verachtung, der Schande, und dem Untergange vorzogen, welche der traurige Lohn derer wurden, die noch ein klein wenig Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser blicken ließen?

Der Uebertritt von Devran-Kan's Freunden gieng dem Muhammed so nahe, daß er darüber in eine schreckliche Melancholie verfiel. Der Zustand dieses unglücklichen Königs war in der That bedaurenswürdig. Es gab keinen Menschen bey Hofe, dem er seine Gedanken und Gesinnungen hätte vertrauen können; mit Entsetzen sah er sich überall von Verräthern oder Feigherzigen umgeben. Diejenigen, die es ihres Muthes oder ihrer Rechtschaffenheit wegen verdient gehabt, daß er ihnen sein Vertrauen gönnte, waren der Gegenstand des Hasses und der Eifersucht des Ministers geworden; seine Gewogenheit war für sie das Urtheil zur Verbannung ins Elend gewesen. Auf dem Throne selbst

selbst in die unanständigste Vernichtung versetzet, die noch jemals ein regierender Herr erfahren haben mag, unterstand sich Muhammed nicht, die geringste Klage hören zu lassen; so sehr schwebte ihm das Bild von der entsetzlichen Gefahr, der er vor kurzem entgangen war, noch vor den Augen; so sehr fürchtete er sich, daß der verhaßte Nizam alle seine Missethaten mit einem noch barbarischern Verbrechen bekrönen würde.

Mittlerweile liefen Tag vor Tag neue Nachrichten ein, daß die Großen, die von der Hauptstadt entfernt, und in ihre Statthalterschaften verbannet lebten, eben so sehr auf die Feigherzigkeit des Herrn, als auf die Tyranney des Ministers fluchten, daß sie offenbar nach der Unabhängigkeit strebten, und sich weigerten, den Befehlen, die man ihnen im Namen des Kaisers zufertigte, Gehorsam zu leisten. Uebrigens geschah es freylich nicht so wohl, um diese wieder zu ihrer Schuldigkeit zu bringen, als vielmehr einen Beystand und Vertheidiger wider den Nizam zu finden, daß Muhammed ingeheim an Emir-Chan und an Jshac-Chan schrieb, von denen man wußte, daß sie beiderseits erklärte Todtfeinde des Premier-Ministers waren. Es war noch nicht lange her, daß sich dieser Prinz hatte genöthigt gesehen, sie Nizam's Hasse aufzuopfern, und in ihre Statthalterschaften zu verbannen. Er beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken, daß sie das Vorgefallene gut seyn lassen, und mit der auserlesensten

Mann-

Mannschaft von ihren Truppen, ihm zu Hülfe, herbeyeilen möchten.

Es war beiden Omrhas gleich schmeichelhaft, daß sie sich nicht allein von dem Sultan mit so vieler Zuneigung zurück berufen sahen, sondern sich auch an ihrem Feinde rächen konnten; und sie erschienen gar bald mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge bey Hofe. Muhammed empfieng sie als seine Retter, und ernannte auf der Stelle den einen zum Generalißimus des Kaiserthums, und den andern zum Staats-Secretair. Der Groß-Vizir, dem der Stolz Nizam's unerträglich geworden war, vereinigte sich mit den Favoriten; und so machten sie alle zusammen eine Partey aus, die schon anfieng, der Partey des Premier-Ministers die Waage zu halten.

Weit gefehlt, daß Nizam über einen Vorfall, dessen er sich nicht versehen gehabt, hätte aus seiner Fassung gebracht werden sollen, so betrug er sich itzt stolzer und entschloßner, als jemals. Unaufhörlich führte er den Namen des fürchterlichen Schach-Nadir im Munde, mit dem er das genaueste Verständniß unterhielt. Die Drohungen, die er sich entwischen ließ, das ungeheure Ansehen, das er sich in seinen Staatsbedienungen seit länger als funfzig Jahren her erworben hatte, das zahlreiche Gefolge, von dem er sich begleiten ließ, seine geheimen Verbindungen mit den Barbarn, die Macht seiner Kinder und die Gunst des Volkes; alle diese Dinge machten den Kaiser dermaaßen zu fürch-

ten, daß er sich nicht unterfieng, ihn seiner Aemter und Würden zu berauben. Er ließ ihm also das vornehmste Ansehen im Ministerio, indem er sich schon glücklich genug schätzte, daß es ihm gelungen war, ein Paar Männer an den Hof zu bringen, die er für geschickt hielt, seine Aufführung zu beobachten, seine heimlichen Anstalten zu entdecken, und seinen gefährlichen Absichten Widerstand zu thun. Und weil Muhammed übrigens der Knechtschaft bereits gewohnt war, so hatte er um desto eher Geduld, weil er sich Hoffnung machte, Nizam würde es entweder bald selber überdrüßig werden, daß er nicht unumschränkter Herr seyn könnte, oder er würde auch gar bald unter der Last seiner Jahre vollends erliegen.

In den Provinzen entstand unterdessen eine gleiche Spaltung, wie bey Hofe. Einige erklärten sich für die neuen Favoriten, die andern verbanden sich desto genauer mit Nizam. Es währte nicht lange, so gewann die Partey des letztern die Oberhand, und zwar durch den Beytritt des größten Theiles der Nabobs, denen er ingeheim den Anschlag unter den Fuß gab, sich unabhängig zu machen. Nichts ist wenigstens gewisser, als daß sie ungefähr um selbige Zeit anfiengen, dem Kaiser den Tribut und das Contingent an Truppen, wozu sie sonst verpflichtet waren, nicht mehr ordentlich zu liefern. Es war umsonst, daß ihnen Muhammed seine äußerste Ungnade androhete; die Ohnmacht des regierenden Herrn, die Intri-

guen

guen eines mit sich selbst nicht einigen Hofes, und die heimlichen Versprechungen von Seiten Nizam's machten ihnen Muth. Sie entschuldigten sich alle; einige damit, es hätten die Gouverneurs einzelner Districte, und die Rajas, das Joch der Dependenz abgeschüttelt; andre verlangten, statt aller Antwort, Truppen und Geld, um die Patans und Maratten, welche unaufhörliche Streifereyen in ihre Provinzen thäten, aus dem Lande zu jagen; und der größte Theil endlich lachte öffentlich über des Kaisers Befehle. Muhammed ward hierüber ungemein aufgebracht, und wollte einmal ein Exempel an einigen statuiren. Er erklärte einige Nabobs für Feinde des Reiches, und entsetzte sie ihrer Statthalterschaften; allein was half es? Weil die Omrhas, die man an die Stelle der verbannten Nabobs setzte, vom Hofe weiter nichts bekamen, als einen leeren Titel ohne Geld und ohne Truppen; so sahen sie sich genöthigt, ihren Ansprüchen zu entsagen; und diejenigen, die ja noch aus ihren eignen Mitteln Armeen auf die Beine stellten, konnten sich doch nicht in den Besitz der ihnen angewiesenen Stellen setzen, ohne Treffen zu liefern, und Festungen zu belagern. Die aufrührischen Nabobs wehrten sich aufs nachdrücklichste. Man erblickte von einem Ende des Reiches bis an das andre nichts, als bürgerliche Kriege, Mordthaten, Raubereyen, Verbrechen und Missethaten. Die Provinzen wurden tausenderley Tyrannen zum Raube, die zwar nach und nach alle zu

Grunde giengen, aber bloß um andern Tyrannen Platz zu machen, welche noch unbändiger und habsüchtiger waren, als die vorigen. In kurzer Zeit wurde das Uebel, welches sich anfänglich nur an den äußersten Enden des Reiches hatte spüren lassen, allgemein, und breitete sich bis vor die Thore der Hauptstadt aus.

Der Statthalter oder Nabob in der Provinz Ekerabad, welche in der Nachbarschaft von Dehly liegt, ließ es nicht dabey bewenden, daß er sich in seiner Statthalterschaft als unumschänkter Herr betrug; sondern er warb fünf bis sechs tausend Mann Reiterey an, an deren Spitze er in das Gebiete von Deyhly einrückte, und entsetzliche Unruhen anrichtete. Der Kaiser schämte sich, da er sah, daß ihm von einem seiner Unterthanen selbst in seinem Palast Hohn gesprochen ward; er beschwor seinen Favoriten Emir-Chan aufs innständigste, daß er ihn von dem Rebellen retten sollte; aber geschah es aus Feigherzigkeit, oder vielmehr aus Besorgniß, sich in seiner Abwesenheit von einem andern Höfling aus dem Sattel gehoben zu sehen, kurz Emir-Chan verbat es sich, dieses glorreiche Geschäffte zu übernehmen. Er rieth aber dem Kaiser, dasselbe dem Azim-Ullah-Chan, einem Manne von ungemeiner Tapferkeit und Treue, aufzutragen. Man konnte dem neuen Generale nicht mehr als fünf bis sechs tausend Mann mitgeben; aber Azim-Ullah-Chan führte sein Commando mit so vieler Herzhaftigkeit

keit

keit und Klugheit, daß es ihm glücklich gelang, die Partey des Rebellen zu Grunde zu richten. Der Erfolg dieses Feldzugs jagte den übrigen kleinen Tyrannen, die in der Nachbarschaft von Dehly standen, ein Schrecken ein; sie eilten, was sie konnten, ihren Tribut nebst ansehnlichen Geschenken nach Hofe zu schicken; und itzt war wirklich der rechte Zeitpunct, da der Kaiser sein verlornes Ansehen wiederherstellen konnte. Es ist nichts gewisser, als wenn Muhammed hätte Muth genug gehabt, sich an die Spitze einer Armee zu stellen, die er damals bis auf hundert tausend Mann stark hätte zusammen bringen können, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, die rebellischen Nabobs alle zu Paaren zu treiben. Allein weit gefehlt, daß dieser Prinz einen so rühmlichen Anschlag hätte fassen sollen, so machte er sich diesen Sieg weiter nicht zu Nutze, als daß er desto sorgloser in die Arme der Weichlichkeit zurück sank; und Azim-Ullah-Chan, der sich nur nach mehrern Gelegenheiten sehnte, seinem Namen durch die größten Heldenthaten Ehre zu machen, wurde zurück berufen. Der Omrha hielt einen triumphirenden Einzug in Dehly; der Kaiser überhäufte ihn mit Lobeserhebungen und Liebkosungen, und würdigte ihn von der Zeit an seines größten Vertrauens.

Der neue Favorit gieng mit den beiden andern gemeinschaftlich zu Werke, und gab dem Muhammed die nachdrücklichsten und herzhaftesten Rathschläge. Nizam war vorzüglich der

stand des Hasses des Azim=Ullah=Chan, weil er ganz gewiß glaubte, die vornehmste Ursache, warum man ihn mit seinen Truppen nach Dehly zurückberufen hätte, sey keine andre gewesen, als die Furcht und Unruhe, die der alte Minister bey dem Kaiser erreget hätte. Muhammed, der durch den glücklichen Erfolg des letzten Krieges wieder Muth geschöpfet hatte, hörte mit Vergnügen die Rathschläge an, die man ihm wider den Nizam gab; allein er konnte nicht zu dem Entschlusse gebracht werden, dieselben ins Werk zu richten, weil ihm vor den Folgen bange war. Da nun die Omrhas sahen, daß er zweifelhaft und unschlüßig war, so beredeten sie ihn, sich nach einem Lustschlosse auf dem Lande zu begeben, unter dem Vorwande, daß er sich einmal einen Zeitvertreib mit der Jagd machen sollte; in der That aber, um ihn zu dem festen Entschlusse zu bereden, daß er einen Mann stürzen sollte, der das größte Hinderniß der Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens war. Ihre ganze Bemühung gieng nur dahin, daß sie Mittel ausfindig zu machen suchten, den Nizam zu Grunde zu richten, ohne dabey den Staat, und die Person des Sultans in Gefahr zu setzen. So bald sie mit ihrem Projecte zu Stande waren, ersuchten sie den Kaiser um eine geheime Audienz. Dieser Fürst, der wohl wußte, daß alles, was er um und neben sich sah, Officiers, Verschnittene, Sklaven, lauter Spione seines Ministers waren, hatte wirklich nicht das Herz, sich mit ihnen ins

Zimmer

Zimmer zu verschließen, aus Furcht, es möchte bey Nizam Verdacht erwecken; er sagte ihnen also bloß, sie sollten sich folgenden Morgen an einem Orte, den er ihnen nannte, zur Jagd einfinden.

Nachdem der Fürst eine Weile gejagt hatte, entfernte er sich von seinem Gefolge, und begab sich tief in einen Wald hinein, wo er die drey Omrhas antraf, die mit ihm zu Rathe giengen. Wie man sagt, so soll Azim-Ullah-Chan, den der Glanz seines Sieges dem Kaiser desto lieber und angenehmer gemacht hatte, folgende Anrede an ihn gethan haben. "Wie lange, „gnädigster Herr, willst Du Dir noch gefallen „lassen, unter der Vormundschaft eines Skla- „ven zu schmachten, den Du selber aus dem „Staube gezogen, und, da er nichts war, zum „großen Manne gemacht hast? Er allein ist der „Urheber von der Beschimpfung und den Un- „Unglücksfällen des Staats. Er ist es, der „schon in den Zeiten Deiner Minderjährigkeit „die Fackel des Aufruhrs angezündet; er ist es, „der die Patans und die Maratten in den Schoos „des Reiches herein gelockt; und zu welcher Zeit „hat er wohl aufgehört, dem Verbrechen und „der Empörung Aufmunterung zu geben? Ist „er es nicht, der den unbändigen Feind, unter „dessen Streichen wir so lange geseufzet haben, „bis nach Dehly herein gezogen hat? Noch bist „Du am Leben, gnädigster Herr; und der Himmel, „der die Könige schützt, hat die unbarmherzige „Gemüthsart des Usurpators von Persien, doch

„in Ansehung Deiner noch besänftiget. Allein
„statt desselben hast Du nun einen andern Ty-
„rannen bekommen; und der, der Dich itzt un-
„terdrückt, ist um desto verhaßter, weil er bloß
„durch Deine Wohlthaten reich und groß ge-
„worden ist. Es wird endlich Zeit, gnädigster
„Herr, daß Du einen so undankbaren und treu-
„losen Unterthanen belehrest, er sey vor Dir
„nicht mehr, als ein zerbrechliches Gefäß, das
„Du in Deinem gerechten Unwillen zerbrechen
„könnest„.

Muhammed gestand seufzend Nizam's Missethaten ein, und setzte selbst hinzu, es wäre keine Todesstrafe so hart zu erdenken, die dieser Verräther nicht verdienet hätte, “Aber wie soll „man es anfangen„, sagte er: “ihn zu stra-„fen, ohne den Staat seinem unfehlbaren Un-„tergange bloß zu stellen? Sehet ihr nicht schon „Schach-Nadir'n, auf das erste Gerücht von „seinem Tode, oder nur von seiner Verbannung, „mit der gesammten Macht von Persien ins „Land fallen? Die Barbarn, denen Nizam „Tribut bezahlt, werden die Provinzen mit ih-„ren Armeen überschwemmen. Sein Sohn, „der Vice-König von Dekan, wird sich mit „seiner sämmtlichen Macht rüsten, seinen Va-„ter zu rächen. Kurz, wird wohl die Menge „von Officiers und Soldaten, die er durch mei-„ne Wohlthaten an sich gefesselt hat, und die „ihn überall begleitet, seinen Fall mit Gelassen-„heit ansehen? Wenn man an dem Untergange „dieses unruhigen Mannes arbeiten will; so

„fürchte

„fürchte ich, man wird damit das Reich in noch
„größre Unglücksfälle stürzen, als es bisher er-
„litten hat„.

“Ich gestehe gern„, erwiederte Azim-
Ullah-Chan, “daß das Vorhaben, den
„Nizam zu stürzen, nicht ohne Gefahr sey;
„aber ist wohl geringere Gefahr dabey, ihn bey
„dem ruhigen Besitze der unumschränkten Macht
„zu lassen, die er Dir entrissen hat? Es ist
„wahr, des Namens eines Königs, und des
„eitlen äußerlichen Ansehens der königlichen
„Würde, hat er Dich noch nicht beraubet; al-
„lein man müßte diesen ehrsüchtigen Persianer
„schlecht kennen, wenn man sich schmeicheln
„wollte, daß er nicht darauf umgienge, Dich
„um das erhabne und geheiligte Recht zu brin-
„gen, das Dir von Deinen verewigten Ahnen
„angestammt ist. Man darf nur die Augen
„aufthun, und auf sein Betragen Achtung ge-
„ben; so wird man sehen, daß er seit Schach-
„Nadir's Abreise nicht einen Schritt gethan
„habe, der nicht die Absicht hätte, ihn zum
„Throne zu leiten. Wenn die Völker das kö-
„nigliche Ansehen mit Verachtung betrachten;
„wenn die Großen öffentlich nach der Unabhän-
„gigkeit streben; wenn man Deiner Majestät
„Troß bietet; wenn man die Gesetze mit Füßen
„tritt: so sind dieses alles nichts andres, als
„Folgen von den geheimen Verständnissen und
„Anstalten des Ministers; so erwartet er, um
„das Vorhaben, das er schon lange gefaßt hat,
„Dir die Krone, und vielleicht gar das Leben

„zu nehmen, vollends ausbrechen zu lassen,
„bloß noch den Augenblick, wo er Dich gänz-
„lich ohne Truppen, und ohne allen Beystand
„erblicken wird. Uebrigens macht ihn wider
„uns selbst nichts so ergrimmt, als die Ver-
„zweiflung, daß er unsre Treue nicht erschüttern
„kann. — Es ist allzugefährlich, wirst Du sa-
„gen, einen Unterthanen anzugreifen, der so
„mächtig ist? Aber wenn die Gefahr auch wirk-
„lich so groß und erschrecklich wäre, als man sie
„sich vorstellen wollte; so darfst Du Dich doch
„dessen unerachtet nicht bedenken; Du solltest
„vielmehr alles wagen, um Dich bey der Krone
„zu behaupten. Wäre es denn nicht glorreicher,
„als König umzukommen, als wenn Du Dich
„auf eine schimpfliche Weise von der königlichen
„Gewalt herabgesetzt sehen sollst? Bey alle dem,
„wenn Du nur die Gnade haben, und dem gu-
„ten Rathe folgen willst, den uns der Eifer
„und die Ergebenheit gegen Dich eingegeben,
„sollst Du doch über den verächtlichen Sklaven
„triumphiren, der sich Dir so kühn an die Seite
„setzen darf. So bald Du den männlichen Ent-
„schluß gefaßt haben wirst, ihn zu strafen, wirst
„Du einen Abgesandten mit prächtigen Geschen-
„an den König von Persien abzufertigen haben,
„durch den Du ihm zu Gemüthe führen lässest,
„was Du Tag vor Tag von Nizam's Hoch-
„muth und Ehrsucht zu erdulden gehabt hast.
„Laß Dich, weil es einmal seyn muß, so weit
„herab, daß Du ihn um Erlaubniß bittest,
„Dir diesen Mann vom Halse schaffen zu dür-
„fen.

„sen. Schach-Nadir wird sich auf Deine
„Höflichkeit und Herablassung etwas zu gute
„thun, und wird einen Verräther, den er oh-
„dieß nicht mehr nöthig hat, Deiner gerechten
„Rache gern preis geben, ohne daß es ihn dau-
„ret. Zugleich aber tritt in Tractaten mit den
„Maratten; blende sie mit Gold und Verspre-
„chungen; damit wirst Du es gar bald dahin
„bringen, daß Du die Hülfs-Truppen, welche
„diese Straßenräuber unaufhörlich in Bereit-
„schaft halten, wider Deinen Feind selbst brau-
„chen kannst. Du mußt mehr thun; Du mußt
„ihrem Anführer, Badgira, Nizam's Nachlaß
„versprechen; so wird der Barbar, der nach
„Raube schon ohnedieß begierig genug ist, zur
„Eroberung von Decan herbeyeilen. Wenn
„Du nun den Minister um den Beystand von
„Persien, um die Hülfe seines Sohnes und
„der Maratten gebracht hast; wer wird sich
„dann wohl unterstehen, seine Partey noch zu
„nehmen? Etwan die Hofleute, die er in so
„großer Menge um sich hat? Glaube mir nur,
„diese verächtlichen Anbeter des Glückes werden
„das Götzenbild, dem sie itzt noch ihr Räuch-
„werk opfern, kaum gestürzt, ins Elend ver-
„bannet, und entkräftet sehen; so werden sie
„selbst die ersten seyn, die es vollends zu Boden
„schlagen, und mit Füßen treten„.

Diese Vorstellung des Azim-Ullah-Chan machte auf Muhammed's Gemüth gerade so viel Eindruck, als die drey Favoriten erwartet hatten.

hatten. Der Kaiser kehrte folgenden Morgen nach Dehly zurück, und schrieb von dar an alle Grossen des Reiches, die durch Nizam's Tyranney und despotisches Regiment vom Hofe entfernet worden waren, daß sie nach Hofe kommen sollten. Diese Herren gehorchten Muhammed's Befehlen, welcher auch die erledigten Bedienungen so gleich unter sie austheilte. Der Minister beeiferte sich zwar, der Erhebung und Vergrößerung seiner Feinde allen möglichen Widerstand zu thun, aber umsonst; er mochte auch noch so nachdrückliche, noch so dreiste Einwendungen dawider machen, ja so gar sich einige Drohungen entwischen lassen, so bewies sich doch Muhammed, der von seinen Lieblingen itzt unterstützet ward, unerbittlich entschlossen. Nizam erfuhr gar bald, daß der Hof unter einem erdichteten Vorwand Abgesandte nach Persien geschickt hätte, und daß der König der Maratten, Badgira, Anstalten machte, einen Einfall ins Decansche zu thun. Nunmehr sah der Minister ein, daß man sich zu seinem Verderben verschworen hatte; und um demselben zuvorzukommen, nahm er seine Zuflucht zu seinen längst gewohnten Kunstgriffen. Er schrieb an die Patans, daß sie zu Felde ziehen sollten; allein die Oberhäupter dieses unruhigen und kriegerischen Volkes hatten sich schon durch Muhammed's Gold und Versprechungen gewinnen lassen, und lachten nur über Nizam's Einladungen. Nunmehr suchte er die vornehmsten Nabobs aufzuwiegeln; diese aber begnügten sich,

in

in ihren Statthalterschaften als unumschränkte Herren zu handeln, und waren so ehrgeizig nicht, daß sie Lust gehabt hätten, gegen den Minister eine große Dankbegierde zu beweisen; kurz, kein einziger von ihnen wollte sein Glück und Vermögen einem Minister zu Liebe, dessen Untergang allem Ansehen nach unausbleiblich war, aufs Spiel setzen. Mithin fieng Nizam endlich an, seines Stolzes ungeachtet ein Mißtrauen in sein Schicksal zu setzen, indem er bereits auf eine Freystadt dachte; nur war er noch über die Wahl des Ortes zweifelhaft, indem er nicht wußte, ob er sich nach Persien, oder nach den christlichen Colonien in Sicherheit begeben sollte; aber Muhammed's Favoriten verschafften ihm durch ihre Unvorsichtigkeit selber ein Rettungsmittel, welches er sich auch mit großer Klugheit zu Nutze machte.

So bald fieng nicht der Kaiser an, auf ihr Anrathen als Herr zu handeln; so hatten sie auch aufgehört, den Groß-Vizir Kamered-din-Chan zu schonen, dessen Macht in Indien bloß von Nizam's Macht überwogen wurde. Man berief nicht allein diesen Herrn gar nicht mehr zu den geheimen Rathsversammlungen, sondern man gab auch auf alle seine Tritte und Schritte Achtung, und begegnete ihm überhaupt als einem verdächtigen Manne. Die Favoriten bewiesen ihm bey aller Gelegenheit viel Verachtung und Widerwillen. Kurz, er merkte selbst, daß der Kaiser, der ihn sonst immer sehr werth gehal-

gehalten hatte, itzt nachließ, ihm die vormalige Achtung zu beweisen. Der Vizir beschwerte sich, und beschuldigte die Favoriten der Undankbarkeit; allein seine Beschwerden und Vorwürfe machten ihm den Kaiser nur noch mehr abgeneigt.

Kamereddin-Chan brach also mit dem Hofe, und blieb zu Hause vor sich. Nun hatte Nizam nicht so bald Nachricht von dem Mißvergnügen des Groß-Vizirs erhalten, als er ihn besuchte, und ihn folgender Maaßen anredete: "Da siehe nur, wie wir beide von Leuten „ohne Herzhaftigkeit, ohne Genie und ohne Er„fahrung aus dem Sattel gehoben sind! In „kurzem werden also die beiden vornehmsten „Herren im Reiche unter dem gemeinen Haufen „vermenget seyn, und von drey elenden Leuten, „die wir noch in den niedrigsten Bedienungen „gesehen haben, Befehle annehmen müssen! „Wie? so sollen wir denn, zum Lohne für un„sre Strapezen und alle unsre geleisteten Dien„ste, weiter nichts einerndten, als den Schimpf, „daß wir unser Ansehen überlebet haben? Nein, „Herr, solche Männer, wie wir sind, dürfen „nicht ungestraft ein Spielwerk und Mährchen „des Hofes werden. Laß uns unsre Kräfte und „unsre Rache vereinigen; der undankbare Herr, „der uns der Wut seiner nichtswürdigen Favori„ten preis giebt, soll es vielleicht bereuen, daß „er uns nicht mit mehr Gerechtigkeit und Er„kenntlichkeit begegnet hat„. Der Groß-Vizir,

zir, der vor bürgerlichen Kriegen von je her einen großen Abscheu gehabt hatte, schien bey diesen Worten erstaunt und erschrocken zu seyn. Nizam, der seine Bestürzung inne wurde, fuhr also fort: "Meine Meynung, Herr, ist „eben nicht, daß wir unsre Zuflucht zum Ver„brechen und zur Empörung nehmen wollten; „bloß den Hof müssen wir öffentlich und feyer„lich verlassen. So sehr nun auch Muham„med an seinen Favoriten hängt, so wird er „doch bald, aus der Unruhe und Verwir„rung, die im Reiche entstehen werden, mer„ken, wie unentbehrlich ihm unsre Erfahrung „war; er wird auch gar nicht säumen, uns zu„rückzuberufen; und dann wird es bey uns ste„hen, ihm nicht eher zu gehorchen, als bis er „uns unsre Feinde aufgeopfert hat„.

Es kam dem Groß-Vizir schwer an, sich diesen Rath gefallen zu lassen. Er liebte den Muhammed, und noch lieber war ihm sein Ansehen und sein Credit. Da er aber über den Haß und die Eifersucht der Favoriten nachdachte, die ihn zu stürzen suchten, um ihren Nutzen aus seinem Raube zu ziehen; so sah er wohl ein, daß er weiter kein Mittel, sich bey seinem Vermögen zu behaupten, in seiner Gewalt hätte, als wenn er sich furchtbar machte. Er willigte demnach ein, sich mit Nizam zu vereinigen, und unterzeichnete mit ihm gemeinschaftlich eine Bittschrift, worinnen sie beiderseits den Kaiser um die Erlaubniß angiengen, sich vom Hofe ent-

entfernen zu dürfen. Die beiden Minister hatten sich, indem sie diesen Schritt thaten, wirklich mit der Erwartung geschmeichelt, Muhammed würde sich doch wenigsteus stellen, als wollte er sich ihrem Vorhaben widersetzen. Allein wie groß war ihr Erstaunen, als ihnen der Kaiser die Antwort ertheilte: "Es ist mir „angenehm, daß ihr euch zur Ruhe begeben „wollet; und es ist billig, daß ihr in der Ein„samkeit der Ruhe genießet, die ihr durch eure „Arbeiten verdienet habet; reiset also glücklich, „und der Himmel überschütte euch reichlich mit „seiner Gnade„! Beschämung, Zorn und Unwille malten sich in den Augen der beiden Omrhas; sie begaben sich auf der Stelle hinweg, und ließen noch den nämlichen Tag ihre Schätze und ihr Gepäcke aus der Stadt bringen. Kurz darauf machten sie sich selbst an der Spitze von siebzehn tausend Mann Reiterey auf den Weg, und so blieben sie eine halbe Meile von der Stadt stehen, als ob sie willens gewesen wären, dieselbe zu belagern.

Die Umstände bey dieser plötzlichen Abreise, die Drohungen der Mißvergnügten, die Armee, welche sie in ihrem Gefolge hatten, verbreiteten in der Stadt Unruhe, Bestürzung und Angst. Viele Bürger, die einer Belagerung schon entgegen zu sehen glaubten, nahmen mit ihren Weibern und Kindern die Flucht; und andre begaben sich in Nizam's Lager. Man stieß tausendfältige Verwünschungen wider die Favoriten

aus;

aus; überall hörte man nichts, als Geschrey und Drohungen. Solche plötzliche und tumultuarische Bewegungen unter einem unzählbaren Volke, jagten den Feinden Nizam's das heftigste Schrecken ein. Emir-Chan und Isbac-Chan meynten für ihre Person in der größten Gefahr zu seyn; sie eilten also augenblicklich zum Kaiser, und warfen sich ihm zu den Füßen. „Wir würden Deine Majestät hintergehen„, redete ihn Emir-Chan mit thränenden Augen an, "wenn wir Dir die Größe der Gefahr, „worinnen Du schwebest, verschweigen wollten. „Die beiden Omrhas haben sich zwar aus Dehly hinweg begeben; aber sie haben zugleich die „erschrecklichsten Drohungen ausgestoßen. Sie „athmen nichts, als Wut und Rache. Eine „ganze Armee ist mit ihnen gezogen, die durch „den Zulauf der Mißvergnügten jeden Augenblick zunimmt. Das Volk steht in Furcht, es „werde eine Belagerung aushalten müssen, und „nimmt ihre Partey. Beuge doch, gnädigster „Herr, beuge nur einer so traurigen Empörung „damit vor, daß du die Oberhäupter der Mißvergnügten, und insonderheit den fürchterlichen Nizam zurückberufst. Gieb ihm die „Verwaltung der Staatsgeschäffte wieder in „die Hände; wir wollen uns lieber seinem Eigensinn und Hochmuth unterwerfen, als Deine geheiligte Person seinen feindseligen Anfällen bloßgestellt sehen„.

Muhammed hatte schon geglaubt, er sey endlich den verhaßten Nizam los; und er war

noch voller Freuden über dessen vermeyntliche Entfernung. Wie groß mußte demnach sein Erstaunen und sein Leidwesen seyn, da er hörte, daß seine eignen Favoriten in ihn drangen, er solle diesen gefährlichen Mann zurückberufen! „Wie„? rufte der unglückliche Monarch mit vielen Seufzern aus; “ soll ich denn diesen un„dankbaren Unterthanen unaufhörlich schonen, „unaufhörlich mich vor ihm fürchten, und ihm „gute Worte geben, da er mein Zutrauen, und „meine Wohlthaten auf eine so schmähliche „Weise gemißbraucht hat; einen solchen Böse„wicht, der nichts anders wünscht und sucht, „als mein Verderben und den Untergang des „Reiches? Feigherzige Freunde! sehet ihr „denn nicht, daß ich mir selbst die entsetzlichste „Grube grabe, wenn ich diesen Verräther, den „ich verabscheue, zurückberufe? Werde ich „denn nimmermehr Diener finden, die stand„haft genug sind, mich in Behauptung meiner „Würde zu unterstützen? Unglücklicher Mu„hammed! Heldenmuth, Geist und Glück sind „nur das Antheil Deiner Feinde. So sey es „dann, wenn euch die Gefahr so gar erschreck„lich vorkömmt! Gehet hin und machet den „Oberhäuptern der Mißvergnügten in meinem „Namen einen Besuch; ich lasse mir ihre Zu„rückkunft gefallen; sie mögen also nur umkeh„ren, mögen die Verrichtungen ihrer Aemter „wieder übernehmen, und ihre Beleidigun„gen gegen mich vollends aufs äußerste „treiben„.

Auf

Auf diese Worte reisen Emir-Chan und Isbac-Chan nach dem Lager der beiden Omrhas ab. Anfänglich begaben sie sich in das Zelt des Groß-Vizirs; diesem meldeten sie, der Kaiser habe nicht so bald seine Einwilligung zu seiner Entfernung vom Hofe gegeben gehabt, so hätte es ihn auch schon gereuet; er ließe ihn daher ersuchen, daß er dem Staate, dessen Stütze und Vertheidiger er bisher gewesen, und der seiner Dienste noch benöthiget wäre, dieselben wieder gönnen möchte. Ob nun gleich Kameredin-Kan seine herzliche Freude kaum mäßigen konnte; so ließ er sich doch vor den beiden Abgeordneten nichts davon merken, sondern ertheilte ihnen mit gravitätischem Wesen die Antwort, „sie müßten sich dieserwegen an Nizam wenden; er habe mit diesem Minister einmal für allemal gemeinschaftliche Sache gemacht; er könne also anders nichts thun, als wenn sie beiderseits erst einstimmig wären„.

Die Omrhas giengen auf der Stelle weiter, und ließen sich bey Nizam anmelden. So bald man sie vor ihn gelassen hatte, warfen sie sich zu seinen Füßen auf die Erde. Der stolze Minister bezeigte nichts weniger als Verwunderung über die Demüthigung seiner Feinde; ja er ließ sie so gar, um seinen Triumph desto besser zu genießen, in dieser Stellung liegen. „Gnädiger Herr„, war Emir-Chans Anrede, “ich bitte Dich auf den Knien um einen „Beweis von der gewöhnlichen Hoheit und „Groß-

„Großmuth Deiner Seele; vergieb Deinen ge„demüthigten Feinden ihre Verwägenheit und „Unvorsichtigkeit; vor allen Dingen aber suche „nicht Rache an Deinem König oder an Dei„nem Vaterlande, wegen eines Irrthums und „Schwindels auszuüben, der nur einige Augen„blicke gedauert hat. Komm vielmehr, komm „lieber und hilf dem Kaiser die Last einer Re„gierung tragen, die außer Dir jedweden an„dern zu Boden drücken würde. Er selbst, „Dein Fürst, ist es, der Dich durch meine „schwache Stimme darum ersuchen läßt. Laß „itzt ganz Asien die Beweise sehen, daß Nizam's „Großmuth noch weiter gehe, als sein Glück „und sein Genie„. —

“Nein„, erwiederte der hochmüthige Minister, “Dehly soll den Nizam nie wieder in „seinen Mauern sehen, so lange nicht alle seine „Feinde daraus verbannet sind. Und Du, der „Du Dich an die Spitze derselben gestellt, der „Du mir so lange das Vertrauen und die Liebe „meines Königs entrissen hast, und von dem „ich alles Böse zu befürchten habe, Du mußt „Dich zuerst vom Hofe entfernen, und in Dei„ne Statthalterschaft verfügen. Bloß unter „dieser Bedingung will ich mir noch gefallen „lassen, den Ueberrest von den traurigen Ta„gen, die mir der Himmel etwan zugezählt „hat, im Dienste des Vaterlandes vollends „aufzuopfern„.

Emir-Chan antwortete keine Sylbe; er reiste auf der Stelle nach Dehly zurück, und ließ

ließ sein Gepäcke aus der Stadt schaffen. So dann begab er sich zu dem Kaiser, und erstattete ihm Bericht von seiner Unterhandlung: "Weil „sich die Mißvergnügten nicht anders wollen „besänftigen lassen, Gnädigster Herr, als durch „meine Verbannung aus Dehly; so habe ich „mich meinem Schicksale unterworfen. Möchte „doch das Glück meinem Könige künftighin „günstiger seyn! möchte er doch in den Herzen „seiner Unterthanen die Ehrfurcht und den Ge„horsam finden, die sie ihm schuldig sind! Laß „Dir gefallen, gnädigster Herr, mein letztes „Lebewohl auf ewig anzunehmen„! Muhammed, dessen Herz eben so sehr vom Kummer, als von Zärtlichkeit gefoltert ward, hörte mit Schaudern diese Anrede seines Lieblings an. „Nein„, antwortete er ihm voller Bewegung, „ich kann Dein unseliges Lebewohl nicht anneh„men; ich werde nimmermehr meinen Willen „zu Deiner Verbannung geben; lieber sterbe „der Tyrann, der sich erfrecht, mir solche harte „Gesetze aufzudringen! O! mein lieber Emir! „verlasse doch nicht Dich selbst; unterstütze mei„nen Muth, bleib hier, und hilf mir einen „Unterthanen strafen, der mir so öffentlich und „unverschämt Hohn spricht. Noch einmal, laß „Dich doch nicht von dem falschen Schimmer „einer Aufopferung verblenden, die ein jeder „meiner Schwachheit beymessen wird„.

Der Omrha, dem die liebreiche Güte seines Herrn bis in die Seele gieng, warf sich ihm zu

Füßen: "Gnädigster Herr,,, sagte er, "wenn
,,die Rebellen als einen Preis für ihre Unter-
,,werfung, mein Leben zum Opfer verlanget
,,hätten, so würde ich ihnen schon meinen Kopf
,,dargeboten haben; und itzt sollte ich mich wegen
,,meiner Entfernung noch bedenken, da ich durch
,,meine Verbannung allein die Gefahr abwen-
,,den kann, die Dir übern Haupte schwebt?
,,Nein, das Reich soll dem Emir-Chan nim-
,,mermehr nachsagen, daß er die Ursache, oder
,,den Vorwand zu einem bürgerlichen Kriege
,,hergegeben hätte,,.

Mit den Worten steht er auf, entfernt sich, und verläßt den Muhammed in der äußersten Bestürzung und Niedergeschlagenheit. Wie man behaupten will, so hatte Emir-Chan's Furchtsamkeit das Gefährliche bey der Entfernung der Mißvergnügten in seinen Augen vergrößert; und hätte er ein wenig mehr Muth und Entschlossenheit besessen, so würde er die Ruhe unter dem Volke haben wiederherstellen können, so daß Nizam's Anschläge schlechterdings hätten scheitern müssen. Dem Kamereddin-Kan hatte es sehr wohl gefallen, da er gesehen, daß ihm sein Fürst gute Worte gegeben; und Er war vor Vergnügen darüber, in Begleitung eines von Nizam's Söhnen, der sein Schwiegersohn war, bereits nach Dehly zurückegekehrt.

Der alte Minister hatte sich zwar alle mögliche Mühe gegeben, seinen Collegen abzuhalten,

ten, daß er nicht wieder nach Hofe gehen sollte, und hatte ihm leid zu machen gesucht, er könnte in ein Netz fallen, welches ihm der Kaiser gelegt haben möchte: weil er aber sah, daß Kamereddin-Chan seinen Rathschlägen und Erinnerungen kein Gehör gab; so setzte er seinen Weg allein fort, und machte nicht eher Halte, als funfzehn Meilen von Dehly. Nach Nizam's Meynung und Absichten war Muhammed noch nicht genug gedemüthigt; und er verlangte, es sollten alle seine Feinde aus der Hauptstadt verbannet werden: aber es fehlte nicht viel, so hätte er selber das Schlachtopfer seines Hochmuths und seiner Hartnäckigkeit werden können. In der That wurde die Ruhe in Dehly gar bald wieder hergestellt, und fast alle die Mißvergnügten, die aus Dehly in Nizam's Lager gekommen waren, und sich mit ihm vereiniget hatten, verließen ihn itzt haufenweis, und kehrten wieder um zum Kaiser; kaum daß dem Oberhaupte der Empörer fünf bis sechs tausend Mann übrig blieben. Nunmehr kam er auch einem jeden um desto weniger fürchterlich vor, weil man keine Ursach hatte, zu besorgen, daß die Persianer und die Maratten seine Partey ergreifen würden. Denn die erstern waren damals gleich mit Eroberung des Landes der Usbeckischen Tatarn beschäfftiget; und die letztern hatten einen Einfall in die Halbinsel diesseits des Ganges-Stroms gethan, wo sie alles mit Feuer und Schwerdt verheerten. Nichts ist gewisser, als wenn Muhammed entschloßne,

 einsichts-

einsichtsvolle und unerschrockne Minister um sich gehabt hätte; so wäre Nizam verloren gewesen. Dieser Rebelle, der anfänglich erwartet hatte, den Triumph zu erleben, daß man ihm nach Emir-Chan's freywilliger Verbannung, noch eifriger anliegen würde, wiederzukommen, merkte endlich, daß man anfieng, sich vor ihm nicht weiter zu fürchten; es ward ihm also die Zeit in seinem Lager gar bald lang. Er schrieb einen Brief über den andern an den Groß-Vizir, an seinen Sohn und an seine Freunde, und beredete sie, die Sache bey dem Kaiser dahin zu vermitteln, daß ihn derselbe zurückberiefe. Kamereddin-Chan dachte, es sey seiner Ehre daran gelegen, daß sein Bundesgenosse nicht so ganz in Vergessenheit gelassen würde; er gieng demnach mit solchem Nachdrucke zu Werke, und ward auch von Nizam's übrigen Anhängern so kräftig unterstützet, daß ihm endlich Muhammed Befehl gab, sich zu dem Minister zu verfügen, und ihn wegen aller seiner Foderungen zu befriedigen.

Nizam, der auf weiter nichts gewartet hatte, als auf diesen in die Augen fallenden Schritt, kehrte noch den nämlichen Tag nach Dehly zurück, wo er auch seinen Einzug mit einer Pracht hielt, die eher einem König, als einem Privat-Manne, gebühret hätte. Allem Ansehen nach wollte dieser hochmüthige Unterthan bloß den Sieg, den er itzt über seinen Beherrscher davon getragen hatte, desto glänzender zu machen suchen; und damit es der Herr-

lichkeit

lichkeit seines Triumphs ja an nichts fehlen sollte, so empfieng ihn der treuherzige Muhammed als einen Retter des Staats, überhäufte ihn mit Liebkosungen, legte ihm die reichsten Kleidungsstücke an, und besprach sich eine lange Weile mit ihm im Zimmer. So ansehnlich war die Belohnung eines Missethäters, der die grausamste Todesstrafe verdienet hätte; und auf solche Art erniedrigte sich der Kaiser immer tiefer und tiefer.

Unterdessen hatten sich die Maratten in Bewegung gesetzt, und ihr Anführer, Badgira, war mit beynahe zweymal hundert tausend Mann Reiterey nach Decan aufgebrochen, Nizam's ältesten Sohn aus dem Lande zu jagen. Diese Armee von Barbarn ließ auf ihrem Wege überall Spuren ihrer Wut hinter sich. Zuförderst griff sie die Nabobs auf der Halb-Insel diesseits des Ganges-Stromes an, welche Vasallen des Vice-Königs von Decan waren, und ihm Tribut bezahlten. Badgira siegte ohne Schwierigkeit über diese kleinen Tyrannen, deren Kräfte so gar, wenn sie alle beysammen gewesen wären, vor seiner Macht nicht hätten bestehen können. Einige verließen ihre Provinzen, und flüchteten über den Ganges-Strom; andre begaben sich nach unzugänglichen Gegenden in Sicherheit, und nahmen ihre Familien, sammt ihren Schätzen mit sich weg. Keiner sonst, als der Nabob von Arcatte, Namens Daoust-Ali-Chan, der mächtigste und zugleich der tapferste unter allen Fürsten in diesen Gegenden,

wagte es, sich gegen die Maratten zu wehren. Und es würde ihm vielleicht gelungen seyn, diese Straßenräuber zurückzujagen, wenn nicht der größte Theil von seinen Truppen bereits mit dem Kriege beschäfftiget gewesen wäre, den er vor kurzem den Rajas von Trichenapali, von Tanschaur, von Madura, von Maissour, und von Marava erkläret hatte, deren Staaten er unter dem Vorwande an sich ziehen wollte, weil diese indianischen Fürsten seit Orangzebs's Tode den Tribut, zu welchem sie von dem Mogolschen Kaiser gezwungen worden waren, nicht entrichtet hatten. Trichenapali, Marava, Madura und Travangor waren durch die siegreichen Waffen seiner Söhne und seines Eidams bereits zu Paaren getrieben; und in der That hatten sich die Maratten, eben auf Anregen dieser vom Throne gestürzten Könige, die sich mit ihnen zu einerley Religion bekennen, nach diesen fruchtbaren Gegenden verfüget, ehe sie nach Decan marschiren wollten.

Auf die erste Nachricht von der Annäherung des Feindes schickte Daoust-Ali-Chan seinen Söhnen und seinem Eidam Befehle zu, daß sie ihm zu Hülfe kommen sollten; er selbst aber bewaffnete alle Mogoln, die nur zum Fechten taugten, kam, und lagerte sich in den engen Pässen der Canamayschen Gebirge, wo er sich mit einem Theile seiner Truppen verschanzte, und den Rest davon auf die vornehmsten Posten in der Nachbarschaft vertheilte; in der festen Entschließung, eher nicht zu schlagen, als bis die

die Verstärkungen, auf die er wartete, würden zu ihm gestoßen seyn. Durch diese weislich ausgedachten Maaßregeln würde auch die Provinz Arcatte vor dem Eindringen der Feinde völlig gesichert gewesen seyn, wenn nicht ein Raja, der unter der Mogolschen Armee diente, zum Verräther an derselben geworden wäre: und auf die Treue dieses Indianers hatte Daoust-Ali-Chan zu allem Unglücke dermaaßen gerechnet, daß er ihm die Wache bey einem der wichtigsten Defileen anvertrauet hatte; dieses blinde Vertrauen wurde die bedaurenswürdige Ursache zu seinem Untergange.

Die Maratten indessen, deren Armee durch den Zulauf vieler Indianer in diesen Gegenden verstärket worden war, weil sich diese letztern Tag vor Tag haufenweise in ihrem Lager einfanden, um mit ihnen wider die Mogoln zu fechten, welche sie mit Recht als ihre Tyrannen betrachten, langten wirklich zu Anfange des Maymonats (1740) vor dem Gesichte des Nabobs an. Nachdem sie aber die Stellung des feindlichen Lagers genauer betrachtet hatten, merkten sie bald, daß sie nimmermehr im Stande seyn würden, es zu überrumpeln, oder in die Nababie Arcatte einzudringen, ohne darüber die Hälfte ihrer Armee einzubüßen. Badgira schlug sein Lager am Fuße der Gebirge auf. Er schickte streifende Parteyen in die benachbarten Dörfer, mit dem Befehl, alles mit Feuer und Schwerdt zu verheeren, in der Hoffnung, daß Daoust-Ali-Chan eine Bewegung ma-

chen

chen würde, sich dieser Verheerung zu widersez-
zen, da er dann die Gelegenheit ergreifen woll-
te, ihm mit größerm Anschein eines glückli-
chen Erfolges, ein Treffen zu liefern.

Allein der Nabob ließ sich in dieser Falle
nicht fangen. Er blieb in seinem Lager, und
sah den Verwüstungen der Maratten mit Gelas-
senheit zu, schickte aber mittlerweile einen Cou-
rier über den andern an seine Söhne fort, daß
sie je eher je lieber kommen, und zu ihm stoßen
sollten. Der eine von ihnen, Namens San-
der-Saheb, war mit einer Armee von sechzig
tausend Mann in der Belagerung von Tanjaour
begriffen, die wiederholten Befehle seines Va-
ters konnten ihn nicht bewegen, dieses Unterneh-
men aufzugeben, indem er dessen Beendigung
von Tage zu Tage verhoffte. Hernach war er
willens, seinem Vater zu Hülfe zu eilen; allein
dieser unselige Aufschub zog den Untergang seines
ganzen Hauses nach sich.

In der That war Badgira, von seiner
Ankunft am Fuße der Gebirge an, nicht müde
geworden, in Ermangelung der Stärke die List
zu versuchen, um die Mogoln zu überwinden;
insonderheit bestrebte er sich, den Raja auf seine
Seite zu ziehen, welchem Daoust-Ali-Chan
die Wache bey einem der hauptsächlichsten Defi-
leen anvertrauet hatte. Er bediente sich der
Braminen zu dieser Unterhandlung. Der In-
dianer verwarf anfänglich die Vorschläge der
Feinde mit Abscheu; er entsetzte sich vor der Ver-

rätherey

rätherey. Weil ihm aber die Braminen unaufhörlich mit der Vorstellung in den Ohren lagen, daß das Beste der Religion des Brama von der Niederlage und Ausrottung der Mogoln abhienge; so ließ er sich endlich zureden. Die herrlichen Versprechungen, womit man ihm schmeichelte, und insonderheit das Gold, womit man ihn blendete, brachten ihn vollends zum Entschluß. Er erbot sich nicht allein, den Eingang frey zu lassen, sondern auch mit den sechs tausend Mann, die unter seinem Befehle standen, zu den Maratten zu stoßen, und ihnen zum Führer zu dienen. Uebrigens wurde diese ganze Unterhandlung mit so großer Verschwiegenheit ausgeführt, daß Daoust-Ali-Chan nicht die mindeste Vermuthung davon hatte. Eben indem er auf die Bewegungen der Maratten, die ihm häufige Scharmüzel lieferten, Achtung gab, näherte sich unter Begünstigung der nächtlichen Dunkelheit die auserlesenste Mannschaft von den Truppen dieser Barbarn, welche der treulose Indianer anführte, den hintersten Quartieren seines Lagers. Es war den 20sten May an einem Freytage des Morgens, als sie sich im Angesichte der Mogolschen Armee in der Nähe eines Canonen-Schusses blicken ließ.

Die Sicherheit des unglücklichen Nabobs war so groß, daß er nichts andres glaubte, als es wäre sein Sohn Sader-Saheb, und dessen Armee, die zu ihm stoßen wollten, da man ihm die Nachricht brachte, man sähe ein starkes

Corps

Corps Reiterey anrücken; aber er blieb nicht lange in diesem Irrthume: denn gegen Mittag fieng wirklich die feindliche Artillerie schon an, von den Anhöhen aus, wo sie sich gesetzt hatte, sein Lager zu canoniren. Nunmehr merkte Daoust-Ali-Chan, daß er verrathen war. Aber weit gefehlt, daß er hätte dem Schrecken und der Verzweiflung Raum geben sollen; so nahm er vielmehr alle seine Herzhaftigkeit zusammen, stieg auf seinen Elephanten, und führte seine Armee gerades Weges gegen den Feind an. Troz der Ungleichheit an der Zahl, und des unerwarteten Ueberfalles ungeachtet, fochten doch die Mogoln, weil sie von den Blicken und der Gegenwart ihres Fürsten angefeuert wurden, mit großer Tapferkeit, bis sie den Nabob und seinen Sohn todt von ihren Elephanten hatten herabstürzen sehen. Alsdann aber warfen sie ihr Gewehr von sich, und suchten ihr Heil in der Flucht; allein umsonst: die Maratten hatten sich bereits aller Defileen bemeistert; sie schnitten also den Besiegten den Rückweg ab, und richteten ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an. Nachdem sie müde worden waren, zu tödten, machten sie endlich auch Gefangene. Das Lager, das Gepäcke, die Schätze des Daoust-Ali-Chan so wohl, als eines von seinen Schwiegersöhnen, die Fahne Mahomets und die kaiserliche Standarte, welche die Mogoln allemal bey ihrer Armee mit sich führen, fielen dem Badgira in die Hände.

Mit

Mit Worten läßt es sich nicht ausdrücken, wie groß der Kummer und die Bestürzung der unglückseligen Einwohner der Nababie Arcatte, bey der Nachricht von dieser Niederlage war, durch welche sie der Willkühr des wildesten und unbändigsten unter allen Siegern preis gegeben waren. Die meisten von diesen Unglücklichen entschlossen sich lieber, ihr Vaterland und ihre Güter im Stiche zu lassen, als die Ankunft des Feindes abzuwarten. Ueberall waren die Wege mit Männern, Weibern, Kindern, und alten Leuten bedecket, die ihre kostbarsten Effecten auf dem Rücken trugen, und mit dem jämmerlichsten Geschrey die Flucht gaben, einige nach den Gebirgen, und andre nach den christlichen Colonien, welche sich auf der Küste von Coromandel niedergelassen haben. Die Prinzeßinn Wittbe des Nabobs, ihre Töchter, ihre Enkel und ihre Neffen, lauter junge Kinder, welche noch kaum die Größe ihres Unglücks verstanden, suchten und fanden eine Freystadt zu Pondichery, wovon die Franzosen schon über sechzig Jahre her Meister waren, und das damals bereits anfieng, eine der blühendsten Städte in Indien zu werden. Man wunderte sich, daß diese flüchtige Familie lieber ihre Zuflucht hatte nach Pondicherey nehmen wollen, als nach Porto-Novo, Tranguebar, und Negapatan, da doch diese Städte der Provinz Arcatte ungleich näher liegen, und sich in den Händen der Engländer und Holländer befinden, die in Indien mächtiger sind, als die Franzosen; aber die Mogoln hatten

ten mehr Zutrauen zu diesen letztern; sie verließen sich mehr auf ihre Großmuth und Uneigennützigkeit; und hierinnen irrten sie sich auch nicht: denn es wurde nicht allein die Prinzeßinn mit der Ehrfurcht und Achtung aufgenommen, die ihr wegen ihres Geschlechts so wohl, als wegen ihres Unglücks gebührten, sondern es trug auch Dumas, der damalige General-Gouverneur der französischen Besitzungen in Indien, und die Colonie kein Bedenken, sich der schrecklichsten Gefahr zur Vertheidigung der Unglücklichen bloß zu stellen, die ihre Zuflucht zu ihnen genommen hatten.

Unterdessen waren die Maratten, gleich den folgenden Tag nach ihrem Siege, in die Stadt Arcatte eingerückt. Ihr Verfahren rechtfertigte auch die kluge Vorsicht dererjenigen, die sich auf die erste Nachricht von ihrem Einfall ins Land, auf die Flucht gemacht hatten; denn da war keine Grausamkeit, die diese Barbaren bey ihrer Eroberung nicht ausgeübt hätten. Die Stadt wurde geplündert, und nachher großen Theils mit Feuer verheeret. Von hier aus theilte sich die sieghafte Armee in verschiedne Corps, welche in diesem unglücklichen Lande herum streiften, und überall traurige Merkmaale von ihrer Zerstörungssucht hinter sich ließen. Nichts konnte ihren blutgierigen Händen entrinnen. Die Heiden, die doch mit ihnen in Religions-Sachen einerley Meynungen hatten, wurden eben so wenig geschont, als die Muselmänner, ob sie gleich für die Beschützer der heidni-

schen

schen Religion gehalten seyn wollten. Diese Straßenräuber führten auf ihren Streifereyen eiserne Stüle bey sich, auf die sie die unglücklichen Arcatianer ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters setzten, und sie mit Ketten daran schlossen; worauf sie Feuer darunter anmachten, und so lange heizten, bis die bedaurenswürdigen Schlachtopfer ihres Geizes den Ort angaben, wo sie ihr Geld und ihre kostbarsten Effecten verstecket hatten. Die, so nichts hatten, oder nichts gestehen wollten, (und deren Anzahl war sehr groß,) kamen auf diese Art jämmerlich ums Leben. Die Officiers der Maratten waren bey dem Geschrey und den Schmerzen dieser Unglücklichen desto unempfindlicher, weil keine Nation in der Welt so geizig ist, als sie; und weil vermöge einer von Alters her eingeführten Gewohnheit bey diesem barbarischen Volke, die Hälfte von den Brandschatzungen, die man ins Lager brachte, ihnen gehörte.

Sabder-Ali-Chan, der älteste Sohn des letztern Nabobs, sah von der Höhe des festen Schlosses Velours, worein er sich geworfen hatte, die Feuersbrünste mit an, die seine Staaten verheerten. Das entsetzliche Unglück seiner armen Unterthanen gieng ihm um so viel mehr zu Herzen, weil er ihnen gar nicht helfen konnte. Er selbst mußte Tag vor Tag in Sorgen stehen, daß man ihn belagern, und Er selbst ebenfalls ein Raub dieser Barbaren werden würde. In dieser äußersten Noth faßte er einen Entschluß,

der zwar seinem Stolze sauer genug ankam; aber er entschloß sich, wie man sagt, nicht so wohl aus Furcht wegen seiner persönlichen Gefahr dazu, als vielmehr aus Begierde, die noch übrigen unglücklichen Einwohner des Landes dem Tode und der Sklaverey zu entreißen. Er schickte Abgesandte an den Badgira, welche Befehl hatten, einen Frieden zu schließen, es möchte auch kosten was es wollte. Es gab kein Bitten und Flehen, keine Unterwerfung und Demüthigung, welche diese Männer nicht angewendet hätten, den Ueberwinder zum Frieden zu bewegen. Badgira blieb bey dem Kummer, bey den Thränen und flehentlichen Bitten der Abgesandten lange Zeit ungerührt: Weil sich aber auf einmal die Nachricht ausbreitete, der Vice-König von Golconda sey mit einer Armee von zweymal hundert tausend Mann im Anzuge begriffen, um ihn anzugreifen; so ließ er sich erweichen. Die Bedingungen, unter welchen er sich gefallen ließ, die Provinz Arcatte zu räumen, waren folgende: ‘ Abder-Ali-„Chan sollte ihm hundert Millionen Rupien (*) „bezahlen; imgleichen sollte er den Rajas auf „der Küste Coromandel ihre Staaten, deren „sein Vater und Er sich bemeistert hätten, wie-„der heraus geben; und endlich sollte er seine „Waffen mit den Waffen der Maratten vereini-

„gen

(*) Ungefähr drey und sechzig Millionen Thaler Conventions-Münze.

„gen, um den Sander=Saheb aus dem Kö-
„nigreiche Trichenapali zu vertreiben, falls sich
„dieser Nabob weigern sollte, dasselbe zu räu-
„men„. Sabder=Ali=Chan ließ sich alles
gefallen, und schätzte sich noch glücklich genug,
daß er einen Feind los wurde, der aus der sonst
reichen Provinz Arcatte bereits eine bloße wüste
Einöde gemacht hatte.

So bald die Bedingungen dieses Vertrages
vollzogen waren, rückten die Maratten gegen die
Küste Coromandel vor; ein Theil von ihrer Ar-
mee fieng die Belagerung von Trichenapali an,
welches Sander=Saheb nicht hatte übergeben
wollen; und der andre Theil nahm seinen Weg
nach verschiednen Oertern, die den Engländern
und Holländern gehören; aber diese Völker er-
kauften sich den Rückzug der Maratten mit
schwerem Gelde.

Sander=Saheb indessen, der sich in der
Stadt Trichenapali eingeschlossen hatte, gab
noch keinesweges alle Hoffnung auf, sich darin-
nen wider die gesammte Macht der Barbaren zu
behaupten. Er rechnete auf einen mächtigen
Beystand von Seiten seines Bruders Bara-
Saheb, der itzt mit der Eroberung von Ma-
dura beschäfftiget war. Zugleich munterte ihn
auch noch die Hoffnung auf, Nizam's ältesten
Sohn, und vielleicht den Kaiser selbst, von des-
sen geheimen Verständnissen mit dem Badgira
er nichts wußte, mit der gesammten Macht des
Reiches herbey eilen zu sehen, um die Barbaren

aus einer der fruchtbarsten Provinzen in Indien zu verjagen: aber nachdem er eine Belagerung von ganzen fünf Monaten ausgehalten hatte, und seine Lebensmittel darüber aufgezehrt waren, fieng seine Standhaftigkeit endlich an erschüttert zu werden. Er stand eben im Begriffe, zu capituliren, als er durch einen Mogol die Nachricht erhielt, sein Bruder rücke, nachdem er mancherley Hindernisse bereits überwunden, an der Spitze eines Corps von acht tausend Mann Reiterey, von der auserlesensten Mannschaft der Mogolschen Truppen an. Diese Zeitung belebte seine Hoffnung aufs neue; aber diese Hoffnung verschwand gar bald bey dem Anblicke des blutigen, und mit vielen Stichen durchbohrten Leichnams von diesem Bruder, den man ihm in Badgira's Namen, nebst einem Schreiben zustellte, worinnen ihm die Anführer der Barbaren zu wissen that: "Bara-Saheb wäre von „einem Corps Maratten, dreyßig tausend „Mann stark angegriffen worden, und hätte ih„nen mit einer heldenmüthigen Herzhaftigkeit „verschiedne Treffen geliefert; endlich aber sey „er nicht so wohl überwunden, als vielmehr von „der Menge erdrücket worden, und habe sich „über einem Haufen von getödteten Maratten „niedermachen lassen, ohne den angebotenen „Pardon annehmen zu wollen; Er seines Theils „habe die Tapferkeit eines der berühmtesten „Kriegsmänner in Indien aufrichtig bewundert, „und sich nicht enthalten können, Thränen über „dessen unglückliches Schicksal zu vergießen;

„und

„und er schicke ihm hiermit seinen Leichnam zu,
„damit man ihm die Ehre eines anständigen Be-
„gräbnisses erweisen könnte„.

Des Schmerzens unerachtet, welchen dem Sander-Saheb der beklagenswerthe Verlust seines Bruders verursachte, empfand er doch den Werth von Badgira's Großmuth; er schöpfte daraus gute Hoffnung für sich selbst, und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Er hatte sich auch nicht geirrt. Der König der Maratten war wirklich von dem Heldenmuth und den Unglücksfällen einer Familie gerührt, welche noch kurz vorher eine so große Rolle in Indien gespielt hatte, und schenkte ihm Leben und Freyheit; aber die Stadt Trichenapali gab er der Plünderung preis.

Als Badgira mit dieser Expedition fertig war, rückte er mit seiner gesammten Armee bis auf zwo Meilen vor Pondichery, in der Absicht, die Franzosen zu vertilgen, wider die er äußerst aufgebracht war, weil sie sich nicht allein unterstanden, der Familie des letzten Nabobs eine Freystadt zu geben, sondern auch unter den Europäern, die sich auf der Küste Coromandel niedergelassen hatten, die einzigen gewesen waren, die ihm weder Geschenke, noch Gesandte zugeschickt. Allein da der Barbar Pondichery selbst, und die gesetzte Verfassung der Franzosen ansichtig wurde, merkte er wohl, (wie es ihm denn überhaupt nicht an Einsicht fehlte:) daß er sich schwerlich einer so großen Stadt würde bemeistern können. Ehe er also eine Unternehmung

anfienge, von deren Ausgange ihm bange seyn mußte, suchte er die Franzosen dahin zu bringen, daß sie ihn wegen aller seiner Foderungen befriedigen, und ihn nicht zwingen sollten, die Gewalt der Waffen zu gebrauchen.

Er schrieb an Dumas; und sein Brief enthielt erschreckliche Drohungen. Nachdem nämlich Badgira eine prächtige und hochtrabende Erzählung von allen seinen Heldenthaten gemacht hatte; so befahl er dem französischen General mit einem morgenländischen Stolze, er solle ihm eiligst alle Mogoln, die nach Pondichery geflüchtet wären, sammt deren Schätzen ausliefern, nächstdem eine schwere Summe Geldes an ihn bezahlen, und sich dem nämlichen, künftighin an ihn zu bezahlenden Tribut unterwerfen, den die Nabobs von Arcatte, wie er sagte, den Franzosen auferleget, da sie ihnen die Erlaubniß ertheilet hätten, sich auf der Küste Coromandel niederzulassen. Den Schluß seines Schreibens machte er damit, daß er betheuerte, er würde keinem Franzosen Pardon geben, wo fern sie nicht eilten, ihn durch ihre Unterwerfung zu besänftigen. Dumas ließ einige Tage hingehen, ohne auf diesen Brief, der der Ehre seiner Nation so nachtheilich war, eine Antwort zu geben: Nachdem er aber endlich den Souverainen Rath der Colonie um sein Gutachten befraget hatte; schrieb er ihm die Antwort in folgenden Ausdrücken:

"Du machst mir Vorwürfe, daß ich der „flüchtigen Familie des unglücklichen Daoust-Ali-Chan

„Ali-Chan eine Freystadt gegeben haben;
„vermuthlich weißt Du nicht, daß die Mogoln,
„so lange sie in diesen Gegenden die Oberhand
„gehabt haben, den Franzosen jederzeit mit der
„Achtung und Ehrfurcht zuvorgekommen sind,
„welche eine von den berühmtesten Nationen in
„der Welt zu fodern berechtiget ist; aus Er-
„kenntlichkeit also für die Wohlthaten, die wir von
„ihnen genossen, haben wir uns eine Ehre daraus
„gemacht, alles bey uns auf und in Schutz zu neh-
„men, was Deinen Waffen entgangen ist. Konn-
„ten wir wohl unsre Thore vor einem Haufen von
„Weibern, Kindern und Unglücklichen, die außer
„Stande waren, sich zu wehren, verschließen,
„und sie dem schrecklichsten Unglücke bloßgestellt
„seyn lassen, ohne uns selbst zu entehren? Du
„dringest darauf, daß ich Dir sie ausliefern soll;
„allein was würdest Du, da Du ein tapfrer
„und großmüthiger Mann seyn willst; was
„würdest Du von mir denken, wenn ich einer
„solchen Niederträchtigkeit fähig wäre? Die
„Mogoln, die ihre Zuflucht nach Pondichery
„genommen haben, stehen nunmehr unter dem
„Schutz unsers Königs, der sich daraus vor-
„nehmlich eine Ehre macht, daß er ein Vater
„der Unglücklichen ist; wir Franzosen alle, wie
„wir hier sind, werden zu ihrer Vertheidigung
„unser Leben aufopfern.

„Du foderst von mir ungeheure Brandschaz-
„zungen, und drohest, Pondichery zu zerstören,
„wo ferne ich es abschlage, mich denselben zu

„unterwerfen? Wohlan dann, so muß ich Dir
„die Nachricht geben, daß Frankreich kein Gold
„hervorbringt, aber dagegen Degen und Sol-
„daten, deren es sich wider diejenigen bedient,
„von denen es ungerechter Weise angefallen
„wird. Das Geld, das Du auf diesen Küsten
„gefunden hast, war unser; wir haben es hier
„unter die Leute gebracht; aber wir bekommen
„es selbst von Fremden, zur Bezahlung für
„unsre Producte.

„Du muthest mir zu, daß ich mich einem
„Tribut unterwerfen soll, der den Franzosen,
„wie Du meynst, von den Besitzern dieser Ge-
„genden schon seit langer Zeit auferleget wäre;
„Du bist aber irrig: die Franzosen sind keiner
„Nation auf der ganzen Welt, sie mag Namen
„haben wie sie will, jemals zinsbar, oder eini-
„gem Tribut unterworfen gewesen. Es würde
„mich meinen Kopf kosten, wenn der König,
„mein Herr, nur argwohnen könnte, daß ich
„eine Zumuthung, die für die Ehre seiner Na-
„tion so schimpflich ist, nur angehört hätte.

„Wenn ich Deinen Befehlen keine Genüge
„leiste, so drohest Du, daß Du mich belagern
„willst? Gut, ich werde mich wehren als ein
„beherzter Mann; und vielleicht sollst Du inne
„werden, daß ich die Ehre habe, ein Com-
„mando bey der tapfersten unter allen Nationen
„zu führen. Sollte es sich ja durch eine Reihe
„von unglücklichen Vorfällen zutragen, daß ich
„meine Rettungsmittel erschöpfet sähe; so wer-
„de ich auf meinen Schiffen zwar nach Europa

„zurück-

„zurückkehren, aber gewiß nicht eher, als bis
„ich selber Pondichery in Brand gesteckt habe;
„mithin werde ich Dir nichts zurücklassen, als
„einen Haufen Asche und Trümmern. Du
„magst demnach zusehen, ob es klug gethan sey,
„Dich an ein Unternehmen zu wagen, wobey
„weiter nichts zu holen ist, als Schläge. Ue-
„berdieß alles setze ich mein Vertrauen auf den
„Gott des Himmels und der Erden, vor wel-
„chem die mächtigsten Armeen nicht mehr sind,
„als die Spreu, die der Wind empor hebt und
„in die Luft umher streuet„.

Diese entschloßne und männliche Antwort machte den Anführer der Maratten vollends stuzzig; er wußte nicht, zu was er sich entschließen sollte. Wollte er sich an die Belagerung von Pondichery wagen, so lief er damit Gefahr, seiner Armee, und folglich auch der Gelegenheit, Decan zu erobern, verlustig zu gehen; gleichwohl auf der andern Seite, was für eine Schande war es nicht für einen General, der so oft vom Siege gekrönt worden war, daß er nicht das Herz hätte, eine Handvoll Franzosen anzugreifen, die ihm seiner Meynung nach Troz geboten hatten? Was würde ganz Asien sagen, da er wider diese Franzosen schon öffentlich die schrecklichsten Drohungen ausgestoßen hatte, wenn er sich nunmehr bloß durch ihr entschloßnes Betragen verleiten ließe, vor ihnen zu fliehen? Zorn und Unwille behielten demnach die Oberhand über die Furcht vor einem schlechten Er-

folge. Die Belagerung von Pondichery wurde beschlossen.

Trotz des Heldenmuthes ihrer Vertheidiger, konnte es doch fast nicht fehlen, daß diese Stadt von einer Armee von drey mal hundert tausend Mann erobert worden wäre, als auf einmal, wer sollte das glauben? ein unbedeutendes Geschenk von etlichen Flaschen Liqueurs, welche Dumas einem Abgesandten des Badgira gab, das Ungewitter, das sich mit so vielem Sausen und Brausen aufgezogen hatte, wieder zerstreute. So wahr ist es, daß die allerwichtigsten Vorfälle oftmals keine andre Quelle haben, als eine oder die andre sehr geringfügige Veranlassung. Der Barbar, welchen Dumas zum Besitzer dieses Liqueurs gemacht hatte, der für ihn köstlicher war, als Gold und Diamanten, theilte der Favoritinn seines Königs etwas davon mit, indem er ihr zugleich viel Rühmliches von der Freygebigkeit und Großmuth der Franzosen vorsagte. Die Indianerinn, die an diesen Liqueurs einen großen Geschmack fand, setzte ihrem Liebhaber aufs innständigste zu, daß er an Dumas schreiben, und sich Liqueurs von ihm ausbitten sollte. Badgira, der in Sorgen stand, daß er abschlägige Antwort bekommen möchte, bezeigte den äußersten Widerwillen, einen solche Schritt zu thun; endlich aber ließ er sich doch durch die Bitten und Liebkosungen seiner Favoritinn bereden, daß er an den Gouverneur zu Pondichery schrieb, und ihm seinen Wunsch zu erkennen gab. Dumas schickte ihm augenblicklich eine große

Quan-

Quantität, nebst einer Menge andrer Erfrischungen zu. Diese Höflichkeit des französischen Generals machte in dem Herzen des Barbaren, der, wie wir gesehen haben, der Großmuth gar nicht unfähig war, den angenehmsten Eindruck. Er machte dem Gouverneur Dûmas wieder ein Geschenk mit einem prächtigen Serpau (*), und bat sich seine Freundschaft aus. Wenig Tage darnach brach er nach Decan auf.

Die Franzosen erwarben sich durch ihre Aufführung bey diesen verzweifelten Umständen vollends die größte Hochachtung bey allen Indianern. Man sprach daselbst fast von nichts, als von Großmuth dieser wackern Fremdlinge, die sich nicht gescheuet hatten, zur Vertheidigung einer flüchtigen und vertriebenen Familie den fürchterlichsten Gefährlichkeiten die Stirne zu bieten. Der Ruhm der Franzosen gelangte gar bald bis nach Dehly. Nizam wurde davon gerührt. Es nahm daran um desto mehr Antheil, weil ihm Dûmas damit einen sehr angenehmen Dienst erwiesen, daß er der Familie des Daoust-Ali-Chan, der sein Vasall und sein Freund gewesen

(*) Ein sehr weites Kleid von seidnem, mit Golde gewirktem Stoff, der bald mehr, bald weniger reich ist, nachdem es der Rang der Personen, an die man ihn versendet, erfodert; dieß ist aber die vorzüglichste Gnadenbezeigung, die man von dem Mogol, und von den indianischen Königen oder Gouverneurs erhalten kann.

wesen war, eine Freystadt gegeben hatte. Er schrieb an den französischen General, und wünschte ihm Glück. Was aber mehr werth war, als Complimente, so ließ er ihn von dem Kaiser zum Mansoubdar oder Befehlshaber über fünfthalbtausend Pferde, die auf Kosten des königlichen Schatzes unterhalten werden, erheben. Diese Würde ist ansehnlich; sie ertheilt denen, die damit bekleidet sind, mit den Nabobs und Mogolschen Generalen gleichen Rang; sie haben das Recht, verschiedne Gezelte, die von Elephanten getragen werden, viele Pauken, Schalmeyen, Trompeten und andre militarische Instrumente vor sich her führen zu lassen. Noch niemals war ein Europäer in dem Mogolschen Reiche zu einer so erhabnen Ehrenstufe gelanget. Heut zu Tage ist diese Würde bey den Gouverneurs zu Pondichery erblich.

Unterdessen hatten die Maratten den Sitz des Krieges nach Deçan verleget. Sie belagerten bereits die berühmte Stadt Oremgabad, worein sich Nizam's Sohn mit der auserlesensten Mannschaft von seinen Truppen geworfen hatte. Badgira trieb die Belagerung mit Nachdruck; allein so tapfer auch seine Maratten, und so sehr sie zur Strapaze sonst abgehärtet waren, so verstanden sie doch schlechterdings nicht die Kunst, Städte zu erobern. Badgira ward es gar bald überdrüßig, daß seine Angriffe so schlechten Erfolg hatten; er begnügte sich also, den Platz mit einem Theile von seiner Armee enge einzuschließen, und den andern schickte er

auf

auf Streyfereyen in alle benachbarte Provinzen aus, wo sie alles mit Feuer und Schwerdt verheerten. Einige Corps von Maratten drangen bis fünf und zwanzig Meilen von Dehly ins Land, und erregten schon Schrecken in der Hauptstadt. Der einzige Muhammed blieb dabey gelassen. Er sah nicht ohne ein geheimes Vergnügen, wie die Nabobs, die fast alle rebellische und unruhige Köpfe waren, durch die Hände der nämlichen Maratten, welche sie so oft in das Innerste des Reiches herein gelockt hatten, itzt selber gestraft wurden.

Damals gieng das Gerücht, Oremgabad befände sich wegen Mangels an Lebensmitteln im äußersten Elende. Man sollte nicht glauben, was für eine Unruhe in den Gemüthern diese ungegründete Nachricht in der Hauptstadt erregte. Man meynte ganz gewiß, wenn Oremgebad einmal erobert wäre, so würden die Barbaren kommen, Dehly selbst zu belagern, und vielleicht gar die Mogoln in ganz Indien bis auf den Namen auszurotten. Nizam, der es wegen der mancherley Einwendungen, die der Sultan immer machte, bisher nicht hatte dahin bringen können, daß die kaiserlichen Truppen wider die Maratten aufgebrochen wären, sprach nunmehr so laut und nachdrücklich, daß ihn Muhammed endlich, um sich nicht des Verständnisses mit den Feinden verdächtig zu machen, die Erlaubniß ertheilte, die Truppen nach seinem Gutbefinden zu gebrauchen. Der

unum-

unumschränkte Reichsverweser gab also kraft seines Amtes dem Groß-Vizir Befehl, sich aufzumachen, und wider die Barbaren zu fechten; dieser aber, dem der Kaiser die Brücke trat, weigerte sich, Gehorsam zu leisten. Er konnte es dem Nizam nicht vergeben, daß ihm dieser nach allen den schönen Versprechungen, die er ihm zu den Zeiten ihres Bündnisses gethan hatte, gleichwohl an der höchsten Gewalt keinen Theil nehmen lassen. Nizam gerieth über diese Weigerung in große Unruhe; er stand im Begriffe, die Hauptstadt des Königreiches, das er schon für sich fast ganz unabhängig gemacht hatte, zu verlieren, wenn er ihr nicht eilig zu Hülfe käme. Auf der andern Seite hatte er auch nicht das Herz, den Hof zu verlassen, und sich an die Spitze der Armee zu stellen; denn er stand in Furcht, daß man, so bald er im Felde wäre, die Truppen zurück berufen, und Er für seine Person der Willkühr des Feindes mit seinen Haus-Truppen allein, die sich nicht auf völlige zwölf tausend Mann belaufen konnten, preis gegeben werden möchte. Aber Nizam's Glück und Klugheit erlösten ihn auch dießmal von den Maratten, ohne daß er nöthig gehabt hatte, den Degen zu ziehen.

Der Leser hat aus dem Obigen sehen können, daß der Premier-Minister jederzeit geheime Verständnisse mit den Maratten und Patans unterhalten hatte, und daß er es schon ohnedem gewohnt gewesen, diese Völker ins Reich zu

locken, so oft es ihm darum zu thun war, sich fürchterlich zu machen, oder sich von dem Sultan gute Worte geben zu lassen. Die Barbaren hatten sich bey diesen Invasionen erstaunlich bereichert, und Nizam's Name war ihnen dadurch theuer und ehrwürdig geworden. Der alte Omrha, der sich jeden Umstand zu Nutze zu machen wußte, wendete die Hochachtung, welche die Maratten gegen ihn bewiesen, zu seinem Vortheil an, um die Provinzen, welche sie verheerten, damit vom Untergange zu retten. Er schrieb an ihren Anführer Badgira: „er könne von seinem Erstaunen nicht wieder zu „sich selbst kommen, da er sehen müßte, daß „Er wider eine Familie Krieg führte, die mit „seiner eignen Nation jederzeit durch gemein„schaftliches Interesse wäre verbunden gewesen; „wenn Badgira die Dienste, die er Ihm ehe„dem geleistet, ja vergessen haben sollte, so „könnte doch Nizam nicht diejenigen vergessen, „die er seines Theils unter den allergefährlichsten „Umständen von ihm genossen hätte; er wolle „ihm demnach bloß aus Dankbarkeit hiermit „die Warnung geben, wo fern er nicht Decan „aufs eiligste räumte, so würde Er nächstens „von der gesammten Macht der Mogoln um„zingelt werden; die Nabobs wären noch nie„mals so einig unter einander gewesen, wie „itzt; und es gäbe darunter keinen einzigen, der „nicht nach einer Gelegenheit trachtete, sich we„gen der alten und neuen Raubereyen, die Er „in den Ländern des Reiches verübet hätte, an

„Ihm

„Ihm zu rächen: Weil er nun seinen wahren
„Vortheil besser einsähe, als Badgira selbst,
„so habe er bisher noch den Folgen von den
„Drohungen der Mogoln Einhalt gethan; län-
„ger aber würde er sie nicht mehr zurückhalten
„können. Es ist mir nur allzuwohl bekannt„,
fuhr er fort, “daß Dir Muhammed meinen
„Raub versprochen hat, und daß Du hierher
„kommen sollst, den Firman zur Vice-Königs-
„Stelle in Decan aus seinen Händen zu empfan-
„gen: aber denke nur an das Exempel des Ce-
„vagi, und zittre; dieß ist weiter nichts, als
„ein Fallstrick, Dich ins Verderben zu stürzen.
„Die Absicht des blutgierigen Muhammed's
„ist keine andre, als daß wir einer durch des
„andern Hände umkommen sollen. Uebrigens,
„wenn Du jemals tollkühn genug seyn solltest,
„Dich auf den Hof zu Dehly zu verlassen; dürf-
„test Du, falls Du auch der Rache des Sul-
„tans entkämest, dürftest Du wohl hoffen, daß
„Dich die Mogoln, die Dich als eine Geissel
„des Reiches betrachten, das Glück, womit
„man Dich zu verblenden gesucht hat, würden
„ruhig genießen lassen? Ob Du mir nun gleich
„so viel Ursachen gegeben hast, mich mit allem
„Recht über Dich zu beschweren; so siehest Du
„doch itzt, mit was für einer Treue gegen Dich
„ich zu Werke gehe. Genug, wenn Dir das
„Beste Deiner Nation theuer und heilig, wenn
„Dir selber Dein eignes Leben lieb ist; so
„wirst Du in Dein Vaterland umkehren,
„ehe das Ungewitter, das über Deinem Haup-
„te

„te sich aufziehe, zum Ausbruche kommen „kann„.

Dieses Schreiben, welches von den prächtigsten Geschenken begleitet, und zugleich von dem Gerüchte, das damals eben herumgieng, unterstützet wurde, daß alle Truppen des Reiches in Bewegung wären, machte in dem Gemüthe des Barbaren allen den Eindruck, welchen sich Nizam davon versprochen hatte. Die Belagerung von Oremgabad ward aufgehoben; und die Einwohner von Dehly, die gar bald erfuhren, daß Nizam durch seine Unterhandlungen die Maratten aus dem Lande geschafft hatte, betrachteten ihn aufs neue als den Erretter des Staates.

Währender Zeit, daß sich der alte Omrha durch seine Staatsklugheit, und den glücklichen Erfolg seiner Unterhandlungen immer angesehener und ehrwürdiger machte, nahm die Verachtung, die man gegen den Kaiser Muhammed gefaßt hatte, wegen der Gleichgültigkeit, die er gegen das Beste des Staates bey sich verspüren ließ, Tag vor Tag immer mehr überhand. Was ihn aber vollends bey jedermann verhaßt machte, war das Gerücht, welches sich ausbreitete, daß sich die Maratten bloß auf seine heimlichen Veranstaltungen in Bewegung gesetzt hatten, und ins Reich eingefallen waren. Die Flüche und der Abscheu wider den Sultan waren um desto größer, weil die Maratten noch größern Schaden angerichtet hatten, als

die Persianer. Nicht zu gedenken der erstaunlichen Menge von Männern und Weibern, die bey dieser unseligen Invasion durch Schwerdt, Feuer und Hungersnoth ihr Leben eingebüßt hatten, so waren die Mogoln, die der ersten Wut der Barbaren noch entgiengen, nachher gezwungen worden, mit ihren Ueberwindern in die Gebirge und Waldungen zu ziehen, die ihnen zur Freystadt und zum gewöhnlichen Aufenthalte dienen; und daselbst hatten die allermeisten von diesen unglücklichen Leuten vor Kummer und Elend vollends umkommen müssen. Die Halb-Insel diesseits des Ganges-Stromes, welches die schönste und reichste Gegend in Indien ist, war so entsetzlich verwüstet worden, daß sie sich vielleicht binnen hundert Jahren nicht hätte wieder erholen können, wenn nicht das Land so sehr fruchtbar und ergiebig wäre, und so viele Manufacturen hätte, welche den Handel von allen Nationen des Erdbodens dahin ziehen. Man hat angemerkt, daß diese Maratten eben so viel an Golde, an Silber, an Edelgesteinen und andern kostbaren Effecten weggeschleppt haben, als die Persianer bey ihrer Invasion aus Dehly, und den mitternächtigen Provinzen des Reiches weggenommen hatten.

Auf solche Art war dann dieses Reich, das vor diesem unter dem Kaiser Orangzeb so fürchterlich gewesen war, unter den Händen seines Urenkels, ein Raub und ein Ball zum Spiele seiner Nachbarn geworden. Die Nabobs,

welche

welche die allgemeine Erbitterung der Gemüther gegen den unwürdigen Thron-Erben so vieler großen Könige mit ansahen, machten sich dieselbe zu Nutze, um den Grund zu ihrer eignen Unabhängigkeit, den sie in ihren Statthalterschaften bereits gelegt hatten, desto fester und dauerhafter zu machen. Was man sich aber schwerlich wird vorstellen können, so bezeigte sich Muhammed, dem nichts so lieb und so heilig war, als sein Vergnügen und seine Wollust, dabey auf eine so schlechte Art, daß er gleichsam seine Einwilligung zu der Revolution gab, durch welche das Kaiserthum der Mogoln aus einem despotischen, wie es bisher gewesen war, ein Lehns-Reich wurde. Solchergestalt wurden, gegen einen jährlichen Tribut, und ein Contingent an Truppen, welches man für alle und jede Nababien einmal für allemal festsetzte, die Statthalter, unter dem Titel von Sklaven des Kaisers, den sie immerfort beybehielten, doch wirklich unumschränkte Herren. Sie genossen das Recht über Leben und Tod bey den Völkern, die unter ihnen standen; so wie das Recht, Truppen anzuwerben, und Kriege zu führen. Die mächtigsten unter ihnen ließen sich Soubas oder Könige nennen; und dieß nicht ohne Ursache, weil sie wirklich indianische regierende Herren unter ihren Lehnsmännern zählten. Die Soubas möchten wohl als unmittelbare Vasallen der Krone zu betrachten seyn; die besondern Statthalter, welche man Soubdaris oder Faussedars nennt, hängen von ihnen ab; den Tribut,

zu dem sie verpflichtet sind, liefern sie an die Schatzkammer des Souba; ihm stellen sie auch das Contingent an Truppen, wozu sie angesetzt sind; diese Verbindlichkeit aber abgerechnet, genießen sie in ihrem District ebenfalls einer unumschränkten Gewalt, und ihre Statthalterschaften lassen sich als mittelbare Reichslehen betrachten. Mithin hat die Mogolsche Macht in Indien gewisser Maaßen eine Aehnlichkeit mit dem Staatskörper des Deutschen Reichs. Der Sultan ist, wie der Deutsche Kaiser, mehr das Oberhaupt, als der unumschränkte Herr des Reichs. Die Nabobs sind ungefähr, wie die Churfürsten und andre Fürsten im Reiche; sie sind, wie diese, verbunden, ein Contingent an Truppen und Gelde zu liefern, wovon sie sich auch, so oft sie nur können, frey zu machen suchen, und üben in ihren besondern Staaten so gut wie diese, eine unumschränkte und militarische Gewalt aus. Der ganze Unterschied, der sich dabey findet, besteht darinnen, daß diese hohen Posten in Deutschland erblich sind, welches sie in Indien bisher noch nicht geworden. Die Mogolschen Könige, die gar wohl einsehen, daß ihre Gewalt und ihr Ansehen den letzten tödtlichen Stoß bekommen würde, so bald sie die Statthalterschaften erblich werden ließen, bewilligen den Kindern dererjenigen, welche dieselben besessen haben, den Firman oder die Bestallung dazu nicht anders, als mit äußerster Schwierigkeit. Uebrigens geschieht es freylich eigentlich nicht aus Ehrerbietung, daß man sich

an

an sie wendet, um dergleichen Gnadenbezeigungen bey ihnen auszuwirken, sondern es geschieht aus Furcht, daß die Kaiser die Belehnung über diese Staaten an andre Herren verkaufen möchten, die so viel Macht hätten, daß sie dieselbe aus eignen Kräften gültig machen könnten.

Der Mogolsche Kaiser ist heut zu Tage ein bloßes Schattenbild von einem unumschränkten Herrn, dem man nicht eher ein gutes Wort giebt, als wenn man seiner benöthiget zu seyn meynt. In der That hat er auch nicht mehr Gewalt, als ihm die Vice-Könige und Statthalter lassen wollen. Er hat fast gar keine festgesetzten Einkünfte, gar keine Armeen mehr, die unter seinen Befehlen stünden. Denn da die Tribute, denen die Rajas und die Soubas, die Faussedars und die Nabobs unterworfen sind, erst durch die Hände der Soubas gehen sollen; so gelangen sie fast niemals bis in den Kaiserlichen Schatz. Die Soubas finden jederzeit Mittel, dieselben zurückzubehalten. Setzt man ihnen nun zu heftig zu, drohet man ihnen, fodert man sie vor, daß sie in Dehly erscheinen, und von ihrer Aufführung Rechenschaft geben sollen; so lachen sie über die Befehle des Hofes, und locken die Patans und die Maratten ins Reich. Beruft sie der Kaiser zurück, oder verbannt er sie ins Elend; so schreiten sie zum öffentlichen Aufruhr. Ja, die Weichlichkeit der Sultans geht so weit, wenn derjenige, den sie an die Stelle des Rebellen ernannt haben, in dem Un-

ternehmen, seinen Vorgänger zu verdrängen, unglücklich ist, daß sie ihn selber verläugnen, und dem Sieger aufs eiligste den Firman zuschik-ken, um doch wenigstens noch einen Schatten von ihrer Obermacht zu behaupten. Auf solche Weise giebt es dann unaufhörliche Empörungen, Nachstellungen, bürgerliche Kriege und eine ewige Anarchie; und auf diese Weise ist der Ruhm und das Ansehen dieses so weit ausgebreiteten Reiches verschwunden.

Muhammed hatte den Schmerz, seine Macht zu überleben; er mußte noch sehen, daß ihm verächtliche Sklaven, die, so zu sagen, seines Gleichen geworden waren, endlich Troß bieten und Hohn sprechen durften. Sein unmittelbares Gebiet erstreckte sich fast weiter nicht, als über Agra und Dehly. So oft er die Feinde des Staats aus dem Lande zu schlagen hatte, sah er sich gezwungen, bey seinen stolzen Vasallen um Hülfe zu betteln, welche sie ihm zuweilen gar abschlugen.

So unempfindlich nun **Muhammed** auch war, so konnte er doch nicht ohne Schauder überlegen, von was für einer Stufe der Hoheit er herab gesunken sey. Er betrachtete den **Nizam** mit Recht als den einzigen Urheber aller seiner Unglücksfälle und Demüthigungen; und sein Haß wider ihn war der tödtlichste. Er hatte ihn aus Schwachheit bisher in seinem Herzen vergraben, aus Scheu vor dem König in Persien, dessen Zorn er sich nicht auf den Hals laden wollte.

Aber

Aber er hatte nicht so bald die Nachricht erhalten, daß dieser Usurpator, der die Menschheit so lange Jahre unter der Last seines Hochmuths und seiner Raubereyen seufzen gemacht, endlich seine Missethaten mit einem blutigen Tode gebüßt hätte; so dachte er auch auf Mittel, sich an dem Verräther Nizam zu rächen.

Dieser Mann war indessen fast eben so mächtig, als Muhammed selbst; er hatte beständig eine zahlreiche Mannschaft von Persianern und Tatarn um sich, und entgieng daher ohne Schwierigkeit den Folgen von dem Hasse seines Königs. Weil er sich aber doch am Ende eines verzweifelten Unternehmens von Seiten seiner gewärtig seyn mußte; so faßte er den Entschluß, sich in seine Statthalterschaft zu verfügen. Ehe er jedoch dahin abreiste, beschloß er, seinen Missethaten durch das erschrecklichste Unternehmen vollends die Krone aufzusetzen.

Er ließ die vornehmsten Omrhas, die ihm allesammt ergeben waren, zu sich kommen, und nachdem er sich ihrer Verschwiegenheit durch die schrecklichsten Eidschwüre versichert hatte, hielt er folgende Rede an sie:

“ Der Sultan sieht uns schon seit langer „Zeit mit gehäßigen Augen voller Wut an. „Die Macht, zu der wir uns durch unsre Herz„haftigkeit aufgeschwungen haben, ist ihm ver„dächtig und verhaßt; er sucht uns selbige, und „mit ihr zugleich das Leben zu nehmen. Es „giebt unter uns keinen einzigen, dem er nicht

„ingeheim Fallstricke gelegt hätte. Wem ist
„wohl unbekannt, daß er den Badgira einge-
„laden hat, sich in Dehly einzufinden, bloß in
„der Absicht, uns durch diesen Barbaren er-
„würgen zu lassen? Wenn wir seinen Strei-
„chen noch entgangen sind; so ist es bloß durch den
„Argwohn geschehen, den ich in dem Gemüthe
„des Maratten zu erregen gewußt habe, daß
„er den Muth verlor, dem Tyrannen dieser
„Gegenden zu trauen. Es ist Zeit, ihr be-
„rühmten und angesehenen Omrhas, daß wir
„unserm Untergange durch den Tod unsers Fein-
„des zuvorkommen. Was ist aus dem Ruhm
„und der Macht der blühendsten Monarchie in
„Asien wohl geworden, seit dem er zur ewigen
„Schande des Mogolschen Namens regiert?
„Das Reich hat barbarischen Nationen offen
„gestanden, die es verwüstet haben; doch was
„soll ich sagen? hat Er sie nicht selber ins Reich
„gelockt? Wenn die schönsten Provinzen noch
„itzt von dem Blute ihrer unglücklichen Ein-
„wohner rauchen; so ist Er es, der dasselbe
„durch die Hände der Maratten vergossen hat.
„Wenn die meisten Städte auf der Halb-Insel
„diesseits des Ganges-Stromes heut zu Tage
„weiter nichts mehr sind, als ein bloßer Aschen-
„und Steinhaufen; so war Er es, der die Fak-
„kel der Mordbrenner anzündete, welche die-
„selben verzehret hat. Wenn die Hauptstadt
„des Reiches in die Hände der Persianer gefal-
„len ist; so war seine Feigherzigkeit Ursache,
„daß wir unter ihnen erlagen. Was aber am
„mei-

„meisten zu beklagen ist, so sind die Mogoln,
„dieses vormals so stolze und so beherzte Volk,
„durch Muhammed's ansteckendes Exempel
„verdorben worden; sie haben ihren Helden-
„muth, ihre Tugenden, und ihre guten Sitten
„verloren. O! lasset uns alles Unglück des
„Vaterlandes endlich einmal an dem Urheber
„seiner Schande, und aller seiner erlittenen Wi-
„derwärtigkeiten ahnden.

„Allein es ist nicht genug, daß wir uns dieses
„Unterdrückers des Staats entledigen; in seinen
„Untergang müssen auch alle, die seinen Tod
„rächen könnten, mitverwickelt, und mit ihm
„in denselben begraben werden. Insonderheit
„darf sein Sohn Amet-Schach unsrer gerech-
„ten Wut nicht entkommen. Lasset uns unsre
„Hände unbereut in dem Blute dieses Geschlech-
„tes von Tyrannen baden, welches ganz Indien
„so lange schon mit der Last seines Hochmuthes
„erdrücket. Mit was für einer Menge Ver-
„brechen hat es sich nicht besudelt, seitdem es
„sich dieser anmuthigen Gegenden bemeistert
„hat? Was für Ströme von Blut hat es
„nicht vergossen? Der berühmteste unter die-
„sen Straßenräubern, Orangzeb, hat seinen
„Vater und seine Brüder ums Leben gebracht; und
„wer könnte die Menge von Schlachtopfern, die
„er seiner Ehrsucht brachte, wohl alle herzäh-
„len? Seitdem aber dieses Ungeheuer nicht
„mehr am Leben ist, wie viel Missethaten hat
„nicht seine unwürdige Nachkommenschaft be-
„gangen! Brüder sind von Brüdern erwür-

„get, Könige von den Prinzen ihres eignen „Hauses ermordet worden; der Thron ist be„ständig mit Blute gefärbt, und von Treulo„sigkeit und Verrätherey umgeben gewesen. „Wie vielen Muselmännern haben nicht diese „Revolutionen das Leben gekostet! Und was „für Erfolg haben sie denn gehabt? Sie ha„ben den nichtswürdigsten unter allen Men„schen auf den Thron erhoben; einen Prinzen, „der seine Laster und seine Schande durch keine „einzige Tugend wieder gut machen könnte. „Lasset uns dazu thun, daß wir die Erde von „ihm befreyen, und einem unter uns die Krone „aufs Haupt setzen. Unter dessen Regierung „wollen wir dem Reiche seinen verlornen Glanz „wiedergeben, und wollen im Frieden und ohne „ängstliche Sorgen in den Provinzen regieren, „die wir unter unsre Botmäßigkeit zu bringen ge„wußt haben„.

Diese Rede wurde von allen diesen Bösewichtern mit unglaublichem Beyfall aufgenommen; es war auch nicht ein einziger unter ihnen, der zum Besten seines Fürsten den Weg der Gerechtigkeit und Menschenliebe eingeschlagen hätte. Jedweder eilte nur, die Mittel in Vorschlag zu bringen, die er zur glücklichen Ausführung des beschlossenen Königsmordes für die sichersten hielt.

Nachdem sie Nizam alle zusammen angehört hatte, verwarf er sie, und machte der Versammlung den Entwurf bekannt, den er

sich

sich schon lange ausgedacht hatte. Wenn sie mit ihrem Vorhaben, sagte er, am leichtesten zum Zwecke kommen wollten; so müßten sie die Barbaren zu bereden suchen, daß sie mit ihrer gesammten Macht einen Einfall ins Reich thäten. So bald das Kriegsfeuer nun würde ausgebrochen seyn, müßte man die Völker aufwiegeln, daß sie laut und öffentlich darauf drängen, der Kaiser solle sich selbst, nebst seinem Sohne, zur Vertheidigung des Staats an die Spitze der Armee stellen; und dann wäre es leicht dahin einzuleiten, daß sie beiderseits im Treffen bleiben müßten, ohne daß irgend jemand sie beschuldigen könnte, als hätten sie Theil an ihrem Tode. Wollte sich Muhammed aus Feigherzigkeit ja noch weigern, selber einen Feldzug zu thun; so müßte man, es möchte auch kosten, was es wollte, wenigstens darauf dringen, daß sein Sohn, der vor Begierde, seinen Heldenmuth zu zeigen, schon brennte, die Armee commandiren sollte; dann könnte man ihn und seine Truppen der Willkühr der Barbaren preis geben, und zu gleicher Zeit den Kaiser Muhammed in Dehly erwürgen. Und alsdann dürfte man nur die Nachricht aussprengen, er habe sich selbst ein Leides gethan, weil ihm der Tod seines Sohnes, und der Verlust des Treffens so nahe gegangen wäre. Bey diesem Anschlage ließ man es auch bewenden. Nizam reiste auf der Stelle nach Oremgabad ab; und kaum war er daselbst angelangt, so wendete er alle seine Geschicklichkeit

an,

an, die Patans aufzuwiegeln. Dieses nach Krieg und Beute begierige Volk ließ sich auch von Nizam nicht lange bitten und nöthigen; es brachte gar bald eine Armee von zweymal hundert tausend Mann zusammen, welche gerades Weges nach Dehly marschirte, indem sie unterwegens alles mit Feuer und Schwerdt verheerte.

Kaum hatte sich das Gerücht in Dehly ausgebreitet, daß eine Armee von Barbaren anrückte, als Bestürzung und Unruhe auf einmal daselbst allgemein wurden. Man erinnerte sich mit Schmerzen der Widerwärtigkeiten, die man zehn Jahre vorher von den Persianern erduldet hatte; man befürchtete eine noch schlimmere Begegnung von Seiten der Patans, einer grausamen und unbändigen Nation, die den Mogoln unversöhnlich feind war. Man wußte, daß unter den Großen keine Ehrfurcht vor dem Kaiser, keine Eintracht, keine Verbindung, kein Eifer fürs Vaterland statt fand. Das Volk, welches fast jederzeit wider sein wahres Bestes denkt und handelt, verlangte mit grossem Geschrey nach dem Nizam, dessen Ansehen und an Hülfsmitteln fruchtbares Genie den Staat unter diesen traurigen Umständen vielleicht noch am ersten retten könnte. Man sieht hieraus, wie weit dasselbe entfernt war, zu glauben, daß der heuchlerische Omrha der Urheber von den allgemeinen Unglücksfällen, und insonderheit von der neuen Invasion der Patans gewesen wäre.

Unter-

Unterdessen eilte Muhammed, der über die herannahende Gefahr heftiger erschrak, als irgend jemand, einen Dorban zusammen zu berufen, um über die schicklichsten Maaßregeln zu rathschlagen, wie der Feind zurückzuschlagen sey. Die Prinzen, die Omrhas, die indianischen Könige, alle Männer vom ersten Range, die bey Hofe sich aufhielten, fanden sich dazu ein. Muhammed erschien auf einem goldnen Throne mit eben dem Prunk, wie seine Vorgänger; das war auch fast alles, was er von seiner ehemaligen unumschränkten Gewalt noch übrig hatte. Nachdem er die Versammlung mit wenig Worten von der Invasion der Barbaren, von ihrer Stärke, und von ihren Drohungen benachrichtiget hatte, ermahnte er die Anwesenden, daß sie mit ihm gemeinschaftlich zu Werke gehen möchten, um den alten Feind des Mogolschen Namens aus den Ländern des Reichs zu jagen. "Außer mir haben überdieß„, fuhr der Sultan fort, "alle meine Unterthanen „ihre Augen auf euch gerichtet; in dieser an„sehnlichen Versammlung suchen sie ihre Erret„ter. Zweifelsohne findet sich unter uns keiner, „der nicht bereit wäre, sein Blut für das Va„terland zu vergießen. So mögen denn alle, „die auf den unsterblichen Ruhm, Rächer des „Reichs zu seyn, Anspruch machen, zu meinem „Throne herzutreten, und aus meiner Hand die„sen Betel empfangen, nicht so wohl als ein „Merkmaal meiner Gnade und Achtung, son„dern vielmehr als das Pfand des Sieges„.

Bey den Worten hält er innen, um zu sehen, was für eine Wirkung seine Rede gethan habe; allein, statt daß man die Einladung des Fürsten hätte annehmen sollen, so beobachteten vielmehr alle diejenigen, so die Versammlung ausmachten, ein finstres und tiefes Stillschweigen. Unter einer so ansehnlichen Menge von Leuten, die von den Wohlthaten ihres Beherrschers reich geworden waren, fand sich auch nicht ein einziger, der so viel Muth und Erkenntlichkeit in sich gespürt hätte, sein Leben zu dem Besten desselben in Gefahr zu setzen. Der Sultan Amet-Schach, der erst achtzehn Jahr alt war, ärgerte sich, den Thron von lauter Nichtswürdigen und Verräthern umringet zu sehen; er stand auf, und trat auf den Kaiser zu, um aus seinen Händen den Betel zu empfangen; aber der Kaiser erschrak, und war über die Entschließung seines Sohnes so bestürzt, daß er Bedenken trug, ihm denselben zu geben. "O! „mein Sohn„, rufte Muhammed mit thränenden Augen aus, "ich freue mich über Deine „Treue und edelmüthige Denkungsart; aber „ich kann meine Einwilligung zu Deiner Abrei„se nicht geben. Könnte ich wohl das Schick„sal des Reiches Deinen jungen Händen anver„trauen? Könnte ich wohl das theuerste Haupt „im Staat, den Erben der Krone, den Ge„fährlichkeiten des Krieges bloßstellen, wenn „unterdessen so viele Generale, die bloß von „meinem Solde leben, sich in ihrem Serrail „einschließen? Nein, Du sollst nicht reisen„.

In

In eben dem Augenblicke wurde der Kaiser durch ein Geschrey unterbrochen, welches sich aus dem ganzen Saal erhob: "Er mag nur „marschiren; es kömmt ihm zu, das Reich, „das Er erben soll, zu vertheidigen; Er hat „sich dazu angeboten, er muß also marschiren„.

Der junge Amet-Schach kam der Absicht dieser Aufrührer aufs beste zu statten; er warf sich dem Kaiser zu Füßen, und beschwur ihn so innständig, er möchte ihn doch seiner Herzhaftigkeit, und seinem Glück überlassen, daß Muhammed endlich über das Geschrey und den ungestümen Lärmen der Omrhas in Furcht gerieth, und dem Prinzen mit Zittern den Betel überreichte; worauf er sich auch voller Unruhe, Angst, und trauriger Ahndungen so gleich hinweg begab. Also triumphirten die Großen, die an der Verschwörung Nitzam's Theil nahmen.

Eine Armee zusammen zu bekommen, fand der Kaiser so große Schwierigkeiten gar nicht; vielmehr wollte jeder der erste seyn, der ihm Truppen anböte. Die Verschwornen thaten sich hierinnen vor allen andern hervor, und binnen kurzem befand sich Amet-Schach an der Spitze einer Armee von drey mal hundert tausend Mann, mit welcher er gegen den Feind aufbrach. Die Verschwornen theilten sich; die vornehmsten blieben zu Dehly, in der Absicht, ihre Hände in das Blut des Vaters zu tauchen; und die andern folgten dem Sohn auf seinem Feldzuge; nachdem sie sich durch die schrecklich-

sten Eidschwüre verbunden hatten, ihn entweder heimlich zu ermorden, oder dem Feind in die Hände zu spielen. Man hatte es so verabredet, daß beiderley Mordthaten ungefähr zu gleicher Zeit sollten ins Werk gerichtet werden.

Amier-Schach, von dem man hätte meynen sollen, er würde unter der Last erliegen, die er sich auf den Hals geladen, indem er das Commando über die Armee übernommen hatte, führte unterdessen sein Amt mit mehr Geschicklichkeit und Klugheit, als man von seinen jungen Jahren zu erwarten berechtiget war. Er bezeigte sich bey diesem Feldzuge, der jedoch nicht lange dauerte, überaus geschäfftig, wachsam, unermüdet, liebreich, großmüthig, freygebig, leutselig, und ungemein aufmerksam auf die Bedürfnisse des Soldaten so wohl, als des Officiers. Durch diese guten Eigenschaften erwarb er sich die Liebe und Hochachtung der ganzen Armee. Selbst verschiedne von den Verschwornen konnten von so vielen Tugenden und Annehmlichkeiten nicht selbst Augenzeugen seyn, ohne über das tragische Schicksal, das man einem jungen Prinzen, der der Sohn von so vielen Königen und Kaisern war, zugedacht hatte, vom Mitleiden gerührt zu werden. Von dem Mitleiden giengen sie gar bald zur Reue über. Sie empfanden einen Abscheu vor dem Gedanken, das Blut eines Sultans zu vergießen, der sich ein Vergnügen daraus machte, sie Tag vor Tag mit Liebkosungen und Geschenken zu überhäufen. An statt also die Befehle zu vollziehen, die ihnen

nen eine Handvoll Bösewichter ertheilet hatten, benachrichtigten sie den Prinzen Amet-Schach von ihrem Auftrage. Er ließ auf der Stelle die Meuchelmörder, die sich in seinem Lager verborgen gehalten hatten, in Verhaft nehmen, und sie vor den Augen, und mit Beyfall der ganzen Armee hinrichten. So dann gieng er gerades Weges auf den Feind los, und trug einen vollkommnen Sieg über ihn davon.

Während der Zeit meynten die Oberhäupter der Verschwornen, dieß heißt, alle Großen bey Hofe, die blutgierigen Befehle, die sie ihren Mitschuldigen ertheilet hatten, würden nunmehr wohl vollzogen, und Amet-Schach ums Leben gebracht seyn, und fiengen unter der Hand an, in Dehly die Nachricht auszustreuen, es wäre ein Haupttreffen vorgefallen, worinnen der Prinz getödtet, und die kaiserliche Armee aufs Haupt geschlagen sey. Auf dieses Gerücht, welches in der Stadt eine allgemeine Bestürzung erregte, verfügen sie sich nach dem Palast, als ob sie dem Kaiser Trost zusprechen, und sich bey diesen traurigen Conjuncturen seine Befehle ausbitten wollten. Aber kaum werden sie vor den Muhammed eingelassen, so springt die ganze Bande von Bösewichtern, (es waren ihrer zwey und zwanzig an der Zahl,) wie Unsinnige auf den Prinzen zu, erdrosseln ihn mit einer unerhörten Unmenschlichkeit eigenhändig, und werfen seinen Leichnam zu den Fenstern hinaus. Nach Vollendung dieser entsetzlichen Frevelthat zerstreuen sich diese Königsmörder in der Stadt,

und breiten mit allen ersinnlichen Merkmaalen der Betrübniß und Bestürzung die falsche Nachricht aus: Der Kaiser sey über die traurige Zeitung von dem Verluste seines Sohnes und der Armee, in einen solchen Anfall der Verzweiflung gerathen, daß er sich aus seinem Zimmer zum Fenster herab gestürzet hätte. So jämmerlich kam durch die Hände der nämlichen Hofleute, denen er seine Schätze und sein Ansehen überlassen hatte, der Sultan Muhammed-Schach ums Leben; ein Prinz, der wegen der Unglücksfälle ewig unvergeßlich seyn wird, denen er während einer dreyßigjährigen, und zwar der allerunglückseligsten Regierung, deren in den Jahrbüchern des Reiches der Mogoln Erwähnung geschicht, zum Raube gedient hatte.

Der Prinz Amet-Schach kam als Sieger, und mit Lorbeern bedecket nach Dehly zurück; aber wie groß war sein Schmerz, als ihm auf seinem Wege das traurige Schicksal seines Vaters zu Ohren kam! Umsonst versicherte man ihn, der Kaiser habe sich selber sein Leben abgekürzt, er konnte dieser Nachricht keinen Glauben beymessen: und da ihm die äußerste Lebensgefahr, der er selbst noch mit Mühe entgangen war, wiederum beyfiel; so zweifelte er keinen Augenblick, es würden die nämlichen Bösewichter, die dem Sohne das Leben hatten entreißen wollen, unfehlbar an dem Tode des Vaters schuld seyn. Seine Vermuthungen wurden zur Gewißheit; das Verbrechen kam aus, und er erfuhr mit Entsetzen und Abscheu alle einzelnen

zelnen Umstände von der Verschwörung, sammt der Anzahl und dem Stande der Verschwornen. Zugleich meldete man ihm, diese Bösewichter wären willens, ihn ebenfalls zu erwürgen, und zugleich die ganze Nachkommenschaft Tamerlan's auszurotten. Ob sich nun gleich Amet-Schach nach nichts so sehr sehnte, als nach der grausamsten Rache; so war er doch noch so weit Herr über sich selbst, daß er die heftigen Ausbrüche seiner Wut bey sich behielt. Hätte er sich in Dehly als König, und als ein aufgebrachter Sohn angestellt; so würde er mit den mächtigsten Männern im Reiche zu kämpfen gehabt haben, und an statt sich zu rächen, vielleicht haben unterliegen müssen. Weit gefehlt also, daß er seine Absichten hätte sollen blicken lassen, so weigerte er sich so gar, sich als Erbe des Kaiserthums zu betragen; er zerriß seine Kleider, und legte die Kleidung eines Fakirs an. Und damit kein Mensch in die neue Lebensart, die er erwählet hatte, einen Zweifel setzen könnte; so ließ er die Armee zusammen kommen, trat vor dieselbe mit bleichem, entstelltem, in Thränen schwimmendem Gesicht, und mit groben Tuchkleidern bedeckt, und that die Erklärung: "er sey von den Unglücksfällen, die er vom „Frühlinge seines Lebens an bereits erfahren „hätte, ganz niedergeschlagen: und da er die „Kräfte nicht in sich spürte, die Last von Wi„derwärtigkeiten auszuhalten, welche ihm auf „einem Throne droheten, der überall mit Klip„pen umgeben wäre; so wollte er hiermit dem

„Reiche seiner Vorfahren entsaget haben; er wä-
„re willens, die traurigen Tage, die ihm der
„Himmel in seinem Zorne zugezählt hätte, in der
„Einsamkeit und in einem bußfertigen Leben zu
„begraben; und itzt wäre er im Begriffe, nach
„Dehly zu gehen, einzig und allein um die Kro-
„ne niederzulegen, und sie selber demjenigen un-
„ter den Großen aufs Haupt zu setzen, den seine
„Unterthanen derselben am meisten für würdig
„erkennen würden„.

Dieser Entschluß des Prinzen Amet-Schach wurde gar bald in der Hauptstadt bekannt, und erregte daselbst viele Verwunderung. Das Volk konnte sich nicht enthalten, ein solches Opfer an einem Prinzen von achtzehn Jahren, der noch dazu von dem Siege gekrönt worden war, zu bewundern. Den Großen kam dieser Anschlag grillenhaft, abentheuerlich, einer großen Seele, und des Erretters eines Staats unwürdig vor; was aber dabey am erstaunlichsten ist, so ließ sich kein Mensch einfallen, an der Realität eines so außerordentlichen Vorhabens zu zweifeln. Daher ließen sich auch die Verschwornen von selbigem Augenblick an nicht mehr in den Sinn kommen, einem Prinzen, der sich selbst mit so guter Art vom Throne lossagte, das Leben zu nehmen; und ein jeder von ihnen schien itzt bloß darauf bedacht zu seyn, wie er zu der Stelle gelangen wollte, die der Prinz ledig ließe.

So bald man gehöret hatte, daß er vor den Thoren von Dehly angelangt wäre, verfügten

sich

sich die Großen haufenweise zu ihm. Amet-Schach empfieng sie in seinem Zelte mit einem so veränderten und abgefallenen Gesichte, daß sie ihn kaum wieder erkennen konnten. Als sich die Omrhas vor ihm niederwerfen, und ihm die Ehrenbezeigungen erweisen wollten, in deren Besitze die gekrönten Häupter sind: "Nein, „nein„, redete er sie mit schwacher, und von Seufzern und Schluchzen unterbrochner Stimme an, "solche Ehrenbezeigungen, und solche „Huldigungen gebühren einem Fakir nicht. „Sparet sie für denjenigen, den der Himmel „zu eurem Könige bestimmt; ich begebe mich „freywillig eines Thrones, der mit lauter Ab- „gründen umgeben ist. Einer von euch soll „mein Erbe in Besitz nehmen; ich opfre es ihm „mit Freuden auf. In den Palast, der von „dem Ruhme meiner Ahnen voll ist, will ich „noch einmal zurückkehren, einzig und allein um „den Trost zu haben, daß ich diejenige umar- „me, der ich das Leben zu danken habe; und „dann soll in der Welt für mich alles aus seyn. „Ich werde nach einem oder dem andern von „euch künftige Nacht hinschicken; er kann sich „also bereit halten, das Reichssiegel aus mei- „nen Händen zu empfangen, und an statt mei- „ner regieren. Und ach! möchte er doch eine „beglücktere Regierung führen, als mein un- „glücklicher Vater! Ich meines Theils werde „mich in der Einsamkeit, welcher ich mich wid- „men will, keiner Sorge weiter annehmen, als „daß ich den Ewigen um seine Gnade für die-

„sen Staat anflehe, der so lange von meinen
„ehrwürdigen Vorfahren beherrschet worden
„ist„.

Auf diese Worte begeben sich die Omrhas voll guter Hoffnung hinweg; denn es war keiner unter diesen Mördern, der sich nicht geschmeichelt hätte, daß die Wahl des Prinzen auf ihn fallen würde. An statt also den Anschlag auszuführen, den sie vorher gefaßt hatten, sich den Sohn so wohl, als den Vater vom Halse zu schaffen, waren sie in ihren Gedanken bloß mit dem glücklichen Augenblicke beschäfftiget, da sie auf dem Throne Tamerlan's sitzen sollten; indessen waren sie von Freuden und Ehrsucht berauscht, und beflügelten in ihren Wünschen und in ihrer Ungeduld die Stunde, zu welcher sie nach dem Palaste sollten gerufen werden. Amet-Schach traf aber immittelst die Anstalten zu ihrer Hinrichtung, dem verdienten Lohne für ihren Königsmord. In zwey und zwanzig Zimmer des Palastes, die er zu Wahlplätzen seiner Rache bestimmte, stellte er ein Paar Henker, mit dem Befehle, den Omrha, der währender Nacht hineintreten würde, zu erdrosseln. Diese Anstalten alle traf der Prinz mit so vieler Vorsicht und Verschwiegenheit, daß sich, außer einer kleinen Anzahl von getreuen Leuten, kein Mensch im Palaste des abscheulichen Auftrittes versah, der darinnen vorgehen sollte.

Um die Mitternacht holte man den Premier-Minister im Namen des Prinzen nach dem Pa-
last.

last. Er eilt triumphirend herbey, und meynt schon in dem Besitze des Thrones zu seyn. Man führte ihn in ein Zimmer, wo er an statt einer Krone, ein Paar Henker fand, die ihn erdrosselten. Den ein und zwanzig übrigen vornehmsten Verschwornen wiederfuhr bald darauf, in lauter abgesonderten Stuben, ein gleiches Schicksal: Und auf solche Art sah sich der neue Kaiser, durch seine Klugheit und seinen Muth, binnen weniger als zwo Stunden, von seinen grausamsten Feinden befreyet.

So bald die Vollstreckung des Urtheils geschehen war, legte man die Leichname dieser Missethäter vor den Thoren des Palastes öffentlich hin. Das Volk entsetzte sich über diesen Anblick, weil es die vornehmsten Männer im Reiche waren, und man ihr Verbrechen noch nicht wußte. Da es aber bald darauf bekannt wurde, daß sie sich der abscheulichsten Verschwörung wider das kaiserliche Haus schuldig gemacht hatten; so gab das Volk der Gerechtigkeit des Sultans Beyfall, und hielt nur die Strafe dieser Bösewichter noch für zu gelinde.

Amet-Schach, den man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, zu bekennen, daß er sich unter solchen gefährlichen Umständen als ein großer Mann verhalten habe, verfügte sich indessen, so bald es Morgen geworden war, in dem völligen Glanze der unumschränkten Gewalt nach dem großen Audienz-Saale. Hier stieg er auf den Thron, und erzählte der Versamm-

lung, welche aus den vornehmsten Bürgern von Dehly bestand, die Verschwörung der Omrhas ordentlich und mit vielem Anstande; wie sie nämlich den Anschlag gefaßt hätten, die Familie Tamerlan's auszurotten, und das Reich zu zerstücken. Er bewies, daß sie es gewesen wären, welche die Patans ins Reich gerufen hatten; er berichtete, in was für einer Gefahr von Seiten dieser Leute er selber bey dem Feldzuge geschwebet, den er unlängst mit so viel Ehre und Glücke geendigt hätte. Sodann kam er auf den Königsmord, den sie an der Person des vorigen Kaisers begangen hatten, und der für die meisten von seinen Zuhörern noch ein Geheimniß war. Da er nun die besondern Umstände bey diesem abscheulichen Unternehmen erzählte, und unter andern auf die Unmenschlichkeit zu reden kam, womit diese Ungeheuer ihre verruchten Hände an die geheiligte Person ihres Königs gelegt hatten; so veränderte sich seine Stimme dabey, und die Thränen, die er in Menge zu vergießen anfieng, hinderten ihn fortzufahren. Die ganze Versammlung, die vor Entsetzen und Abscheu außer sich war, brach in lautes Geschrey und Schluchzen aus. Endlich erholte sich der Kaiser wieder, daß er seine Anrede fortsetzen konnte. Er erzählte ihnen demnach, zu was für unanständigen Kunstgriffen er gezwungen gewesen wäre, sich herabzulassen, um sein Leben vor der Wut der Verschwornen in Sicherheit zu setzen, und zugleich seine Rache so wohl, als die öffentliche Ruhe zu sichern: "Und so,, fuhr der

junge

junge Prinz mit männlicher Entschlossenheit fort, " so soll es allen denen ergehen, die sich erküh„nen, in die strafbaren Fußstapfen solcher Bö„sewichter zu treten. Es ist Zeit, daß das „Reich endlich einmal wieder ruhig werde, nach„dem es durch die Intriguen, durch die Ehr„sucht und Verwägenheit einer kleinen Anzahl „von unruhigen Köpfen lange genug verheert „worden ist. Von heute an füge sich ein jeder „wieder in die Ordnung, und kehre zu seiner „Pflicht zurück. Und ihr, getreue Bürger, die „ihr euren Ruhm in der Ehrerbietung „und dem Gehorsam suchet, welche ihr der re„gierenden Obermacht schuldig seyd, unterstützet „euren Sultan in seinen Bemühungen zu eu„rem Besten. Helfet ihm, der königlichen „Majestät ihr gebührendes Ansehen, den Gesez„zen ihre Kraft, und dem Reiche die Glückselig„keit wieder zu geben, die es unter dem Orang„zeb genossen hat„. Bey diesen Worten ward er durch ein wiederholtes Geschrey des Beyfalls unterbrochen. Man rief ihn zum Kaiser von Indien aus; man wünschte ihm Tamerlan's Tapferkeit, Akebar's Glück, Orangzeb's Geist, und Schach-Halam's Güte. Hierauf theilte der Sultan die vornehmsten Bedienungen aus, die durch den Tod einer solchen Menge von Verbrechern erlediget waren; und zwar an alle diejenigen, die sich in der Treue und Ergebenheit gegen seinen Vater Muhammed hervorgethan, an die Officiers, die in dem Treffen wider die Patans ihre Tapferkeit an den

Tag gelegt, und endlich an diejenigen, die ihm die Verschwörung entdecket hatten; und seine Wahl fand allgemeinen Beyfall. Glücklich wäre der junge Prinz gewesen, wenn er die erhabnen Hoffnungen, die er von sich machte, zu bestätigen, den gegenwärtigen Augenblick, da alle Großen gedemüthigt und erschrecket waren, ergriffen, und die usurpirten Provinzen wieder zu seinen Domainen gezogen hätte. Aber wer sollte es glauben? dieser so herzhafte, so entschloßne Sultan, dieser Prinz, dessen erster Auftritt so sehr einen Helden versprach, hatte die Reizungen der unumschränkten Macht kaum gekostet, so ließ er sich auch von der Wollust, die den asiatischen Regenten so allgemein gefährlich ist, übermannen. Er schmachtete in eben der Weichlichkeit, wie sein Vater; er überließ die Regierung, so gut, wie dieser, seinen Favoriten. Und wie gieng es ihm? Die Nabobs setzten sich in ihren usurpirten Statthalterschaften fest; die kaiserliche Gewalt ward eben so wenig geachtet, als unter der vorigen Regierung; Amet-Schach erfuhr auch Schande und Demüthigung, wie Muhammed; endlich ward er so gar vom Throne gestoßen, und in ein ewiges Gefängniß gesetzt, wo er vor Kummer und Langerweile starb.

Diese traurigen Begebenheiten ereigneten sich jedoch nur nach und nach. Der wichtige Streich, welchen Amet-Schach gleich anfangs geführt hatte, hielt lange Zeit alle seine Unterthanen im Zaume. Das Schrecken, wel-

welches er damit einem jeden eingejagt, war so groß, daß die Mitschuldigen derer Omrhas, welche er hinrichten lassen, ob sie gleich über eine beträchtliche Anzahl Truppen zu gebieten hatten und wohl sahen, daß ihnen ebenfalls eine schimpfliche und grausame Todesstrafe bevorstand, dennoch niemals das Herz hatten, sich zu wehren. Sie ließen sich in Verhaft nehmen, und nach dem Gefängnisse bringen, worinnen man sie auch gar nicht lange schmachten ließ. Ihr Proceß ward ihnen in der Geschwindigkeit gemacht; und da der größte Theil von den Verschwornen, besonders aber diejenigen, die ihrer Bedienung wegen am nächsten um die Person des Kaisers gewesen waren, und also eine vorzügliche Verbindlichkeit gehabt hatten, für sein Leben zu wachen; da sie, sage ich, überwiesen wurden, daß sie den Muhammed seinen Mördern in die Hände geliefert hätten, so mußten sie die Todesstrafe leiden. Die übrigen wurden abgesetzt, ins Elend verwiesen, oder zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilet.

Unter die Anzahl der letztern gehörte auch Casindican, der älteste Sohn Nizam's. Sein Vater, welchen Amet-Schach mit allem Recht als das hauptsächlichste Opfer seiner Rache zu betrachten hatte, würde mit einer so gelinden Strafe nicht weggekommen seyn, wo fern er sich zu Dehly befunden hätte. Er war, wie wir gesehen haben, die Seele und das Haupt der Verschwörung: Er war es, der aus dem Innersten seines Vice-Königreiches die

Pa-

Patans aufgewiegelt; Er war es, der den Kaiser Muhammed durch die Hände der Omrhas ums Leben gebracht; Er war es, der den Rath gegeben hatte, den Schach-Amet, sammt der ganzen kaiserlichen Familie in den Untergang des letzten Sultans mitzuverwickeln; und endlich hoffte Er allein noch die Früchte von allen diesen Freveltbaten einzuerndten. Man weis, daß er sich bloß, um die Gefahr, welcher er seine Mitschuldigen bloßstellte, nicht mit ihnen zu theilen, nach Oremgabad begeben hatte, wo er Tag vor Tag auf die Nachricht wartete, daß die Verschwörung glücklich zum Ausbruche gekommen sey und den erwünschten Erfolg gehabt hätte, welchen er für unfehlbar hielt. Nun urtheile man nur von seiner Bestürzung, da er die Nachricht erhielt, daß ein achtzehnjähriger Prinz die Klugheit gehabt hätte, die Absichten der Verschwornen zu vereiteln, und eine so in die Augen fallende Rache an ihnen auszuüben! Er stellte sich augenblicklich vor, daß es um ihn selbst geschehen wäre. In der That erhielt er auch gar bald den Befehl vom Kaiser, sich in Dehly einzufinden, um ihm wegen seines Verhaltens guten Rath zu ertheilen; insonderheit aber sollte er dem kaiserlichen Schatze die Rückstände von dem Tribut einliefern, die er als Souba von Decan und Golconda schuldig war, und davon er binnen den dreyßig Jahren, seitdem er zu dem Besitze der Statthalterschaften über diese reichen und weitläuftigen Provinzen gelanget war, keinen Heller bezahlet hatte.

Ob

Ob sich nun gleich der Kaiser in seinem Briefe mit Fleiß in Acht genommen hatte, den Nizam mit keiner Sylbe merken zu lassen, daß er ihn nur im Verdacht hätte, als sey er ein Mitschuldiger bey der Verschwörung gewesen; so zweifelte doch Nizam keinen Augenblick, daß seine Absichten entdecket wären, und daß man ihn nach Dehly bloß zu dem Ende entboten hätte, damit er die Verbrechen, deren er sich schuldig gemacht hatte, mit einem schimpflichen Tode büßen sollte. Damit er nun nicht nöthig hätte, Gehorsam zu leisten; so nahm dieser arglistige Greis seine Zuflucht abermals zu den nämlichen Kunstgriffen, die er schon zu so vielen malen mit glücklichem Erfolg angewendet hatte. Er setzte den Maratten zu, daß sie zu Felde ziehen sollten, um den Truppen des Kaisers etwas zu schaffen zu machen. Aber ob die Anführer dieser Straßenräuber von Amet-Schach's Seiten bereits auf andre Gedanken gebracht, und vielleicht durch ansehnliche Geschenke gewonnen seyn mochten, oder ob sie durch die ganz neuerliche Niederlage der Patans, und durch den männlichen Muth, den der junge Sultan blicken ließ, in die Furcht gejagt waren; genug, sie schlugen es ab, dem Nizam für dießmal zu Willen zu seyn. Der Souba wollte hierauf zwar mit den Großen in Unterhandlungen treten, und suchte sie zur Empörung aufzuwiegeln; aber mit eben so schlechtem Glücke: die Verräther und unruhigen Köpfe waren nicht mehr am Leben, oder es hielt sie doch wenigstens das Schrecken im Zaume. Un-

Unterdessen wurden die Befehle des Hofes von Tage zu Tage immer ernstlicher und dringender; und wegen der gezwungenen Zögerungen und Entschuldigungen Nizam's fiengen schon verschiedne Corps Truppen an, gegen das Decansche hin zu defiliren. Man leistete dem Kaiser um desto eifriger Gehorsam, weil kein einziger Omrha da war, der nicht die größte Begierde bey sich empfunden hätte, mit Nizam's Raube bereichert zu werden. Der Vice-König von Golconda dachte nicht daran, sich zu wehren; vielleicht, weil er wohl einsah, daß er mit seiner Macht nicht vermögend wäre, der vereinigten Macht des Kaisers die Waage zu halten; vielleicht auch, weil er in Furcht stehen mußte, von seinen eignen Leuten verlassen zu werden, so bald er sich einkommen ließe, das Panier der Empörung aufzustecken; vielleicht endlich gar, weil sein ehemaliger Muth gesunken war, und er in dem Kaiser Amet-Schach eine rächende Gottheit zu erblicken glaubte, die sich mit ihrer ganzen Macht ausgerüstet hätte, ihn für seine Missethaten zu bestrafen. Man sagt, er habe, sein langes und ehrenvolles Leben durch einen freywilligen Tod von der Schande einer öffentlichen Strafe zu retten, Gift zu sich genommen, den er schon seit vielen Jahren bey sich getragen gehabt. Andre aber behaupten, er sey unter den Streichen seines Sohnes Nazersinga auf eine jämmerliche Art umgekommen; gleichsam als wenn ein Greis von hundert und sieben Jahren, der von Strapazen und Arbeit

heit entkräftet, und von Angst und Gewissensbissen zu Boden gedrückt war, nicht hätte können eines natürlichen Todes sterben.

Dem sey jedoch, wie ihm wolle; genug, es war ein Verhängniß bey diesem außerordentlichen Manne, daß er Zeit seines Lebens, und sogar nach seinem Ableben, für Indien schädlich seyn mußte. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so sah man neue blutige Kriege, die über seine Erbfolge entstunden. Binnen wenigen Jahren mußten die schönen Provinzen, welche Nizam usurpiret hatte, die wichtigsten Staatsveränderungen aushalten. Man zählt an die drey Soubas, die sich, so zu sagen, auf dem Throne nur eine Weile blicken ließen. Der erste war Nazersinga, derjenige von Nizam's Söhnen, dem man Schuld gab, daß er ihn umgebracht hätte. Dieser nahm ohne Umstände Besitz von den Nababien Decan und Golconda, ohne erst den Firman vom Hofe zu Dehly abzuwarten, und mit Hintansetzung des Testamentes des alten Souba, welches einen von seinen Enkeln zur Thronfolge ernannte. Das erste, wofür Nazersinga sorgte, war, daß er drey von seinen Brüdern in Ketten schmieden ließ.

Amet-Schach ward über die Nachricht hiervon ganz wütend; er erklärte den Nazersinga feyerlichst für einen Rebellen und Reichsfeind. Er konnte sich nicht enthalten, seine Verwunderung über eine Kühnheit zu bezeigen, die in Nizam's Familie erblich zu seyn schien.

An

An statt nun diese verhaßte Familie zu strafen, und die beiden mächtigen Staaten, welche Nizam gewisser Maaßen von dem Reich abgerissen hatte, mit demselben wieder zu vereinigen, begnügte er sich, den Enkel des vorigen Souba, der zu dem Thron ernannt worden war, an seinen Hof zu berufen. Er gab diesem jungen Prinzen, der die Ehre hatte, ein naher Anverwandter von ihm zu seyn, den Namen Mouzafersinga, welches so viel bedeutet, als unüberwindlicher Krieger. Er ließ ihn zum Souba von Decan und Golconda, so wie zum Generalißimus der kaiserlichen Armeen ausrufen; und kurz darauf gab er ihm eine zahlreiche Armee, mit dem Befehle, auf der Stelle wider seinen Onkel zu Felde zu ziehen, und ihm denselben todt oder lebendig einzuliefern. Jedoch verließ er sich auf den Muth dieses jungen Prinzen, und auf die Tapferkeit der Truppen, die er ihm anvertraute, so sehr nicht, daß er ihm nicht zugleich den guten Rath ertheilet hätte, sich um die Allianz der Franzosen zu bewerben, deren kriegerische Unternehmungen an dem Hofe zu Dehly als heldenmäßig betrachtet wurden.

Mouzafersinga ermangelte nicht, die Befehle des Kaisers zu erfüllen. Er brachte es dahin, daß der berühmte Düpleix sich seiner Sache annahm, dessen Anführung auch die Franzosen das Glück und den Ruhm, die sie sich bey dieser Gelegenheit erwarben, zu danken hatten. Düpleix erkannte ihn für den recht-

mäßi-

mäßigen Souba; er bewies ihm die Achtung und Gefälligkeit, die ihm, als einem Prinzen, und als einem Anverwandten des Kaisers zukamen. Was aber dem Mouzafersinga zweifelsohne das angenehmste war, so stand er ihm aus allen seinen Kräften bey. Er versah ihn mit europäischen Truppen und mit Gelde. Doch es ist hier der Ort nicht, uns in die besondern Umstände dieses Krieges einzulassen. Genug, wenn wir sagen: Mouzafersinga trug mit Hülfe seiner neuen Alliirten verschiedne Siege davon; aber er erfuhr am Ende ebenfalls die Veränderlichkeit des Glückes. Ja, er gerieth endlich gar in so elende Umstände, daß er gezwungen wurde, sich seinem Onkel zu ergeben, ohne beßre Bedingungen erhalten zu können, als ein eitles Versprechen, daß man ihm am Leben verschonen wollte: Aber ein solches Versprechen von Seiten des Nazersinga, eines niederträchtigen, grausamen, unredlichen und übelgesitteten Prinzen wäre für das Leben des unglücklichen Souba eine gar schlechte Versicherung gewesen, wenn nicht die Furcht vor den Franzosen gethan hätte, deren bloßer Name den Usurpator schon zittern machte. Er hatte beständig in Furcht gestanden, von dieser tapfern Nation seines Thrones entsetzet zu werden; und der Ausgang bewies es auch endlich, daß seine Furcht nicht ungegründet gewesen war. Denn nachdem die Franzosen vergebens die Wege der Unterhandlungen versuchet hatten, ihren Bundesgenossen aus der Hand seines Onkels zu befreyen;

freyen; so wurden sie es überdrüßig, sich von dem Tyrannen, der keine einzige von den Versprechungen, die er ihnen gethan hatte, erfüllte, immerfort betrogen zu sehen, und faßten endlich den Entschluß, ihm den Krieg anzukündigen.

Niemals haben sich die Franzosen besser hervorgethan, als in diesem Feldzuge, welchen Düpleix mit ungemeiner Geschicklichkeit ausführte. Es glückte ihnen, daß sie die größten Hindernisse überwanden. Man konnte nicht ohne ein mit Bewunderung vermischtes Erstaunen sehen, daß fünf bis sechs hundert Franzosen ganze Armeen von hundert tausend Mogoln, Patans oder Maratten angriffen, ihnen nachsetzten, und so viel Siege über sie davon trugen, als sie Treffen lieferten. Mit einem Worte, das Glück der Franzosen wurde durch die Niederlage und den Tod ihrer Feinde bekrönet. *Nazersinga*, der sich durch seine Tyranney schon lange bey seinen Unterthanen verhaßt gemacht hatte, war immer von der Gefahr weit entfernt geblieben, entweder weil er kein Herz hatte, oder weil er in Furcht stand, sich von seinen vornehmsten Officiers verlassen oder verrathen zu sehen. Allein die Progressen der Franzosen, und das Murren, das sich unter seiner Armee regte, zwangen ihn, das System von Staatsklugheit, dem er bisher immer gefolget war, hintanzusetzen. Er entschloß sich, seine letzten Kräfte in Person anzuwenden, und

den

den Franzosen ein Treffen zu liefern. Der Erfolg bewies auch nur allzusehr, daß seine Besorgnisse gegründet gewesen waren. Seine Armee ließ ihn im Stiche, und er wurde von seinen vornehmsten Officiers ermordet, die schon längst auf eine Gelegenheit gelauert hatten, ihm das Leben zu nehmen, und dem Mouzafersinga die Freyheit sammt der Krone wiederzugeben. Dieser Prinz gelangte demnach aus dem Gefängniß auf den Thron. Die erste Sorge des neuen Königs bestand darinnen, daß er der großmüthigen Nation, die sich seiner Angelegenheiten mit so vieler Tapferkeit und Standhaftigkeit angenommen hatte, seine Dankbarkeit zu bezeigen suchte; er überhäufte sie mit Liebkosungen und Wohlthaten; ja er that noch mehr, er kam selbst nach Pondichery, und daselbst begab er sich für seine Person und seine Staaten feyerlichst unter den Schutz des Königs von Frankreich, für dessen Vasallen er sich erklärte, so wie er bereits ein Vasall von dem Mogolschen Kaiser war. Sodann machte er sich auf den Weg nach Oremgabad, und zwar an der Spitze einer sehr schönen und überaus zahlreichen Armee; was aber die vornehmste Stärke derselben ausmachte, war ein Corps von sieben bis acht hundert Mann Franzosen, die schon gewohnt waren zu siegen; und in der That verließ sich Mouzafersinga auf den Beystand dieser Handvoll Ausländer mehr, als auf die gesammte Macht von Indien, die ihn in den Besitz seines Erbes setzen sollte.

Alles gieng dem jungen Souba nach Wunsche von Statten; er war bereits sechzig Meilen über Pondichery hinaus, und die Völker beeiferten sich überall mit Freuden, ihn als ihren Beherrscher zu erkennen. Seine Reise war nichts andres gewesen, denn ein beständiger Triumph und ein immerwährendes Fest, als er sich endlich auf seinem Wege mit einemmale von einigen Nabobs, Patans und Maratten aufgehalten sah, die sich der engen Pässe in der Absicht bemeistert hatten, daß er ihnen die Freyheit, seine Reise fortsetzen zu können, mit baarem Gelde abkaufen sollte. Mouzaferfinga verwunderte und ärgerte sich um desto mehr über die Verwägenheit dieser Straßenräuber, weil sie seine Vasallen, und zum Tribut an ihn verpflichtet waren. Voll äußersten Unwillens rief er seinen Leuten ins Gewehr, und es kam also zum Handgemenge; allein die Barbaren hatten vor ihm den Vortheil der Lage ihrer Posten voraus; sie schlugen also die Mogoln zurück, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an; die Franzosen kamen endlich noch dazu, und rissen dem Feinde den Sieg wieder aus den Händen. Mouzaferfinga ließ seinem ungestümen Heldenmuthe den Zügel schießen; er setzte den Besiegten mit zu vieler Hitze nach, und kam durch einen Pfeilschuß ums Leben, welchen er im Handgemenge von unbekannten Händen bekommen hatte.

Der Tod des Souba zog eine neue Staatsveränderung nach sich; denn dieser Prinz, der ein

ein beßres Schicksal verdienet hätte, hinterließ nicht mehr als einen Sohn, der noch in der Wiege lag. Die Mogolschen Generale wollten sich schlechterdings nicht bewegen lassen, ein Kind auf den Thron zu erheben, welches Alters halben zur Regierung ganz unfähig war. Sie laufen also nach dem Zelte, wo man die drey Söhne Nizam's gefangen hielt, und bieten die Krone dem Salabetsinga, als dem ältesten von den dreyen Brüdern, an. Dieser Prinz bezeigte sich so, daß ihn der Glanz der unumschränkten Macht keinesweges zu blenden schien; er bedachte sich lange, ob er die Krone annehmen wollte; endlich aber erklärte er sich, er würde den Thron anders nicht besteigen, als wenn es mit Einwilligung der Franzosen geschehen könnte: "denn,, rufte er aus, "ich kann „ohne den Beystand dieser unüberwindlichen „Nation weder leben, noch regieren„. Auf diese Antwort führten ihn die Mogolschen Generale nach dem Gezelte des Herrn von Büssy, der die Franzosen commandirte, und den sie nöthigten, sich mitten unter die Prinzen zu setzen. „Hier sind Nizam's Söhne„, sagten sie zu ihm, "und es kömmt itzt auf Dich an, großmüthiger Kriegsmann, einen von ihnen zu „unserm Könige zu erwählen; denn wir können „uns unmöglich gefallen lassen, den kleinen „Sohn des verunglückten Mouzafersinga in „dieser Würde zu erkennen. Wir brauchen „einen Fürsten, welcher den Thron, der durch „so viele Revolutionen erschüttert ist, befestigen,

„einen Anführer, der uns ins Treffen geleiten
„kann. Vor allen Dingen aber schiebe Deine
„Wahl keinen Augenblick auf; die Armee fodert
„mit großem Geschrey einen König; und sollte
„sie sich in ihrer Erwartung betrogen sehen, so
„wird sich alles zerstreuen und aus einander ge-
„hen; und vielleicht trennen sie sich gar in ver-
„schiedne Parteyen, die alsdann das Lager mit
„Blut und Metzeln anfüllen könnten„.

Weil man dem Herrn von Büssy so nachdrücklich zusetzte, so erklärte er sich für den Salabetsinga. Seine Wahl wurde zu Pondichery bestätiget, und er erhielt Befehl, nach Oremgabad, einer Stadt, die über fünf hundert (französische) Meilen von der Küste entlegen ist, auf welcher die Hauptstadt der französischen Colonien in Ostindien liegt, aufzubrechen, und den neuen König auf den Thron zu setzen. Der Herr von Büssy vollzog diesen Befehl mit eben so vieler Klugheit als Tapferkeit; er geleitete den Prinzen Salabetsinga zuförderst nach Golconda, und von dar nach Oremgabad; und überall räumte er die Hindernisse aus dem Wege, die der Einsetzung des Souba entgegen standen. Die Franzosen machten sich durch ihre Siege einen Namen; was ihnen aber noch mehr Ehre machte, so erwarben sie sich durch Mäßigung, Leutseligkeit, Uneigennützigkeit, und durch den Reiz von tausend andern Tugenden, die unter den Mogoln ganz unbekannt waren, eine allgemeine Liebe. Salabetsinga erkannte die guten Dienste, die ihm diese wackern Fremd-

linge

linge geleistet hatten, mit äußerster Dankbegierde; er überhäufte sie mit Wohlthaten, und erklärte sich, nach dem Beyspiele seines Neffen Mouzafersinga, zum Vasallen des Königs von Frankreich; welches im Beyseyn der Vornehmsten von seinen Unterthanen geschah, die auch ihren Beyfall zu diesem Schritte mit Freuden gaben. In der Folge richtete sich auch Salabersinga immer nach dem guten Rathe des Herrn Dûpleix, den er als seinen Vater und Beschützer verehrte.

Der Anfang seiner Regierung war nicht so ganz frey von Unruhe und Bekümmernissen. Wir haben weiter oben gesehen, daß Nizam's ältester Sohn, Casindican, zu Dehly war in Verhaft genommen, und zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilet worden, weil er mit in die Verschwörung verwickelt gewesen war, die sein Vater wider Tamerlan's Nachkommenschaft angesponnen hatte. Ob nun Amet-Schach in der Folge eingesehen haben mochte, daß er so gar strafbar nicht wäre, oder ob er seine Gnade gegen ihn besonders vorwalten lassen wollte, oder ob er sich gar vorgenommen hatte, Nizam's Kinder nach einander alle, einen durch des andern Hände auszurotten; genug, er entließ den Omrha aus dem Gefängnisse, stellte ihn zu seinen vormaligen Ehren und Würden wieder her, und bewilligte ihm so gar die Lehn über Decan, troz der Bestallung, welche er dem Mouzafersinga bereits darüber ertheilet hatte. Casindican, dem es weder an Ge-

schicklichkeit, noch an Herzhaftigkeit fehlte, unternahm es gar bald, die Gnade seines Kaisers geltend zu machen. Er schickte so gleich den Firman, den er erhalten hatte, an den Salabersinga, nebst dem Befehle, daß er von den Nababien Golconda und Decan Besitz nehmen, und in seinem Namen einstweilen die Regierung darüber führen sollte, bis er sich selbst nach seinen neuen Staaten verfügen könnte. Salabersinga, der damals von Mouzafersinga gefangen gehalten wurde, bekam entweder den Firman gar nicht in seine Hände, oder er konnte ihn doch damals zu nichts gebrauchen. So bald er aber aus dem Gefängnisse selber auf den Thron gelanget war, lachte er in seinem Herzen über die Ansprüche seines ältesten Bruders, Casindican, welchem der Kaiser wohlwollte, warb sich eine Armee an, und brach in Person nach dem Decanschen auf; seine Bewegungen und Drohungen beunruhigten auch den Salabersinga mit desto mehr Grunde, weil er keinen Firman von dem Hofe zu Dehly erhalten hatte, und folglich in dem ganzen Reiche nicht anders angesehen werden konnte, als wie ein Rebell und Usurpator.

Um nun den üblen Folgen, vor welchen ihm bange war, vorzubeugen, nahm Salabersinga seine Zuflucht zu Intriguen. Er schickte den größten Theil von Nizam's hinterlassenen Schätzen nach Dehly; und so fand derjenige, der den Auftrag hatte, für ihn in Unterhandlungen zu treten, gar keine Schwierigkeit, bey

einem

einem Hofe, wo in Asien am allermeisten alles für Geld feil ist, seine Absichten durchzusetzen. Die Hofleute, die Minister ließen sich von Salabetsingas Golde blenden, und redeten sein Bestes; der Kaiser selbst wurde durch die prächtigen Geschenke, die man ihm im Namen des Souba brachte, verleitet, und war nicht vermögend, das politische System, das er sich gemacht hatte, zur Ausführung zu bringen, und die Macht der Kinder Nizam's zu zerstören. Er begieng die Schwachheit, dem glücklichen Salabetsinga einen neuen Firman zu bewilligen. Jedoch will man behaupten, es habe zu dieser Unbeständigkeit des Amet-Schach außer dem Golde, welches Salabetsinga in dem Serrail ausstreuete, nichts so viel beygetragen, als der Schutz, den die Franzosen dem letztern versprochen hatten; und für diese beherzten Fremdlinge hatte der Mogol eine ungemeine Hochachtung. Man hatte ihn oftmals, wenn ihm die Heldenthaten der Franzosen erzählet worden, sagen hören, "wenn er solche Soldaten hätte; so wäre „er versichert, daß er die Nabobs alle zu Paa„ren treiben, und die kaiserliche Autorität in „Indien wieder herstellen wollte„. Vielleicht war ihm auch daran gelegen, die Franzosen nicht unwillig auf sich zu machen, damit er mit der Zeit ihren Beystand erlangen könnte.

Dem sey indessen, wie ihm wolle, genug, der Kaiser ließ den Casindican im Stiche; dieser verfolgte darum jedoch sein Unternehmen mit nicht minderer Hitze; allein der Erfolg

stimmte mit seinen Wünschen und mit seiner Herzhaftigkeit nicht überein; seine Truppen wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. Währender Zeit, daß dieses vorgieng, erhielt er gemessenen Befehl von Dehly, die Waffen niederzulegen, und so gleich nach Hofe zurück zu kommen. Casindican unterstand sich nicht, das Glück weiter auf die Probe zu stellen, und gehorchte Schach-Amets Befehlen mit großer Eilfertigkeit. Dem Kaiser gefiel diese Folgsamkeit um desto besser, weil sie ihm von Seiten der Großen des Reiches eben nicht gar zu häufig bewiesen ward; er überhäufte den Casindican mit Liebkosungen; und um ihn wegen des Verlustes von zwey so weitläuftigen Königreichen schadlos zu stellen, ernannte er ihn zum Generalißimus der Mogolschen Armeen.

Anstatt also, daß sich Amet Schach hätte sollen die Gelegenheiten zu Nutze machen, welche ihm das Glück darbot, den unruhigsten unter den Vasallen des Reiches zu stürzen, dessen Untergang wahrscheinlicher Weise das Verderben aller übrigen Usurpatoren der Provinzen hätte nach sich ziehen müssen; so half er vielmehr selber die Macht des Salabetsinga befestigen. Und von selbiger Zeit an vornehmlich, stürzte sich dieser Prinz in alle Vergnügungen, und überließ seitdem die Besorgung der Staatsangelegenheiten Zeitlebens niederträchtigen, geizigen und verdorbenen Ministern. Was hätte man nicht von einem Prinzen erwarten sollen, der mit so viel Ehren und männlicher Entschlos-

senheit

senheit seinen Thron bestiegen hatte? Wenn er den Muth gehabt hätte, auf der Laufbahn, die er betreten hatte, fortzugehen; so würde er mit Hülfe der Schätze, welche ihm die ganz leichte Eroberung der Staaten des Salabetsinga in die Hände geliefert hätte, ohne Mühe die andern Nabobs bezwungen, und die unermeßlichen Domainen, die von der Krone abgerissen worden waren, mit derselben wieder vereiniget haben. Allein die Mühe schreckte ihn mehr, als die Gefahr; die Weichlichkeit verschloß ihm die Augen vor dem Lichte; er regierte mit Schanden, und kam endlich in dem Abgrunde um, der unter den Füßen schwacher, träger und wollüstiger Könige immer offen steht. Ein Prinz von seinem Geblüte, der von einigen unruhigen Omrhas unterstützet wurde, zettelte eine Verschwörung wider ihn an, und stürzte ihn vom Throne. Dieser Usurpator regierte unter dem Namen Alemguir oder Orangzeb des Andern (*) (1755); allein der Geist, die Herzhaftigkeit, das Glück, und die großen Talente jenes berühmten Monarchen kamen nicht zugleich mit seinem Namen auf den neuen Kaiser. Er verhielt sich als ein ruhiger Zuschauer bey den Kriegen, die seine Vasallen mit einander führten, und ließ sich nicht einfallen, die Gelegenheit zu nutzen. Mit einer dummen Gleichgültigkeit

(*) Der Kaiser Orangzeb ist bey den Mogoln am meisten unter dem Namen Alemguir bekannte.

tigkeit sah er zu, daß die Nabobs auf der Halb-Insel diesseits des Ganges-Stromes ihre Zuflucht bald zu dem Schutze der Franzosen, bald zu dem Schutze der Engländer nahmen, um sich in ihren Staaten zu behaupten, oder ihre Macht zu vergrößern. Uebrigens haben die Mogoln und die Indianer Ursache, froh zu seyn, daß diese beiden Völker, welche die mächtigsten auf dem Erdboden sind, ewige Kriege mit einander führen. Herrschte nicht immer zwischen ihnen eine gegenseitige Eifersucht, welche sie beide unaufhörlich im Odem erhält; so dürften sie vielleicht den Namen der Portugiesen und der Holländer, die daselbst mit weit mindern Kräften in den vorigen Jahrhunderten gleichwohl so viele Eroberungen machten, in Vergessenheit gebracht haben. Vielleicht wäre ganz Ost-Indien, so gut wie America, von den Europäern in Ketten geschmiedet worden. Das ganz neuerliche Beyspiel Schach-Nadir's, und so vieler andrer Könige, die mit dem besten Erfolge Feldzüge nach diesem Theile von Asien gethan haben, beweisen nur allzudeutlich, wie viel dieses Land von zween Völkern zu befürchten habe, die weit tapfrer, und an weit beßre Kriegszucht gewöhnt sind, als die barbarischen Nationen, von denen sie vormals unter das Joch gebracht worden.

Dieses wären demnach die hauptsächlichsten Staatsveränderungen in einem Reiche, welches mit viel Glanz und Ehren gestiftet worden war. Wenn heut zu Tage die Macht des größten Monar-

Monarchen in Indien weiter nichts, als ein leerer Name; wenn dieser Monarch ein Götzenbild ist, dem man nach Belieben räuchert, oder das man auch, wenn man will, mit Füßen tritt; wenn die Nachkommenschaft des großen Tamerlan's, und des mächtigen Orangzeb's, von den Trümmern eines so weit verbreiteten Reiches nichts mehr übrig behalten, als Agra und Dehly; wenn dieser Staat binnen Zeit von funfzig Jahren allein mehr Unglücksfälle und Revolutionen erlitten hat, als alle Staaten der ganzen Welt zusammen; so dürfen die Völker nur die Ursache davon in der trägen, feigherzigen und wollüstigen Lebensart ihrer letzten Könige suchen.

Staatsveränderungen in Siam.

Das Königreich Siam ist eines der weitläuftigsten und reichsten Länder auf der morgenländischen Halb-Insel von Indien. Es erstreckt sich von der Landspitze bey Malacca, bis an die Königreiche Pegu und Laos (oder Lao). Gegen Morgen gränzet es an das Chinesische Meer, und gegen Abend an das Indianische Weltmeer; dergestalt, daß es eine Art von Halb-Insel ausmacht, welche über vier hundert und funfzig Meilen im Umfange hat. Man theilt dieses Königreich in eilf beträchtliche Provinzen. Die Küsten sind überaus volkreich, weil der Handel fast alle Nationen der ganzen Welt dahin lockt. Man zählt daselbst viel Türken, Persianer, Chineser, Cochinchineser, und Japoneser; die Peguaner, die sich im Lande aufhalten, sind an Anzahl beynahe den Landes-Eingebornen gleich; und die Europäer, insonderheit aber die Portugiesen und Holländer, treiben starken Handel, und haben große Niederlagen daselbst angelegt.

Dieses Königreich wird von schönen Flüssen und Bächen durchschnitten, die durch ihre Ueberströmungen fast das ganze platte Land vom März-Monat an bis in den September hinein

durch-

durchwässern. Der Schlamm, den sie auf den Feldern zurücklassen, verbreitet auf denselben Fruchtbarkeit und Ueberfluß. Das Land erzeugt viel Reis, und allerhand andre Früchte, die in unsern Himmelsgegenden ganz unbekannt sind, und die, nächst den Fischen, beynahe schon allein die ganze Nahrung des Volkes ausmachen. Man findet daselbst auch Bley- Zinn- und Silber-Gruben, insonderheit aber Gold-Bergwerke; jedoch ist das letztre Metall ziemlich geringhaltig. Elephanten sind in grosser Menge da. Der hauptsächlichste Handel dieses Königreiches endlich besteht in seidnen Zeugen, in Leinwand, in Baumwolle, in chinesischem Holze, in Porcellan, in Biesam, in Muscaten, in Elfenbein, in Gold- und Silber-Barren, in Perlen, in köstlichen Edelgesteinen, und in allerhand Gold- und Silber-Geschirren.

Die Hauptstadt dieses Landes heißt Judia, oder Juthia, (auch Odia, oder Udia), und liegt auf einer Insel, welche die Menam (*), ein überaus breiter und tiefer Strom, bildet. Sie mag ungefähr sechs bis sieben mal hundert tausend Einwohner enthalten. Die Gassen dieser Stadt sind sehr schön, und sehr nach der Linie angelegt; auch sind überall Canäle, die durchhin gehen, und auf denen man in Booten fast nach

(*) Menam oder Menan, bedeutet in siamesischer Sprache so viel, als Mutter der Gewässer.

nach allen Häusern gelangen kann. Wollte man die Reichthümer des Königreiches Siam nach der Menge und Pracht der Tempel oder Pagoden, die man in dieser Stadt, und in den umliegenden Gegenden antrifft, und besonders nach der erstaunlichen Anzahl von goldnen Kunstwerken und Bildsäulen, die sich daselbst finden, beurtheilen; so würde man es für das allerreichste Land auf dem Erdboden halten: allein so hat der Aberglaube, der in Siam mit nicht minderer Gewalt herrschet, als in dem übrigen Indien, die Könige so wohl als die Völker verleitet, sich aller ihrer größten Kostbarkeiten zu berauben, um nur die Tempel zu bereichern (*).

Der

(*) Die Schätze, welche die Tempel in Siam enthalten, lassen sich ungefähr aus demjenigen ermessen, was uns einige Reisebeschreibungen von dem Tempel sagen, der in der Ringmauer des Palastes zu Judia steht. Er ist mit vergoldeten Glockenthürmen oder Pyramiden geziert, die den größten Glanz von sich geben. Die Mauern, das Täfelwerk, die Pfeiler, und alle Figuren sind so schön vergoldet, daß es nicht anders aussieht, als ob alles mit Goldplatten überzogen wäre. Man erblickt darinnen auf einer Art von Altare, vier Figuren von gediegenem Golde, die nach siamesischer Art mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen sitzen; weiter hin erscheint eine stehende Bildsäule, die mit ihrem Kopfe bis oben an das Gewölbe reicht; sie ist fünf und vierzig Fuß hoch und achte breit, und ist von gediegenem Golde. Neben diesem Kolossus, der zwölf tausend

Der königliche Palast ist am Ufer des Stromes erbauet; er hat einen so ungeheuren Umfang, daß man ihn allein für eine große Stadt ansehen sollte; alle Thürme und Pyramiden daran sind vergoldet. Die Zimmer des Königs enthalten große Schätze; überall schimmern darinnen Gold und Edelgesteine, und überhaupt findet man im ganzen Oriente nichts Prächtigers.

Die Siameser sind insgemein von mittlerer Größe; sie sind aber übrigens sehr wohlgebildet; sie haben ein breites, und an der Höhe der Wangen erhobenes Gesicht. Ihre Stirne ist oben eng, und endigt sich etwas spitzig, ungefähr wie unten das Kinn. Dabey haben sie kleine, aber ziemlich lebhafte Augen, einen großen Mund, dicke und blasse Lippen. Ihre Haut ist olivenfarbig und braun, als wie von der Sonne verbrannt; ihre Zähne sind sehr schwarz, und die Ohren überaus lang, welches im ganzen Orient eine große Schönheit ist. Ihre Haare sind schwarz, und von Natur lang und dicht; aber Männer und Weiber tragen dieselben so kurz, daß sie nicht tiefer herunter hängen, als die Ohren. Kopf und Füße sind bey ihnen bloß. Um die Lenden und Hüften bis an die Knie tragen sie, statt aller Kleidung, ein Stück gemalter Leine-

tausend und funfhundert Pfund am Gewichte hat, sieht man noch verschiedne kleinere goldne Bildsäulen, die aber allesammt mit kostbaren Edelgesteinen besetzet sind.

Leinewand, oder einen seidnen, einfarbigen, oder auch mit Gold und Silber gestickten Stoff, und dieß nennen sie Pagne. Unter diesem Anzuge tragen die Mandarins noch eine Art Hemden von Nesseltuch, die bey ihnen die Stelle der Weste vertreten. Niemand, als der König, und diejenigen, die er mit seiner Gnade beehrt, tragen eine Weste von goldnem Stück oder Brokat, woran die Aermel eng sind und bis ans Faustgelenk reichen. An Cärimonien-Tagen pflegen der König und die Großen eine weiße, hohe und spitzige Mütze zu tragen. Die Mütze des Königs ist mit einer Krone von Edelgesteinen geziert; und dieß dient, ihn von den Grossen zu unterscheiden, welche zwar auch Kronen oder Cirkel auf den Mützen haben können, aber nur von Golde, von Silber, oder von Roth, nachdem es der Rang eines jeden mit sich bringt.

Die Weiber sind ebenfalls um nichts prächtiger gekleidet, als die Männer; ihre ganze Kleidung besteht in der Pagne, die jedoch bey ihnen bis mitten auf die Beine herunter zu hängen pflegt. Weiber, die wegen des Ranges und Vermögens ihrer Männer einen Vorzug haben, verhüllen ihre Brust mit einer Art von seidner Schärpe.

Es giebt keine Nation, die sorgfältiger um die Reinlichkeit und Sauberkeit bemühet wäre, als die Siameser; sie sind fast unaufhörlich mit der Sorge für ihre eigne Person beschäfftiget; sie baden sich viermal des Tages. Sie haben aber zweyerley Art, sich zu baden; die eine, da sie

sie sich ins Wasser werfen; und die andre, da sie sich auf jeglichen Theil des Leibes zu wiederholten malen, und über eine Stunde lang mit Wasser begießen lassen. Eben so weit treiben sie die Sorgfalt für die Reinlichkeit ihrer Zähne; sie machen dieselben schwarz, und zwar bloß, weil sie meynen, es sey den Menschen unanständig, weiße Zähne zu haben, wie die Thiere. Sie beräuchern sich am ganzen Leibe, waschen sich ihre Haare auf dem Haupte mit wohlriechenden Wassern, und reißen sich die übrigen Haare, die ihnen sonst am Leibe wachsen, aus.

Die Siameser sind von lebhafter und feuriger Einbildungskraft, von vielem Verstand und großer Fähigkeit; in ihren Sitten sind sie voll anmuthigen und sanften Wesens; Gerechtigkeit, Eintracht und gutes Vernehmen herrschen unter ihnen; sie sind sittsam, klug, bedächtig, liebreich, und wohlthätig; gegen die Ausländer bezeigen sie sich freundschaftlich und gefällig, und üben mit Vergnügen gegen sie die Gastfreyheit aus. Das Gesetz, welches sie verpflichtet, die Trümmern von einem Schiffe, das an ihren Küsten Schiffbruch leidet, nach der Hauptstadt zu bringen, damit sie denen wiedergegeben werden können, welchen sie zugehören, beschämt die meisten Gesetze der Europäer, die den Unglücklichen im ähnlichen Falle zu berauben pflegen.

Es giebt keine Nation in der Welt, die sich im Handel redlicher, aufrichtiger und getreuer bewiese, als sie; sie haben gegen einander ein solches gutes Zutrauen, daß es etwas Seltnes

ist, einen Käufer zu sehen, der die Waare, die man ihm liefert, untersuchte, oder einen Kaufmann, der das Geld, welches er in Empfang nimmt, durchzählte. Was man aber bey diesem Volk am meisten zu bewundern hat, ist die Zärtlichkeit und Treue, die in ihren Ehen herrschet. Denn obgleich die Ehescheidung nach ihren Gesetzen Statt finden kann; so sieht man doch kaum einige Beyspiele davon. Und wenn sich der Fall ja ereignet; so giebt der Ehemann der Frau ihre Mitgabe zurück, und sie theilen sich in die Kinder zu gleichen Theilen: jedoch kömmt es vornehmlich auf den Mann an, ob er in die Trennung willigen will. Uebrigens giebt es keine einige Nation im Orient, die so viel Achtung und Ehrerbietung gegen das weibliche Geschlecht bewiese; sie legen den Weibspersonen keine andern Benennungen bey, als die Namen der Dinge, die bey ihnen den größten Werth haben; daher nennen sie dieselben niemals anders, als junge Prinzeßinn, junge Blume, junger Diamant, junger Himmel; und dieß allemal mit dem schmeichelhaften Beyworte jung, welches die Weibspersonen in Asien eben so gern zu hören pflegen, als die in Europa. Das größte Merkmaal der Ehrfurcht, das sie einem Frauenzimmer beweisen können, besteht darinnen, daß sie ihr, wenn sie vorübergeht, den Rücken zukehren; gleichsam als achteten sie sich für unwürdig, so viele Reizungen anzuschauen.

Nächst-

Nächstdem sind die Siameser voller Höflichkeit gegen einander; sie nennen einander nicht anders, als gnädiger Herr. Die Sklaven sitzen im Beyseyn ihrer Herren, so wie die Geringen im Beyseyn ihrer Obern, und zwar auf ihren Fersen, mit niedergebeugtem Haupt, und mit oben an der Stirne gefalteten Händen.

Uebrigens giebt man den Siamesern Schuld, sie liebten die Verstellung, wären mißtrauisch, wollüstig, und dem Müßiggang ergeben. Alle ihre Handlungen tragen wirklich die Spur von ihrem Charakter an sich. Im Kriege halten so gar ihre Schildwachten sitzend die Wache; sie können keine Muskete losschießen, ohne daß sie die Knie falten, und sich auf die Fersen stützen; kaum haben sie das Herz, zu marschiren. Ruhe und völlige Unthätigkeit sind, wie sie glauben, der vollkommenste Zustand der Natur. Freylich ist wohl die Hitze der Himmelsgegend bey ihnen so groß, daß der Körper fast ganz kraftlos wird; diese Kraftlosigkeit erstreckt sich bis auf den Geist, der bey ihnen gar nicht fähig ist, sich an große Unternehmungen zu wagen. Daher bemerket man auch unter ihnen nicht die mindeste Spur von Fleiß und Neubegierde, nicht die mindeste edle und großmüthige Gesinnung. Die Knechtschaft kömmt auch den Leuten dort nicht so beschwerlich und unleidlich vor, als die männliche Herzhaftigkeit des Geistes, welche erfodert wird, wenn die Maschine in Bewegung kommen, und sich selbst regieren soll.

Ein Siameser führt ungefähr folgende Lebensart. Wenn er nicht im Dienste des Königs beschäfftiget ist, so läßt er sich frühmorgens um sieben Uhr von einer Frauensperson wekken, die ihm Reis und Fische vorsetzt; er ißt also, kehrt sich so dann wieder um, und schläft bis Mittags, da er dann aufsteht, und seine Mittagsmahlzeit hält. Hierauf verkürzt ihm ein leichter Schlummer die Zeit, die er bis zur Abendmahlzeit zubringen soll, welche er mit Untergange der Sonne zu sich nimmt. Nach der Abendmahlzeit erholt er sich von den mühseligen Verrichtungen seines Daseyns mit der Musik, mit Glücksspielen, mit Trictrac, oder mit Gesprächen bis um Mitternacht, da er sich wieder zu Bette legt. Die Weibspersonen haben nebst den Sklaven allein die Last von allen Arten der Arbeit, zu welchen die Natur mit allem Recht eigentlich die Männer verurtheilet hat.

Eine Folge von dieser weichlichen und unthätigen Lebensart ist es, daß sie in den Wissenschaften fast nicht die mindesten Progressen gemacht haben. Die Mathematik, die Arztneykunde, die Wundarztneykunst, die Scheidekunst befinden sich bey diesem, nun schon seit vielen Jahrhunderten gesitteten Volke nur noch in ihrer Kindheit. Mit den Künsten geht es dort fast eben so, bloß die Dichtkunst und Musik ausgenommen, an welchen sie viel Geschmack finden. Ihre Poesie besteht, wie die französische, in abgezählten Syllben mit dem Reime. Sie

haben auch Schauspiele, die etwas vom Epischen, und etwas vom Dramatischen an sich haben, und deren Vorstellung jedesmal drey Tage dauert. Das Subject davon ist insgemein eine ernsthafte Geschichte, wovon ein Theil als Erzählung vorgetragen wird, und der andre in Handlung gesetzt ist. Das Stück selbst ist in Versen abgefaßt, die von Männern abgesungen werden, da dann Einer den Historikus oder Erzähler macht, indem die andern die verschiednen Personen vorstellen, die in der Handlung vorkommen: ob sie nun gleich keine Noten haben, und bloß aus Uebung singen; so sind doch ihre Arien zärtlich und lebhaft.

Die Siameser haben Genie zur Baukunst; sie versäumen aber immer, einen genugsam tiefen Grund zu ihren Gebäuden zu legen. Sie verstehen die Bildhauerkunst; aber ihre Statuen haben weder Geschmack, noch Zierlichkeit. Die Kunst, mit Oelfarben zu malen, ist ihnen unbekannt; sie zeichnen schlecht, weil sie die getreue Nachahmung der Natur für unschmackhaft halten; ihren Figuren geben sie gezwungene und lächerliche Stellungen; sie erdenken sich Bäume, Vögel und Pflanzen, dergleichen es niemals gegeben hat.

Die Künste, worinnen es die Siameser andern zuvorthun, sind die Stickerey und die Vergoldung. Sie verstehen die Metalle zu schmelzen, und Bilder abzugießen. Gold- und Silber-Arbeiten gelingen ihnen sehr wohl; und insonderheit

sonderheit haben sie viel natürliche Geschicklichkeit zum Handel.

Der mechanischen Künste befleißigen sich die Siameser nicht anders, als zur Noth; daher haben sie es auch darinnen nicht weit gebracht, bloß die Tischlerarbeit ausgenommen. Ueberdieses scheuen sie sich selber vor nichts so sehr, als in diesen Künsten große Meister zu werden; weil sie alsdann der König in seinen Diensten behalten, und zu seinen Sklaven machen würde. Die Leibesübungen werden bey den Siamesern eben so sehr verabsäumet, als die Uebungen des Geistes und Verstandes. Man findet in dem ganzen Königreiche keinen Menschen, der ein Pferd zuzureiten verstünde. So sind sie auch in der Schiff-Fahrt nichts geschickter, als die übrigen Völker im Orient, ob sie sich gleich rühmen, daß sie schon über zwey tausend Jahr in dem Besitze des See-Compasses gewesen wären.

Die Siameser haben zweyerley Sprachen, das Balayische, welches die gelehrte Sprache ist, worinnen ihre Dichter, ihre Geschichtschreiber, ihre Philosophen und ihre Theologen geschrieben haben, und das Siamesische. Ihr Alphabeth hat drey und dreyßig Buchstaben. Sie schreiben, wie wir, von der Linken zur Rechten, worinnen sie sich von den Chinesern, von den Tonquinesern und von den Cochinchinesern, ihren Nachbarn, unterscheiden, die von der Rechten zur Linken schreiben; auch haben die

Cha-

Charaktere der Siameser viele Aehnlichkeit mit den unsrigen.

Die Religion der Siameser ist sehr unverständlich und überaus seltsam. Sie erkennen zwar nicht mehr als einen einigen Gott; aber unter diesem Gott stellen sie sich ein von Geist und Leib zusammengesetztes Wesen vor. Die Verrichtungen dieses Gottes bestehen weiter in nichts, als daß er die Menschen in der Religion, und in den Wissenschaften unterrichtet; und dieses zwar vermittelst der Talapoins, als welche die Priester der Siameser und die Ausleger des Gesetzes sind. Die Vollkommenheiten dieses Gottes sind die Summe aller moralischen Tugenden im höchsten Grade, welche er der unabläßigen Uebung derselben in unzählichen, von ihm beseelten Körpern, zu danken hat. Er ist frey von Affecten; seine Ruhe ist unveränderlich, und seine Geschwindigkeit so groß, daß er durch die bloße Kraft seines Wollens sich binnen weniger, als einer Minute, von einem Ende der Welt bis ans andre begeben kann. Er kann den Menschen sichtbar erscheinen; er kann sich aber auch unsichtbar machen. Er weis alles, das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige, und die verborgensten Geheimnisse der Natur. Sein Leib ist tausendmal glänzender, als die Sonne; aber dieser Gott wird nicht ewiglich bleiben. Wann er die Welt eine gewisse Anzahl Jahrhunderte hindurch beherrschet haben wird, dann wird er sich vernich-

ten, und wird ein andrer Gott an seine Stelle kommen. Dieser neue Gott wird eben so wenig, wie sein Vorgänger, etwas mehr seyn, als ein vollkommner Mensch, der durch heldenmüthige Thaten die Gottheit verdient haben, und zum höchsten Grade der Heiligkeit gelanget seyn wird.

Außer der Lehre von der Seelenwanderung, welche in der Religion der Siameser das vornehmste Stück ausmacht, glaubt dieses Volk auch, daß es ein Paradies und eine Hölle gebe. Aber die Vergnügungen ihres Paradieses sind eben so wenig von ewiger Dauer, als die Strafen in ihrer Hölle. In beiden verbleibt man nur eine gewisse Zeit, die bald länger, bald kürzer ist, nachdem man viel gute Thaten gethan, oder viel Verbrechen begangen hat. Alle Seelen kommen, nach der Meynung der Siameser, aus dem Himmel, aus der Hölle, oder aus den Thieren. Diejenigen, deren Seelen aus dem Himmel kommen, haben zu ihrem Antheile die Tugend, die Schönheit, die Gesundheit, das Genie, die Wissenschaft und die Reichthümer; sie werden zu Königen, zu Fürsten oder zu grossen Herren geboren; daher rührt dann auch die außerordentliche Ehrfurcht, die das gemeine Volk gegen den König und die Großen des Staats hegt, die es als göttliche Menschen betrachtet, welche ihr glänzendes Glück durch beständige Uebung der Tugend verdienet haben. Diejenigen, deren Seelen aus dem Leibe der Thiere kommen, sind nicht so glücklich, nicht so

groß, und nicht so tugendhaft. Aber diejenigen vollends, deren Seelen aus der Hölle kommen, wo sie noch nicht alle ihre Missethaten gebüßt haben, müssen allerhand Unglücksfälle und Schande über sich ergehen lassen; insonderheit werden sie zu beschwerlichen Arbeiten verdammet seyn.

Die Siameser glauben an gute und böse Schutzgeister oder Genien; dabey sind sie völlig der Meynung, daß dieselben körperlich, und von unterschiedlichem Geschlechte seyn. Das Amt der erstern ist, zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes zu wachen; das Amt der andern ist, dieses Geschlecht zu quälen. Ihrer Meynung nach giebt es weiter keine bösen Geister, als die Seelen der Gottlosen, die sich eine gewisse Zeitlang in der Welt ausbreiten, um darinnen so viel Böses zu stiften, als sie vermögend sind. Das Volk, das von Natur kriechend und furchtsam ist, betet diese schädlichen Genien an, was auch die Talapoins sagen mögen, die ihrer Seits alles Mögliche thun, diesen abgöttischen Götzendienst auszurotten.

Die Siameser halten den Himmel und die Erde für unerschaffne und ewige Wesen. Sie können nicht begreifen, wie die Welt einen Anfang gehabt haben soll, und wie sie ein Ende haben kann.

Ihr System von dem Weltgebäude ist zum wenigsten eben so ungereimt, als ihre Theologie; sie glauben, die Erde sey nicht rund, sie

sey weiter nichts als eine ebne Fläche, die von unermeßlichen Wasserhaufen in vier Theile getheilt sey. Sie ist, sagen sie, mit einer erstaunlich hohen Mauer umgeben, auf welche die Natur mit unsterblicher Hand ihre göttlichen Geheimnisse gegraben hat. Mitten zwischen den vier Theilen der Welt erhebt sich ein Berg, um welchen sich die Sonne und der Mond unaufhörlich drehen; und aus der täglichen Umwälzung dieser Gestirne entstehen Tag und Nacht. Die Masse des Erdbodens wird, wie ein Schiff von der See, von einem unermeßlichen Haufen Wasser im Gleichgewicht erhalten.

So lächerlich und ungereimt aber auch die Religion der Siameser offenbar ist, so hat es doch mit der Moral, die dieselbe lehrt, eine beßre Bewandtniß; diese ist, nächst derjenigen, welche die christliche Religion lehrt, in der That die reinste von der Welt. Sie lehrt, man solle nicht stehlen, nicht betrügen, kein falsch Zeugniß ablegen, keine Gemeinschaft mit eines andern Weibe haben, deren Genuß nicht einmal begehren, nicht tödten, nicht lügen, nicht zornig werden, kein starkes Getränk zu sich nehmen. So ist die vortreffliche Moral beschaffen, welche die Talapoins dem Volke unabläßig mit bewundernswürdigem Eifer und Erfolge predigen. Die Glaubens- und Sitten Lehre des Pythagoras hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit der Glaubens- und Sitten Lehre der Siameser, bey welchen dieser Philosoph, der auf seinen Reisen auch nach Indien gekommen ist, seine

Kennt-

Kenntnisse vielleicht geschöpfet haben mag. Die Talapoins sind die ehrwürdigsten Mönche des Heidenthums; sie sind nicht allein die Priester, sondern auch zugleich die Philosophen der Nation; man bemerket an ihnen nicht den fanatischen Eifer, den die andern morgenländischen Mönche für ihre abergläubischen Meynungen haben; sie vertragen sich auch mit allen andern Menschen um desto williger, weil sie völlig glauben, man könne in allerley Religion selig werden, wenn man nur Tugend übe, wenn man gerecht, leutselig, wohlthätig sey, und insonderheit, wenn man reichlich Allmosen gebe.

Die Lebensart, die diese Weisen führen, ist ungemein strenge; sie leben in Klöstern, unter der Aufsicht und Zucht eines Superiors, für den sie die tiefste Ehrerbietung heegen: sie theilen sich in vier Classen, welche unter den Namen der Nens, der Picous, der Badlouangs und der Sancrats bekannt sind. Die Nens sind eine Art von Novitien, deren Zustand eine große Aehnlichkeit mit dem Zustande der Clercs (bey den Katholiken, oder deren hat, welche die Kirchenorden angenommen haben;) die Picous können allenfalls betrachtet werden, wie die Diakoni oder Kapellane; und die Badlouangs, wie die Priester. Was aber den Orden der Sancrats anbelangt, so ist er der ansehnlichste von allen, der auch am meisten geehrt wird; er ist unsern Bischöffen gleich zu schätzen. Der König allein hat das Recht,

Recht, die letztern zu ernennen; und es sind ihrer in dem ganzen Königreiche nicht mehr als achte. Diese Männer sind es dann auch allein, welche die Picous und die Badlouangs aufnehmen, indem sie ihnen eine Art von Weihung angedeihen lassen. Wann sie nun diese untern Geistlichen zur Priesterwürde annehmen, so empfehlen sie ihnen nichts so sehr, als daß sie über die Beybehaltung der alten Kirchengebräuche halten, und im Gottesdienste keine Neuerung, die man einzuführen gedächte, dulden wollen. Ein bloßer Badlouang kann allen, die sich dazu melden, die Kleidung eines Nens reichen.

Die Talapoins gehen beständig im bloßen Kopf und barfuß; sie tragen den Pagne, wie andre Siameser; aber sie haben noch verschiedne andre Kleidungsstücke, dadurch sie sich von dem gemeinen Volk unterscheiden; sie scheeren sich den Kopf und die Augenbrauen ab. Sie leben einzig und allein von dem, was ihnen ihre Familien geben, oder von Allmosen. Sie werden von den Nens bedienet, die sie, zur Vergeltung für ihre Dienste, in der Theologie und Sittenlehre unterrichten. Außer den Vorschriften des Gesetzes, die wir weiter oben erwähnet haben, sind die Talapoins noch an verschiedne überaus grillenhafte Observanzen gebunden; worunter jedoch die Verbindlichkeit, die ihnen auferleget ist, daß sie sich in die Staats-Angelegenheiten nicht mischen können, keinesweges

zu

zu zählen ist. Sie sündigen, wenn sie sich in der Absicht, den Leuten zu gefallen, zu sorgfältig putzen; sie sündigen auch, wenn sie ihre Gedanken nicht beysammen haben, indem sie auf den Gassen gehen.

Sie stehen früh nicht eher auf, als bis sie so hell sehen, daß sie die Adern an ihren Händen erkennen können; weil sie außerdem, (da ihnen ganz besonders verboten ist, irgend einem lebendigen Wesen das Leben zu nehmen,) in der Dunkelheit etwan ein Insect tödten könnten. So bald sie aufgestanden sind, gehen sie in den Tempel, wo sie zwo ganze Stunden hinter einander auf Binsenmatten mit kreuzweis in einander geschlagnen Beinen sitzen, und ihre Lieder singen. Was sie dabey zu verlesen haben, ist das Leben ihres Gesetzgebers, welches sie mit Glaubensbekenntnissen und Gebeten unterbrechen. So bald sie aus dem Tempel gegangen sind, ist ihr Geschäffte, die Altäre zu schmücken. Alsdann begiebt sich ein jeder in seine Zelle, und liegt dem Studiren ob. Diejenigen, welche keinen Zuschuß von ihren Familien bekommen, gehen mit Erlaubniß ihres Superiors herum, und betteln, oder sammeln vielmehr bloß Allmosen ein: denn sie treten nur an die Hausthüren, ohne ein einziges Wort zu sagen; was man ihnen giebt, nehmen sie ehrerbietig und mit Danksagung an; und weist man sie ab, so gehen sie bescheidentlich weiter. Ihre empfangenen Allmosen können sie nicht mit ihren Mitbrüdern thei-

theilen; aber den Fremden und den Armen können sie davon abgeben, gegen die sie auch die Gastfreyheit, ohne Unterschied der Religion und des Landes, mit ungemeiner Freude ausüben. Zu Mittage halten sie ihre ordentliche Mahlzeit; den übrigen Theil des Tages bringen sie in der Einsamkeit mit Nachdenken, mit Studiren ihrer heiligen Bücher, mit Verrichtung verschiedner strenger Uebungen zu; und gegen Abend gehen sie wieder in den Tempel, wo sie zwo Stunden lang im Gebete verbleiben.

Viele Talapoins verlassen, um ihre Gedanken desto bequemer sammeln zu können, mit des Superiors Erlaubniß das Kloster, gehen, und schlagen ihren Wohnplatz mitten in den Gehölzen unter kleinen Hütten auf, die sie sich eigentlich dazu bauen. Daselbst flehen sie Gottes Barmherzigkeit über die Sünden des Volkes an; denn sie stehen fest in der Meynung, das Wesen ihrer Stiftung bestehe darinnen, daß sie durch ihr bußfertiges Leben, und durch Kasteyungen die Sünden der Todten und der Lebendigen abkaufen müssen.

Die Talapoins binden sich durch keine Art von Gelübde auf Zeitlebens an diese Lebensart, sie mögen auch seyn von welcher Classe sie wollen. Sie kehren ohne Bedenken zurück in die Welt, so bald sie des Mönchs-Joches überdrüßig werden. So lange sie die Kleidung der Talapoins tragen, sind sie frey von Abgaben und Hofediensten. Allein es steht nicht allen Siamesern ohne

ohne Unterschied frey, sich in diesen Orden zu begeben; er würde sonst unendlich zunehmen, indem man in den heißen Ländern ordentlicher Weise zum geschäfftigen Leben nicht so geneigt ist, als zum beschaulichen. Damit nun der Abnahme der steuerbaren Unterthanen vorgebeuget werde, so läßt der König die Postulanten über die Kenntnisse, die ihrem Stande wesentlich sind, aufs strengste prüfen. Nach seinem Willen sollen die Talapoins nicht allein die aufgeklärtesten, sondern auch die tugendhaftesten Männer der Nation seyn; und er hält eifrig darüber. Dieses Gesetz hat auch die Menge solcher Weisen gar sehr vermindert; aber dessen unerachtet beläuft sich ihre Anzahl durch das ganze Königreich beynah immer noch auf funfzig tausend Personen. Ueberdieses, wenn ein Talapoin während der Zeit, da er die geistliche Kleidung trägt, die Verbindlichkeit, die er auf sich hat, im ehelosen Stande zu leben, bricht; so ist er im voraus unwiderruflich verurtheilet, lebendig verbrannt zu werden.

Auch die Erziehung der Jugend ist den Talapoins anvertrauet; und es ist nicht mit Worten zu beschreiben, mit was für einem Ernst und Eifer sie sich dieser mühseligen Beschäfftigung widmen, die ganz gewiß nicht wenig dazu beygetragen hat, aus den Siamesern eine der allergesittetsten und tugendhaftesten Nationen in Asien zu machen. Ihre vornehmste Bemühung geht dahin, die Jugend zur Sanftmuth, zur Ge-

Gefälligkeit, und zur Bescheidenheit zu gewöhnen. Keine Vergehungen werden an den jungen Leuten härter bestrafet, als wenn sie die Ehrerbietung verletzen, die sie alten Leuten schuldig sind; die Talapoins verlangen, sie sollen dieselben ehren, als ihre Väter. Uebrigens besteht der ganze Unterricht, den die jungen Siameser bey ihnen genießen, darinnen, daß sie lesen, schreiben, rechnen, und nächstdem die Anfangsgründe der Religion und der Sittenlehre lernen. Diejenigen, welche mehr Genie und Gaben zu Tage legen, als andre, werden von den Talapoins zum Studium der Philosophie, der Poesie und der Musik angeführt.

Es giebt in dem Königreiche Siam auch Talapouinen (oder Nonnen,) die mit den Talapoins in Gemeinschaft, jedoch in abgesonderten Zellen leben. Sie erhalten aber die Erlaubniß, den Nonnenschleyer anzulegen, nicht eher, als wenn sie funfzig Jahr zurückgelegt haben; dieß heißt, in einem Alter, worinnen sie dem Staate in so fern nicht weiter nützlich seyn können, daß sie ihm Kinder liefern. Diese Weiber scheeren sich ebenfalls das Haupthaar und die Augenbrauen ab. Ihre einzige Beschäfftigung ist, die Armen und die Kranken zu besuchen, und ihnen Trost zuzusprechen, den Gottesdienst abzuwarten, und das Essen für die Talapoins zuzurichten. Sie machen sich auch zum ehelosen Stande verbindlich. Begegnet ihnen aber ja das Unglück, daß sie dieses Gelübde brechen; so

so hat man doch noch Mitleiden mit der Schwachheit ihres Geschlechtes, und verurtheilt sie nicht zum Feuer, wie die Talapoins; sondern man begnügt sich, sie wieder zu ihren Familien zu schicken, die auch niemals ermangeln, sie zu züchtigen, und sie den Schimpf, den sie ihrem Hause durch ihre Vergehungen angethan haben, nachdrücklich büßen zu lassen.

Die Nation der Siameser läßt sich in zwo Classen eintheilen, in freye Männer und in Sklaven. Man kann daselbst als Sklave geboren seyn, oder man kann es auch werden, wenn man frey geboren ist. Die Unmöglichkeit, seine Schulden zu bezahlen, das Unglück, im Kriege gefangen zu seyn, die Ungnade des regierenden Herrn, berauben einen Mann seiner Freyheit. Der Schuldner, der ein Sklave seines Gläubigers wird, bekömmt seine Freyheit wieder, wenn er bezahlt; aber die Kinder, die er währender Zeit seines Sklavenstandes gezeugt hat, bleiben Sklaven. Im Uebrigen giebt es jedoch wenig Nationen, die so menschenfreundlich und leutselig mit diesem, anderwärts so sehr verachteten, und so sehr gemißhandelten Theile des menschlichen Geschlechts umgiengen. Es trägt sich nicht selten zu, daß ein Herr seinem Sklaven, für einen geringen Erbzins, Felder zu bestellen giebt.

Die freyen Männer sind nur sechs Monate vom Jahre freye Leute; die andern sechs Monat über sind sie dem Fürsten einen persönlichen

Dienst schuldig, der von der Sklaverey in nichts unterschieden ist. Man braucht sie bey der Armee, bey dem Feldbau auf den königlichen Kammergütern, und zu allerhand Frohndiensten. Die reichen Leute können sich nur mit schwerem Gelde davon loskaufen. Die Weiber, die Talapoins, und die Sklaven der Privatleute sind die einzigen, die von dieser Knechtschaft ausgenommen werden. Und damit sich dem Dienste, den der Fürst von allen seinen Unterthanen verlangt, Niemand entziehen könne; so hält man ein genaues Regißter von allen Bürgern, worein jeder Siameser eingetragen wird, so bald er sein siebzehntes Jahr antritt.

Unter der gesammten Gemeinde der freyen Siameser giebt es zweyerley Stände, die Edlen und die Nicht-Edlen. Der Adel beruht jederzeit auf dem dermaligen Besitze der Staatsämter und großer Würden; derjenige, den der Fürst seiner Bedienung beraubt, ist hiermit so gleich in die Classe des gemeinen Mannes zurück gewiesen.

Der Adel wiederum theilt sich in fünf Classen; die erste enthält die Prinzen, die hohen Beamten der Krone, und die Statthalter der Provinzen, welche man Oya oder Ocya nennet; die Ocpra machen die andre Classe aus, und unter diesen werden die außerordentlichen Abgesandten ausgesucht. Die dritte Classe besteht aus den Oc-Louangs, und liefert die ordentlichen Abgesandten; die Oc-Counes und

die

die Oc=Mounes machen die beiden letzten Classen aus, worinnen die Aufseher über die königlichen Gebäude, die Hausverwalter über seine Schlösser, die Substituten der hohen Beamten, und die Richter in kleinen Städten enthalten sind.

Die Aemter und Würden sind erblich, einträglich, und nicht für Geld feil. Dieses macht, daß im Königreiche Siam viele Familien vornehmer und angesehener sind, als die andern. Man zählt deren nicht wenige, die seit einigen Jahrhunderten her immer die nämlichen Aemter besessen haben. Der König giebt allen seinen Beamten die Wohnung; er macht ihnen Geschenke mit Elephanten, mit Büffelochsen, mit goldnen und silbernen Kästchen, mit Vasen von den nämlichen Metallen. Er weist ihnen Landgüter, Sklaven, und Frohndienste von freyen Männern an; aber bey der mindesten Unzufriedenheit über ihr Betragen beraubt er sie ihrer Aemter, und stößt sie in Nichts zurück. Die Weiber der Edlen oder der Mandarins nehmen an eben den Vorrechten Theil, wie ihre Ehemänner, und genießen auch der nämlichen Ehrenbezeigungen.

Die ganze Nation theilt sich in zween Haufen, die man Leute von der rechten Hand, und Leute von der linken Hand nennt. Dieses dient bloß, ihnen die Anweisung zu geben, auf welche Seite sie sich stellen, und was für Posten sie einzunehmen haben, es sey nun im Kriege, oder

 bey

bey allgemeinen Jagden. Beide Haufen sind, um der Unordnung vorzubeugen, nach Compagnien, oder nach Stämmen eingetheilt, an deren Spitze ein Officier steht, den man Nai nennt, und der verschiedner Vorrechte genießt. Die Leute von seinem Stamme erweisen ihm beynah eben die Ehrenbezeigungen, welche die Clienten in Rom vormals ihren Patronen erwiesen, und Er trägt, so wie jene, Sorge für ihre Angelegenheiten, und ist ihr Beschützer.

Die Rechtsgelehrsamkeit der Siameser besteht in keiner großen Menge von Gesetzen; ihr Gesetzbuch ist in drey Theile getheilt, wovon der erste das Verzeichniß der Verrichtungen so wohl, als der Privilegien eines jeglichen Amtes enthält; der andre ist eine Sammlung der Staats-Verordnungen; und der letzte faßt die neuesten Verfügungen der Könige in sich. Die Processe sind übrigens bey diesem Volk etwas höchst seltnes; theils, weil dasselbe von Natur Frieden und Eintracht liebt, theils auch, weil für den, der das Unglück hat, seine Sache zu verlieren, jederzeit eine harte Bestrafung verordnet wird. Ob nun also gleich die obrigkeitlichen Personen nicht viel zu thun haben, so giebt es dessen unerachtet in dem Königreiche Siam eine große Anzahl von Gerichts-Tribunalien; aber alle diese Tribunalien sind nur Unter-Obrigkeiten, und hängen von dem höchsten Gerichtshof in der Hauptstadt ab, welchen man als den unumschränkten Rath der Nation betrachten kann.

Die

Die Beamten, woraus derselbe besteht, haben den Rang der Staats-Minister.

Die andern Tribunalien im Königreiche bestehen zwar auch aus einem Collegio von vielen Beamten; aber es hat doch Niemand das Recht, ein Urtheil zu sprechen, als der Präsident. Die Verrichtungen derer Beamten, die unter ihm stehen, erstrecken sich weiter nicht, als daß sie ihre Meynung sagen, und vornehmlich daß sie vorher die nöthigen Untersuchungen anstellen, damit man die Beschaffenheit der Processe richtig und genau einsehe; insonderheit aber, daß sie die Policey in ihrem Gerichtszwange verwalten. Nächst der Gerechtigkeitspflege verwalten die Präsidenten überall auch die bürgerliche und militairische Regierung. Sie sind Vice-Könige, und zwar so mächtig, daß, nachdem verschiedne das Vertrauen des Hofes gemißbrauchet, und sich in den Provinzen zu unumschränkten Herren aufgeworfen haben, der König neuerlich ein Gesetz gemacht hat, vermöge dessen diese hohen Würden aufgehöret haben, erblich zu seyn. Heut zu Tage vertraut man sie denen, die damit bekleidet werden, nicht länger an, als auf drey Jahre.

In dem Königreiche Siam trägt Niemand seine Klage vor Gerichte schriftlich vor; und man kann auch keinen Proceß anhängig machen, ohne Bürgschaft zu stellen. So bald die Bürgschaft angenommen ist, überreicht der Kläger dem Naï von seinem Stamm eine Bittschrift, welche dieser fast alsobald dem Präsiden-

ten des Tribunals zu eignen Händen zustellt. Hierauf läßt man die Parteyen mit einander vor Gericht erscheinen, und dann pflegt man ein, zwey, oder auch dreymal die Güte, und sucht sie zu einem gütlichen Vergleiche zu bewegen: Wenn es aber dahin nicht zu bringen ist, so schreitet man zur Entscheidung ihres Processes.

Bey schweren und wichtigen Anklagen nimmt man, in Ermangelung der nöthigen Ueberzeugung, seine Zuflucht zu den Gottes-Urtheln oder Proben; und diese Proben geschehen fast allemal mit Feuer und mit Wasser. Wenn man sich der Feuer-Probe bedient, so tauchen der Kläger und der Beklagte ihre Hände in siedendes Oel, oder in geschmolzene Metalle. Bey andern Gelegenheiten gräbt man auch wohl einen Graben, von dreyßig Fuß in die Länge, und sechs Fuß in die Breite, den man über und über mit Holz anfüllt. Wenn nun das Holz ein förmliches Feuerbecken bildet; so zwingt man die beiden streitenden Parteyen, barfuß darüber von einem Ende bis ans andre, und zwar dergestalt zu gehen, daß ihnen ein Mann auf der Seite geht, der sich aus allen Kräften auf ihre Schultern lehnt. Allein da die Siameser gewohnt sind barfuß zu gehen; so sind ihre Fußsohlen dermaaßen verhärtet, daß sie diese Probe ziemlich oft aushalten.

Die Wasser-Probe ist schon schlimmer. Man setzt nämlich ein Paar Stürstangen (perches) in einen Fluß, an welchen der Kläger und

der

der Beklagte ins Wasser hinunter steigen, und nicht eher wieder heraufkommen, als bis sie nöthig haben, wieder Luft zu schöpfen. Wer von beiden am längsten im Wasser bleibt, gewinnt seinen Proceß.

Das Recht, Todes-Urtheile zu sprechen, kömmt in dem ganzen Reiche keinem Menschen zu, als dem Könige; zuweilen aber theilt er dasselbe auch außerordentlichen Richtern mit, die als Commissarien in seinem Namen eine Sache zu untersuchen haben. Die Todesstrafen in Siam sind grausam und barbarisch, und zwar mehr, als es einer so folgsamen, schwachen, menschenfreundlichen und sanftmüthigen Nation anständig ist. Man verbrennt daselbst die Missethäter an langsamem Feuer; man taucht sie nach und nach in siedendes Oel; man läßt sie geschmolzne Metalle verschlucken; man läßt sie ihr eignes Fleisch verzehren; oder man bindet auch einen blutgierigen Tyger neben ihnen fest, jedoch so, daß er sie nicht anders, als langsam zerfleischen kann. Verbrecher, die ihrer Würde wegen angesehen sind, werden nach dem Gesetze bloß verurtheilet, sich den Kopf abschlagen zu lassen; alsdann spaltet man ihnen den Unterleib mit einem Säbel. Das Blut der Prinzen vom königlichen Hause wird für etwas so Köstliches gehalten, daß es nicht erlaubt ist, dasselbe zu vergießen. Indessen verurtheilt man sie deß unerachtet zum Tode, wenn sie sich gewisser Verbrechen schuldig machen; aber man läßt sie Hungers sterben; oder man erstickt sie mit schar-

lachnen Tüchern; oder man prügelt sie auch mit großen Stöcken von wohlriechendem Holze zu tode. Schenkt man ihnen ja aus Gnaden das Leben, welches auch wohl den Großen des Staats wiederfährt, wenn sie sich einer strafbaren Ehrsucht schuldig, oder verdächtig gemacht haben; so beraubt man sie doch des Gesichts, oder man läßt sie auch einen Trank aussaufen, dessen unglückliche Wirkung ist, daß der Verstand geschwächt und blödsinnig, oder der Mensch gar verrückt wird. Der König hat eine Leibwache von sechs hundert Mann um sich, deren hauptsächlichstes Amt darinnen besteht, daß sie die Todesurtheile vollstrecken.

Die Vielweiberey ist zwar nach der Religion der Siameser rechtmäßig und erlaubt; aber man findet doch selten einen gemeinen Bürger, der sich mehr als Eine Frau nähme. Die Großen selbst heirathen ihrer zwar mehrere, aber mehr aus einer Affectation von Hoheit und Pracht, als aus einem Hange zur Schwelgerey und zu Ausschweifungen. Nicht alle Weiber Eines Mannes haben gleichen Rang; eigentlich ist es nur Eine, die den Titel Gemahlinn hat; die Weiber der andern Ordnung sind ihr unterworfen, und sie züchtigt dieselben, wenn sie es für dienlich erachtet. Ihre Kinder erben allein vom Vater. Die Weiber führen auch nicht den Namen ihrer Männer, sondern sie behalten ihren Familien-Namen bey, und pflanzen denselben so gar auf ihre Töchter fort. Man verheirathet die jungen Mädchen, ehe sie zwölf Jahr alt

sind;

sind; und der außerordentlichen Hitze des Landes ungeachtet, erhalten sie sich doch ziemlich lange bey ihrer Schönheit und bey ihrer Fruchtbarkeit.

Die Väter haben eine unumschränkte Gewalt über die Weiber der andern Ordnung, so wie über alle ihre Kinder, sie mögen geboren seyn, von welcher Frau sie wollen; jedoch erstreckt sich diese Gewalt nicht auf das Recht über Leben und Tod; aber der Vater kann sie verkaufen, kann sie enterben, oder sie in seinem Hause zum Sklaven-Stande verdammen.

Man wird aus allen den Umständen, die wir von den Sitten, von den Gebräuchen und dem Charakter der Siameser bisher angemerkt haben, leicht abnehmen, daß ihr König ein überaus unumschränkter Fürst seyn müsse. Und in der That ist auch das Königreich Siam der Schauplatz des Despotismus im allerweitesten Umfange. Anf der ganzen Halb-Insel von Indien, deren Völker allesammt in der Sklaverey schmachten, ist nicht Ein König, der von seinen Unterthanen mehr verehret, und mehr gefürchtet würde, als der König von Siam. Die Ehrenbezeigungen, die man ihm beweist, gehen beynahe bis zur Anbetung und Abgötterey. Vor ihm läßt sich kein Siameser anders sehen, als mit ganzem Leibe auf die Erde niedergebückt. In dem Staats-Rathe, der zuweilen über vier ganze Stunden dauert, liegen die Minister beständig auf der Erde. Sein Name ist ein Geheimniß für seine Unterthanen. Man befürch-

tet,

tet, sie möchten ihn entheiligen, wenn sie ihn aussprächen. Sein Palast ist ein geheiligter Ort, und Niemand darf in denselben hineintreten, ohne sich vorher auf die Erde niedergeworfen zu haben. Ob nun gleich der Palast überaus weitläuftig ist, und aus dreyerley Bezirken besteht, die mit einer erstaunlichen Menge von königlichen Bedienten, Soldaten, Weibern, Verschnittenen und Sklaven angefüllt sind; so herrscht doch in demselben eine so tiefe Stille, daß man niemals das geringste Geräusch hört. Man sollte ihn für eine, von allen Menschen entfernte Einöde halten. Die Stille darinnen wird nicht einmal durch die Befehle unterbrochen, die der König ertheilt; denn er spricht fast niemals anders, als durch Winke und Zeichen, und zwar mit dem höchsten Beamten der Krone, dessen Amt darinnen besteht, daß er beständig die Augen auf den Fürsten gerichtet hält, um zu errathen, was derselbe verlangt. Dieser erklärt dann die Willensmeynungen des Monarchen den andern Beamten wiederum durch Zeichen. Es ist auch dieser höchste Staats Beamte der einzige von allen Siamesern, der das Vorrecht genießt, vor dem Könige zu erscheinen, ohne auf der Erde zu liegen. Die Etiquette des Palastes ist so strenge, daß sie dem Könige nicht verstattet, seinen liebsten Hofleuten zu erlauben, daß sie sich seiner Person nur nähern dürften. Er kann ihnen nicht ins Gesicht sehen, und kann sich auch von ihnen nicht ins Gesicht sehen lassen, außer etwan durch ein Fenster des Palastes.

Eben

Eben so hält es der König von Siam mit den ausländischen Abgesandten, ausgenommen daß er diesen noch die Ehre anthut, ihnen einige Worte zu sagen, die eine Art von Formel sind, deren er sich gegen alle Abgesandte, ohne Unterschied des Landes und der Religion, bedient.

Die Thore des Palastes sind jederzeit verschlossen; und es wird Niemand hinein gelassen, den man nicht vorher visitiret hätte, um zu sehen, ob er vielleicht ein Gewehr bey sich verstekket habe. Auch untersuchen die Thürhüter sorgfältig, ob er etwan Arrack, (ein starkes, berauschendes Getränke,) zu sich genommen.

Die Wache des Königs ist überaus zahlreich. Außer den Keulais und Braspeinits, deren wir bereits gedacht haben, und die nicht allein eine Leibwache des Königs zu Fuß, sondern zugleich seine Henkersknechte vorstellen, hat er auch eine Leibwache zu Pferde, die aus Ausländern, aus Mohren, aus chinesischen Tatarn, aus Rageputen, und aus Einwohnern des Königreiches Laos besteht. Unter den mancherley Officiers, die im Solde des Königs stehen, giebt es solche, die durchaus der Person des Fürsten ergeben sind. Man nennt sie Minister im Innern. Allein ihr Stand ist unglückseliger, als der Sklavenstand in den Häusern der Privatleute. Tag vor Tag müssen sie sich frühmorgens um acht Uhr nach dem Palaste verfügen. Die geschicktesten unter ihnen wohnen dem Staats-Rathe bey, welcher täglich im Beyseyn des

des Königs seine Versammlungen hält. Andre pflegen diese Zeit über die Gerechtigkeit. Einige halten die Wache zur persönlichen Sicherheit des Königs. Wenn es Mittag wird, alsdann begeben sich alle diese Officiers hinweg, kommen aber Abends gegen sieben Uhr wieder nach dem Palast, und verbleiben daselbst bis um Mitternacht. Kömmt einer von ihnen zu spät, oder versieht er seine Amtsverrichtungen nachläßig; so läßt es der König gewiß niemals daran fehlen, ihn mit einer Tracht Stockschläge bestrafen zu lassen. Außerdem wird der König noch von einer großen Menge Edelknaben, Weibern und Verschnittenen bedienet. Diese letztern stehen unter den Befehlen der Königinn, die eine unumschränkte Gewalt über sie hat, und sie nach ihrem Belieben kann züchtigen lassen. Die Weibspersonen haben nähern Zutritt zu der Person des Königs; sie allein machen ihm das Bette, kleiden ihn an und scheeren ihm die Haare ab; sie bestellen auch die Küche für ihn, und bedienen ihn bey der Tafel. Die artigsten Mädchen im Königreiche werden zu diesem Behuf ausgesucht.

Der König hat nicht mehr als eine eigentliche Gemahlinn, die mit dem Titel einer Königinn beehret wird, und nächst dieser noch zehn Weiber der andern Ordnung; die letztern stehen unter der Königinn, welche sie bestraft, wenn sie es für dienlich hält. Die Königinn hat ebenfalls ihre Beamten, ihre Dienstmädchen, ihre Verschnittenen, ihre Elephanten, ihre Schiffe,

ihre Magazine, und ihre Finanzen. Durch Vermittelung ihrer Commissarien und Handlungsbedienten treibt sie einen freyen Handel mit den Ausländern. Es läßt sich aber diese Prinzeßinn vor keinem Menschen sehen, als vor ihren Weibsleuten und Verschnittenen. Wann sie auf ihrem Boote spazieren fährt, oder auf einem Elephanten ausreitet; so sitzt sie auf einem Tragsessel, der mit Vorhängen von leichtem, durchsichtigem Stoffe umschlossen ist, welche ihr freye Aussicht lassen, ohne daß man sie selber sehen könnte. Alle, die ihr auf ihrem Wege begegnen, müssen sich auf die Erde niederwerfen, bis sie eine kleine Strecke vorbey ist.

Die Krone ist erblich, jedoch mit Ausschluß der Töchter. Der älteste Sohn der Königinn gelangt jedesmal auf den Thron; es sey denn, daß er bey dem Tode seines Vaters noch allzujung wäre. Wenn, in solchem Falle, der Monarch von seinen Weibern der andern Ordnung einen Sohn hinterläßt, der älter ist, als die, so er mit der Königinn gezeugt hat; so wird dieser ohne Schwierigkeit als König anerkannt.

Die Einkünfte des Königs sind überaus beträchtlich. Sie bestehen in Auflagen von den Ländereyen, in Confiscationen oder Strafgeldern, und endlich in den unermeßlichen Gewinnsten, die er aus dem Handel mit den Ausländern zieht, welchen er fast gänzlich sich selber vorbehalten hat. Es läßt sich zu der Summe der jährlichen Einkünfte des Fürsten auch noch das Geld rechnen,

nen, welches er für die Befreyung von Frohn- oder Hofe-Diensten zieht, die ihm seine Unterthanen auf ganze sechs Monate vom Jahre schuldig sind. Uebrigens läßt es der König, der nach dem Beyspiele der übrigen Monarchen in Indien der größte Negociant in seinen Staaten ist, daran noch nicht genug seyn, daß er so viel auf dem Handel im Großen mit den Ausländern gewinnt; sondern er verkauft auch im Kleinen und Einzelnen, an seine Unterthanen selber, die Waaren und Lebensmittel, die ihnen fehlen, und die er in China, in Japan, und in ganz Asien auffaufen läßt, oder die man ihm aus Europa zubringt.

Ob nun gleich die Ländereyen bey den Familien erblich sind, und die Privat-Leute das Recht haben, sie an einander zu verkaufen; so kann doch der König, vermöge des Rechts des Stärkern (Jus fortioris), alle Ländereyen, die er verschenket oder verkaufet hat, wieder zu seinen Kammergütern ziehen. Von diesem tyrannischen Gesetz ist nichts ausgenommen. Er kann so gar diejenigen von seinen Unterthanen, die sich in den freyen oder mechanischen Künsten vor andern hervorthun, zu Sklaven machen. Und eben die Furcht vor einem solchen Schicksal ist es, die das Genie, und den Wetteifer unter den siamesischen Künstlern und Werkmeistern erstickt. Aus gleichem Grunde geschieht es dann auch, daß das gemeine Volk seine Reichthümer, so gut es nur seyn kann, verborgen hält, und sein Geld anwendet, sich Edelgesteine dafür anzuschaffen,

zuschaffen, die sich vor den Augen des Königs und seiner Minister noch am leichtesten verbergen lassen.

Alle Münzen in Siam haben die Figur eines kleinen Cylinders, oder eines sehr kurzen Röllchens; und es ist unter denselben weiter kein Unterschied, als den das Gewicht und die Größe macht. Das Gold ist eine von den Waaren im Handel des Königreiches. Es gilt zwölf mal so viel, als das Silber; wenn nämlich beide Metalle von gleicher Feinheit sind.

Wenn die Truppen des Königs von Siam, wegen der Weichlichkeit, der Feigherzigkeit, und des Mangels an Kriegszucht bey seinen Unterthanen, auch sonst eben nicht fürchterlich sind; so sind sie doch wenigstens überaus zahlreich: denn so bald es der Dienst des Staats erfodert, müssen alle Siameser ohne Unterschied, bloß die Talapoins und die Sklaven der Privat-Leute ausgenommen, die Waffen ergreifen. Eigentlich macht das ganze Volk eine Miliz aus, welche halbjährig dient, ohne daß sie den Fürsten das geringste kostete; denn jedweder Soldat ist verpflichtet, für seinen eignen Unterhalt zu sorgen. Die Waffen der Siameser bestehen bloß in einem ledernen Schilde, einem Säbel und einer Muskete. Sie tragen beständig einen Reisekorb voll Reis, und ein hohles Bambusrohr bey sich, das sie mit Wasser anfüllen; weiter wissen sie von keinem Gepäcke. Allein diese so zahlreichen Armeen sind weiter nichts, als ein Haufe der schwächsten und feigherzigsten Menschen.

schen. Bey dem Anblick eines entblößten Degens zittern und beben sie schon am ganzen Leibe; und ein einziger Europäer kann mit einem spanischen Rohre wohl zwanzig siamesische Soldaten, in ihrer völligen kriegerischen Rüstung, in die Flucht schlagen. Dabey halten auch die Siameser ihre Feigherzigkeit keinesweges für etwas Schimpfliches. Die Grille von der Seelenwanderung, die ihnen den Abscheu vor dem Anblicke des Menschenblutes von Jugend an einprägt, die große Hitze des Clima, und das ansteckende Exempel, welches unter den Großen der Nation, und bey allen ihren Nachbarn herrscht, tragen nicht wenig dazu bey, in ihrem Herzen jenen männlichen und edlen Instinct zu ersticken, der andern eine Verachtung der Gefahr und des Todes einflößt, und den man Heldenmuth nennt.

Es giebt unter der ganzen Nation keinen Menschen, der nur die allerersten Anfangsgründe der Kriegskunst verstünde. Der unüberwindliche Abscheu, den sie vor Gefährlichkeiten, vor mühsamen Arbeiten, vor Strapaze und Fleiß empfinden, wird ihnen auch niemals verstatten, daß sie es darinnen weit bringen. In den Kriegen, welche der König von Siam zuweilen mit seinen Nachbarn führt, die jedoch weder tapferer, noch einer bessern Kriegszucht gewohnt sind, als seine Unterthanen, bemüht man sich auf beiden Seiten weiter um nichts, als Gefangene zu machen. Trifft es sich nun, daß zwo Armeen einander begegnen, und es al-

so

so nicht Umgang haben können, zum Handgemenge zu kommen; so fängt sich das Treffen mit einer Lösung des schweren Geschützes und der Mousqueterie an: allein aus einer Art von Abrede, die schon seit einigen hundert Jahren zwischen den Siamesern und ihren Nachbarn getroffen zu seyn scheint, schießt man von beiden Seiten so hoch, daß insgemein kein Mensch weder erschossen, noch verwundet wird. Macht nun eine von den beiden Armeen Mine zu avanciren; so giebt die andre die Flucht, und überläßt ihr das Schlachtfeld. Folglich sind auch die Treffen niemals lang, noch hartnäckig, noch blutig. Das einzige Mittel, die Siameser von der Flucht abzuhalten, ist, daß man hinter ein jedes Bataillon, Officiers mit dem Befehle stellt, die Flüchtigen niederzuschießen. Eine Folge von eben dieser Feigherzigkeit ist auch, daß die Siameser niemals eine Festung mit Sturm angreifen; sie bedienen sich vielmehr bloß der Kriegslist, um sich derselben zu bemeistern, oder sie suchen sie auch auszuhungern.

Die vornehmste Macht dieses Volkes besteht in einer ziemlich großen Anzahl von Elephanten, die man zum Feuer abrichtet, und mit in den Krieg führt. Die ganze Reiterey des Königreiches beläuft sich nicht höher, als auf zweytausend Pferde. Eben so unbeträchtlich ist auch ihre Seemacht. Der König hat nicht mehr als fünf bis sechs Kriegsschiffe, deren Führung er europäischen Seeleuten anvertrauet; und etwan funfzig Galeren, die nach chinesischer

Art, dieß heißt, sehr schlecht, gebauet sind. Eigentlich werden dieselben auch bloß zum Transport der Kaufmannsgüter gebrauchet, die der Hof in dem ganzen Orient herumschickt.

Man rechnet in dem ganzen Königreiche nicht mehr, als drey bis vier feste Plätze, die jedoch diesen Namen nur in Asien noch verdienen; aber dieses Land ist von der Natur mit desto mächtigern Brustwehren versehen. Es wird von Gebirgen gedeckt, die es rings umgeben, von Flüssen und Canälen, womit es durchschnitten ist, und von unzugänglichen Wäldern und Morästen; daß es also keine Ursache hat, wegen eines unvermutheten Ueberfalles in Sorgen zu stehen. Ueberhaupt hat sich dieses Volk eigentlich wohl vor Niemandem zu fürchten, als vor den Holländern, die sich unter allen indianischen Nationen furchtbar gemacht haben.

Die Siameser sind mit den Völkern in unserm Welttheile einerley Krankheiten unterworfen; unterdessen leben sie, ob sie gleich nicht so stark, und von nicht so dauerhaften Kräften sind, überhaupt und insgemein länger, als die Europäer; welches daher rührt, weil sie nüchterner und mäßiger leben. Unter den mancherley Krankheiten, die im dasigen Clima herrschen, ist keine grausamer, als die Kinderblattern, welche auch daselbst noch viel schrecklichere Verwüstungen anrichtet, als in unsern Gegenden; man betrachtet sie als die Pest des Landes.

Man

Man begräbt im Königreiche Siam keinen Todten, sondern man verbrennt die Verstorbenen mit gewissen Feyerlichkeiten, die nichts Trauriges oder Klägliches an sich haben; und bey solchen Gelegenheiten lassen die Siameser vornehmlich ihre ganze Pracht und Herrlichkeit sehen. So bald ein Großer den Geist aufgegeben hat, sprützt man ihm verzehrende und wohlriechende Spezereyen ein, die im Leichnam die Säfte austrocknen. So dann schließt man den Leichnam in einen Sarg von Cedernholz oder von Bley, dessen Außenseite man vergoldet. Diesen Sarg setzt man auf ein erhöhtes Gerüste, um welches man rings herum Lichter und wohlriechende Räucherkerzen anzündet. Alle Nächte durch wachen eine große Menge Talapoins bey der Leiche, und lesen in dem Saale, wo dieselbe öffentlich ausgesetzt steht, ihre Gebete; so unterrichten sie, singend, den Todten von dem Wege zum Himmel. Nach Verlauf von einigen Tagen, erwählt die Familie einen bequemen Ort auf dem Lande, wo der Körper verbrannt werden soll. Daselbst errichtet man dann einen Bezirk von Bambusrohr, nebst verschiednen architektonischen Verzierungen. Den Mittelpunct dieses Bezirkes nimmt der Scheiterhaufen ein, den man von wohlriechenden Hölzern aufbauet. Je höher die Würde gewesen ist, worinnen der Verstorbene gestanden hat, desto höher bauet man ihm den Scheiterhaufen. Alsdann bringt man den Körper unter dem Klang einer großen Menge von Instrumenten herbey; ein Haufen

Klageweiber, Tänzer, Musikanten und Komödianten kommen reihenweis herzu, und hinter ihnen drein die Talapoins. Nächst diesen erscheinen die Freunde und die Familie des Verstorbenen, allesammt in weißen Kleidern (*). So bald das Leichengefolge an Ort und Stelle gelanget ist, legt man den Körper nackend auf den Scheiterhaufen; die Talapoins stimmen einige Gesänge an, und begeben sich sodann hinweg. Hierauf fangen die Komödianten und die Tänzer ihre Schauspiele an, welche auf unterschiedlichen Schaubühnen den ganzen Tag fortdauern. Gegen Mittagszeit steckt man den Scheiterhaufen in Brand; und zwo Stunden drauf löscht man das Feuer wieder aus. Wird das Leichenbegängniß einem Prinzen, oder einem Großen des Staats gehalten; so übernimmt der König selber die Mühe, den Scheiterhaufen anzuzünden. Nachher sammelt man die Asche von den Verstorbenen, und thut sie in Urnen, welche man unter einer von den Pyramiden beysetzt, die den Tempeln zur Zierrath dienen.

Die Leichname dererjenigen hingegen, welche hingerichtet worden sind, verbrennt man in Siam eben so wenig, als die todtgebornen Kinder, die Wöchnerinnen, die Ertrunkenen, oder alle die, so eines gewaltsamen Todes gestorben sind; sondern diese werden begraben. Die Siameser

(*) Das Weiße ist im Königreiche Siam die Trauerfarbe.

Siameser sind nicht dahin zu bringen, daß sie die Ehrenbezeigungen des von den Gesetzen verordneten Leichenbegängnisses denenjenigen wiederfahren ließen, die durch irgend einen unglücklichen Zufall ihr Leben verlieren; weil sie von der ungereimten, und für die Gottheit beleidigenden Meynung besessen sind, daß gerechten und tugendhaften Menschen dergleichen Unglücksfälle gar nicht begegnen könnten.

Wir können nicht eigentlich sagen, ob die Siameser die Todten anrufen. Alles, was man mit Zuverläßigkeit weis, läuft darauf hinaus, daß dieses furchtsame Volk an Erscheinungen glaubt. Wenn daher einer von ihnen glaubt, er werde von den Seelen seiner verstorbenen Freunde nnd Verwandten geplagt; so ermangelt er niemals, den Talapoins reichliche Allmosen zu geben; und dieß in der völligen Ueberzeugung, daß diese Mönche einzig und allein durch ihre Gebete die Sünden der Verstorbenen abkaufen können.

So viel mag von den Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten eines der alleráltesten Völker des Erdbodens genug seyn. Die Aera oder Jahrrechnung der Siameser erstreckt sich bis auf fünf hundert vier und vierzig Jahre vor Christi Geburt; daß sie also das zwey tausend drey hundert ein und sechzigste Jahr ihrer bürgerlichen Verfassung gegenwärtig zählen. Dieses Volk war schon zu den Zeiten Alexanders des Großen eben so civilisirt, wie es noch heutiges

Tages ist; und die Priester und Philosophen desselben waren damals auch eben so gelehrt, wie itzt. Dieses setzt ein großes Alterthum voraus. Denn es ist nichts gewisser, als daß die Völker lange Zeit zugebracht haben, ehe sie sich in Gesellschaften verbanden (*), und vermuthlich noch länger, ehe sie Moral und Künste erfanden und zur Vollkommenheit brachten, wodurch sich die gesitteten Völker allein von den wilden unterscheiden.

Die Geschichte der Siameser ist fast gar nicht bekannt. Aus den Gesetzen und Gebräuchen dieser Nation, die schon seit mehr als zwey tausend Jahren im Schwange sind, erhellt bloß so viel, daß dieselbe sehr wenige von denen Revolutionen erlitten hat, die bey einer neuen Herrschaft jedesmal neue Sitten erzeugen. Man weis, daß um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, zwischen den Siamesern und Peguanern ein grausamer Krieg entstanden ist, der weiter keinen Bewegungsgrund hatte, als den Besitz eines weißen Elephanten.

Ueber-

(*) Ohne Zweifel bey den Poeten und neuern Philosophen ist nichts gewisser, als diese Fabel; in der wahren Geschichte des Alterthums aber findet sich die Sache ganz anders, und die Menschen haben, nach dieser, niemals in dem so genannten Stande der Natur, welcher eine bloße Chimäre ist, die nie existiret hat, sondern vom Anfange der Schöpfung an in Gesellschaft gelebt. A. d. Ueb.

Ueberhaupt hegen die Indianer eine Art von Ehrfurcht für die Elephanten, welche ihnen in vielen Stücken die wichtigsten Dienste thun; aber den weißen, die sehr selten sind, erweisen sie eben die Ehrenbezeigungen, welche die alten Aegyptier ihrem Gott Apis zu erweisen pflegten. Man bedient sie im Königreiche Siam nicht anders, als aus goldnen Geschirren. Man giebt ihnen eine zahlreiche Hofstatt von Bedienten und Sklaven, an deren Spitze vier Mandarins stehen, die ihnen überall mit großen Fächeln, um ihnen frische Luft zuzuwedeln, und mit Sonnenschirmen nachfolgen, um sie vor der Sonnenhitze zu decken. Unter andern pralhaften und ausschweifenden Titulaturen ermangeln die Könige in diesen Gegenden niemals, auch den Titel, Herren vom weißen Elephanten, anzunehmen. Es scheint nicht anders, als ob die allgemeine Glückseligkeit des Staats auf dem Besitze dieses Thieres beruhte; denn, wenn ihnen der Tod diesen Gegenstand ihrer Verehrung entreißt, so entsteht allemal ein allgemeines Trauren.

Im Jahre 1540 büßten die Peguaner ihren weißen Elephanten durch den Tod ein. Die Nation war ganz trostlos, und suchte diesen Verlust wieder zu ersetzen, aber vergebens. Man mochte jagen, so viel Elephanten man wollte, so fand sich unter allen denen, die man gefangen bekam, nicht ein einziger, der die erfoderlichen Eigenschaften gehabt hätte, um die

Stelle desjenigen zu ersetzen, dessen Tod man beweinte. Man ließ häufige Nachfragen in den benachbarten Ländern thun, aber man war damit nicht glücklicher. Der König von Pegu, dem dieses vermeynte Unglück tiefer zu Herzen gieng, als ihm vielleicht der Verlust einer Provinz könnte zu Herzen gegangen seyn, nahm seine Zuflucht zu dem Könige von Siam, der in diesem Stücke vorsichtiger gewesen war und einen jungen weißen Elephanten aufzog, welcher dereinst die Stelle desjenigen vertreten sollte, der eben damals in dem Besitze der Ehrenbezeigungen war, deren wir gedacht haben. Der Peguaner drang in seinen Nachbar, daß er ihm einen von beiden, den alten oder den jungen, abtreten sollte, und stellte ihm dabey frey, den Preis, was er ihm dafür geben sollte, selber zu bestimmen; zugleich drohte er ihm aber, auf den Fall einer abschlägigen Antwort, seine Staaten mit seiner gesammten Macht anzugreifen. Allein der König von Siam ließ sich weder durch die Größe der Summen, die man ihm anbot, verblenden, noch durch dergleichen Drohungen in Furcht jagen; sondern gab die stolze Antwort von sich, er würde sich, dem Könige von Pegu zu Gefallen, nimmermehr der Gunstbezeigungen des Himmels berauben.

Ueber diese Antwort kam es in der That zu einem blutigen Kriege; der König von Pegu gerieth in den heftigsten Zorn; er bewaffnete fast alle seine Unterthanen, und drang an der

Spitze

Spitze von zwo Millionen Menschen in die Staaten seines Nachbarn ein. Alles beugte sich vor seiner Gewalt, und in kurzem erschien er vor der Hauptstadt Judia, und fieng an, dieselbe zu belagern.

Der König von Siam hatte sich mit der auserlesensten Mannschaft von seinen Truppen in seine Residenz eingeschlossen, und wehrte sich herzhaft; aber er konnte den Mangel an Lebensmitteln, der ihn in das kläglichste Elend versetzte, endlich nicht länger aushalten. Nachdem sich dieser unglückliche Fürst vergebens bemühet hatte, zu entwischen, und nun sah, daß er seinem Feinde unvermeidlich in die Hände fallen mußte; so faßte er den Entschluß, sich mit Gifte zu vergeben, um der Todesstrafe zu entgehen, die ihm von dem Ueberwinder zugedacht war.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, so öffneten die Siameser dem Könige von Pegu ihre Thore. Dieser von Natur zur Grausamkeit geneigte und unbändige Prinz ließ über vierzig tausend Siameser hinrichten; er gab die Stadt seinen Leuten zur Plünderung preis, und nahm aus derselben unermeßliche Schätze weg; aber die köstlichste Frucht seines Sieges war die Eroberung des weißen Elephanten, den er im Triumphe nach seinen Staaten abführte.

Um selbige Zeit wurde das Königreich Pegu das mächtigste und reichste auf der ganzen mor-

genländischen Halb-Insel von Indien; allein die Glückseligkeit desselben war von keiner langen Dauer. Der Besitz des weißen Elephanten half den Peguanern weiter zu nichts, als daß sie sich dadurch eine lange Reihe von Unglücksfällen auf den Hals zogen. Gleich von Stund an ward ihr König, der auf seinen Sieg stolz worden war, der allerverhaßteste Tyrann; er übte an seinen Unterthanen Grausamkeiten aus, welche Schaudern erregen; er fieng ungerechte Kriege wider seine Nachbarn an, die den Peguanern viel Blut kosteten; diese Unglückseligen empörten sich endlich wider ihn, und die bürgerlichen Kriege halfen vollends beynahe die ganze Nation vernichten.

Die Siameser machten sich die Unglücksfälle ihres Ueberwinders zu Nutze, und riefen den flüchtigen Sohn ihres unglücklichen Königs, (der sich ums Leben gebracht hatte, um den Peguanern nicht lebendig in die Hände zu fallen,) wieder ins Reich. So bald hatte nicht dieser den Thron seiner Ahnen bestiegen, so wagte er das Unternehmen, seinen Vater zu rächen. Er überzog die Peguaner wiederum mit Kriege, und ließ sie die erschrecklichsten Widerwärtigkeiten erdulden. Die Hauptstadt Pegu fiel ihm in die Hände; aus dieser nahm er nicht allein alle Schätze, sondern auch alle Einwohner hinweg, die er dann in seinem Königreiche hin und her vertheilte. Was ihm aber eben so angenehm war, als der Sieg selbst, so bekam er

den

den fatalen Elephanten (*) wieder, dessen Eroberung schon an die sechsmal hundert tausend Menschen das Leben gekostet hatte.

Unter allen den Vortheilen, die der neue König von Siam davon trug, war der größte zweifelsohne der, daß er seinen Unterthanen einen dauerhaften Frieden verschaffte. Auch ist dieser Friede in der Folge weiter nicht unterbrochen worden, als durch Kriege von geringer Wichtigkeit, die sich auch keinesweges durch eine solche unmenschliche Grausamkeit ausgezeichnet haben, wie sie in demjenigen herrschte, dessen wir erwähnet haben; welches daher rührte, weil kein Religions-Grund dabey vorwaltete, und die Siameser eben so, wie ihre Feinde, nach ihren Neigungen handelten, welche sie von Natur zur Menschenliebe und Wohlthätigkeit antreiben. So wahr ist es, daß der Aberglaube unter allen Leidenschaften die fruchtbarste an Missethaten ist, und daß er auch die sanftmüthigsten Menschen der abscheulichsten und anstößigsten Unmenschlichkeit fähig macht.

Um das Jahr 1680 genoß das Königreich Siam eines langen und unverrückten Friedens; es

(*) Der Abbe' de Choisy, der ihn lange nachher, im J. 1686, gesehen hat, sagt, er sey ziemlich groß, sehr alt und runzlicht gewesen. Es ist bekannt, daß die Elephanten insgemein hundert und zwanzig, manchmal auch wohl hundert und dreyßig bis vierzig Jahr alt werden.

es war zu einer Stufe der Macht und Hoheit aufgestiegen, die den Neid seiner Nachbarn rege machte. Damals hatte es zum König einen aufgeklärten und prachtliebenden Fürsten, der auf den Anschlag gerieth, seiner Nation einen noch größern Glanz dadurch zu geben, daß er die Künste und Wissenschaften der Europäer unter ihnen einführen wollte. In dieser Absicht schickte er aus dem entferntesten Orient eine berühmte Gesandschaft an Ludwig den Vierzehnten. Diesem Könige, der damals für den größten Monarchen auf Erden gehalten wurde, wollte er damit die Hochachtung bezeigen, die er seiner Tugend schuldig zu seyn glaubte, und zugleich um seine Freundschaft und Allianz ansuchen. Allein unerachtet des Schutzes und der Hülfs-Truppen, die der indianische König aus Frankreich erhielt, mißlang ihm sein Unternehmen dennoch; seine großen und edlen Absichten kosteten ihn den Thron und das Leben; seine Familie wurde verbannet und vernichtet; und die Siameser, die wider fremde Sitten und Künste einmal in Harnisch gejagt waren, übertrugen die Krone einer andern Familie, die sich unversöhnlich feindselig gegen die Europäer bewies. Dieß ist die Staatsveränderung, die wir unsern Lesern zu beschreiben haben; eine Staatsveränderung, die für die Franzosen, welche sich in dem Königreiche Siam niederließen, eben so unglücklich ablaufen sollte, als für den Prinzen, der sie zu sich gerufen hatte. Das ganze Königreich lehnte sich wieder sie auf; aber

diese

diese Handvoll Ausländer, die etwan sieben bis acht hundert Mann an der Zahl seyn mochten, triumphirten, ob sie gleich über sechs tausend französische Meilen von ihrem Vaterland entfernet waren, und weder Lebensmittel, noch Kriegsbedürfnisse, noch auch die mindeste Hoffnung hatten, Succurs zu erhalten, gleichwohl durch Wunder der Tapferkeit und Standhaftigkeit über die vereinigten Bestrebungen einiger Millionen Menschen, und entkamen glücklich der Sklaverey und dem Tode.

Das Werkzeug der Allianz zwischen den Franzosen und Siamesern war ein gewisser Grieche, Namens Constantin Phaulkon; am meisten ist er unter dem Namen Constanz bekannt, und wir werden ihn auch in dem Verfolg dieser Geschichte nicht anders nennen. Dieser Mann, der bey der Staatsveränderung eine so große Rolle spielte, der auch den Vorwand dazu hergeben, und das erste Schlachtopfer derselben werden mußte, war der Liebling und Minister des Königs von Siam geworden, und zwar durch die vorzügliche Herzhaftigkeit und Einsicht, worinnen sich die Europäer so sehr vor den Asiatern hervorthun. Man hat ihm schuld geben wollen, seine Absichten wären bis auf den Thron von Siam gegangen; aber was es damit auch für eine Bewandtniß haben mag, so waren doch seine Erhebung und sein Fall solche merkwürdige Begebenheiten, daß wir nicht Umgang nehmen können, von seiner Person

und Herkunft einen etwas umständlichern Bericht zu geben.

Er war im J. 1647 auf der Insel Zante, die den Venetianern gehört, geboren. Sein Vater war, wie einige sagen, Statthalter der Insel, oder, wie andre behaupten, ein gemeiner Gastwirth, welches auch viel wahrscheinlicher ist, wenn man die sehr elenden Umstände seiner Verwandten in Erwägung zieht. Dem sey jedoch, wie ihm wolle; genug, Constanz wollte sich von dem unglücklichen Schicksale, das in seinem Vaterlande auf ihn wartete, befreyen, und gieng als ein Knabe von kaum zehn Jahren, der aber voller Muth, Witz und Ehrgeiz war, an Bord eines englischen Schiffes, welches ihn mit nach London nahm. Der junge Grieche brachte die ersten Jahre seines Lebens bey einem Negocianten zu, bey dem er sich eine große Kenntniß vom Handel erwarb; aber es währte nicht lange, so ward er sein dasiges Schicksal auch überdrüßig: und wie sein Kopf immer voll von prächtigen Anschlägen auf Hoheit und Glück war, so trat er in die Dienste der Ost-Indischen Compagnie in England, die ihn mit großem Nutzen in Siam gebrauchte.

Binnen wenig Jahren wurde Constanz der Besitzer von einem beträchtlichen Capital; und da er es überdrüßig war, in andrer Leute Diensten zu stehen, so fieng er an, für seine eigne Rechnung zu handeln. Seine ersten Versuche liefen nicht nach Wunsch ab; er erlitt zweymal

mal hinter einander an der Mündung des Menam-Stromes Schiffbrüche, die ihn fast um sein ganzes Vermögen brachten. Jeder andrer außer ihm würde dadurch abgeschreckt worden seyn, und eine Abneigung gegen dergleichen verderbliche Unternehmungen geschöpfet haben: aber Constanz war viel zu standhaft, als daß er sich durch Widerwärtigkeiten des Verhängnisses hätte sollen feige machen lassen. Er fand in seiner Geschicklichkeit und in seinem Credit gar bald wieder Mittel, ein neues Schiff auszurüsten, welches er selber an die Küste von Malabarien führte. Auch dießmal begegnete ihm das Schicksal nicht minder ungünstig, und er hatte abermals das Unglück, Schiffbruch zu leiden. Kaum war er noch im Stande, sich mit einer mäßigen Summe Geldes zu retten; allein dieß war auch die letzte Beleidigung, die ihm sein Schicksal zugedacht hatte.

Den Tag darauf, nachdem er dieses Unglück gehabt hatte, ward er, da er an dem Ufer der See spazieren gieng, einen unglücklichen Mann gewahr, der mit allen Merkmaalen der Verzweiflung auf ihn zugegangen kam. An seinem bleichen Gesicht, an seinen nassen Kleidern sah Constanz so gleich, daß der Mann mit ihm einerley Unglück gehabt hatte. Die Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Schicksale flößte ihnen beiden eine gleich große Begierde ein, Bekanntschaft mit einander zu machen. Der Unbekannte, der zuerst das Wort nahm, drückte sich in siamesischer Sprache aus; und es war

für ihn eine angenehme Ueberraschung, da er seinen Mitbruder im Unglück in der nämlichen Sprache antworten hörte. Nunmehr beeiferte er sich, ihm von seinen Unglücksfällen die Erzählung zu machen. Er sagte ihm, er käme vom persianischen Hofe her, wohin ihn der König von Siam als Abgesandten geschickt gehabt; und auf dem Rückwege nach seinem Vaterlande hätte er Schiffbruch gelitten, ohne das allermindeste von seinem Schiffe retten zu können, welches mit der sämmtlichen Mannschaft verloren gegangen wäre.

Constanz sprach dem Mandarin Trost zu, und that ihm das edelmüthige Anerbieten, ihn nach der Hauptstadt von Siam zurückzuführen. Der Indianer nahm Constanzens Anerbieten mit Freuden an; und dieser kaufte von den zwey tausend Thalern, die er noch gerettet hatte, eine Barke und Lebensmittel, nebst Kleidern für sich und den Siameser an; ihre Schifffahrt war ruhig, und sie langten glücklich in Judia an. Das erste, wofür der Mandarin sorgte, war, daß er seinen Wohlthäter dem Barkalon, welches der Premier-Minister in Siam ist, vorstellte. Er sprach mit ihm in so prächtigen Ausdrücken von dem Genie, von den Einsichten und der Großmuth Constanzens, daß der Minister anfieng, ihn in Handlungs-Angelegenheiten zu brauchen. Nunmehr gelang dem geschickten und erfahrnen Europäer alles, was er unter den Händen hatte, über alles Erwarten seiner Beschützer und Gönner;

und

und es währte nicht lange, so sprach der Barkalon mit dem Konige von ihm, als von einem Manne, der die größten Talente besäße, und der zu dem Vorhaben, welches Er gefaßt hätte, seine Unterthanen zu den Künsten und zur Schifffahrt anzuführen, ungemein nützlich gebrauchet werden könnte.

Der König von Siam war unstreitig der aufgeklärteste Mann seiner Nation. Er hatte gegen die Europäer, von denen er nach und nach verschiedne an seinem Hofe gesehen, die größte Hochachtung gefaßt. Er hielt sie eben so werth, als er die Siameser gering schätzte, deren Weichlichkeit, und unthätiges, kriechendes Wesen ihm ganz unerträglich war. Aber kaum besprach er sich persönlich mit Constanzen, so ward er von dem Geist und den Kenntnissen dieses Europäers dermaaßen eingenommen, daß er so gleich den Entschluß faßte, ihm die Sorge für seine wichtigsten Angelegenheiten anzuvertrauen. Er betrachtete ihn bereits als das Werkzeug, welches seine Völker aus der Unthätigkeit, worinnen sie schlummerten, herausreißen, und sie zu den berühmtesten Völkern im Orient machen sollte. Ehe und bevor jedoch dieser weise Prinz den Ausländer zu hohen Reichswürden erhob, stellte er vorher theils seine Treue, theils seine Gaben und Kräfte auf die Probe; aber Constanz betrug sich mit so viel Treue und Redlichkeit, und legte in der Ausführung der ihm aufgetragenen Geschäffte seine vorzüglichen Fähigkeiten vor den geschickte-

sten Ministern des Hofes so deutlich zu Tage, daß sich der König nicht enthalten konnte, ihm die größten Proben von seiner Achtung und Gewogenheit zu geben. Es währte nicht lange, so fiengen die Mandarins an, (weil sie die Zuneigung ihres Fürsten gegen Constanzen selbst mit ansahen,) sich an ihn zu wenden, und ihm die Aufwartung zu machen; dergestalt, daß der beglückte Europäer alle Großen, die sich nur im Königreiche fanden, zu seinen Füßen sah.

Während dieser Vorfallenheiten gieng der Barkalon mit Tode ab. Der König wollte Constanzen augenblicklich diese Bedienung, die vornehmste im Staat, anvertrauen; Constanz besaß die Klugheit, sich diese Ehre zu verbitten, um nicht den Haß und die Mißgunst der Mandarins auf sich zu laden. Allein ob er gleich keinen Titel annahm; so genoß er doch ein Ansehen, welches das Ansehen aller Großen überwog. Der König verließ sich wegen der Verwaltung aller und jeder Staatsgeschäffte einzig und allein auf ihn. Er nahm keine Bittschrift anders an, als aus seinen Händen, und bewilligte Niemandem eine Gnadenbezeigung, außer auf Constanzens Vorbitte. Im Uebrigen war dieser irrende Glücksritter, da er itzt der Liebling eines mächtigen Königs geworden, seines Glückes keinesweges unwürdig. Außer einem ausgebreiteten, biegsamen und geschmeidigen Genie, besaß er eine tiefe Einsicht in die Staatsgeschäffte, große Herzhaftigkeit, viel Feuer und Wohlredenheit. Er hatte eine edle,

groß-

großmüthige und erhabne Seele, nebst den Sitten eines großen Mannes. Allein seine großen Vorzüge wurden wiederum durch große Mängel verdunkelt. Man legte ihm zur Last, daß er äußerst auffahrisch, jähzornig, gewaltthätig und stolz wäre. Er liebte Ehre und Gepränge bis zur Praleren, und sein Ehrgeiz war ohne Gränzen.

Indessen ließ Constanz bey seiner Erhebung anfänglich nichts, als Tugenden und große Gaben an sich blicken. Er widmete seinen ganzen Fleiß den Geschäfften, und seine Staatsverwaltung war nützlich und glorreich; insonderheit beeiferte er sich, die Handlung auszubreiten, mit welcher sich die indianischen Könige mehr beschäfftigen, als mit der Staatskunst oder mit dem Kriege, von dem bey diesen friedfertigen Nationen selten etwas zu hören ist. Constanzens Bemühungen hatten auch einen überaus glänzenden Erfolg; der König von Siam wurde binnen wenig Jahren einer der allerreichsten Monarchen in Asien. Unter seinen Völkern herrschte der Ueberfluß; und der Monarch, der für die Dienste seines Ministers erkenntlich seyn wollte, überhäufte ihn mit Gütern, und machte ihn so wohl zum reichsten, als zum mächtigsten seiner Unterthanen.

Ungefähr um die nämliche Zeit war es, da Constanz, der bey seinem Aufenthalt in England den Glauben der engländischen Kirche angenom-

genommen hatte, denselben wieder abschwur, und sich zur Gemeinschaft der Römischen Kirche wendete, wozu ihn ein Jesuit beredete, der ihm seinen eignen Eifer für die Fortpflanzung des Evangeliums völlig beyzubringen gewußt hatte.

Nicht lange darauf heirathete der Minister eine junge Japaneserinn von einer edlen und christlichen Familie, deren Vorfahren während der Verfolgungen, welche die Könige von Japan sechzig Jahre vorher wider die Christen erreget, die Palme der Märtyrer davon getragen hatten. Von selbiger Zeit an wurde der Minister in seinen Sitten viel unsträflicher, als er vorher gewesen war. Er entsagte der Gemeinschaft mit andern Frauenzimmern, zu denen er bis dahin viele Neigung bezeiget hatte; er beschäfftigte sich aber desto mehr ganz mit den Anschlägen, die ihm sein Ehrgeiz eingab. Denn in der That faßte er aus einer Begierde, seinen Namen zu verewigen, den Vorsatz, das weitläuftige Reich, worinnen er Gesetze vorschrieb, zum christlichen Glauben zu bekehren. Seine Feinde haben ihm freylich tiefere Bewegungsgründe beygemessen, als die eitle Begierde, seinen Namen durch eine große Unternehmung berühmt zu machen; sie haben nämlich behauptet, er wäre bloß aus eigennützigen Absichten zu Werke gegangen, und hätte sich Hoffnung gemacht, an den neuen Christen in Siam Anhän-

ger zu finden, die ihn auf den Thron setzen sollten. Aber wer kann es beweisen?

Dem sey jedoch, wie ihm wolle; vielleicht war es für diesen Mann, da er so brav, so unerschrocken, so voller Genie und Hoheit der Seele, so reich an Erfindungeu, so begütert und mächtig war, eben keine Unmöglichkeit, nach dem Tode des Königs, der allem Ansehen nach nicht weit mehr entfernt war, zur Krone zu gelangen. Denn ob dieser Prinz gleich damals nicht älter war, als funfzig Jahr; so waren doch seine Kräfte schon sehr erschöpfet, und sein Temperament schwächlich. Er hatte weiter keine Kinder, als eine Prinzeßinn, welche die Gesetze des Staats von der Thronfolge ausschlossen. Die königliche Familie war so abgestorben, daß sie nicht mehr, als zween Prinzen, Brüder des Königs, aufweisen konnte; allein der älteste von diesen war an allen seinen Gliedern contract und zur Regierung untüchtig; und der andre stellte sich stumm, um bey dem Könige, der einen gleich großen Widerwillen vor beiden Brüdern heegte, keinen Argwohn zu erwecken. Er hielt sie von den Staatsgeschäfften entfernt; sie galten nichts, und lebten ohne Ansehen. Man ließ sie in dem Palaste nicht aus den Augen, und hielt sie beynahe nicht besser, als wie Staatsgefangene.

Alle brüderliche Liebe und Zärtlichkeit, die der König seinen Brüdern schuldig gewesen wäre, hatte er einem jungen Menschen, Namens

Monpit oder Prapie (*) zugewendet, den er, vermöge einer in ganz Indien überall eingeführten Gewohnheit, an Kindes Statt angenommen hatte. Diese Annehmung an Kindes Statt gab dem Monpit freylich keinen Anspruch auf die Krone; und der König wußte dieß wohl. Allein wie dieser Prinz von Natur stolz, und in dem, was er haben wollte, unumschränkt und absolut verfuhr; so hoffte er auch, dieses Hinderniß noch aus dem Wege zu räumen. Um nun seine Unterthanen bey Zeiten zur Ehrerbietung gegen diesen jungen Menschen zu gewöhnen, nahm er ihn überall mit sich, und ließ ihm außerordentliche Ehrenbezeugungen beweisen. Mit einem Wort, er hatte den Anschlag gefaßt, ihm die Prinzessinn zur Gemahlinn zu geben, und ihn an dem nämlichen Tage, da das Beylager vor sich gehen würde, zu seinem Thronfolger zu ernennen. So despotisch aber auch der König von Siam war, so fand er doch viel mehr Widerstand, als er gedacht hatte. Insonderheit konnte sich die Prinzeßinn, welche viel Verstand, aber eben so viel Stolz besaß, durchaus nicht entschließen, einem jungen Menschen von unbekannter Herkunft (**), der weiter gar keine Verdienste hatte, als

(*) Unsre Nachrichten nennen ihn ohne Unterschied bald mit diesem, bald mit jenem Namen; wir wollen uns aber nur des erstern bedienen.

(**) Man hat sagen wollen, Monpit wäre ein natürlicher Sohn vom Könige gewesen; allein dieses Vorgeben hat keine Wahrscheinlichkeit.

als daß er dem Könige gefiel, ihre Hand zu geben. Sie dachte eben so, wie die ganze Nation, man sollte ihr den jüngsten von ihren Onkeln zum Gemahle geben, damit die Krone bey der königlichen Familie bliebe.

Constanz, der den Hof in zwo Parteyen getheilt sah, glaubte, es wäre seinem Interesse gemäß, die Partey des Monpit zu unterstützen, theils um sich dem Könige gefällig zu machen, der in der Welt nichts so lieb hatte, als diesen adoptirten Sohn, theils auch in der Hoffnung, dereinst unter dem Namen eines jungen Menschen, der weder Witz noch Gaben hatte, der gehaßt und verachtet wurde, zu regieren, und ihn vielleicht gar vom Throne zu stoßen. Daher bestärkte er den König in seinen Anschlägen, und stellte sich öffentlich an, als wäre er dem Monpit überaus zugethan. Dieser Schritt machte ihn bey dem Monarchen wohl noch beliebter; aber auf der andern Seite machte er auch, daß Constanz von der Prinzeßinn und den Großen des Staats verabscheuet wurde, die denn in ihrem Haß alle Ausländer, und insonderheit alle Christen einschlossen.

Constanz meynte indessen, er müsse sein Glück, damit dasselbe auf einem unbeweglichen Grunde ruhete, durch einen mächtigen auswärtigen Beschützer befestigen. Gleich von der Zeit an, da er bey dem König angefangen hatte, in Gunst zu stehen, war er nicht müde geworden, demselben von der Macht der Fürsten in Europa

vorzusagen, und ihn von den Künsten und Wissenschaften zu unterhalten, die in diesem schönen Theile der Welt blühen, und durch die die Völker desselben den Menschen der übrigen Welttheile in allen Stücken so sehr überlegen sind. Insonderheit sprach er mit ihm oftmals von der Ordnung und Kriegszucht, die bey ihren Armeen herrscht, von der Einsicht der Generale, von dem Heldenmuthe der Officiers und gemeinen Soldaten. Der König von Siam ward es auch nimmermehr überdrüßig, seinem Minister zuzuhören: und wenn er die weichlichen und weibischen Völker Indiens, die bald von den Mogoln, bald wiederum von den Portugiesen und Holländern überwunden, und unters Joch gebracht worden waren, mit den stolzen Nationen Europens verglich, die nach den entferntesten Enden der Welt gekommen waren und den Völkern Fesseln angelegt hatten; so war er ganz voll von Bewunderung für diese tapfern Ausländer.

Weil nun Constanz sah, daß der König eine so vortheilhafte Meynung von den Europäern gefaßt hatte; so gab er ihm den Rath, sich um die Allianz des mächtigsten von diesen Völkern zu bewerben; und damals (1680) waren es wirklich die Franzosen, die in Europa die größte Rolle spielten. Diese Nation war, unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten, durch ihr ungemeines Glück im Kriege, so wie durch die Künste und Wissenschaften, die sie mit größerm Glanze trieb, als ihre Nachbarn, auf

den höchsten Gipfel des Ruhmes gelanget. Um nun seinem Beherrscher einen recht hohen Begriff von den Franzosen zu machen, meldete ihm Constanz, sie hätten unlängst die Holländer überwunden, die von allen indianischen Völkern als eine mächtige und furchtbare Nation betrachtet werden, und gegen die diese Könige eine Achtung und Herablassung bezeigen, die einer Art von Sklaverey gleich kömmt. Zugleich brachte der Minister dem siamesischen Monarchen die Gedanken bey, wenn er sich die Allianz der Franzosen erwerben, und den Handel seiner Staaten weiter ausbreiten wollte; so müßte er den Christen die freye Religions-Uebung in seinem Reiche gestatten. Der König von Siam, der den Lehrsätzen der Talapoins ohnedieß nicht gar zu eifrig anhieng, gab zu der Bitte seines Ministers ohne Schwierigkeit seine Einwilligung. Er erlaubte den Mißionarien um desto eher, das Evangelium zu predigen, weil er die Sittenlehre desselben als nützlich, und für seine Völker vortheilhaft erkannte. Constanz bekam also Befehl, unter den Mandarins diejenigen auszusuchen, welche er für die geschicktesten hielte, die gedachten Absichten an dem Hofe Ludwigs des Vierzehnten glücklich durchzusetzen, und sie je eher je lieber als Gesandte an diesen Prinzen abzufertigen.

Der Minister säumte auch nicht, dem Befehle seines Herrn Genüge zu thun. Er fertigte Abgesandte nach Frankreich ab, und ließ sie auf einem holländischen Schiffe dahin an Bord gehen;

hen; aber sie kamen auf der See um. Dieser Zufall schreckte den König von Siam noch nicht ab, sondern es wurden andre erwählet, und mit reichen Geschenken auf einem englischen Schiffe fortgeschickt; diese waren auch glücklicher; sie stiegen (1684) zu Calais ans Land, und wurden nach Paris begleitet. In dem Begriffe, welchen sich Constanz von **Ludwig dem Vierzehnten** gemacht, hatte er sich auch nicht geirrt; er hatte nämlich erwartet, daß dieser ehrsüchtige Prinz die Gelegenheit, die Christliche Religion nebst dem Handel seiner Unterthanen weiter auszubreiten, aufs begierigste ergreifen würde. In der That war der französische Monarch über die Ehrenbezeigungen, die ihm aus einer so weit entfernten Weltgegend her bewiesen wurden, so vergnügt, daß er die angebotene Freundschaft des Königs von Siam mit Freuden annahm, und aufs erwünschteste erwiederte. Er willigte nicht nur ein, einen Handlungs-Tractat zwischen den beiderseitigen Nationen zu schließen, sondern fertigte auch seiner Seits wiederum den Ritter **von Chaumont**, unter dem Charakter eines Ambassadeurs nach Siam ab. Acht Jesuiten, die erfahrne Sternkundiger waren, begleiteten den Ritter, in der Hoffnung, den König und die ganze siamesische Nation zu bekehren; und zugleich sollte ihre Reise, durch die Beobachtungen, die sie zu Verbesserung der Astronomie und der Geographie anzustellen willens waren, für alle Völker der Welt nützlich werden.

Der

Der französische Ambassadeur ward in Siam mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen empfangen. Er erhielt für seine Nation alles, was er verlangte. Man überhäufte die französischen Officiers, die mit ihm gekommen waren, um die europäische Kriegszucht unter den Siamesern einzuführen, mit Würden und Wohlthaten. Einer von ihnen, der Ritter von Forbin, wurde zum Groß-Admiral des Königreichs erkläret. Insonderheit hatten die Jesuiten Ursache, mit dem Könige sehr vergnügt zu seyn, indem er mit Gnadengeschenken und Achtungsbezeigungen gegen sie ganz verschwenderisch war; aber die Ehre, ihn zu bekehren, trugen sie nicht davon. Dieser Prinz bewies sich ganz unbeweglich bey der Vorstellung des französischen Ambassadeurs, so innständig auch dieser im Namen seines Herrn in ihn drang, daß er die christliche Religion annehmen möchte.

Vielleicht war es einzig und allein Staatsklugheit, die den König von Siam abhielt, ein Christ zu werden; aber er wurde nichts desto weniger seinen Unterthanen verhaßt. Sie konnten nicht ohne die äußerste Erbitterung mit ansehen, daß der Monarch keinen Menschen mit seinem Vertrauen und mit seiner Zuneigung beehrte, als den Minister Constanz und die Franzosen. Die Talapoins, die in Siam ein unermeßliches Ansehen besitzen, seufzeten ingeheim über alles, was der König zum Besten einer fremden Religion unternahm. Die Muselmän-

ner,

ner, die in großer Anzahl im Königreich ansässig waren, und sich schon lange mit der Hoffnung geschmeichelt hatten, den König in ihre Religions-Gemeinschaft zu ziehen, wurden darüber nicht weniger aufgebracht, als die Talapoins. Sie hatten den Sofi von Persien vor kurzem beredet, eine berühmte Gesandtschaft nach Siam zu schicken, um dem König anzuliegen, daß er den Alkoran annehmen sollte. Allein der persianische Minister hatte noch weniger Glück gehabt, als der französische Ambassadeur. Er war nicht allein in seiner Unterhandlung gescheitert, sondern man hatte ihn auch so kaltsinnig empfangen, man hatte zwischen ihm und dem Ritter von Chaumont einen so großen Unterschied in den Ehrenbezeigungen, die man ihnen erwiesen, beobachtet, daß die Muselmänner öffentlich den Schimpf zu rächen schwuren, der dem mächtigsten Könige von ihrer Religion, in der Person seines Abgesandten wiederfahren war. Die europäischen Nationen, die in dem Königreiche Siam Handel trieben, wären nicht minder unwillig auf Constanzen und die Franzosen. Die Holländer und Engländer wurden über die Vorzüge, die der Minister den neuen Bundesgenossen des Königs in der Handlung bewilligte, mißgünstig, und streueten unter der Hand eine Menge schimpfliche Nachrichten wider die Franzosen aus, um sie bey den Siamesern vollends ganz verhaßt zu machen.

Um nun diese unruhigen und eifersüchtigen Nationen alle gehörig im Zaume zu halten, gerieth

rieth Constanz auf den Anschlag, die beiden Könige durch die genaueste Allianz mit einander zu verbinden. Er beredete seinen Herrn, drey neue Abgesandte mit Geschenken, die des Prinzen, für den sie bestimmet waren, würdig seyn sollten, nach Frankreich zu schicken. Diese Gesandtschaft, an deren Spitze sich ein Siameser, Namens Visouta-Surton (oder Sundon) befand, hatte wirklich allen den glücklichen Erfolg, den sich Constanz davon versprochen. Die siamesischen Minister gefielen an dem gesittetsten und aufgeklärtesten Hofe der Welt ungemein wegen ihrer Lebhaftigkeit, und wegen der Anmuth und Feinheit ihrer Reden. Man hatte nicht erwartet, so viel Verstand und Kenntnisse bey Indianern zu finden, die in den Gedanken der meisten Franzosen bisher weiter nichts, als Barbaren, gewesen waren. Der gesuchte Tractat ward unterzeichnet, und in dem vornehmsten Artikel desselben machte man aus, daß Ludwig der Vierzehnte Truppen nach Siam absenden sollte, theils um die europäische Kriegs-Disciplin unter den siamesischen Truppen einzuführen, theils auch zu der persönlichen Sicherheit des indianischen Monarchen, und zum Schutze seiner Staaten. Dagegen versprach der König von Siam seines Theils, den Franzosen die Plätze Bancok und Mergui zu übergeben, die zum Handel überaus vortheilhaft gelegen waren, und für die Schlüssel des Königreichs gehalten wurden.

Währender Zeit, daß also in Frankreich alles nach Constanzens Wünschen von Statten gieng,

gieng, führte dieser Minister auch in Siam alle die Absichten aus, die er sich vorgesetzt hatte. Sein Ansehen bey dem Könige wuchs von Tage zu Tage. Der Handel ward durch seine Veranstaltungen immer blühender; die Großen zitterten vor ihm, und er regierte mit unumschränkter Gewalt. Constanz wollte sich, wie gedacht, seine Macht und sein Ansehen dazu zu Nutze zu machen, daß er die christliche Religion in Siam und in den benachbarten Königreichen einführte. Er stiftete Kirchen und Schulen für die französischen Mißionarien; und der König, der allen seinen Anschlägen und Absichten beystimmte, ließ ein Observatorium für die Jesuiten erbauen.

Diese vorzüglichen Merkmaale des Schutzes, den er den christlichen Priestern wiederfahren ließ, machten das Gerüchte, womit man sich damals trug, daß der König sich wollte taufen lassen, ganz wahrscheinlich. Die Muselmänner geriethen in Sorgen, wenn sich dieser Prinz von den Europäern so beherrschen ließe, möchte er wohl gar den Alkoran aus seinen Staaten verweisen; und diese Vorstellung machte sie ganz wütend. Um nun einem solchen Unglücke, von dem sie nach ihren Gedanken bedrohet würden, noch in Zeiten vorzubeugen, traten sie zusammen, mit dem Vorhaben, dem Könige das Leben und die Krone zu entreißen, und alle Christen umzubringen. Es hielten sich um selbige Zeit zween Prinzen aus Champa und ein Macassardischer Prinz im Königreich auf, die aus ihrem Vaterlande

land verjaget, und nach Siam geflüchtet waren, wo sie, sammt ihrem zahlreichen Gefolge, bloß von den Wohlthaten des Hofes lebten. Die Muselmänner fanden keine Schwierigkeit, diese Prinzen, die mit ihnen von einerley Religion waren, in ihre Verschwörung zu ziehen, zumal da sie dieselben mit Gold und mit Versprechungen zu blenden wußten. Die Partey der Verschwornen ward um desto furchtbarer, weil sie nunmehr eine große Menge Macassarden auf ihrer Seite haben konnten, welche für die entschlossensten Soldaten im ganzen Orient gehalten werden. Die Muselmänner hatten auch bereits alle Anstalten getroffen, und warteten nunmehr bloß auf die Wiederkunft des Hofes (*) nach Judia, um ihr strafbares Unternehmen ins Werk zu richten. Sie versahen sich um desto zuversichtlicher eines glücklichen Erfolges, da sie wußten, daß unter der Leibwache des Königs von Siam nicht ein einziger Soldat war, der das Herz gehabt hätte, einem Macassarden ins Gesicht zu sehen. Allein die Verschwörung ward entdecket, und zwar durch die Unbesonnenheit der Prinzen von Champa. Diese Indianer hatten noch einen dritten Bruder, der sich in den Diensten des Königs, und um dessen Person befand. An diesen schrieben sie, um ihm ihr Vorhaben bekannt zu machen, und ihm zuzureden, daß er sich zu ihrer Partey schlagen sollte. Dem Prinzen von Champa fiel dieses Schrei-

(*) Der Hof befand sich damals zu Louvo.

Schreiben auf eine so seltsame Art in die Hände, daß er so gleich ein Geheimniß argwohnte: und weil ihn die Furcht ankam, daß es wohl ein Kunstgriff von Seiten seiner Feinde seyn könnte, um ihn unglücklich zu machen; so brachte er den Brief unerbrochen gerades Weges dem Premier-Minister.

Constanz verlor nicht einen Augenblick. So bald er dem Könige den Brief vorgelesen, und dessen Befehle empfangen hatte, brach er mit seiner Leibwache, die aus Engländern (*) und einigen Franzosen bestand, nach Judia auf, um die Verschwornen unter der Last der königlichen Gewalt zu erdrücken. Als er in der Hauptstadt ankam, war es ihm eine angenehme Ueberraschung, zu hören, daß der Gouverneur von Judia, durch einen der Mitverschwornen, bereits Nachricht von der Verschwörung erhalten, und die klügsten Maaßregeln ergriffen hatte, ihre Absichten zu vereiteln. Zugleich erfuhr man, daß viel Mitverschworne über die Bewegungen des Gouverneurs, welche Niemanden treffen konnten, als die Muselmänner, in Schrecken gerathen, und nach Hause geflüchtet waren. Damit sie nun vollends zerstreuet werden sollten, so ließ Constanz eine Amnestie zum Besten derjenigen von den Rebellen bekannt machen, die von selbst kommen, und ihr Verbrechen gestehen würden. Die Prinzen von Champa waren die ersten,

(*) Dieser Minister hatte eine Leibwache von Engländern, die er aus seinem Beutel erhielt.

ersten, die sich die angebotene Gnade zu Nutze machten, und die andern folgten ihrem Beyspiele nach; aber der Prinz von Macassar, und die von seiner Nation, wollten sich nicht demüthigen, sondern griffen zu den Waffen, und drohten, die Stadt auszuplündern.

Weil nun Constanz sah, daß die Güte bey den Gemüthern dieser Barbaren nichts verfangen wollte, so faßte er den Entschluß, sie anzugreifen. Er nahm also von Europäern alles, was in Judia zu finden war, zusammen, und damit vereinigte er von den siamesischen Soldaten diejenigen, auf deren Herzhaftigkeit er noch am meisten rechnete. Hierauf lieferte er dem Feind (1686) ein hitziges Treffen; die Macassarden wehrten sich mit vieler Hartnäckigkeit; der Minister stellte sich den größten Gefährlichkeiten bloß; er verfolgte die Rebellen aus einer Straße in die andre. Vier bis fünfe von seinen Hausbedienten büßten an seiner Seite das Leben ein. Endlich aber behielt die Menge die Oberhand; die Macassarden wurden über den Haufen geworfen; Constanz erreichte den Anführer der Verschwornen, und eben da er im Begriffe war, auf ihn zu hauen, brachte ihn ein französischer Soldat um die Ehre, ihn niederzumachen, indem er den Barbaren mit einem Musketen-Schusse traf, wovon er todt auf den Platz fiel. Die Macassarden hatten mit ihrem Prinzen gleiches Schicksal, und mußten sämmtlich über die Klinge springen.

Man sollte nicht glauben, wie mächtig und fürchterlich sich Constanz durch seinen Sieg gemacht hatte. Die Siameser sahen ihn mit einer schreckenvollen Bewunderung an. Die Großen, die ihn wegen seines Vermögens und Ranges am meisten beneideten, erwiesen ihm fast eben so große Ehrenbezeigungen, als dem Könige. Und sein Glück noch vollkommener zu machen, langten gerade um selbige Zeit (1688) im Königreiche die versprochenen französischen Truppen an, achthundert Mann an der Zahl, und unter dem Commando vortrefflicher Offiziers, an deren Spitze der berühmte Desfarges stand. Der König räumte ihnen so gleich die Schlösser Bancok und Mergui ein, und lieferte ihnen im Ueberfluß alles, was sie brauchten, um dieselben nach europäischer Art zu befestigen.

Nun setzte Constanz seinen Hoffnungen gar keine Schranken mehr; er verließ sich auf die Franzosen, und auf ihre Ergebenheit gegen ihn und sein Interesse so sehr, daß er mit den Siamesern nicht die mindesten Umstände mehr machte. Er begegnete ihnen mit Härte und Uebermuth. Dieses von Natur folgsame und nachgebende Volk ließ nicht das mindeste Merkmaal einer Unzufriedenheit blicken; aber im Herzen war es äußerst aufgebracht und unwillig, wenn es die Begegnungen, die der König und sein Minister ihm wiederfahren ließen, mit den Liebkosungen verglich, die dieser Prinz an die Ausländer verschwendete. Denn er ließ nicht allein den

den christlichen Mißionarien zu Gefallen Kirchen aufbauen; sondern dieser Prinz, der gegen die Fürsten und Großen in seinen Staaten so stolz war, machte den Jesuiten so gar persönlich seinen Besuch, und besprach sich auf einen vertraulichen Fuß mit ihnen. Nach dem Eifer zu urtheilen, womit er zum Besten der Fortpflanzung des Evangeliums zu Werke gieng, hätte man ihn eher für einen christlichen Fürsten ansehen sollen, als für einen König, der den Grundsätzen der Religion seines Vaterlandes ergeben wäre. Die Talapoins breiteten unter der Hand das Gerücht aus, die Franzosen wären bloß nach Siam gekommen, um die christlichen Mißionarien zu unterstützen, und die unglücklichen Siameser zu Annehmung des Gesetzes Christi zu zwingen; und mit Hülfe derselben würde der König, dessen Haß gegen seine Brüder eine bekannte Sache war, dem Königreiche den Monpit zu seinem Thronfolger aufdringen. Die Reden der Talapoins, welche man in Siam für himmlische Männer hält, machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Der Haß der Nation gegen Constanzen, Monpit und die Franzosen hatte die höchste Stufe erreichet; und alles kündigte eine Revolution an, die auch nicht lange darauf zum Ausbruche kam.

Es befand sich damals bey Hofe ein Mandarin, von der Classe der Oc-Pra, Namens Pitracha. Dieser Mann hatte sich durch seine Ergebenheit gegen die Religion und Gebräuche

 seiner

seiner Vorfahren, bey den Talapoins, bey den Großen und bey dem Volk in ungemeines Ansehen gesetzt, und er war nicht minder beliebt beym Könige, der sein Milchbruder war. Pitracha verbarg unter dem blendenden äußerlichen Scheine der Bescheidenheit, der Einfalt in den Sitten, und der Abneigung gegen weltliche Hoheit, einen ungemeßnen Ehrgeiz. Seine Aufführung war ausstudirt, und seine Sitten äußerst streng. Er war ehedem in den Orden der Talapoins getreten, hatte aber denselben nachher bloß auf Ersuchen des Königs verlassen, welcher ihn sehr hochschätzte. Ob er sich nun gleich an den Hof begeben, so unterließ er doch nicht, von Zeit zu Zeit noch immer die Gesellschaft der Talapoins in ihrer Einsamkeit zu suchen, um seine Gedanken desto besser zu sammeln. Hier nun schüttete er sein Herz vor diesen Geistlichen aus, und seufzte mit ihnen über die Gnade und den Schutz, die den Christen gegönnet würden. Dergleichen Reden machten ihn bey den Talapoins ungemein beliebt; diese Geistlichen betrachteten ihn als den Beschützer der Religion des Landes, und rühmten überall seine Treue gegen das Vaterland, nebst seinen übrigen großen Eigenschaften.

Pitracha, der der Zuneigung und Hochachtung der Siameser versichert war, merkte indessen wohl, daß es eben nichts Unmögliches wäre, eine Revolution zu erregen, vermittelst deren er seine Ansprüche auf den Thron geltend machen

machen könnte. Denn er behauptete aus dem alten Stamme der Könige von Siam entsprossen zu seyn, und beschuldigte die Vorfahren des regierenden Königs, daß sie seinen Ahnherren die Krone entrissen, und also bisher beständig nur usurpiret hätten. Alles kam seinen Absichten zu Statten. Der König war, wie wir bereits erinnert haben, von so schwachem und zärtlichem Gesundheitszustande, daß er allem Ansehen nach nicht lange mehr leben konnte. Die Prinzen, seine Brüder, die man als Erben des Reiches betrachtete, hatten weder Muth, noch Geist. Die Prinzeßinn war, vermöge der Staats-Gesetze, vom Thron ausgeschlossen. Der einzige Monpit, dem der König die Krone zugedacht hatte, schien ihm noch fürchterlich zu seyn, und zwar wegen des Beystandes von Seiten Constanzens und der Franzosen, die seinen Gedanken nach diesem jungen Menschen äußerst ergeben waren.

Pitracha betrug sich mit ungemeiner Klugheit und Vorsicht gegen alle Parteyen; und keine von allen hatte einigen Verdacht des Ehrgeizes auf ihn. Den Anhängern der Prinzen gab er zu verstehen, es wäre Zeit, daß sie für ihr Bestes sorgten und damit zu Werke schritten; und sie müßten alles wagen, um die Krone bey den rechtmäßigen Erben zu erhalten. Die Prinzen setzten auch ein desto größres Vertrauen in ihn, weil sie ihn für den rechtschaffensten Mann unter der Nation, für einen mächtigen und getreuen

Freund hielten. Währender Zeit schmeichelte sich der listige Mandarin auch beym Monpit ein. Er wurde nicht müde, diesem jungen Menschen vorzustellen, es wäre nichts, was ihn bey den Siamesern so verhaßt gemacht hätte, als einzig und allein seine Verbindung mit Constanzen; die Nation würde auch nimmermehr zugeben, daß der Sklave eines Ausländers auf den Thron gelangte; das einzigs Mittel daher, die Hand der Prinzeßinn, welche einen Abscheu vor den Christen hätte, noch zu verdienen, wäre, daß er nicht allein mit Constanzen und den Franzosen bräche, sondern sich auch mit ihm vereinigte, um diese Ausländer, die bloß nach Siam gekommen wären, sich des Königreiches anzumaaßen, mit Strumpf und Stiel auszurotten. Monpit ließ sich in der Schlinge fangen, und trat Pitracha's Absichten bey, Constanzen und die Franzosen zu stürzen.

So behutsam und geschickt Pitracha auch war, so konnte er doch unmöglich eine so mächtige Partey zusammen bringen, ohne daß Constanz irgend eine ungewöhnliche Bewegung hätte wahrnehmen sollen. Allein dieser Minister heegte eine so geringschätzige Meynung von der siamesischen Nation, und insonderheit eine solche Verachtung gegen den Mandarin Pitracha, den er einen Talapoin nannte, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, den Absichten dieses Mandarins gehörig nachzuforschen. Ueberdieses setzte er auch in den Beystand der Franzosen ein

ein so großes Vertrauen, daß er keinen Augenblick zweifelte, es solle ihm mit einer Handvoll solcher tapfern Ausländer, zumal da er von dem Namen seines Königs unterstützet würde, gar nicht sauer werden, seine Absichten durchzusetzen, und alle seine Feinde zuschanden zu machen. Er hörte auch nicht auf, seinem Herrn die nämlichen Gedanken und Gesinnungen beyzubringen. Er beredete ihn, die Tapferkeit dieser Europäer wäre schon allein vermögend, ihn nicht allein bey seiner Krone zu schützen, sondern auch in den Stand zu setzen, daß er unumschränkt über dieselbe nach seinem Tode gebieten könnte; er solle sie daher nur näher an den Hof ziehen, und die vornehmsten Bedienungen des Königreichs ganz getrost unter sie austheilen.

Der König, der sich von der Herzhaftigkeit, von der Treue und den Talenten der Franzosen den vortheilhaftesten Begriff gemacht hatte, ließ sich überreden, und ersuchte Ludwig den Vierzehnten, den er niemals anders, als den großen König nannte, um neue Truppen, und insonderheit um eine Compagnie von zweyhundert Mann, denen er die Leibwacht bey seiner Person besonders anvertrauen wollte. Constanz triumphirte in seinen Gedanken; je mehr Franzosen er nach Siam zog, desto mehr glaubte er sich die Wege zu bahnen, die ihn zu dem erhabensten Glücke leiten sollten.

Allein ein unvermutheter Zufall machte die Absichten dieses Ehrgeizigen zu schanden, und

stürzte ihn in einen Abgrund von Unglücksfällen. Der König verfiel zu Anfange des Jahres 1688 in eine Krankheit, deren Zufälle tödtlich zu seyn schienen; und die Parteyen, die sich vorher in der Dunkelheit und Stille zusammen gerottet hatten, fiengen nunmehr an, sich öffentlich thätig zu beweisen. Der kluge Pitracha, der auf alle Vorfälle sehr aufmerksam war, zog unter der Hand Truppen zusammen, und häufte Geld und Kriegsvorräthe auf, um sich den Augenblick, wann der König den Geist aufgeben würde, in den Besitz des Thrones zu setzen; jedoch verbarg er seine Absichten unter dem äusserlichen Scheine der lebhaftesten und zärtlichsten Ergebenheit gegen die Person des Königs, dem er zu verstehen gab, er rüste sich bloß in der Absicht, um ihn wider die Faction der Prinzen zu vertheidigen, welche von Tage zu Tage immer mächtiger würde. Unter diesem Vorwand erhielt er von den Aufsehern der königlichen Magazine, Pulver und andre Kriegsbedürfnisse; allein der Gouverneur der Hauptstadt errieth die Absichten des Pitracha. Er benachrichtigte Constanzen, dem er gänzlich anhieng, daß der Oc-pra an der Spitze einer mächtigen Partey stünde, und die ganze Nation begünstigte ihn, weil ein jeder glaubte, er handle bloß zum Besten der Religion, des Vaterlandes und der rechtmäßigen Kron-Erben.

Damals befand sich der Minister in einer seltsamen Verlegenheit; er wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Wollte er das Haupt der

der Mißvergnügten in Verhaft nehmen, und ihm seinen Proceß machen lassen; so setzte er sich damit in Gefahr, zu sehen, daß sich die ganze Nation zur Vertheidigung eines Mannes empören könnte, den sie als ihren Helden betrachtete. Und nächstdem fragte sichs auch, ob der König, der diesen Mandarin liebte und ihn für den getreuesten seiner Unterthanen hielt, allen Beschuldigungen, die man wider ihn aufbringen möchte, Glauben beymessen, und in seine Bestrafung willigen würde. Wollte er auf der andern Seite die gefährlichen Unternehmungen dieses Oberhauptes der Verschwörung vertuschen; so würde er ihm dadurch selber die Mittel in die Hände geben, seine Absichten glücklich auszuführen. Constanz, der von Natur dreist und unerschrocken war, faßte den Entschluß, seinen Feind in Verhaft nehmen zu lassen: weil er aber wohl einsah, daß die Siameser zur Ausführung dieses Vorhabens in Ewigkeit keine Hand anlegen würden; so nahm er seine Zuflucht zu den Franzosen.

Er schrieb an Desfarges, und ersuchte ihn, nach Hofe zu kommen, indem er sich mit ihm über Angelegenheiten von der äußersten Wichtigkeit zu besprechen hätte. Desfarges folgte der Einladung des Ministers sogleich, und langte bald darauf zu Louvo an, wo sich der Hof damals aufhielt. Hier benachrichtigte ihn Constanz von der Verschwörung, die man wider den König, wider die christliche Religion, und

wider

wider die Franzosen angesponnen hatte, und ersuchte ihn um seinen Beystand wider die Verschwornen. Desfarges bot ihm ohne Bedenken seine Person und seine Franzosen an. Sie trafen also beide mit einander die Abrede, daß der General nach Bancok zurückkehren, daß er selbst achtzig Mann von den Beherztesten unter seiner Besatzung auslesen, und an deren Spitze sich in Louvo einfinden sollte, um den Pitracha in Verhaft zu nehmen. Beide Männer glaubten ganz gewiß, daß dieser dreiste Streich den Rebellen auf einmal eine Furcht einjagen, und die Unruhe, die Bestürzung und das Schrecken unter jeder Partey ausbreiten würde. So bald sie diese Maaßregeln, die sie zur glücklichen Ausführung ihres Vorhabens für die bequemsten hielten, verabredet hatten, trennten sie sich; Desfarges reiste nach Bancok zurück, von wannen er einige Tage darnach an der Spitze seines Detaschements wieder aufbrach.

Indem er aber durch Judia marschirte, ward er auf einmal durch einen blinden Lärmen von dem Tode des Königs zurückgescheucht. Zugleich hieß es, Pitracha hätte sich der Regierung bemeistert, und Constanz hätte unter der Macht seines Nebenbulers erliegen müssen. Unter solchen Umständen, meynte Desfarges, wäre es der Klugheit gemäß, sich von dem ihm anvertrauten Platze nicht zu entfernen. Er schrieb an Constanzen, da ihm bey der in der

Re-

Regierung vorgefallenen Revolution sein Beystand nunmehr unbrauchbar geworden wäre; so stünde er im Begriffe, nach Bancok zurückzukehren, um einen Platz zu behaupten, von dessen Sicherheit das gemeinschaftliche Schicksal aller in Siam befindlichen Franzosen abhienge. Vergebens antwortete Constanz dem französischen General, um ihm seinen Irrthum in Ansehung der ausgesprengten falschen Nachricht von dem Ableben des Königs zu benehmen, und ihm anzuliegen, daß er dem Prinzen und der Religion zu Hülfe kommen sollte; Desfarges ermahnte, statt aller andern Antwort, den Minister, daß er auf seine eigne Sicherheit bedacht seyn, und sich mit seiner Familie und seinen Schätzen, je eher je lieber, nach Bancok retten möchte: (dieß war auch vielleicht das einzige, wozu Constanz hätte greifen sollen;) allein dieser ehrgeizige Mann konnte es nicht über sein Herz bringen, seine großen Hoffnungen fahren zu lassen. Er that dem Desfarges die Erklärung, er würde nimmermehr von einem Könige weichen, der ihn mit so vielen Ehrenbezeigungen und Wohlthaten überhäufet hätte.

Freylich kam auch der Umstand dazu, daß Constanz noch nicht das mindeste verloren gab. Er war fest der Meynung, wenn er es dahin bringen könnte, den König zu bereden, einen von seinen Brüdern zu seinem Nachfolger zu erwählen, so würde sich alles wieder in die Ordnung fügen.

Man muß es sich nicht Wunder nehmen lassen, daß der Minister in Absicht auf die Thronfolge andrer Meynung geworden war; Monpit's Verständnisse mit dem Oberhaupte der Verschwornen sprachen ihn nur allzusehr frey von den Versprechungen, die er dem adoptirten Sohne des Königs ehedem etwan gethan haben mochte.

Indessen war der Schritt, auf den der Minister umgieng, sehr bedenklich. Wie sollte er einem stolzen, mißtrauischen, und über seine Autorität eifersüchtigen König einen Antrag, der für ihn unfehlbar kränkend seyn mußte, annehmlich machen? Insonderheit mußte ihm die Wahl, zu der man ihn bereden wollte, um desto verhaßter vorkommen, weil ihm Pitracha nur vor kurzem den schrecklichsten Argwohn gegen seine Brüder beygebracht hatte. Man kann sich nicht enthalten, zu gestehen, daß Constanz die Sache mit aller möglichen Behutsamkeit der feinsten Politik anfieng. "Gnädigster „Herr„, redete er den sterbenden König an, „ich kann es Dir unmöglich verschweigen, daß „sich an Deinem Hofe Cabalen zu entspinnen „anfangen, die wohl fähig seyn dürften, große „Verwirrungen anzurichten. So lange Du „noch gesund und bey Kräften warest, ist Deinen scharfsichtigen Augen nichts entgangen, „und Deine unruhigen Unterthanen haben gleiches Schicksal mit Deinen Feinden gehabt; „alle haben sie sich unter Deiner Macht beugen „müssen. Itzt aber, da Dich die Krankheit

„abhält,

„abhält, Deine Thätigkeit zu beweisen, itzt
„scheint es, als ob man Deine königliche Ge-
„walt nicht mehr so achtete. Die Großen,
„weil sie denken, daß Du nicht unsterblich bist,
„sorgen für ihr künftiges Bestes, und jeder
„hängt sich an denjenigen von den Kron-Prä-
„tendenten, von dem er sich am meisten Gna-
„denbezeigungen verspricht: Die Gemüther
„sind uneinig, und auf einander erbittert. Das
„einzige Mittel, sie im Zaume zu halten, wäre
„wohl, wenn Du einen Thronfolger ernennen
„wolltest, vor dem sie Ehrfurcht haben müß-
„ten. Derjenige, den Du mit Deiner Wahl
„beehrtest, würde, im Betracht der Größe sol-
„cher Wohlthat, Deinem Interesse unverbrüch-
„lich zugethan seyn, und so wohl über Dein
„Bestes, als über das Glück des Staates wa-
„chen; hiermit würden die Wolken, die uns itzt
„ein Ungewitter drohen, gar bald zerstreuet
„und die Ruhe bey Hofe so wohl, als im König-
„reiche wieder hergestellt werden. Uebrigens,
„gnädigster Herr, müßte Deine Wahl freylich
„wohl eine Person treffen, die der Nation an-
„genehm wäre. Du möchtest wohl Deine Au-
„gen auf einen Deiner Brüder werfen. Ich
„weis zwar die gerechten Ursachen, die Dich
„davon abhalten, gar wohl; allein Du müß-
„test Deine Empfindlichkeit der Ehre Deiner Fa-
„milie, und der Ruhe des Königreiches auf-
„opfern, welche durch die Erwählung jeder an-
„dern Person leicht gestört werden könnte„.

So

So dringend auch diese Vorstellung war, so war doch der König schlechterdings nicht zu bereden, daß er einen von seinen Brüdern zu seinem Erben ernannt hätte; so unversöhnlich war der Haß, den er gegen sie heegte. Um jedoch dem Minister zu beweisen, wie sehr er übrigens willfährig wäre, seinem wohlgemeynten Rathe zu folgen; so ernannte er seine Tochter zur Königinn nach seinem Ableben, indem er ihr die Freyheit ließ, sich denjenigen von ihren Onkeln, der nach ihrem Gutbefinden der Krone und ihrer Hand am meisten würdig wäre, zum Gemahl zu erwählen. Allein eine solche Verfügung war in der That schon eine Uebertretung der Staatsgesetze, vermöge welcher die Frauenzimmer vom Thron ausgeschlossen sind; überdieß war auch dem Uebel damit noch gar nicht abgeholfen, daß er, nach seinem Ableben, seiner Tochter die Erwählung des Königs anheimstellte. In der That wurden die Großen ungewiß, für wen sich die Prinzeßinn erklären würde, und blieben daher keinem von beiden Prinzen getreu, aus Furcht, daß sie sich an den unrechten halten könnten. Die meisten entfernten sich so gar desto mehr von ihnen, und erkannten Niemanden mehr für ihr Oberhaupt, als den Pitracha, oder den Monpit.

Ob nun gleich die Partey des letztern nicht so mächtig war, als der Anhang des Pitracha; so war sie doch immer noch beträchtlich genug. Monpit hatte Truppen und Geld. Bisher hatten die beiden Oberhäupter der Parteyen mit

Con=

Constanzen und den Franzosen in Gemeinschaft gelebt, und waren dem Ansehen nach Freunde gewesen; aber nunmehr wurden sie bald uneinig. Monpit, der die Absichten des hinterlistigen Pitracha errathen hatte, sah wohl ein, daß ihn dieser Mann, an statt ihn zu begünstigen, vielmehr am Ende zum Schlachtopfer seines Ehrgeizes machen würde, wo fern er nicht auf seiner Huth wäre. Weil er nun dieses befürchtete, so that er alles Mögliche, seinen Anhang zu verstärken, und seine Creaturen zu den vornehmsten Bedienungen zu erheben, indem er alsdann von ihnen einen desto kräftigern Beystand zu erhalten hoffte. Pitracha traf seiner Seits gleiche Anstalten; aber Monpit, weil er bey dem Könige mehr galt, erlangte mehr Gnadenbezeigungen von ihm für seine Anhänger. So sehr sich nun auch der Ocpra sonst zu verstellen wußte; so konnte er sich doch nicht enthalten, seinen Verdruß ausbrechen zu lassen. Er that dem Monpit einen empfindlichen Schimpf über den andern an.

Der Favorit, den es aufs äußerste verdroß, fand kein andres Mittel, sich zu rächen, als daß er auf der Stelle hingieng, und dem Könige die Verschwörung entdeckte. Er bekannte diesem Fürsten mit thränenden Augen, er habe sich von dem Heuchler Pitracha selber verführen lassen, und die Absicht desselben sey, den König in Verhaft zu nehmen, und Constanzen sammt allen Franzosen zu ermorden. Zum Lohne für

seine Verbindungen mit dem Oberhaupte der Rebellen, fuhr Monpit fort, hätte man ihn mit der Hoffnung getäuschet, daß er die Prinzeßinn sollte zur Gemahlinn erhalten; nunmehr aber sey er dem Pitracha hinter seine Schliche gekommen, und wisse gewiß, daß dieser ehrsüchtige Mandarin das Project geschmiedet hätte, die Prinzeßinn selber zu heirathen, die königliche Familie auszurotten, und sich des Thrones zu bemächtigen. Man weis nicht, aus was für einem Bewegungsgrunde er noch hinzusetzte, es könnte die Verschwörung Constanzen nicht unbekannt seyn.

Dem sey indessen, wie ihm wolle, genug, der König, der sich in Absicht auf die Staatsverwaltung gänzlich auf Constanzen verlassen hatte, bezeigte sich sehr unwillig, daß ihm dieser eine so gefährliche Verschwörung verschwiegen hätte. Er ließ den Minister auf der Stelle zu sich holen, und machte ihm die bittersten Vorwürfe; aber Constanz fand keine Schwierigkeit, sich zu vertheidigen. Er überzeugte den König, daß er sich einzig und allein durch die Furcht, seine Leiden bey dem unangenehmen Zustande, worein ihn die Krankheit versetzte, zu vermehren, davon hätte abhalten lassen; überdieses habe er auch alle Maaßregeln, welche die Klugheit erfoderte, bereits genommen, daß die Absichten der Verschwornen scheitern sollten, nur daß er bey den Franzosen den Beystand nicht gefunden, den er von ihnen doch mit allem

Recht erwartet hätte. Zugleich benachrichtigte er den König von der Verabredung, die er mit Desfarges getroffen, und von den Ursachen, die den französischen General bewogen hätten, sich in seine Festung zurück zu begeben. Er setzte hinzu, man habe ihm zwar eine Freystatt in Bankok angeboten; er betheuerte aber dem Könige, daß ihn nichts auf der Welt bewegen sollte, einen Herrn zu verlassen, dessen Händen er sein ganzes Glück schuldig wäre.

Bey diesen Worten fieng der König an, sein Schicksal zu beweinen. Er klagte, daß er von seinen Unterthanen verrathen, und von seinen Bundesgenossen verlassen würde; aber Constanz fiel ihm in die Rede: "Gnädigster „Herr„, sagte er, "itzt ist es nicht Zeit, den „Thränen und dem Kummer Raum zu geben, „Du mußt Dich vielmehr thätig beweisen, in„sonderheit aber verschwiegen seyn. Das erste „mal, wann der treulose Pitracha den Fuß „wieder in Dein Zimmer setzt, mußt Du ihn „gefangen nehmen, und an ihm ein Exempel „statuiren, das die unruhigen Köpfe auf ewig „schreckt. Die Verschwornen werden alsdann „durch die Bestrafung ihres Oberhauptes „furchtsam werden und sich zerstreuen; alles „wird zu seiner Pflicht zurückkehren, und Du „wirst mit größrer Autorität regieren, als je„mals„.

Der König von Siam war selber der Meynung, daß es sich nicht anders thun ließe; man

 traf

traf demnach alle Anstalten, um den Pitracha folgenden Tag, (als den 18ten Maymonats 1688) in Verhaft zu nehmen. Constanz trennte sich vom König, indem er ihn innständig um Verschwiegenheit bat, auf welcher der Erfolg des ganzen Unternehmens beruhte. Der Prinz versprach ihm auch, seinem gutgemeynten Rathe zu folgen. Allein kaum war der Minister hinweg gegangen, so war auch der König, dessen Geisteskräfte durch seine langwierige Krankheit geschwächt worden, seiner selbst nicht mehr so mächtig, daß er hätte schweigen können. Er hieng der Bekümmerniß und der Empfindlichkeit gänzlich nach; bald beschwerte er sich über den Pitracha und seine Mitschuldigen, und bald drohte er ihnen die erschrecklichsten Todesstrafen an.

Der größte Theil von den Hausbedienten, die sich zunächst um den König befanden, hatten sich bereits dem Oberhaupte der Verschwornen gleichsam verkaufet. Sie hatten also die Klagen ihres Herrn nicht so bald vernommen, so gaben sie dem Pitracha die Nachricht, der König hätte eine sehr lange und sehr geheime Conferenz mit Monpit und Constanzen gehalten; und seit dem hätte sich der Monarch überaus unruhig und verdrüßlich bezeiget, und wäre nicht müde geworden, von ihm, wie von dem lasterhaftesten und treulosesten Bösewicht unter allen Menschen, zu sprechen. Bey dieser Nachricht zweifelte Pitracha keinen Augenblick mehr,

daß

daß die Verschwörung verrathen, und er für seine Person verloren wäre, wo fern er nicht in aller Eile dem Könige zuvorkäme. Ob es nun gleich damals schon über Mitternacht war, so gieng er doch mit einer solchen Geschäfftigkeit zu Werke, daß er binnen weniger als zwo Stunden seine Anhänger beysammen hatte, und hierauf an deren Spitze gerades Weges nach dem Palaste marschirte.

Der Mandarin hatte seine Partey so genau an einander gekettet, er hatte unter der Leibwacht und den Hausbedienten des Königs so viel Verräther gemacht, daß ihm, so bald er sich nur sehen ließ, alle Thore des Palastes geöffnet wurden. Er bemächtigte sich, ohne den allermindesten Widerstand zu finden, der Person des sterbenden, verrathenen und verlaßnen Königs.

Das Geschrey von diesem verwägnen Unternehmen kam Constanzen gar bald zu Ohren. Er konnte nicht ohne Entsetzen sehen, daß sein ganzes Glück sammt allen seinen Projecten durch die Gefangennehmung des Königs, und den Triumph des Pitracha zu Grunde gehen sollte. An statt also nach Bancok zu entfliehen, wozu ihm alle Wege offen standen, faßte dieser unerschrockne Mann den verzweifelten Anschlag, daß er entweder die Ketten des Monarchen zerbrechen, oder selbst über diesem Unternehmen sein Leben aufopfern wollte. Im Uebrigen war dieser Anschlag so ganz chimärisch eben nicht. Mit

etwan sechzig Mann Franzosen, Engländern und Portugiesen, die Constanz auf seine Kosten unterhielt, hoffte er die Thore des Palastes aufzusprengen, sich mitten durch die siamesische Soldatesque freyen Weg zu machen, und den König aus ihren Händen zu reißen. Er trat also mit seinem Gefolge den Marsch wirklich an. Pitracha, der sich eines so kühnen Streiches gar nicht versah, hatte nicht daran gedacht, die Zugänge zum Palaste zu verwahren. Der tapfre Europäer war bereits bis in den zweyten Vorhof gedrungen, indem er alles, was ihm in den Weg kam, in die Flucht jagte, als er auf einmal gewahr wurde, daß ihn die Engländer und Portugiesen verlassen hatten. In dem nämlichen Augenblicke ward er von einer zahlreichen Mannschaft von Siamesern umringet und so eng eingeschlossen, daß er sein Gewehr nicht einmal brauchen konnte; er wurde mit seinen Franzosen gefangen genommen, mit Ketten beleget, und in einem von den Gärten des Palastes an einen Pfahl geschlossen.

Weil nun der beglückte Pitracha den König und die königliche Familie in seiner Gewalt hatte, einen von des Königs Brüdern ausgenommen, der in dem Palaste zu Judia bewachet wurde; so berief er indessen eine Versammlung von Mandarins zusammen, bey welcher er sich auch mit seinen vornehmsten Anhängern einfand. Hier nun betheuerte er aufs heiligste, er hätte die Waffen bloß in der Absicht ergriffen,

die

die Religion und den Staat zu retten, weil beiden von Seiten Constanzens und der Franzosen gleich große Gefahr bevorgestanden hätte. Der König, fuhr er fort, hätte sich durch die Kunstgriffe der Ausländer verblenden lassen, und von den gefährlichen Unternehmungen, deren sich Moupit und Constanz schuldig gemacht hätten, nichts gewußt; nunmehr müsse man die beiden Favoriten, unter deren Stolz und Despotismus die Siameser nun schon so lange geseufzet hätten, der Rache der Nation preis geben, und die Franzosen, die nur hergekommen wären, Künste und Sitten einzuführen, welche sich für das Genie der Nation gar nicht schickten, aus dem Lande jagen. Uebrigens verlange er für den Dienst, den er dem Vaterlande zu leisten das Glück gehabt hätte, weiter keine Belohnung, als den Beyfall und die Beystimmung der Anwesenden.

Bey diesen Worten wurde Pitracha von einem Freudengeschrey unterbrochen. Man rief ihn zum Regenten des Königreiches, und zum Großen Mandarin aus. Die Großen, an deren Spitze sich Visoura Sundon befand, der damals mit der Barkalons-Würde bekleidet war, fielen dem Pitracha zu Füßen, und erwiesen ihm fast eben so sklavische Ehrenbezeigungen, wie sonst dem Könige. Die Versammlung bat hierauf den Regenten inständigst, daß er die Nation von dem Joche, welches ihr die Franzosen hätten auferlegen wollen, vollends be-

 freyen,

freyen, und diesen Ausländern die beiden wichtigen Festungen, in deren Besitze sie sich befänden, wieder abnehmen möchte.

Dieses war schon ohnedieß Pitracha's Vorhaben gewesen; aber er hatte noch einen andern Punct auszumachen, der in seinen Augen von nicht geringerer Wichtigkeit war. Wir haben bereits erwähnet, daß einer von den beiden Brüdern des Königs in dem Palaste zu Judia, unter der Aufsicht des Gouverneurs dieser Hauptstadt, eines mächtigen, und der Familie seines Königs unverbrüchlich getreuen Mannes, geblieben war. Weil nun der Usurpator in Sorgen stand, daß dieser Mandarin eine Partey zum Besten des Prinzen zusammen raffen, und ihn selbst um die ganze Frucht von seinem Verbrechen bringen möchte; so befleißigte er sich auf List und Kunstgriffe, ihm den Prinzen, der ihm anvertrauet war, aus den Händen zu spielen. Zuförderst mißbrauchte er dazu den Namen und die Autorität des Königs; allein der Gouverneur, der schon wußte, daß sich der Monarch in Pitracha's Gewalt befand, hütete sich wohl, auf die erdichteten Befehle, die man ihm in desselben Namen brachte, etwas zu geben. Umsonst versicherte man ihn, die Absicht des Königs sey keine andre, als den Prinzen zu seinem Eidam und Thronfolger zu erklären; der Mandarin war zu klug, als daß er sich in dieser Schlinge hätte sollen fangen lassen. Noch ließ sich Pitracha nicht abschrecken; er stellte ingeheim

heim etliche Mandarins an, die sich vormals als die eifrigsten Anhänger des königlichen Hauses betragen hatten. Diese Herren verfügten sich nach Judia. Hier nun thaten sie, als wären sie äußerst unzufrieden über die vorgefallene Revolution, und sprachen aufs heftigste wider den Pitracha. Unglücklicher Weise maß der Gouverneur der Hauptstadt, diesen verstellten Beweisen ihrer Ergebenheit gegen das königliche Haus, Glauben bey. Und indem er das größte Vergnügen darüber empfand, die Partey, die er ergriffen hatte, nunmehr durch den Beystand dieser Herren verstärket zu sehen, so machten sich diese Verräther seine Sicherheit zu Nutze, und bestachen die Wache und die Bedienten des Prinzen. Diese Treulosen lieferten ihnen nicht nur ihren Herrn in die Hände, sondern sie brachten ihn auch selber aus dem Palast hinweg, und führten ihn durch mancherley Umwege bis etliche Meilen weit von der Hauptstadt, wo sie ihn einer Mannschaft von Soldaten in die Hände gaben, die ihn vollends nach Louvo abführte.

So lange hatte Pitracha nicht gewartet, sich des Monpit zu entledigen, bis dieses Unternehmen ausgeführt war. In dem Augenblicke, da die Revolution ausbrach, war der Favorit, weil er sich von seinen Anhängern verlassen sah, zum Könige gelaufen, um zu dessen Füßen seine Freystadt zu suchen. Der Regent, der noch den Schein haben wollte, als behielte er einige Ehrfurcht gegen seinen Herrn bey,

hatte ihn daselbst in aller Ruhe gelassen; aber er ließ genau auf ihn Achtung geben. Monpit, der leicht einsah, daß er in dem Zimmer des Monarchen nicht lange sicher seyn würde, gerieth auf den Einfall, sich unter Begünstigung der Nacht auf die Flucht zu machen. Aber indem er den Fuß auf die Thürschwelle setzte, ward er von den Trabanten des Pitracha ergriffen und niedergemacht; so daß der sterbende König noch in seinem Bette das letzte Röcheln eines Menschen hören konnte, den er jederzeit lieber gehabt hatte, als seine Familie und seine Unterthanen.

Alles gieng dem Regenten nach Wunsche von Statten. Es fehlte ihm weiter an nichts, sich als unumschränkten Herrn eines großen Königreiches zu betrachten, als daß er die Franzosen noch aus den beiden Festungen, die sie im Besitz hatten, verjagen sollte. Aber obgleich einem Fürsten, der über viele Millionen Menschen zu gebieten hatte, nichts leichter zu seyn schien, als sich einer Anzahl von sieben bis acht hundert Ausländern zu bemächtigen, die um sechstausend (französische) Meilen von ihrem Vaterlande entfernt waren, die an allem Mangel litten, und nicht die mindeste Hoffnung hatten, Succurs zu bekommen; so fürchteten sich doch gleichwohl Pitracha und die Siameser vor den Franzosen dermaaßen, daß sie nicht das Herz hatten, sie mit gewaltsamer Hand anzugreifen. Der Große Mandarin suchte also seine gewöhnlichen

chen Kunstgriffe hervor. Er ließ die Bischöffe von Metellopolis, und von Rosalia (*), welche die Oberhäupter der in Siam und den benachbarten Königreichen angestellten Mißionen waren, zu sich kommen. Diese Prälaten, welche die Revolution selbst mit angesehen hatten, befürchteten mit allem Recht eine grausame Verfolgung von Seiten des Regenten, dessen Anhänglichkeit an der Religion des Landes eine bekannte Sache war. Aber der treulose Pitracha machte ihnen wieder guten Muth, indem er sie mit Höflichkeiten überhäufte. Er versicherte sie aufs theuerste, die Revolution sollte keinem Christen zum Nachtheile gereichen; er seines Theils hege gegen die Franzosen nichts weniger, als einen solchen Widerwillen, wie man ihm schuld gäbe; vielmehr wäre er gegentheilich entschlossen, die vortheilhafte Allianz, die der Staat mit dieser tapfern Nation geschlossen hätte, aufs sorgfältigste zu unterhalten, indem er sich von ihnen ganz gewiß Dienste verspräche, die der hohen Meynung, welche er von ihnen gefaßt hätte, gemäß seyn würden. Er ersuchte sie also, daß sie sich nach Bancok begeben, und den französischen General zu ihm bringen möchten, damit er sich mit ihm über die Mittel bereden könnte, wie er sich des Erfolges einer gewissen großen Unternehmung versichern sollte, die er sich ausgedacht hätte, und deren Ausführung er ihm anzuvertrauen willens wäre. Jedoch

(*) Den Abbe' de Lyonne.

doch fügte der Usurpator zugleich hinzu, wenn Desfarges sich weigern sollte, Gehorsam zu leisten; so würde er seine Weigerung als einen Friedensbruch zwischen den beiden Kronen betrachten, und allen Franzosen künftig, als Feinden, begegnen.

Der Bischof von Rosalia begab sich allein nach Bancok, und trug der Besatzung daselbst vor, was ihn Pitracha befohlen hatte. Man hielt eine Berathschlagung, ob Desfarges Gehorsam leisten sollte: Weil aber der Gouverneur willens war, dem Usurpator allen Vorwand zum Friedensbruche zu benehmen; so gieng er aus Bancok, ließ aber vorher seinen Lieutenant schwören, daß er den Platz auf alle Fälle nicht übergeben wollte, was für Befehle man ihm auch in seiner Abwesenheit von ihm bringen möchte.

So bald Pitracha die Nachricht erhielt, daß sich der General auf den Weg gemacht hätte, überließ er sich den lebhaftesten Regungen der Freude. Er dünkte sich schon Meister über das Schicksal der Franzosen zu seyn, die ohne Zweifel, um ihren Anführer zu retten, keinen Augenblick anstehen würden, ihm die Festungen, deren Verwahrer sie waren, in die Hände zu liefern. Bisher hatte Pitracha seinen Haß gegen die Christen geheim gehalten, und hatte ihnen mit vieler Mäßigung begegnet. Nunmehr aber gab er seinen wahren Absichten freyen Lauf. Den Anfang machte er damit, daß er

Con-

Constanzens Schätze wegnehmen, und seine Gemahlinn, der er anfänglich viel Höflichkeit und Achtung bewiesen hatte, auf die Tortur bringen ließ. Dieses war das Signal zu der Verfolgung, die sich wider die Christen, so wohl zu Louvo vor den Augen des Hofes, als auch in Judia erhob. Man nahm ihrer eine große Menge, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und des Herkommens, in Verhaft, und brachte sie in eine Art von Gefängnissen, die bloß aus einer Einfassung von Pfählen bestanden, worinnen sie allen möglichen Veränderungen des Wetters bloß gestellt waren. Hier stellte man sie zusammen in zwo Linien, fünf und zwanzig oder dreyßig an der Zahl beysammen, mit einer Cangue am Halse, welches eine Art von Schandleiter, und so zugerichtet ist, daß sie einem Menschen die freye Bewegung nimmt, und alle Stellungen sehr unbequem macht. Die Gefängnisse waren dabey so enge, und die Gefangenen so dicht an einander geschlossen, daß sich keiner regen konnte, ohne den andern wehe zu thun.

Zu dieser Marter kam auch noch eine empfindlichere; diese waren die Mosquiten, eine beschwerliche Art von Mücken, deren schmerzhaftes Stechen den armen Leuten um desto unerträglicher werden mußte, weil ihnen die Hände gebunden waren, und sie dieselben nicht verjagen konnten. Zu allem Unglücke kam eben um die Zeit, da die Verfolgung ihren Anfang

nahm,

nahm, die Zeit der Regengüsse, die im Königreiche jährlich in großer Menge geschehen, und die diese Unglücklichen vollends äußerst elend machten. Man fand sie daher alle Morgen zitternd vor Kälte im Schlamm und im Wasser. Viele starben vor Elende. Pitracha erhielt Nachricht von der Standhaftigkeit, mit welcher die Christen ihre Leiden ertrugen. Er ließ ausrufen, es sollten alle diejenigen, die dem christlichen Glauben entsagen wollten, auf freyen Fuß gestellt werden. Aber es fanden sich nur sehr Wenige, die sich diese Gnadenbezeigung des Tyrannen zu Nutze machen wollten. Die meisten von diesen Menschen, die sonst in Weichlichkeit und Unordnung gelebt haben, wollten lieber ihre Ketten tragen, als die Freyheit annehmen, die man ihnen auf solche Bedingung anbot.

Unter allen diesen Unglücklichen aber war Niemand mehrern Beschimpfungen ausgesetzt, als die jungen Christinnen. Diese hatten fast allesammt das Unglück, dem ältesten Sohne des Pitracha, Namens Soyatan, einem grausamen, unbändigen Jünglinge von unglaublicher Lüderlichkeit und Bosheit, anzustehen. Dieser Mandarin nahm an der Verfolgung Theil, nicht in der Absicht, Proselyten zum Besten der Religion der Talapoins zu machen, um die er sich eben so wenig, als um die christliche bekümmerte, sondern um sein Serrail mit den artigsten Christen-Mädchen zu vermehren. So bald hatten nicht seine Kundschafter eine darunter erblicket,

blicket, deren Schönheit, Annehmlichkeiten und Gaben seine Begierden rege machen konnten; so ließ er sie zu sich holen, und nun hatte sie weiter keine Wahl, als entweder zu sterben, oder sich seinem geilen Willen preis zu geben. Die meisten litten lieber den Tod, als die Liebkosungen des Tyrannen. Man sah Mütter nach Kräutern gehen, um das Gesicht ihrer Töchter zu verunstalten; andre fuhren ihnen mit glühenden Eisen über die Wangen, um ihre Unschuld in Sicherheit zu setzen. Soyatan war die Geißel der Jugend und Schönheit, bis endlich die Vorwürfe seines Vaters, der ihm selber diese gar zu ungeheure Lüderlichkeit verdachte, und insonderheit die Neigung, die er gegen Constanzens Gemahlinn faßte, einen Ekel gegen eine Lebensart beybrachten, die einem Manne von seinem Range so unanständig war.

Unterdessen hatte sich Desfarges zu Louvo eingefunden, und der Regent gab ihm mit der völligen Pracht und Aufgeblasenheit eines Barbaren Audienz. Er saß dabey auf einem sammetnen Kissen, und war von den sämmtlichen Mandarins umringet. Zu seiner Seite waren vier blanke Säbel zu sehen, als Sinnbilder der unumschränkten Macht, deren er sich angemaaßt hatte. So bald der französische General in den Audienz-Saal herein geführt war, fragte ihn Pitracha mit einem stolzen Ton, in was für einer Absicht er ins Königreich gekommen; ob es nicht geschehen wäre, um die königliche Familie,

mile, die Religion und die Sitten des Landes auszurotten? — Bey diesen Worten that Desfarges einen Ausruf der Verwunderung. "Du sollst dich hier nicht rechtfertigen„, erwiederte der Usurpator; "Deine Aufführung „und deine Handlungen werden schon künftig „bestimmen, was für ein Urtheil wir von dir „fällen sollen. Jtzt ist für dich weiter nichts zu „thun, als daß du auf der Stelle an die Be„satzung zu Bancok schreibest, sie solle sich hier „einstellen. Dann möget ihr euch alle zusam„men rechtfertigen: Und glückt es euch, daß „ihr eure Unschuld beweisen könnet; so wird der „König inskünftige eurer Tapferkeit schon eine „Beschäfftigung wider seine Feinde anweisen, „oder euch wieder in den Besitz der Festung sez„zen, die er euch anvertrauet hat„. Ob sich gleich Desfarges einer so ungereimten Bewillkommung nicht versehen hatte, so antwortete er doch ohne Schrecken: „es würde etwas Ver„gebliches seyn, wenn er der Besatzung zu „Bancok einen Befehl zuschicken wollte, indem „sie sich daran nicht kehren dürfte. Die fran„zösische Kriegszucht hätte die Regel, daß der „Gouverneur einer Festung in dem Augenblicke, „da er sich außer derselben aufhielte, keine Ge„walt darüber hätte. Willst du also, daß man „dir Gehorsam leisten soll„, fuhr er fort; "so „wirst du erlauben müssen, daß ich mich selbst „dahin zurück begebe. Uebrigens verspreche „ich mir von der Gerechtigkeit der Siameser, „wenn ihnen meine und meiner Nation willige

„Dienste

„Dienste nicht mehr anständig sind; so werden sie „mir doch vergönnen, daß ich Schiffe und Le„bensmittel ankaufen, und in mein Vaterland „zurückkehren darf„. Dieser Franzos, der noch kurz vorher auf Constanzens Loslassung gedrungen hatte, als eines Mannes, der unter dem Schutze des Königs, seines Herrn stünde, und mit einem Ordens-Bande von ihm beehret wäre (*), verlangte itzt statt aller Gnade, weiter nichts mehr, als die Freyheit, mit den Seinigen das Königreich verlassen zu dürfen. Allein Pitracha war weit davon entfernt, ihm diese Freyheit zu bewilligen. Seine Absicht war, die Franzosen in den Sklavenstand herabzustossen, und sie vielleicht allesammt durch einen grausamen Tod für die Ergebenheit büßen zu lassen, welche sie gegen Constanzen bewiesen hatten.

So fein und arglistig aber der Usurpator auch war, so ließ er sich doch durch die Versprechungen des Desfarges hinters Licht führen. Er erlaubte ihm, nach Bancok zurück zu kehren; jedoch zwang er ihn vorher, seine beiden Söhne als Geißeln für seine Redlichkeit, am Hofe zu lassen, und zugleich an den Gouverneur Dü-Brüant in dem Schlosse Mergui zu schreiben, und in ihn zu dringen, daß er mit seiner Besazzung den Platz verlassen sollte. Dü-Brüant errieth so gleich Desfarges Gesinnungen, und kehrte sich nicht an seine Befehle.

Des-

(*) Mit dem St. Michaels-Orden.

Desfarges war nicht so bald von Louvo abgereist, so erachtete Pitracha für dienlich, seine und der Nation Rache an Constanzen nicht länger anstehen zu lassen. Er selbst dictirte, ohne alle Formalitäten einer Gerechtigkeits-Pflege, das Todes-Urtheil seines Feindes, und übertrug die Vollstreckung desselben seinem Sohne dem Oya-Soyatan, der auch den Auftrag begierig annahm. Dieser berühmte Avanturier, der nur kurz vorher noch auf dem Wege gewesen war, die Religion und die Sitten der Siameser von Grund aus zu ändern, bewies durch die Standhaftigkeit, mit welcher er sich in diesen letzten Augenblicken seines Lebens betrug, daß er ein beßres Schicksal verdienet hatte; aber in dem kläglichen Zustande, worein er sich versetzet sah, hatte er auch wirklich Ursache, den Tod als das glückliche Ende seiner Leiden zu betrachten. Denn so bald er in Verhaft genommen worden war, hatte man ihm die Fußsohlen verbrannt, und die Schläfe in einen eisernen Ring gespannt, womit man ihn zwingen wollte, die Verbrechen zu gestehen, wegen deren man ihn im Verdacht gehabt hatte. Wie man sagt, so soll ihm auch Pitracha den Kopf des unglücklichen Monpit haben an den Hals hängen lassen, weil man ihn beschuldigte, daß er den Monpit hätte auf den Thron erheben wollen.

Dem sey jedoch wie ihm wolle, genug, an dem nämlichen Tage, da das Todesurtheil in der Versammlung der Mandarins gesprochen

war,

war, kam man zu Constanzen in sein Gefängniß, nahm ihn heraus, und ließ ihn auf einen Elephanten steigen, der ihn in einen dicken Wald nahe bey Louvo brachte. So bald man an dem Ort angelangt war, wo die Execution vor sich gehen sollte, deutete Soyatan seinem Gefangenen an, daß er sterben müßte. Constanz vernahm die Nachricht mit großer Gelassenheit, und bat sich bey dem Oya weiter keine Gnade aus, als daß er ihm einige Augenblicke Zeit gönnen möchte, seine Seele Gott zu befehlen. So bald er sein Gebet verrichtet hatte, stand er auf, und redete den Sohn seines Feindes an. "Mein Herr„, sagte er, "wenn auch „ich für meine Person so sträflich gehandelt haben „sollte, als man vorgiebt; so haben doch „meine Frau und mein Sohn an meinen Absichten „keinen Theil gehabt. Sie sind unschuldig. „Erlaube mir, daß ich mir deinen Schutz „für sie erbitten darf; ich verlange für sie weder „Güter, noch Ehrenbezeigungen, sondern „bloß ihr Leben und ihre Freyheit„. Nachdem er dieses gesagt hatte, schwieg er, und erwartete den tödtlichen Streich. Soyatan winkte dem Henker, daß er herzu treten sollte. Hierauf spaltete der Henker mit einem Säbelhiebe von der Hand den unglücklichen Constanz mitten von einander.

Auf solche Art starb in seinem ein und vierzigsten Jahre dieser Mann, der durch seine wunderbaren Schicksale, durch seine großen Gaben,

durch seinen Ehrgeiz, und durch sein tragisches Ende so berühmt geworden ist.

Seinem Tode folgte gar bald der Tod der beiden Brüder des Königs nach. Diese Prinzen, unter deren Namen sich Pitracha einen Anhang zu machen gewußt, hatten nicht so bald gesehen, daß der Regent, so bald er das Heft in den Händen gehabt, an statt sie seinem Versprechen nach der Nation vorzustellen, und sie in den Besitz der Ehre zu setzen, die sie zu erwarten berechtiget waren, sie vielmehr noch enger einschloß; so merkten sie auch, daß sie unfehlbar die Schlachtopfer von Pitracha's Ehrgeize werden würden. In der That war der Usurpator gar nicht willens, den Tod des Königs erst abzuwarten, um sich ihrer erst alsdann zu entledigen; denn er stand in Sorgen, man möchte sie, so bald der König die Augen zugethan hätte, in den Provinzen als Könige ausrufen, und dann würde er es wenigstens mit ihren Anhängern aufzunehmen haben. Weil sich nun keine wahren Verbrechen wider sie aufbringen ließen, so legte ihnen Pitracha erdichtete von seiner Erfindung bey; er klagte sie in einer Versammlung von Mandarins an, sie wären so undankbar gewesen, daß sie eine Verschwörung wider sein Leben, und zwar zu einer Zeit angesponnen hätten, da er selber mit Gefahr seines Lebens bemühet gewesen wäre, ihnen die Krone zu erhalten. Auf diese von aller Wahrscheinlichkeit entblößte Beschuldigung, verurtheilte

der

der knechtische Haufe die beiden unglücklichen Prinzen zum Tode. Man nähte sie in sammetne Säcke ein, und prügelte sie mit Stöcken von Sandelholze zu Tode.

Der König, dessen Leben dem Pitracha zu nichts weiter mehr nütze war, starb bald darauf auch. Einige behaupten, er sey mit Gifte vergeben worden; andre hingegen sagen, er sey vor Kummer und Verdruß gestorben, weil er sich in der Gefangenschaft gesehen hätte.

Wie es denn auch seyn mag, so verdiente dieser Prinz wirklich ein glücklicheres Schicksal. Er war freygebig, großmüthig und erkenntlich. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß er von untadelhaften Sitten, und sein Betragen immer weise und behutsam gewesen. Er verabscheute die Weichlichkeit und den trägen Müßiggang, worinnen alle Könige des Orients ihre Jahre hingähnen. Er theilte seine Zeit unter die Pflichten der königlichen Würde, und unter Lustbarkeiten, wie sie sich für einen Fürsten schikken; seine Absichten waren edel und erhaben. Der Anschlag, den er gefaßt hatte, die europäischen Sitten, Künste und Wissenschaften in seinen Staaten einzuführen, kündigte schon an sich eine große Seele an. Die Gesandtschaften, die er von Zeit zu Zeit mit reichen Geschenken an die vornehmsten asiatischen Höfe schickte, machen seiner Großmuth so wohl, als seiner Einsicht um so viel mehr Ehre, weil er dabey keinen andern Endzweck hatte, als den Handel

und die Kenntnisse seiner Unterthanen zu vergrößern. Ob nun gleich dieser Prinz im übrigen wirklich zu viel Verstand hatte, als daß er den seltsamen und wunderlichen Lehrsätzen, welche die Talapoins predigen, hätte eifrig anhängen sollen; so machte ihn doch die Staatsklugheit allemal taub und unbeweglich, wenn ihm die Muselmänner auch noch so eifrig und lebhaft zusetzten, daß er ihre Religion annehmen sollte, welches sie zu verschiednen Zeiten vergebens zu bewirken gesucht hatten. Er ließ es dabey bewenden, daß er beiden verstattete, ihre Lehrsätze öffentlich zu predigen. Er selbst aber für seine Person lebte wie fast alle asiatischen Fürsten, in der Ueberzeugung von dem Daseyn eines höchsten Wesens, aber ohne ihm die mindeste Verehrung zu beweisen. Die Neigung, die er zu den Künsten und Sitten der Europäer hatte, die Gewogenheit, die Wohlthaten und die Liebkosungen, die er an die Ausländer verschwendete, wenn sie Herzhaftigkeit und andre gute Gaben zu Tage legten, machten ihn bey seinen Unterthanen verhaßt, gegen die er auch stets sein königliches Amtsgesicht, und den Stolz des Despotismus hartnäckig beybehielt. Unterdessen muß man doch gestehen, die Ehrenbezeigungen, die er sich erweisen ließ, berauschten ihn niemals so sehr, daß er sich, nach dem Beyspiel andrer indianischer Könige, für eine Art von Gottheit gehalten hätte. Kaum noch hielt er sich für einen mächtigen Fürsten. Constanz hatte ihn überzeuget, daß die wahre Stärke

der weltlichen Reiche in der Menge, in der Tapferkeit, in den Arbeiten, und in dem Fleiße der Unterthanen, und nicht in eitlen Schätzen bestehe, die zur Glückseligkeit der Völker nichts beytragen. Aus diesem Grunde war auch seine Absicht, den Siamesern den geschäfftigen Geist, die Arbeitsamkeit und die Herzhaftigkeit der Europäer einzuflößen. Allein dieser Prinz hätte hundert Jahr leben können, und sein Vorhaben würde ihm doch nicht gelungen seyn. Das Clima, die Religion, und die Sitten waren Hindernisse, die sich nicht so leicht überwinden lassen. Das Unternehmen, die Siameser zu einer kriegerischen Nation zu machen, war fast eben so groß, als wenn er den Gesetzen der Natur hätte Gewalt anthun wollen.

Kaum hatte der König die Augen geschlossen, so setzte sich Pitracha auf den Thron. Kurz darauf bot er seine, mit dem Blute der königlichen Familie befleckte Hand der Prinzeßinn, die noch nicht einmal Zeit gehabt hatte, ihre Thränen abzutrocknen. Die Furcht, sich unter dem gemeinen Haufen vermenget und vergessen zu sehen, nachdem sie so lange schon der Ehrenbezeigungen genossen hatte, die man nur gekrönten Häuptern zu erweisen pflegt, vielleicht auch gar die Besorgniß, ein eben so tragisches Schicksal zu erfahren, wie ihre beiden Onkel erlitten hatten, bewog die Prinzeßinn zu dieser Verbindung, vor der sie sonst wohl hätte einen Abscheu haben sollen.

Vermöge dieser Vermählung verblieb Pitracha in dem ruhigen Besitz einer Krone, die er sich durch so viele Missethaten erkaufet hatte. Im Uebrigen war die ganze Nation über die Staatsveränderung sehr vergnügt. Die Talapoins betrachteten den neuen König als den Rächer der Religion, und die Mandarins als den Erretter des Vaterlandes. Das gemeine Volk, welches sich allemal für diejenigen leicht einnehmen läßt, denen ihre Unternehmungen glücklich von Statten gehen, meynte an ihm einen großen König zu sehen, einen Fürsten, der seinen Unterthanen weit mehr mit Liebe zugethan wäre, als derjenige, dessen Thron er eingenommen hatte.

Unterdessen war doch diese große Glückseligkeit des Pitracha nicht ganz frey von Sorgen. Er konnte vor sich selbst nicht den Kummer verbergen, den ihm die Franzosen verursachten, indem sie nicht allein Herren der beiden stärksten Festungen in seinen Staaten, sondern auch im Stande waren, den Unruhen, die bey dem Anfang einer neuen Regierung entstehen konnten, Nahrung zu geben. So lange er sich noch Hoffnung gemacht, daß Desfarges mit seiner Besatzung nach Louvo kommen würde, seine Befehle zu holen, hatte er sich bey sich selbst über den glücklichen Erfolg einer List gefreut, welche ihm die Franzosen in die Hände liefern sollte, ohne daß es seine Völker einen Tropfen Blutes kostete. Da er aber sah, daß die Zeit verlief, und

und daß Desfarges nicht die mindeste Nachricht von sich gab, ob er noch am Leben wäre; so merkte er wohl, daß der französische General seinen Spott mit ihm getrieben hatte. Pitracha wurde ganz wütend, daß er sich hatte hintergehen lassen; er ließ die beiden Söhne des Desfarges, die er als Geisseln zurück behalten hatte, zu sich holen, und schwur ihnen zu, er wolle sie auf die schmählichste Art hinrichten lassen, wo fern sie nicht selber Mittel ausfindig machten, ihren Vater dahin zu bringen, daß er Bancok räumte.

Die jungen Desfarges schrieben auf der Stelle an ihren Vater, und meldeten ihm die blutgierigen Drohungen des Tyrannen; aber der französische Gouverneur antwortete seinen Kindern mit einer wirklich heroischen Herzhaftigkeit: "Er riefe Gott zum Zeugen an, wenn „es weiter nichts kosten sollte, als sein eigen „Leben, um damit das Leben seiner Söhne zu „erkaufen, so würde er dasselbe mit Freuden „aufopfern: Da aber das Schicksal der sämmtli„chen Franzosen, die ihm der König anver„trauet hätte, von Erhaltung der Veste Bancok „abhienge; so könne er dieselbe dem Feinde nicht „in die Hände liefern, ohne seine Pflicht zu „brechen. Uebrigens„, fuhr dieser edelmüthige Vater fort, "ermahne ich euch, euer Leben „zum Dienste des Königs und des Vaterlandes „willig hinzugeben. Seyd aber versichert, man „wird euch unsrer Seits nicht ungerochen sterben

„sen; es ist hier unter unsern Franzosen kein
„Mann, der nicht vor Begierde brennet, euren
„Tod mit ganzen Strömen Blutes zu rächen„.

Diese Antwort erregte bey Pitracha Bewunderung und Schrecken. Ob ihm nun vor entsetzlichen Repressalien von Seiten der Franzosen bange seyn, oder ob er sich schämen mochte, sich wegen der vermeynten Untreue des Vaters an unschuldigen Söhnen zu rächen; so hatte er doch so viel Menschlichkeit, daß er die beiden jungen Officiers nach Bancok zurückschickte. Zugleich aber ertheilte er seinen Unterthanen Befehl, die Franzosen im ganzen Königreiche zu überfallen, und sie in Verhaft zu nehmen.

Es befanden sich damals schwerlich über fünf hundert Mann von diesen Fremdlingen in Siam, von denen ungefähr vier hundert in den Festungen Bancok und Mergui standen, und die übrigen hundert in den Provinzen, oder in den Städten Judia oder Louvo zerstreut waren. Der Rest diente auf den Schiffen des verstorbenen Königs, die man aufs Kreuzen ausgeschickt hatte. Die sich nun bey Hofe oder im Königreiche zerstreut befanden, wurden in Ketten gelegt; allein auch dieses geschah nicht, ohne daß sie sich vorher mit großer Herzhaftigkeit gewehrt hätten. Viele wollten sich lieber umbringen lassen, als sich ihrer Freyheit beraubet sehen; und ihr Widerstand kostete eine Menge Siameser das Leben.

Mitt-

Mittlerweile fiengen zwo unzählbare Armeen an, Bancok und Mergui zu belagern. Aus der Manier, wie die Siameser ihre Batterien errichteten, merkten die Franzosen, daß dieses Volk in der Kriegskunst wirklich schon einige Progressen gemacht hatte; allein es fehlte ihnen an den allerersten Tugenden eines Soldaten, an Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit; und dieß rettete die Franzosen. In der That befanden sich diese wackern Ausländer an der Zahl nicht über zwey hundert und funfzig Mann in der Festung Bancok, die auf allen Seiten offen war; und diese litten noch überdieß Mangel an Lebensmitteln und Kriegs-Munition.

Allein sie schreckten die Siameser durch ihr entschloßnes Verhalten, und durch etliche Ausfälle, die sie aus ihrer Festung thaten, dermaaßen, daß sich diese feigherzigen Belagerer seitdem niemals mehr unterstunden, sie in der Nähe anzugreifen.

Die Besatzung, die sich in Mergui eingeschlossen befand, einem Platze, der an der See liegt, belief sich der Zahl nach auf nicht mehr, als hundert und funfzig Mann, unter denen man so gar eine Menge Engländer zählte. Ihre Rettung hatten sie dem Gouverneur der Festung, Dü-Brüant, zu danken, einem Manne, der wegen seiner Herzhaftigkeit eben so großes Lob verdient, als wegen seiner Wachsamkeit. Dieser Officier, dessen Posten von Judia und Louvo weit mehr entlegen war, als

Ban-

Bancok, bekam erst sehr spät Nachricht von der Revolution, und dieß noch dazu auf eine sehr verwirrte und unzuverläßige Art. Allein die Flucht der siamesischen Arbeitsleute, die man ihm zur Befestigung seines Platzes gegeben hatte, und die ihn alle mit einander in einer Nacht verließen, machte seinen Argwohn rege. Er merkte hieraus, daß sich in den Staatsangelegenheiten eine Veränderung zugetragen haben mußte. Der Brief, welchen Desfarges genöthigt worden war, an ihn zu schreiben, um ihn zur Uebergabe der Festung anzumahnen, bestärkte ihn in seinen Vermuthungen. Damit er nun auf alle vorkommende Fälle im voraus gefaßt wäre, so beeiferte er sich desto unermüdeter, die Festungswerke von Mergui zu Stande zu bringen, und sich mit Lebensmitteln zu versehen. Er brauchte auch die Vorsicht, eine Fregatte, die dem Könige von Siam zugehörte, und ein engländisches Schiff, das sich im Hafen bey der Festung befand, in Beschlag zu nehmen. Mit einem Wort, er hatte alle mögliche Anstalten zu einer herzhaften Gegenwehr getroffen, als er sich von einer unzählbaren Menge Indianer angegriffen sah. Er schlug ohne Mühe die Angriffe dieses elenden Pöbels zurück, der mit großem Geschrey jedesmal die Flucht gab, so bald er nur gewahr wurde, daß die Franzosen sich anschickten, einen Ausfall zu thun. Die Besatzung zerbrach den Belagerern zu verschiednen malen die Lavetten an ihren Canonen, und vernagelte dieselben. Mit einem

Worte, sie jagte ihnen ein solches Schrecken ein, daß sie weiter auf nichts mehr bedacht waren, als den Platz durch Hunger einzunehmen; allein die Festung war so gut versorget und verwahret, daß ihnen dieses so bald nicht gelungen seyn würde, wenn sich nicht ein Unglücksfall ereignet hätte, den man unmöglich hatte vorhersehen können, und dem man auch hernach unmöglich abhelfen konnte.

Die Brunnen in der Festung vertrockneten, und die Franzosen sahen sich genöthigt, ihr Wasser mit dem Degen in der Faust mitten unter den Feinden aus ihrem Lager herein zu holen. Wenn sie sich nun beladen hatten, so konnten sie es nicht leicht in den Platz hinein bringen, ohne daß es ihnen Blut gekostet hätte.

Nunmehr merkte der wackre Dů-Brůant wohl, daß er aus der Noth eine Tugend machen müßte; aber das konnte er doch nicht über sein Herz bringen, daß er sein Heil einer Capitulation mit den Siamesern zu danken haben sollte. Er that aus der Festung einen Ausfall als ein Mann, der schlechterdings Herr über sein eignes Schicksal seyn wollte. So bald die Belagerer sahen, daß die Franzosen in Schlachtordnung gegen sie anrückten, gaben sie die Flucht, und ließen ihnen freyen Weg bis an die See. Dů-Brůant machte sich die Feigherzigkeit der Siameser zu Nutze, und ließ seine kleine Mannschaft in die Schiffe steigen. Aber kaum waren die Siameser, die von fern auf seine Bewe-

wegungen Achtung gaben, die Absicht der Europäer inne geworden; so faßten sie den Entschluß, sich derselben zu widersetzen. Einige werfen sich in die verlassene Festung, und richten die Artillerie derselben auf die Franzosen; andre rücken gegen das Ufer an, um ihnen nachzusetzen. Viele Galeeren machten sich zu gleicher Zeit im Hafen segelfertig, um die beiden Schiffe, worauf die Belagerten an Bord giengen, wegzunehmen. Anfänglich gab es auch wirklich eine kleine Unordnung beym Einschiffen, und es wurden so gar einige Franzosen erschossen. Allein Dü-Brüant hielt, an der Spitze der Beherztesten, den Anfall der Feinde mit einer solchen Entschlossenheit aus, daß er sie endlich von sich jagte. Was aber die Galeeren betraf, so hielt sie das Betragen der Schiffe dermaaßen in der Furcht, daß sie es gar nicht wagten, sich auf ein Treffen einzulassen.

Unterdessen theilte Dü-Brüant seinen Haufen; er ließ die Engländer auf einem, und die Franzosen auf dem andern Schiff an Bord gehen. Kaum aber war er aus dem Hafen heraus, als ihn verschiedne Schiffe, die mit Portugiesen und Holländern besetzet waren, erreichten. Man foderte ihn auf, sich zu ergeben. Er gab aber keine andre Antwort, als mit wiederholten Lagen seiner Artillerie. Die Engländer bewiesen sich dießmal so beherzt nicht. Denn auf die Versicherung, welche ihnen die Feinde thaten, daß man ihnen nichts zu Leide thun

würde,

würde, ergaben sie sich mit ihrer Fregatte; sie wurden aber zum Lohne für ihre Leichtgläubigkeit gefangen genommen und in Ketten geschlagen.

Uebrigens war die Gefahr, der sie eben itzt entgangen waren, noch nichts in Vergleichung gegen die mannichfaltigen Gefährlichkeiten, die nunmehr auf sie warteten. Sie mußten alle die Widerwärtigkeiten aushalten, denen man auf einer langwierigen und unbeglückten Seefahrt bloßgestellt ist. Das Wasser und die Lebensmittel giengen ihnen zu vielen malen ab. Wenn es die Officiers wagten, auf diesen Küsten ans Land zu steigen, um Lebensmittel einzukaufen, so wurden sie zu Sklaven gemacht. Endlich, nachdem sie sich wohl hundert mal auf dem Puncte gesehen hatten, durch Sturm umzukommen, gerieth die Fregatte noch den Engländern in die Hände, die sich ihrer bemeisterten, weil das Schiff den Siamesern gehörte, mit denen sie im Kriege waren.

Dü-Bruant gelangte mit den Trümmern seiner Besatzung nicht eher, als den 15ten Jänner 1689 nach Pondichery.

Die Franzosen, die sich in der Festung Bancok eingeschlossen befanden, thaten sich durch ihre Herzhaftigkeit nicht minder hervor. Es war schon über sechs Wochen her, daß die Belagerung gedauert hatte, als sich ein Vorfall ereignete, der den Siamesern vollends alle Hoffnung benahm, die Franzosen zu Gefangenen zu

machen.

machen. Ein Officier, Namens Saint-Coy, der mit einer kleinen Barke auf der Menam fuhr, sah sich mit einmal von einer großen Menge siamesischer Schiffe umringet, die sich anschickten, ihn aufzuheben. Saint-Coy hatte nicht mehr, als zween Mann, bey sich am Bord, auf deren Herzhaftigkeit er sich glaubte verlassen zu dürfen. Einer von ihnen flüchtete dennoch, und rettete sich mit Schwimmen. Der Officier sah wohl ein, daß er der Menge seiner Feinde unmöglich würde in die Länge widerstehen können. Er entschloß sich also, sein Leben in die Schanze zu schlagen; aber in seinen Untergang wollte er eine große Menge Siameser ziehen. Zu dem Ende vertheilte er auf das Verdeck einen Theil von seinen Pulverhörnern, seinen Granaten, und seine geladnen Flinten; worauf er sich an die Thüre seiner Cajüte begiebt, um den Feind zu erwarten. Es währte nicht lange, so kamen die Siameser zu ihm an Bord; sie steigen haufenweis in die Barke, indem sie einer leicht gewonnenen Beute entgegen zu eilen meynen. So bald Saint-Coy gemerkt hatte, daß die Menge groß genug wäre, steckte er das Pulver in Brand, so daß sie alle zusammen, entweder todt oder doch verwundet, in die Luft flogen. Der brave Officier und sein Soldat litten keinen Schaden; aber die Barke war doch dadurch so übel zugerichtet worden, daß sie bald darauf scheiterte. Die Siameser meynten, er müsse nun kein Pulver mehr haben, und eilten mit gleicher Geschwindigkeit wieder herbey. Augenblicklich

blicklich zündet Saint-Coy verschiedne Pulversäckchen an, die er noch aufgehoben hatte. Der zweyte Angriff auf ihn hatte also gerade den nämlichen Erfolg, wie der erste; alle Siameser, die sich unbedachtsam genug auf sein Schiff gewagt hatten, wurden getödtet oder doch verwundet. Aber Saint-Coy hatte nicht die Zeit, sich ins Wasser zu stürzen, wie seine Absicht gewesen war, und kam mitten unter seinen Feinden ums Leben. Sein Begleiter hingegen, der etwas geschwinder gewesen war, erreichte noch das Ufer des Stromes, und gieng mit dem Säbel in der Faust auf einen Schwarm von Siamesern los, von denen er noch fünfe bis sechse niederhieb. Endlich aber kam er doch um, indem er von der Menge erdrücket ward, ob er gleich bis an den letzten Augenblick noch focht.

Man sollte nicht glauben, was für einen großen Eindruck diese That, welche einige hundert Siameser das Leben gekostet hatte, auf die Gemüther der ganzen Nation machte. Ganzen Schaaren von Indianern jagte seitdem der Anblick eines einzigen Franzosen das größte Schrekken ein. Pitracha selber, ob es ihn gleich aufs äußerste verdroß, daß er mit seinen Armeen von drey bis vier mal hundert tausend Mann dennoch nicht vermögend war, eine solche Handvoll Europäer in seine Gewalt zu bekommen, konnte sich nicht enthalten, die Bewunderung, die ihm die heroische Tapferkeit der Franzosen einflößte, an den Tag zu legen. Er

schrieb an Desfarges: " Das Gerüchte von den
„Heldenthaten der Franzosen wäre ihm zu Oh-
„ren gekommen, und es gienge ihm das trau-
„rige Schicksal, welches so tapfern Leuten be-
„vorstünde, um desto mehr zu Herzen. Du
„hast die Ehre„, fuhr der Usurpator fort,
„über diese tapfern Leute zu commandiren; war-
„um bestehest du nun darauf, sie umkommen zu
„lassen? Begreifst du denn nicht, wenn ich
„auch meine Unterthanen, um ihr Blut zu scho-
„nen, abhalten wollte, euch anzugreifen, daß
„Ihr mit noch fürchterlichern Feinden zu käm-
„pfen haben würdet, als sie sind; mit Hungers-
„noth und Krankheiten? Das einzige Mittel,
„sie zu retten, ist, daß Du Dich hier bey mir
„einfindest, wie Du mir auch Dein Wort ge-
„geben hattest; ich will ihrer Tapferkeit etwas
„zu thun geben, und bin willens, sie mit Gut-
„thaten zu überhäufen„.

Desfarges, der die Denkungsart des Pi-
tracha schon kannte, ließ ihm statt aller Ant-
wort nur mündlich sagen: " wenn seine Lebens-
mittel erschöpfet seyn sollten, so würde er zwar
sammt seiner Besatzung den Platz verlassen, um
ihren Tod mitten unter den Siamesern zu su-
chen; aber indem sie demselben entgegen gien-
gen, hofften sie ihn erst so vielen andern anzu-
thun, daß man im Königreiche Siam an den
Namen der Franzosen gedenken sollte, so lange
die Welt stehen würde„.

Gerade

Gerade um selbige Zeit langten auf dem Menam-Strome zwey Schiffe an, deren Hauptleute und Equipage Franzosen waren. Da sie nun von der vorgefallenen Staatsveränderung noch nichts wußten, ließen sie sich durch die Liebkosungen und Kunstgriffe der Indianer hintergehen und bereden, daß sie sich ausschifften. Kaum aber waren sie mitten unter den Siamesern ans Land gestiegen, so erfuhren sie, was vorgegangen war. Alles, was diese wakkern Leute nunmehr thun konnten, war, daß sie sich mit dem Degen in der Faust freyen Weg bis nach Bancok machten; diese Verstärkung flößte der Garnison neuen Muth ein.

Indessen ärgerte sich Pitracha über die Langwierigkeit dieser Belagerung, und gerieth auf einen Einfall, der den Franzosen ein Schrekken einjagen sollte. Er ließ den Bischof von Metellopolis zu sich holen, und gab ihm Befehl, er solle zum Desfarges gehen, und ihm andeuten: wo fern er sich nicht sammt seiner Besazzung, so wie er ihm vormals sein Wort gegeben hätte, in Louvo einfände; so wollte Er alle Mißionarien und Christen, die sich in seinen Staaten befänden, vor die Mündung der Canonen schließen lassen„.

Der General antwortete, "er verlangte nichts beßres, als die Festung Bancok zu räumen, und sie dem Pitracha zu übergeben; allein die Truppen, die ihm von seinem Herrn anvertrauet wären, würde er nimmermehr der

Willkühr dieses Fürsten preis geben. In sein Vaterland wollte er gern zurückkehren, wie er auch schon zu verschiednen malen dieses Verlangen geäußert hätte; man sollte ihm nur Lebensmittel und Schiffe liefern, um sein Vorhaben zu bewerkstelligen „.

Pitracha konnte sich nicht entschließen, zuzusehen, daß man ihm seinen Raub aus den Händen risse. Allein die Ankunft eines französischen Kriegsschiffes flößte ihm etwas mehr Mäßigung ein. Nunmehr gab er seinen Willen zu einer Unterhandlung; und damit dieselbe desto geschwinder zu Stande kommen sollte, schickte er den Barkalon in das Lager der Armee, die vor Bancok stand. Kurz, nach einigen Conferenzen wurde man einig, daß der König von Siam den Franzosen Lebensmittel und drey Fregatten, um sie nach Pondichery zu bringen, liefern; daß die Franzosen ihr Gewehr und ihre übrigen Effecten ungehindert mitnehmen, und der König von Siam die Franzosen, die man im Königreiche gefangen hielte, auf freyen Fuß stellen; Desfarges hingegen den Bischof von Metellopolis, und einen Negocianten, als Geißeln zurücklassen sollte, damit man wegen der Wiederkunft der Fregatten gesichert wäre.

Eben stand man im Begriffe, den Friedens-Vertrag zu unterzeichnen, als sich ein neuer Zufall hervorthat, der bey einer Haare gemacht hätte, daß die Unterhandlung wieder wäre abgebrochen worden. Der Leser hat weiter

ter oben gesehen, daß Constanzens Wittbe unmittelbar nach dem Tode ihres Ehegatten war in Verhaft genommen worden. Der Usurpator hatte nicht allein ihre Güter und sämmtliches Vermögen confisciret, sondern er ließ sie auch, wegen eines Verdachtes, als ob sie einen Theil davon auf die Seite geschafft hätte, auf die Tortur bringen. Dieses junge und schöne Frauenzimmer fiel, mitten unter dem Geschrey und den Thränen ihrer Famlie, welche die unanständigen Beschimpfungen, die man sie erdulden ließ, mit ansah, in Ohnmacht, und war schon wie halb todt. So gleich schleppte man sie aus ihrem Hause, und brachte sie in einen von den Pferdeställen des Palastes, wo sie einzig und allein noch von den Allmosen der Mißionarien lebte. Also war Constanzens Wittbe eine Gefangene, litt Mangel an allem, war von Kummer und Elend zu Boden gedrückt, und schien schon alle Widerwärtigkeiten des Schicksals erschöpfet zu haben; aber das Verhängniß hatte ihr noch neue Kränkungen zugedacht.

Sie hatte das Unglück, daß ihre Person dem Oya=Soyatan gefiel, dem oben erwähnten grausamen Prinzen, der die Lüderlichkeit so weit getrieben, daß er eine Menge Christen-Mädchen mit Gewalt gezwungen hatte, seinen geilen Willen zu thun. So bald also der Sohn des Usurpators die Frau Constanzen sah, ward er von der heftigsten Flamme gegen sie entzündet, und that ihr die Zumuthung, daß sie sich

seinen Begierden preis geben sollte. Allein die Frau Constanzen, die ein zärtliches Andenken für ihren Gemahl heegte, und überdieß eine fromme, gewissenhafte, und beherzte Dame war, wies die Zumuthungen des Oya mit Abscheu von sich. Soyatan ließ sich nicht abschrecken; er bot der Frau Constanzen seine Hand an, indem er sie zugleich versicherte, es wäre dieses das einzige Mittel, das er noch ausgedacht hätte, um ihren Sohn der Rache des siamesischen Volkes zu entreißen, welches das Gedächtniß seines Vaters auch in diesem jungen Kinde noch verfolgen wollte. Allein die unglückliche Wittbe konnte sich schlechterdings nicht überwinden, sich dem Henker ihres Gemahls in die Arme zu liefern, und nächstdem sich in die Mauern eines Serrails einsperren zu lassen, wo sie eine Menge abgöttische Weibsbilder zur Gesellschaft haben sollte, die unter dem ehrbaren Namen von Gemahlinnen doch im Grunde weiter nichts waren, als Schlachtopfer, die sich der Unzucht und viehischen Geilheit eines Tyrannen preis geben mußten. Sie betheuerte also, man solle ihr in Ewigkeit nicht die Schande nachsagen, sie habe ihr eignes, und ihres Sohnes Leben damit erkaufet, daß sie das Andenken ihres Gemahls beschimpfet.

Soyatan war der Meynung, die Zeit würde wohl nach und nach die Sprödigkeit der Frau Constanzen lindern; er ließ ihr mit mehrerer Achtung begegnen, und gab ihr ein anständiges

Zimmer

Zimmer ein, verstattete ihr auch mehrere Freyheit, als den Weibsbildern in seinem Serrail. Aber alle seine Bemühungen, sich ihre Zuneigung zu erwerben, waren umsonst. Je mehr Liebe er ihr bezeigte, desto mehr Zeichen des Hasses und Abscheues ließ sie gegen ihn blicken. Der Prinz wurde ganz wütend; er entschloß sich endlich gar, Gewalt zu brauchen, um seine Begierden zu stillen. Er ließ den unglücklichen Gegenstand seiner Leidenschaft durch vier Mohren aufheben, welche sie ihm in sein Zimmer getragen brachten. Allein diese Frau erhob ein klägliches Jammergeschrey, sie war augenscheinlich vor Verdruß und Entsetzen dermaaßen außer sich, daß Soyatan in Sorgen gerieth, sie möchte vor seinen Augen des Todes seyn, und sie in ihr Zimmer zurück führen ließ. Es währte aber nicht lange, so gereute es ihn wieder, daß er seiner Meynung nach gar zu nachgebend gewesen war. Er schickte seinen Arzt zu der Frau Constanzen ins Zimmer, und ließ ihr andeuten: "sie müsse sich zu einem von beiden entschließen; entweder sie und ihr Sohn müßten sterben, oder sie müßte sich dem Willen des Prinzen ergeben„.

Die tugendhafte Japoneserinn, die in ihrer Entschließung durch den Muth und die Beredtsamkeit ihrer Großmutter unterstützet wurde, welche nicht müde ward, ihr die Tugend und den Ruhm ihrer Vorfahren zu Gemüthe zu führen, die in den japonesischen Christen-Verfolgun-

gen die Krone der Märtyrer erlanget hatten, verachtete die Drohungen ihres unwürdigen Liebhabers. Auf der Stelle ließ sie demnach dieser Niederträchtige des Verbrechens der Unterschlagung königlicher Gelder anklagen, weil man unter den Papieren ihres Gemahls die Berechnung von einigen Summen Geldes gefunden hatte, ohne Specification, wofür diese Gelder ausgegeben worden waren. Die Frau Constanzen erschien also vor den Richtern, die der Prinz ingeheim erkaufet hatte. Sie rechtfertigte sich ohne Mühe so, daß man nichts einwenden konnte. Allein wie sehr mußte sie erstaunen, als sie den Tag darauf einen von ihren Richtern in ihr Zimmer treten sah, der ihr andeutete: " wofern Soyatan nicht binnen drey Tagen von ihr befriediget wäre; so hätte sie sich darauf gefaßt zu halten, daß sie, so wie ihre sämmtlichen Anverwandten und Blutsfreunde, wegen des vermeynten Verbrechens der Unterschlagung königlicher Gelder, darüber sie angeklagt worden wäre, hundert Stockschläge empfangen sollte ". Die Frau Constanzen erstaunte und erschrak; sie fragte ihn aber, ob er wohl die Ungerechtigkeit begehen, und eine unglückliche Frau, von deren Unschuld er doch überzeuget wäre, zur Strafe verurtheilen könnte? " Ganz unfehlbar ", war des Mandarins Antwort, " wenn ich es anders machen wollte; so wäre ich selber ein unglücklicher Mann "! — " Nun dann "! erwiederte die Frau Constanzen, " so thue nur, was deines Amtes ist, ich bin auf alles gefaßt; aber

„der

„der Soyatan soll sich nur alle Hoffnung auf
„ewig vergehen lassen, über die Tugend einer
„Frau zu triumphiren, die ihm bis auf den Tod
„wird Trotz zu bieten wissen„.

So bald der dreytägige Aufschub verflossen war, wurde die Frau Constanzen vor das nämliche Tribunal gefodert, und wegen Anwendung der Summen, über deren Unterschlagung man sie angeklagt hatte, zum zweyten male befraget. Sie antwortete, wie das erste mal: "Da sie sich niemals in ihres Mannes Geschäffte gemengt hätte; so wäre es etwas erschreckliches, daß man sie wegen solcher Gelder, die sie niemals mit den Augen gesehen hätte, zur Rechenschaft ziehen wollte„. Auf diese Antwort verurtheilte sie der Gerichtshof, auf der Stelle hundert Stockschläge zu empfangen; sie hatte aber noch nicht die Hälfte davon ausgehalten, als sie in Ohnmacht sank. Man schenkte ihr die übrigen, aus Furcht, daß sie unter den Schlägen ihren Geist aufgeben möchte. So bald sie wieder zu sich selbst kam, war der erste Gegenstand, der sich ihren herum irrenden Augen darbot, ihre Tanten, ihre Brüder und ihre Vettern, allesammt auf dem Fußboden liegend, und von Stockschlägen ganz mürbe geschlagen. Soyatan hatte die nämliche Klage wider sie alle zusammen anhängig machen, und alle ohne Unterschied zu einerley Strafe verurtheilen lassen, um es ihnen zu vergelten, daß sie die Frau Constanzen wider ihn in ihrer Tugend bestärket hatten.

Kaum war diese wackre Frau, deren Schicksal das größte Mitleiden verdiente, von ihren Wunden und Contusionen einiger Maaßen wieder geheilt, so brachte man sie aus Louvo nach Judia. Man führte sie in den Palast des Königs, wo man ihr ein schönes Zimmer anwies, welches Soyatan für sie bauen und aufputzen ließ. Diese Neuigkeit, die ihr nichts tröstlicheres versprach, als daß sie abermalige Kämpfe würde auszuhalten haben, schlug ihren Muth noch mehr nieder, als die Stockschläge, die sie bereits erduldet hatte. Sie faßte aber den edelmüthigen Entschluß, tausendmal lieber ihr Leben hinzugeben, als einem so unbändigen und unmenschlichen Liebhaber zur Beute zu werden. Kurz darauf wurde sie durch die Herzhaftigkeit eines französischen Officiers der Wut des Soyatan aus den Klauen gerissen. Damit gieng es folgender Maaßen zu.

Die Mutter der Frau Constanzen war bey dem Unglücke, welches ihre Familie traf, gleich anfangs nach dem Quartiere der Japoneser geflüchtet. Hier wurde sie gefährlich krank, und verlangte ihre Tochter noch einmal zu sehen, ehe sie stürbe. Die Siameser, die mit den Chinesern beynah einerley Sitten haben, beweisen ihren Aeltern die größte Ehrerbietung, und es wird nichts bey diesem Volke so heilig gehalten, als die Pflichten der Aeltern gegen die, denen sie ihr Leben zu danken haben. Die Frau Constanzen suchte also um die Erlaubniß an, zu ihrer Mutter

ter zu gehen, um sie zu sehen und ihr Trost zuzusprechen, welches ihr auch zugestanden ward. In dem Hause, wo ihre Mutter wohnte, traf sie einen jungen französischen Officier, Namens Sainte-Marie an, dem ehemals Constanz einige gute Dienste bewiesen hatte. Dieser wackre, unerschrockne und dankbegierige Europäer bot der Wittbe seines Wohlthäters seine Dienste an. Die Frau Constanzen bedachte sich keinen Augenblick, sein Anerbieten anzunehmen, und that ihm den Antrag, daß er sie mit ihrem Sohne nach Bancok bringen möchte. Sainte-Marie gab ihr sein Ehrenwort, kam auch folgende Nacht wirklich zu ihrer Mutter, wo er sie abholte, und mit ihrem Sohne nebst einer Kammerfrau auf ein Ruderschiff brachte, welches er auf dem Strom in Bereitschaft hielt, wo sie sich dann einschiffte, ohne daß es von einem Menschen wäre wahrgenommen worden.

Allein damit war es noch nicht genug; sondern nunmehr mußte er sie auch bis nach Bancok, mitten durch eine unzähliche Menge Corps-de-Garden bringen, die man auf beiden Ufern des Stroms vertheilet hatte, damit sie alle Schiffe, bey denen man keine Frey-Pässe anträfe, in Beschlag nehmen könnten. Die Frau Constanzen, der die Gefahr, welche ihr drohete, gar nicht unbekannt war, beschwor ihren großmüthigen Erretter aufs innständigste, daß er sie bey der geringsten Bewegung, welche die Siameser etwan machen wollten, um ihn anzugreifen,

sen, mit ihrem Sohn in den Strom stürzen sollte; aber das Ruderschiff, welches sehr klein war, wurde nicht bemerket, und gelangte am folgenden Morgen glücklich nach Bancok.

Die Besatzung gab der Herzhaftigkeit des Sainte-Marie mit außerordentlichen Freudensbezeigungen lauten Beyfall wegen dieser That; aber Desfarges, dem das Leben der Franzosen anvertrauet war, mißbilligte das Unternehmen des französischen Officiers, und erklärte sich ohne Umstände, er würde ihn strafen, und die Frau Constanzen an die Siameser wieder ausliefern, welche sie auch schon zurückgefodert, und betheuert hatten, daß sie die Capitulation nimmermehr unterschreiben würden, wo fern man sie ihnen nicht wieder herausgäbe. Es ist unbeschreiblich, was für einen Kummer diese unglückliche Dame empfand, da sie hörte, daß sie sich auf den Schutz der Franzosen, welche sie jederzeit als ihre Schutz-Engel betrachtet hatte, keine Rechnung machen dürfte. "Wie,,? rufte sie seufzend aus, "soll denn nun Constan„zens Wittbe die einzige unglückliche Person in „der Welt seyn, die unter dem Paniere der Fran„zosen keine Freystadt findet,,? Die Thränen, die Klagen, die Verzweiflung dieser Dame rührten die Officiers ungemein. Sie führten alle zusammen dem Desfarges zu Gemüthe, es würde eine Schande, und eine Niederträchtigkeit seyn, wenn man die Wittbe eines Mannes, der ihrer Nation die größten Dienste zu leisten

jeder-

jederzeit willig gewesen wäre, itzt der Willkühr der Siameser preis geben wollte. Desfarges hielt zweymal Kriegsrath, um die Officiers dahin zu bringen, daß sie ihren Entschluß ändern möchten; er richtete aber nichts aus. Vergebens stellte er ihnen vor, wenn er itzt einer Frau mit ihrem Kinde die verlangte Freystadt gäbe, so setzte er dadurch das Leben aller Christen in Gefahr, die sich im Königreiche Siam aufhielten; die Großmuth behielt die Oberhand über die Gefahr, und die Officiers betheuerten einmüthig und einstimmig, daß sie ihren letzten Blutstropfen für die Sicherheit einer Frau vergießen wollten, die sich einmal unter den Schutz Frankreichs begeben hätte.

Desfarges konnte freylich nicht anders glauben, als daß diese Großmuth der Officiers schlechterdings unglückliche Folgen für die Franzosen haben müßte, ohne daß die Frau Constanzin am Ende vor der Gefahr gesichert wäre, und faßte den Entschluß, seine ganze Autorität anzuwenden, um sie den Siamesern wieder in die Hände zu liefern. Ehe er aber Gewalt brauchte, schickte er den Bischof von Metellopolis zu der Frau Constanzin, sie zu bereden, daß sie von freyen Stücken zurück gienge. Der Prälat stellte ihr vor, daß sie durch ihre Flucht nach Bancok das Seminarium, ihre eigne Familie, und alle Franzosen in die äußerste Gefahr setzte. Er ermahnte sie, sich für das gemeine Beste großmüthig aufzuopfern; aber des Bischoffs Ansehen

sehen und Beredtsamkeit waren vergeblich. Die Frau Constanzen antwortete ihm mit großer Entschlossenheit, es gäbe in ihren Augen keinen Vortheil, der ihre Ehre und die Religion ihres Sohnes überwiegen dürfte, die sich bey dieser Sache in gleich großer Gefahr befänden; und sie wäre entschlossen, in Bancok zu bleiben, bis man sie mit Gewalt heraus risse. Welches auch bald darauf geschah. Es kam ein französischer Officier, der sie mit ihrem Sohne im Namen des Gouverneurs aufhob, und sie zitternd und ganz außer sich bis nach dem Ruderschiffe brachte, welches die Siameser bereit hielten, sie zu empfangen.

Die Frau Constanzin gelangte gar bald wieder nach Judia; jedoch wiederfuhr ihr nichts von den üblen Begegnungen, die sie zu befürchten Ursache gehabt hatte. Soyatan entsagte seiner Neigung zu einer Frau, die eher fähig war, das äußerste zu wagen, als die Beyschläferinn des Henkers von ihrem Gemahl zu werden. Aber die Niederträchtigkeit begieng er doch, daß er sich an dem Sohne wegen der Verachtung rächte, welche die Mutter gegen ihn vor den Augen des ganzen Königreichs an den Tag gelegt hatte. Dieses junge Kind, das für den Soyatan auf keine Weise eine Ursache der Furcht oder Unruhe seyn konnte, ward hingerichtet; und die Frau Constanzin verurtheilte man, ihre Lebenszeit in den Küchen des Palastes zuzubringen. Dieß war also das Schicksal einer

Frau,

Frau, die schon auf dem Puncte gestanden hatte, die Königinn eines großen und reichen Königreiches zu werden.

Mittlerweile wurde die Unterhandlung, die durch den Vorfall mit der Frau Constanzen unterbrochen worden war, begierig wieder angefangen, und der Friedens-Vertrag unterzeichnet. Die Siameser lieferten den Franzosen Lebensmittel, und drey Fregatten, auf welchen sich die Besatzung nebst den Mißionarien einschiffte; die Franzosen gelangten auch im Monat Februar 1689 glücklich nach Pondichery.

Der blutige Krieg, den damals Ludwig der Vierzehnte wider ganz Europa zu führen hatte, welches über seinen Ruhm und sein Kriegsglück mißgünstig war, hielt ihn doch nicht ab, ein mächtiges Geschwader von Kriegsschiffen nach der indianischen See zu schicken, um wegen des Todes seines Bundesgenossen, des vorigen Königs von Siam, Rache zu üben; aber die Macht der Engländer und Holländer in Indien that den Wirkungen seines gerechten Unwillens Einhalt, und wendete von dem Königreiche Siam das Ungewitter noch ab, welches ihm gedrohet war.

Ende des zehnten und letzten Bandes.

Innhalt.

Innhalt.